This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Vorträge und Abhandlungen.

Von

F. X. von Wegele.

Herausgegeben von R. Graf Du Moulin Eckart.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1898.

Vorträge und Abhandlungen.

Vorträge und Abhandlungen.

Von

F. X. von Wegele.

Herausgegeben von R. Graf Du Moulin Eckart.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1898.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Am 24. Mai 1889 schrieb Wegele an seinen besten Freund, Geheimrat Dr. Carl von Hegel in Erlangen: „Im Augenblicke bin ich damit beschäftigt, meine größeren Aufsätze u. dergl. über fränkische Geschichte zusammenzustellen und zu revidieren, um sie drucken zu lassen; es befindet sich meiner Meinung nach doch einiges Gute oder doch nicht geradezu Schlechtes darunter, und wenn ich nicht mehr sein werde, weiß ich gewiß, daß sich niemand mehr darum kümmert. So will ich es denn selber thun." Indessen blieb die begonnene Arbeit liegen und schließlich nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. So war die Ausführung seines Willens eine Pflicht der Pietät, die ich auf Wunsch der Frau Geheimrat von Wegele gerne übernommen habe. In diesem Sinne übergebe ich der Öffentlichkeit die „Vorträge und Abhandlungen" des Mannes, der mit der Universitätsstadt am Main und der fränkischen Geschichte so enge verwachsen war. Es war ja eine der Hauptaufgaben, die er sich gestellt hatte, eine ostfränkische Geschichte zu schreiben, für die er weitgehende Vorarbeiten gemacht hat und die lediglich aus äußeren Gründen unvollendet geblieben ist, wenn er sie auch bis an sein Ende nicht aus den Augen verlor. Beweis dafür ist die Mehrzahl der hier gesammelten Aufsätze. Doch lag es im Interesse der Publikation, auch andere Arbeiten heranzuziehen, um so ein Bild zu geben von dem weiten Gebiete, welches den Heimgegangenen in seinem langen, getreuer Arbeit gewidmeten Leben beschäftigt hat: dem gleichen Zwecke mag das beigegebene Verzeichnis von Wegeles Schriften dienen.

Indem ich hier eine Pflicht warmer Dankbarkeit geübt, drängt es mich zugleich, Herrn Geheimrat Dr. Carl von Hegel, der schon vor Jahren auf die Publikation hingewiesen und hingewirkt, und jetzt auch mir mit Rat und That behülflich gewesen ist, meinen verehrungsvollen Dank auszusprechen.

Heidelberg, Juni 1898.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Chronologisches Verzeichnis der von Wegele veröffentlichten Schriften . . .	IX
Kaiser Friedrich I. Barbarossa. Vortrag, gehalten zu Würzburg am 23. November 1871	1
Wirzburg im 12. Jahrhundert. Vortrag, gehalten zu Würzburg am 12. Dezember 1872	19
Kanzler Konrad (1884)	32
Graf Otto von Hennenberg-Botenlauben und sein Geschlecht. Vortrag, gehalten im Dezember 1874 in Würzburg	52
Die heilige Elisabeth von Thüringen (1861)	70
Die Sage von der Wiederkunft Kaiser Friedrichs II. Ein Vortrag	102
Fürstbischof Gerhard und der Städtekrieg im Hochstift Wirzburg. Ein Vortrag, gehalten zu Würzburg (1861)	116
Götz von Berlichingen und seine Denkwürdigkeiten	141
Wilhelm von Grumbach (1503—1567)	173
Die deutsche Memoirenlitteratur (1883)	192
Frau Baron von Oberkirch (1896)	219
Franz O. Oberthür	233
Eulogius Schneider (1877)	242
Die Reformation der Universität Würzburg. Festrede zur Jahresfeier der Julius Maximilians-Universität am 2. Januar 1863	271
Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg. Ein Vortrag, gehalten am 19. Februar 1885 zu Würzburg	291
Alexis von Tocqueville (1868)	310
Die Töchter des Hauses Wittelsbach (1881)	342
König Max II. von Bayern und Leopold von Ranke (1881)	356
Zur Kritik der neuesten Litteratur über den Rastadter Gesandtenmord (1890)	369

Chronologisches Verzeichnis

der von Wegele veröffentlichten Schriften.

(Die mit * bezeichneten Schriften sind in diesem Band abgedruckt.)

1850.

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 85 S.

1852.

Dantes Leben und Werke. Kulturgeschichtlich dargestellt. Jena, Fr. Mauke. VIII und 463 S.

1854.

Annales Reinhardsbrunnenses. Zum erstenmal herausgegeben Namens des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde. (Thüringische Geschichtsquellen I. Band). Jena, Fr. Frommann. 392 S.

1855.

Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz. Jena, Fr. Mauke. VI u. 40 S.

Chronicon Ecclesiasticum Nicolai de Siegen O. S. B. Namens des Vereins für thüringische Geschichte zum erstenmal herausgegeben (Thüringische Geschichtsquellen II. Band). Jena, Fr. Frommann. XVI und 510 S.

1859.

Bespr. von Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde. H. Z. I, 250 f.

Bespr. von Schwarz, Das erste Jahrzehnt der Universität Jena, ebda. I, 515.

Bespr. von Sachs, Geschichte des Hochstifts und der Stadt Eichstädt, ebda. 518.

Bespr. von Enderlein, Die Reichsstadt Schweinfurt während des letzten Jahrzehnts ihrer Reichsunmittelbarkeit. II. Bd. ebda. II, 548.

Wilhelm von Grumbach. ebda. II, 408—442.

Bespr. von Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, ebda. II, 518—520.

1860.

Der Hof zum Grafen Eckard zu Wirzburg. Würzburg, Stahel. 32 S.

Bespr. vom 16. Band der der Scriptores Monum. German. histor. H. Z. III, 210—213.

Beſpr. von „Düringiſche Chronik“ des Johann Rothe. Herausgegeben von R. v. Liliencron.

1861.

*Fürſt Biſchof Gerhard und der Städtekrieg im Hochſtift Würzburg. Ein Vortrag. Mit Anmerkungen und urkundlichen Beilagen. Nördlingen, C. H. Beck. 62 S.

*Die heilige Eliſabeth von Thüringen. H. Z. V, 351—397.

Beſpr. von „Limpurger Chronik des Johannes“, herausgegeben von C. Roſſel. Ebda. V, 486—488.

Beſpr. von „Zeitſchrift des Vereins für thüringiſche Geſchichte ꝛc.“ IV, 1, 2. Ebda. V, 534.

Beſpr. von „Archiv des hiſt. Vereins von Unterfranken ꝛc.“ XV, 2, 3 und von „28. Jahresbericht des hiſt. Vereins von Mittelfranken.“ Ebda. 537—539; 539 f.

Beſpr. vom „Liber de Rebus memorabilibus sive chronicon Henrici de Hervordia.“ Ebda. V, 585—588.

Beſpr. von Michelſen, Die Landgrafſchaft Thüringen unter den Königen Adolf, Albrecht und Heinrich VII. Ebda. V, 535.

1862.

Beſpr. von „Hennebergiſches Urkundenbuch“. Herausgegeben von G. Brückner. H. Z. VII, 574 f.

Beſp. von „Archiv des hiſt. Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg“. XVI, 1. Ebda.

1863.

Monumenta Eberacensia. Namens des Vereins für Unterfranken und Aſchaffenburg herausgegeben. Nördlingen, Beck. XVIII und 176 S.

*Die Reformation der Univerſität Würzburg. Feſtrede zur Jahresfeier der Stiftung der Julius Maximilians-Univerſität am 2. Januar 1863. 4°. Würzburg. 40 S.

Beſpr. von Lommel, Allgemeine Frankengeſchichte. H. Z. IX, 562 f.

Beſpr. von „Archiv des hiſt. Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg“, ebda. IX, 563.

Beſpr. von Enderlein, Die Reichsſtadt Schweinfurt, ebda. IX, 564.

Beſpr. von Kretzer, Geſchichte des Centgerichts und der Pfarrei Maßbach, ebda. IX, 566 f.

Beſpr. von Zeitſchrift des hiſt. Vereins für das württembergiſche Franken, ebda. IX, 576 f.

1864.

Zur Litteratur und Kritik der Fränkiſchen Nekrologien. Nördlingen, Beck. XI und 75 S.

Beſpr. von Knochenhauer, Geſchichte Thüringens in der karolingiſchen und ſächſiſchen Zeit. H. Z. XI, 540—542.

Beſpr. von Rein, Thuringia sacra, ebda. XI, 542 f.

Beſpr. von Archiv für ſächſiſche Geſchichte I, 2—4; II, 1—2, ebda. XI, 533—535.

Beſpr. von O. Lorenz, Deutſche Geſchichte im 13. und 14. Jahrhundert, ebda. 437—439.

Beſpr. von M. G. S. S. XVIII, ebda. XI, 434—436.

1866.

Bespr. von Archiv für sächsische Geschichte II, 3, 4; III, 1—4, ebda. XIII, 561—563.
Bespr. von Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches, IV. Band, ebda. XV, 211—213.
Bespr. von O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert I, 1, ebda. XV, 213 f.

1867.

Bespr. von O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert, II, 2. H. Z. XVIII, 750 f.
Historisches Album der Stadt Würzburg. 32 photograph. Ansichten. Mit einer geschichtlichen Einleit. von Dr. Fr. X. Wegele. (Herausgegeben von V. Jos. Stahel, quer 4°.)

1868.

*Alexis von Tocqueville. H. Z. XX, 132—170.
Bespr. von Fontes Rerum Germanicarum. Herausgegeben von Joh. Fr. Böhmer, Bd. IV, ebda. XX, 425—428.

1869.

Bespr. von M. G. S. S. XX. H. Z. XXI, 190—193.
Bespr. von Ortloff, Geschichte der Grumbachischen Händel I, ebda. XXI, 199—203.

1870.

Friedrich der Freidige, Markgraf von Meißen, Landgraf von Thüringen und die Wettiner seiner Zeit (1247—1325). Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reiches und der wettinischen Länder. Nördlingen, C. H. Beck. VII und 466 S.
Bespr. von Busson, Die florentinische Geschichte der Malespini und deren Benutzung durch Dante. H. Z. XXIV, 248—250.
Bespr. von Fraustadt, Die Geschichte des Geschlechtes von Schönberg. I. Bd., ebda. XXIV, 202.
Bespr. von Falke, Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirtschaftlicher Beziehung, ebda. XXIV, 201.
Bespr. von Hase, Sebastian Frank von Wörd, ebda. XXIV, 170 f.
Bespr. von Falke, Geschichte des deutschen Zollwesens, ebda. XXIV, 162 f.
Bespr. von Ludwig Häusser, Gesammelte Schriften, I. Bd., ebda. XXIII, 419—421.

1871.

*Kaiser Friedrich Barbarossa. Ein Vortrag, gehalten zu Würzburg am 23. November 1870. Nördlingen, Beck.
Bespr. von O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, H. Z. XXV, 382—384.
Bespr. von Häusser, Gesammelte Schriften, II. Bd., ebda. 391—392.

1872.

Bespr. von Knochenhauer, Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses, herausgegeben von Menzel und Ufinger. H. Z. XXVII, 464—468.

1873.

*Wirzburg im 12. Jahrhundert. Vortrag, gehalten zu Würzburg am 12. Dezember 1872. Zeitſchrift für Deutſche Kulturgeſchichte. N. F. II. Jahrg.

1874.

*Götz von Berlichingen und ſeine Denkwürdigkeiten. Zeitſchrift für Deutſche Kulturgeſchichte. N. F. III. Jahrg., 129—166.

1875.

Vorwort zur Allgemeinen Deutſchen Biographie, vom Januar 1875, in deren Redaktion Wegele im Jahre 1873 für die politiſche Geſchichte eingetreten war (gemeinſam mit R. von Liliencron).
Beſpr. von Geiger, Petrarca und Attilio Hortis, Scritti inediti di Francesco Petrarca. H.-Z. 33, 160—163.
Adam, Abt von Ebrach in der A. D. B. I, 42.
Adalbero, Biſchof von Würzburg, ebda. I, 54 f.
Adolf von Naſſau, ebda. I, 89—92.
Albrecht I., ebda. I, 224—227.
Albrecht der Unartige, ebda. I, 276—279.
Aldgisl, ebda. I, 327.
Anton, Biſchof von Bamberg, ebda. I, 486.
Arnold, Erzbiſchof von Mainz, ebda. I, 578 f.
Aventin, ebda. I, 700—704.
H. L. Chr. Bacmeiſter, ebda. I, 757.
L. Baczko, ebda. I, 278.
Balduin IX. von Flandern, ebda. II, 9—11.
Abt Balthaſar von Fulda, ebda. II, 24—27.
Chr. K. Barth, ebda. II, 93 f.
Aug. Beck, ebda. II, 209 f.
K. Fr. Becker, ebda. II, 222 f.
Joh. Chr. Becmann, ebda. II, 240 f.
Begga, II, 272 f.
Heinr. Beitzke, II, 295 f.
H. W. Benſen, II, 341 f.
Matth. Bernegger, II, 412 f.
Berthold von Henneberg-Sternberg, Biſchof von Würzburg, II, 531—534.
Nikol. von Bibra, II, 613.
J. H. Böcler, II, 792.
*Graf Otto von Hennenberg-Botenlauben und ſein Geſchlecht (1180—1250). Würzburg, Stuber. 34 S.

1876.

Göthe als Hiſtoriker. Würzburg, Stuber. 40 S.
Joh. Gottl. Böhme, in der A. D. B. III, 72.
Graf Otto von Botenlauben, ebda. III, 194.
M. S. Boxhorn, ebda. III, 218.
Gabr. Gottfr. Bredow, ebda. III, 282.
K. Breyer, ebda. III, 324 f.
E. Brotuff, ebda. III, 365

J. G. Biedermann, ebda. III, 793 f.
Bischof Christian von Samland, ebda. IV, 176.
G. Chr. Crollius, ebda. IV, 604 f.
Fr. Damberger, ebda. IV, 716.

1877.

* Eulogius Schneider. H. Z. XXXVII, 257—292.
Marie Sus. Degenfeld in der A. D. B. V, 26 f.
Markgraf Diezmann von Osterland, ebda. V, 220—222.
Otto von Eberstein, ebda. V, 583.
Joh. Gg. von Eckhardt, ebda. V, 627—631.
Heinrich Eckstorm, ebda. V, 636.
Graf Edzard von Ostfriesland, ebda. V, 650.
Bischof Embrico von Würzburg, ebda. VI, 79 f.
Joh. Fr. Falcke, ebda. VI, 546 f.
Joh. Heinr. Falkenstein, ebda. VI, 555 f.
Corpus Regulae seu Kalendarium Domus S. Kiliani Wirceburgensis saecula IX—XIV amplectens. Abh. der Münch. Akad. III. Kl. XIII, 3.

1878.

Bespr. von Fr. von Hurter und seine Zeitgenossen. H. Z., XXXIX, 503 f.
Bespr. von G. Weber, Friedrich von Schlosser als Historiker und B. Erdmannsdörffer, Gedächtnisrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags von Fr. von Schlosser, ebda. XXXIX, 120—123.
Franz Ludwig von Erthal, Bischof von Würzburg in der A. D. B. VII, 310—314.
Marqu. Freher, ebda. VII, 334 f.
Friedrich der Freidige, Markgraf von Meißen, ebda. VII, 560—563.
Friedrich Tuto, Markgraf von Meißen, ebda. VII, 563 f.
Friedrich von Wiersberg, Bischof von Würzburg, ebda. VIII, 60—63.
Lorenz Fries, ebda. VIII, 83 f.
Joh. Chr. Gatterer, ebda. VIII, 410—413.
J. L. L. Gebhardi, ebda. VIII, 482.
Bischof Gerhard von Würzburg, ebda. VIII, 747—756.

1879.

Die neueste historische Litteratur in Thüringen. H. Z. XLI, 293—309.
Dante Alighieri's Leben und Werke im Zusammenhange dargestellt. Dritte, teilweise veränderte und vermehrte Auflage. Jena, Fischer. XIV, 629 S. (2. Aufl. 1865.)
Wilh. Fr. Ghillany in der A. D. B. IX, 143 f.
Marqu. von Grumbach, ebda. X, 8 f.
* Wilhelm von Grumbach, ebda. X, 9—22.
Joh. Gerh. Gruner, ebda. X, 41.
Peter Haarer, ebda. X, 260.
Fr. Häberlin, ebda. X, 274 f.
Sim. Fr. Hahn, ebda. X, 372 f.
Chr. E. Hanselmann, ebda. X, 528 f.
Joh. Ad. Hartmann, ebda. X, 685 f.

1880.

Beſpr. von Heſſiſches Urkundenbuch, I. Teil (Publ. u.ſ.w. aus den Preuß. Staatsarchiven). H. Z. XLIV, 533—535.
Arn. Herm. Ludwig Heeren in der A. D. B. XI, 244—246.
Biſchof Heinrich I von Würzburg, ebda. 629—632.
Chr. Gottl. Heinrich, ebda. XI, 643.
Biſchof Hermann I. von Würzburg, ebda. XII, 158—162.
M. Herrgott, ebda. XII, 212—214.
Bernh. Hertzog, ebda. XII, 251.

1881.

*Zur Kritik der neueſten Litteratur über den Raſtadter Geſandtenmord. H. Z. XLVI, 193—230.
*Die Töchter des Hauſes Wittelsbach. Beil. z. Allg. Zeitung Nr. 100.
Beſpr. von G. Buchholz, Die Würzburger Chronik. H. Z. XLVI, 301—304.
Fr. Hortleder in der A. D. B. XIII, 165—169.
Karl Dietr. Hüllmann, ebda. XIII, 330—332.
Friedr. von Hurter, ebda. XIII, 431—444.
Fr. A. D. Jaeger, ebda. XIII, 646.
Biſchof Johann I. von Würzburg, ebda. XIV, 442—445.
Biſchof Johann II. von Würzburg, ebda. XIV, 445—450.
Mich. von Iſſelt, ebda. XIV, 641.
Julius Echter von Meſpelbrunn, ebda. XIV, 671—684.

1882.

Geſchichte der Univerſität Würzburg. Im Auftrag des königl. akademiſchen Senats. Würzburg, Stahel. I. Teil. Geſchichte. VIII und 509 S. II. Teil. Urkundenbuch. XV und 538 S. (III. Teil unvollendet. Das Manuſkript auf der K. Univerſitätsbibliothek zu Würzburg).
Karl Auguſt, Großherzog von Sachſen-Weimar in der A. D. B. XV, 338—355.
Karl von Fechenbach, Fürſtbiſchof von Würzburg, ebda. XV, 791 f.
St. Kilian, ebda. XV, 735 f.
Joh. Dav. Köhler, ebda. XVI, 442 f.
Konrad von Thüngen, Biſchof von Würzburg, ebda. XVI, 632—634.

1883.

Lambert von Brunn, Biſchof von Bamberg, ebda. XVII, 541—547.
Andr. Lamey, ebda. XVII, 568.
K. Leib, ebda. XVIII, 172.
Gottfr. Lengnich, ebda. XVIII, 255—257.
Heinrich Leo, ebda. XVIII, 288—294.
Karl Peter Lepſius, ebda. XVIII, 418 f.

1884.

*Kanzler Konrad, Hiſt. Taſchenbuch, 6. Folge. 3. Jahrg. S. 31—71.
Bericht über die neuere hiſtoriſche Litteratur über Oſtfranken. H. Z. LI, 140—147.

*Die deutsche Memoirenlitteratur. Deutsche Rundschau X, 10, S. 72—97.
Joh. Wilh. Loebell, in der A. D. B. XIX, 35—38.
Heinrich Luden, ebda. XIX, 370—375.
Konrad Mannert, ebda. XX, 199 f.
Nikolaus Marschalk, ebda. XX, 431 f.

1885.

Geschichte der deutschen Historiographie. München und Leipzig, Oldenbourg. VII und 1093 S.
*Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg. Ein Vortrag, gehalten am 19. Februar 1885. Beil. zur Allg. Zeitung 151/52.
Sigmund Meisterlin in der A. D. B. XXI, 264—266.
Melchior Zobel, Bischof von Würzburg, ebda. XXI, 286—289.
Joseph Milbiller, ebda. XXI, 728 f.
Daniel Wilh. Moller, ebda. XXII, 124.
Justus Moeser, ebda. XXII, 385—390.
Hermann Müller, ebda. XXII, 559—561.
Joh. Joach. Müller, ebda. XXII, 583.
Johannes von Müller, ebda. XXII, 587—610.

1886.

Trudpert Neugart, ebda. XXIII, 492—494.
Erasmus Neustetter, ebda. XXIII, 557 f.
Nicolaus von Siegen, ebda. XXIII, 627 f.

1887.

Friedrich August Nöffelt, ebda. XXIV, 24 f.
*Franz Oberthür, ebda. XXIV, 107—112.
Felix Papencordt, ebda. XXV, 140 f.
Leonhard Pappus, ebda. XXV, 164 f.
Karl Friedrich Pauli, ebda. XXV, 790.
Christ. Franz Paullini, ebda. XXV, 279—281.

1888.

Bericht über die neuere Litteratur über Ostfranken. H. Z. LX, 546—555.
Johannes Posthius in der A. D. B. XXVI, 473—477.
Friedrich von Raumer, ebda. XXVII, 403—414.
Friedrich Rehm, ebda. XXVII, 600 f.

1889.

Über Deutsche Dantestudien der letzten Jahrzehnte. Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte. N. F. II, 298—316.
Bespr. von Human, Chronik der Stadt Hildburghausen. H. Z. LXIII, 475 f.
Joh. Paul Reinhard in der A. D. B. XXVIII, 38 f.
Peter v. Richarz, Bischof von Speyer und Augsburg, ebd. XXVIII, 424—426.
Richeza, Königin von Polen, ebda. XXVIII, 439—442.

Nikolaus Rittershauſen, ebda. XXVIII, 701 f.
Werner Rolevinck, ebda. XXIX, 72 f.
Sebaſtian von Rotenhan, ebda. XXIX, 299—301.
Johann Rothe, ebda. XXIX, 350 f.
Rudolf von Scherenberg, Biſchof von Würzburg, ebda. XXIX, 566—569.

1890.

Aventin. Bamberg, Buchner. 70 S. (X. Bd. der bayeriſchen Bibliothek). Mit Zeichnungen von Peter Halm und Toni Grubhofer.
G. Rüxner, in der A. D. B. XXX, 62.
Kaſpar Sagittarius, ebda. XXX, 171.
Nikolaus Schaten, ebda. XXX, 615.
Joh. von Schiphower, ebda. XXXI, 306 f.
Friedrich Chriſtoph von Schloſſer, ebda. XXXI, 533—541.
M. Ign. Schmidt, ebda. XXXII, 6—8.
Eulogius Schneider, ebda. XXXII, 103—108.
Karl Fr. Schöpf, ebda. XXXII, 354.
Johann Ad. von Schultes, ebda. XXXII, 692.
Ludwig Aug. Schultes, ebda. XXXII, 692.
Konrad Sam. Schurtzfleiſch, ebda. XXXIII, 97—99.
Joh. Bapt. Schwab, ebda. XXXIII, 155—157.
War der Dichter der Göttlichen Komödie der Verfaſſer der Schrift „de monarchia“? D. Z. f. G.-W. VI, 78 ff.
*König Max II. von Bayern und Leopold von Ranke. Beilage zur Allg. Zeitung Nr. 12.
Beſpr. von Monumenta Castellana. Herausgegeben von P. Wittmann. H. Z. LXVII, 305—312.

1892.

Sigmund, Herzog von Sachſen, Biſchof von Würzburg, in der A. D. B. XXXIV, 297—300.

1893.

Beſpr. der „Familienchronik des Ritters Michael von Ehesheim. Herausgegeben von Chr. Meyer. H. Z. LXX, 339 f.
Philipp Ernſt Spieß, in der A. D. B. XXXV, 183—185.
Ludwig Timoth. Spittler, ebda. XXXV, 212—216.
Johann Sporſchil, ebda. XXXV, 277 f.
Placidus Sprenger, ebda. XXXV, 304 f.
Erasmus Stella, ebda. XXXVI, 30 f.
Gottfried Stieber, ebda. XXXVI, 172 f.
Konrad Stolle, ebda. XXXVI, 409.
Andreas Sebaſtian Stumpf, ebda. XXXVI, 750 f.

1894.

*Die Sage von der Wiederkunft Kaiſer Friedrichs II.
Wilhelm Ernſt Tentzel, in der A. D. B. XXXVII, 571.
Takolf, Herzog von Thüringen, ebda. XXXVII, 361 f.
Johannes Trithemius, XXXVIII, 626—630.
Chriſtian Freiherr Truchſeß von Wetzhauſen, ebda. XXXVIII, 679—682.

1895.

Friedrich Alb. Ukert, ebda. XXXIX, 175 f.
Emil Uffermann, ebda. XXXIX, 389 f.

1896.

Georg Voigt, ebda. XL, 204.
Traugott Gotthold Voigtel, ebda. XL, 212.
Wilhelm Wachsmuth, ebda. XL, 423.
Ferdinand Wachter, ebda. XL, 425.
Marcus Wagner, ebda. XL, 531.
* Frau Baron von Oberkirch, Beil. zur Allg. Zeitung, Nr. 253.

1897.

Friedrich Wiedeburg, in der A. D. B. XLII, 375.

Kaiser Friedrich I. Barbarossa.

Vortrag, gehalten zu Würzburg am 23. November 1871.

Die deutsche Nation hat seiner Zeit bekanntlich den von den Römern überlieferten Gedanken einer kaiserlichen Weltherrschaft aufgenommen. Eine sonderbare Laune der Geschichte, möchte man sagen, eine solche universelle Rolle gerade dem Volke zuzumuten, das in seinen einzelnen Gliedern sonderungslustig wie kaum ein anderes angelegt war. Man hat in der That auch Spuren zu finden geglaubt, die vermuten lassen, daß die Deutschen anfänglich nicht ohne Sträuben jener Lockung nachgegeben haben. So wird berichtet, daß, als der Vater Karls des Großen sich zu jenem verhängnisvollen Zug nach Italien entschloß, der die Franken erst recht auf die große Bühne der Weltgeschichte führte, ein Theil seiner Großen ihm nur mit Widerstreben gefolgt sei. Ferner, als die wundervolle Schöpfung von Pippins Sohne, das karolingische Reich, zerfallen war und die deutschen Stämme unter der Führung des sächsischen Heinrich sich zu einem Bunde vereinigt hatten, der zuerst den Namen eines deutschen Reiches in Wahrheit verdiente: trat eben an diesen König ungesucht, aus der objektiven Weltlage heraus, die Versuchung heran, die Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken und sein Volk, wie es denn das tüchtigste war, auch formell an die Spitze des Abendlandes zu stellen. Jedoch der besonnene Fürst hat dieser Versuchung, wenn er sie auch nicht unbedingt von der Hand wies, so lange widerstanden, bis es für ihn überhaupt zu spät war: eine Kraft der Entsagung, die ihm gerade in jüngster Zeit als das höchste Maß politischer Weisheit gedeutet worden ist. Sein Sohn und Nachfolger, König Otto I., dagegen hat, wie jedermann weiß, ein solches Bedenken nicht gekannt und sich kopfüber in eine Politik gestürzt, welche die engste Verbindung Deutschlands und Italiens begründete und auf Grund der Krone Karls des Großen seine Nation zur Führung der christlichen Welt berief. Vier Jahrhunderte lang hat dann Deutschland diese universelle Stellung festgehalten und seine besten Kräfte im blutigen Ringen für die

Behauptung derselben eingesetzt. Unsere stolzesten Erinnerungen knüpfen sich an diese Epoche unserer Geschichte, an die glänzende Kaiserzeit.

Wie bekannt, ist gerade in unseren Tagen diese Epoche der Gegenstand einer sehr lebhaften Erörterung geworden, indem die einen sie für unsere spätere Zerrissenheit und Schwäche verantwortlich gemacht, die andern aber sie als eine unvermeidliche nnd segensreiche Phase unserer Entwickelung zu rechtfertigen versucht haben.

Es ist heute nicht meine Absicht, diesen Streit weiter zu verfolgen, so gewiß er die volle Theilnahme eines jeden denkenden Deutschen verdient. Ich lasse es mir genug sein, anzudeuten, daß, wenn es sein Gewagtes hat, ein volles halbes Jahrtausend in der Geschichte eines Volkes als einen einzigen und fortgesetzten Irrtum zu verurteilen, es angesichts der Thatsachen allerdings nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Deutschen aus ihrer Kaiserzeit, der es an Ruhm und Größe ja nicht gebricht, politisch nicht viel stärker herausgegangen sind, als sie seiner Zeit in dieselbe eingetreten waren. Jener Streit, wie gesagt, soll uns heute nicht weiter beschäftigen: mein Vorhaben ist vielmehr, aus der Reihe unserer großen Kaiser denjenigen herauszugreifen, der sich dem Gedächtnisse unseres Volkes am tiefsten eingeprägt hat und auf welchen wir uns immer so gerne berufen, wenn wir von der Zeit sprechen, in der wir eine große, mächtige, geeinte Nation vorgestellt haben. Um es gleich hier auszusprechen, dieses unser Gefühl ist ohne Zweifel auf der rechten Spur; um so befremdender aber muß es erscheinen, daß gerade die Geschichte dieses Kaisers, des erwählten Lieblings unseres Volkes, die längste Zeit vernachlässigt war wie die kaum eines andern. In dem berühmten Werke Friedrichs von Raumer z. B. gehört der betreffende Abschnitt notorisch zu den weniger befriedigenden Teilen desselben. Erst seit höchstens zwei Jahrzehnten, und vielleicht ebenso gut im Zusammenhange mit dem Aufschwung des nationalen Gedankens als mit den Fortschritten der historischen Forschung, hat man angefangen, der Geschichte Friedrichs sich mit wachsender Vorliebe zuzuwenden, und es wird nun sicher nicht mehr lange dauern, so wird sein Bild auf dem festen Grunde echter Wissenschaft aufgebaut, in würdiger Gestalt vor uns entrollt werden. Mir aber sei es einstweilen gestattet, in einer Zeit, in der wir uns aus der ererbten Zerrissenheit und Erniedrigung endlich siegreich erheben, heute den Schatten des Heldenkaisers vor Ihnen heraufzubeschwören, der vier Jahrzehnte hindurch unter schwerer Arbeit und aber auch mit glänzenden Erfolgen an der Spitze unserer Nation gestanden hat.

Ich muß zu meinem Zwecke Ihnen zunächst in das Gedächtnis zurückrufen, auf welchem Wege das Haus der Staufer zur Macht gelangt ist.

Das deutsche Volk war ein volles Jahrhundert auf der einmal gewählten Bahn der Universalherrschaft tapfer einhergewandelt. Unter dem dritten Kaiser aus dem salisch-fränkischen Hause war es nahe daran, wenigstens in Deutschland und Italien das Ideal des theokratischen Weltkaisertums, wie es Karl der Große aufgestellt hatte, zu verwirklichen. Da erfolgte aber gleich darauf jener gewaltige Rückschlag der bedrohten hierarchischen und partikularen Elemente, der das Kaisertum nach Canossa führte und unser Königtum mit einer nicht wieder geheilten Wunde getroffen hat. Der überschwänglichen Stimmung, welcher später der erste Kreuzzug entsprang, hatte die Kirche auch jenen ihren Sieg über den mächtigen Nebenbuhler vorzugsweise zu verdanken. Was diese Niederlage aber für die staatsrechtliche Stellung der Reichsgewalt zu bedeuten hatte, bewies das Wormser Konkordat, das dem Könige das Ernennungsrecht der Reichsbischöfe, die doch auch Reichsfürsten waren, der Hauptsache nach aus den Händen gewunden hat. Und wie tief dieser Umschwung ging, ergab sich bald darauf nach dem Aussterben der zweiten Kaiserdynastie, als infolge des wohl überlegten Zusammenwirkens der päpstlichen und reichsfürstlichen Anstrengungen die Erben des salisch-fränkischen Hauses und der Grundsätze desselben, die Staufer, sich von der Nachfolge im Reiche ausgeschlossen sahen und das Haupt des territorialen Widerstandes auf den Thron erhoben ward.

Nun aber ereignete sich das Seltsame, der neue König, den man im ausgesprochenen Gegensatze zu den Neffen Kaiser Heinrich V. erhoben, und der, um diesen gegenüber seine Stellung zu verstärken, sich auf das innigste mit dem welfischen Geschlechte verbunden hatte, sah sich, weil er die Unabhängigkeit der Reichsgewalt nicht ganz preisgeben wollte, zuletzt selbst noch auf die Seite jener Grundsätze getrieben, die er vor seiner Erhebung so entschieden bekämpft hatte. Und so geschah es, daß bei seinem Tode das welfische Haus, das er über alle groß gemacht und das seinem Wunsche gemäß ihm zugleich auf dem deutschen Throne folgen sollte, aus demselben Grunde ausgeschlossen wurde, aus welchem früher die Staufer verworfen worden waren. Und um das Maß des Widerspruchs voll zu machen, schob die erwähnte Koalition jetzt einen Staufer als Thronkandidaten vor und setzte ihm nach einer nicht ganz regelrechten Wahl die Krone auf.

Nicht durch eigene Kraft also und nicht etwa den ghibellinischen Staatsprinzipien zuliebe, sondern vielmehr im Gegensatze dazu und weil die Kurie und die Fürsten den Welfen als einen gefährlicheren Vertreter derselben fürchteten, sind die Staufer auf den deutschen Thron gelangt. Und nichts weniger als glänzend oder fruchtbar hat sich die Herrschaft des ersten staufischen Königs gestaltet. Er hatte keine glückliche Hand; es fehlte

ihm die persönliche Autorität, ohne welche ein deutscher König niemals etwas bedeutet hat, und endlich litt er durchweg an den Folgen der zweideutigen Vorgänge, die seine Erhebung begleitet hatten. Dem welfischen Hause wagte er zwar den Handschuh hinzuwerfen, erneuerte aber damit den innern Krieg, ohne eine beruhigende Lösung zu finden. Zuletzt ließ er sich noch zu einem Kreuzzug überreden, während das Bedürfnis des Reiches in jedem Sinne sein Verbleiben im Abendlande erheischte. Genug, er wurde der ihn umringenden Schwierigkeiten nicht Meister. So endigte seine Regierung ohne jedes befriedigende Ergebnis: die Macht der Hierarchie und die Zuversicht der Welfen war im Steigen, die Haltung der auswärtigen Mächte eine feindselige oder doch zweifelhafte, die gesamte Lage der Dinge eine ungewisse.

Ein Gefühl dieses unbehaglichen Zustandes hatte sich der herrschenden Kreise unserer Nation bemächtigt; man konnte sich unmöglich verhehlen, wie viel das Reich im Verlaufe des letzten Jahrhunderts und gerade auch in der jüngsten Zeit an Ansehen und Kraft verloren hatte, wie es sichtlich in Gefahr sei, von mehr als einer Seite her überflügelt zu werden. Es drängte sich daher die Notwendigkeit auf, diesem unerquicklichen Zustand ein rasches und gründliches Ende zu machen und in die verlassenen Bahnen zurückzulenken. Das Mißlingen des zweiten Kreuzzuges, den man eben doch als eine kirchliche Unternehmung betrachtete, wird in dieser Beziehung nicht ohne Bedeutung geblieben sein: die erlittene Niederlage traf zugleich die Ideen und Mächte, die vorzugsweise dazu gedrängt hatten. Diese Stimmung ist nach Kaiser Konrads Hinscheiden wirksam geworden. Die Fürsten sahen von dessen allzujugendlichem Sohne ab und vereinigten sich in seltener Einmütigkeit und binnen der kürzesten Zeit zu der Erhebung seines Neffen, des Herzogs von Schwaben, der als Friedrich I. auf den deutschen Thron stieg.

Es unterliegt keinem Zweifel, diese Wahl war das Erzeugnis eines nationalen Rückschlages gegen die vorausgegangene Schwächung des Reichs und das verschobene Gleichgewicht der herrschenden Gewalten. Es fehlt nicht an gleichzeitigen Zeugnissen, die diese Auffassung bekräftigen. Auch die Rücksicht auf die Verwandtschaft Friedrichs mit dem welfischen Hause hat mitgewirkt: man hielt ihn auch aus diesem Grunde für besonders geeignet, der inneren Zerrüttung zu steuern. Und in der That, die Neuwahl entsprach diesen Voraussetzungen, der Gewählte war zugleich der Auserwählte, eine ausgezeichnete Persönlichkeit, wie sie Deutschland wenige hervorgebracht hat. Von Friedrichs Vergangenheit ist der Gewohnheit jener Zeit gemäß uns nicht vieles überliefert. Aber bei jeder Gelegenheit, zumal dem zweiten verunglückten Kreuzzug, hat er glänzende Proben hoher Tapferkeit, kühner Ent-

schlossenheit, weiser Besonnenheit abgelegt. Jetzt stand er in der Blüte des Mannesalter, schon in der äußeren Erscheinung das Musterbild eines Mannes und Fürsten nach dem höchsten Maße seiner Zeitgenossen. Ein Herrschergeist ersten Ranges von scharf ausgeprägter Individualität, war er mit allen königlichen Tugenden geschmückt; scharfblickend, beredt, den umfassendsten politischen Aufgaben gewachsen, ragt er über seine Umgebung, die sich durch eine seltene Fülle bedeutender Persönlichkeiten auszeichnete, hoch empor. Man hat wohl gemeint, er sei auch in den Grundfragen von fremden Einflüssen nicht unabhängig gewesen, aber bei näherem Zusehen kann eine solche Meinung nicht bestehen. Er war vielmehr ein souveräner, sich im letzten Grunde selbst bestimmender Geist, dessen Werden wir leider nicht belauschen können. Gewiß, er verstand es, die großen Talente unter seinen Zeitgenossen zu erkennen und an sich zu ketten, jedoch ohne daß er darum einem von ihnen dienstbar geworden wäre. Und nicht allmälig etwa und an den Erfolgen entwickelt sich sein System, sondern fertig und ausgebildet bringt er es mit. Obwohl der Mann der Macht, hat er vor dem Wehen des Geistes und vor der Wissenschaft hohe Achtung und liegt ihm zugleich daran, seine eigenen Thaten in würdiger Weise der Nachwelt überliefert zu wissen. Allerdings, über den überlieferten Ideenkreis schreitet er nicht hinaus, nimmt vielmehr in dem Mittelpunkte desselben seine, indes immerhin selbständige Stellung. In seinen Augen ist die deutsche Nation die erste der Welt und zur Herrschaft über die Welt berufen: es ist eine seiner frühesten amtlichen Äußerungen, daß er die verlorene Machtstellung derselben erneuern wolle: das ist ihm Pflicht und Recht zugleich. Eine nebenbuhlerische Gewalt in der Sphäre seiner Rechte oder Ansprüche erkennt er nicht an. Die Krone, die ihm zugefallen, und die ihm den herrschenden Anschauungen gemäß die Weltherrschaft bedeutet, stammt ihm von Gott allein, jede Zwischenstufe verwirft er wie eine Beleidigung und eine Ketzerei. Seine universelle Stellung ist ihm bereits mit der Wahl zum deutschen König gegeben, er faßt sie im weitesten Sinne auf und ist fest entschlossen, keine Minderung derselben zuzugeben. Der Anspruch der Deutschen auf die kaiserliche Weltherrschaft ist ihm ein durchaus legitimer, und er sagt es gelegentlich den Römern ins Gesicht, daß sie dieses Anrecht längst verwirkt hätten, und daß dieses auf die Deutschen kraft ihrer Tüchtigkeit übergangen sei. Es lebt noch etwas in ihm von dem Heldensinn des echten Germanen, der sich, mit dem Schwert in der Hand, die Welt zu erobern und zu beherrschen getraut; es waltet ein entschieden heroischer Zug in seinem Charakter, und ein bewunderungswürdiges Maß von geistiger und leiblicher Kraft, die es ihm gestatten, nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch den Kampf mit einer halben Welt zu bestehen.

Was gegenüber den objektiven Gewalten der Geschichte die große Persönlichkeit vermag, hat sich auch in diesem Falle bestätigt. In Deutschland erscheinen die noch eben zuvor so arg zerrütteten Zustände in überraschend kurzer Frist wie umgewandelt. Ein unverkennbares Gefühl der Erfrischung, der Zuversicht, der Kraft tritt an die Stelle der Entmutigung, der Abspannung, der Freudlosigkeit der jüngsten Zeit, und es ist am Ende doch die Person des neuen Königs, von dem dieser Umschwung ausströmt, an dessen kräftigem und erfolgreichem Walten sich die hoffenden Gemüter aufrichten. Von seinem königlichen Amte hat er die höchste und würdigste Vorstellung, und mit genialer Folgerichtigkeit gestaltet sich demgemäß sein Handeln. Es ist der Gedanke des Rechtes und des Friedens, der altgermanische, in welchem er das Wesen seines Berufs erblickt, und in der strengen Durchführung desselben sucht er die ihm obliegende Neuordnung des Reiches aufzubauen. Weiterhin ist es die Idee des Staates, wie er sie nach deutschen und römischrechtlichen Anschauungen sich bildet, für die er eintritt, und mit deren Gegnern er, der echte Ghibelline, den Kampf aufnimmt. Er zählt in dieser Richtung zu den Erscheinungen der mittleren Geschichte, die als Vorkämpfer einer kommenden Zeit für die Selbständigkeit der staatlichen Gewalten eintreten und von der autonomen Hoheit des Staatsgedankens erfüllt sind. Mit einer Strenge, die oft an Härte grenzt und wie man sie in Deutschland noch nie erlebt hatte, greift er die Reorganisation des Reiches an, und kein Ansehen der Person besteht vor ihm. Gerecht und großmütig von Natur, kann er, wie später im Kriege gegen die Widersacher seines kaiserlichen Amtes, gegen die Feinde der öffentlichen Ordnung hart und erbarmungslos sein. In der That, sein Walten erweckt den Eindruck einer schneidigen Gebirgsluft im Vergleiche mit der weihraucherfüllten Atmosphäre, aus der er herausgeschritten ist und die sich vor seinem energischen und systematischen Regimente zerstreut.

Von diesen Gesichtspunkten aus ergab es sich von selbst, daß das lastende Übergewicht, welches die Kirchengewalt noch unter seinem Vorgänger zu behaupten gewußt hatte, gegenüber einem König wie Friedrich nimmermehr bestehen konnte. In der entschlossenen und grundsätzlichen Zurückweisung derselben hat man sogar einen wesentlichen Charakterzug seiner Politik zu erkennen. Er ließ bald keinen Zweifel übrig, daß er das Wormser Konkordat in jedem einzelnen Falle im strengsten Sinne zu Gunsten der königlichen Gewalt auslegen und anwenden wolle, und ließ überdies befürchten, daß darüber hinaus diese Schranke selbst von ihm nicht unbedingte Achtung zu erwarten habe. Was ihn bei diesem Verfahren ermutigte, war die bezeichnende Thatsache, daß die Bischöfe des Reiches sich ihm anschlossen und ihn bei dieser Wiederherstellung unterstützten. Und

doch iſt es gerade Friedrich, der zuerſt die geiſtlichen Fürſten mit feſter Hand in den Organismus des Reiches einfügte, indem er alle ihre Güter und Regalien als Reichslehen behandelte. Und wiederum Friedrich iſt es, der das ſo übel angeſehene Spolienrecht zu Gunſten der Reichsgewalt im weiteſten Sinne zur Geltung brachte. Überhaupt, er beſaß ein unvergleichliches, organiſatoriſches und adminiſtratives Talent und verſtand es, durchweg ſchöpferiſch, wie keiner ſeiner Vorgänger, alle Kräfte des Reiches für ſeine Zwecke in Bewegung zu ſetzen, alle Hilfsmittel desſelben flüſſig zu machen. Zu den weltlichen Fürſten tritt er nicht etwa in Gegenſatz. Er iſt weit davon entfernt, ihre geſchichtlich gewordene Machtſtellung irgendwie anzufechten oder in Frage zu ſtellen, — eine ſolche Vorausſetzung würde ein ganz falſches Bild von ihm geben —: er erkennt ſie vielmehr im vollen Umfange ihrer Rechte an, er iſt in dieſem Sinne ein unbedingt konſtitutioneller König. Die ſo oft wiederholte Behauptung von den ausgeprägten abſolutiſtiſchen, ſelbſtherrlichen Neigungen ſeiner Natur iſt in dieſem Falle gar nicht zu gebrauchen und muß überhaupt erheblich ermäßigt werden; dies kann nur von der Auffaſſung ſeiner Stellung und Rechte in Italien gelten. In Deutſchland aber ſtellt er mit den Fürſten und ſie mit ihm das offizielle Reich vor, er begünſtigt ſie, wo er kann, und verlangt als Gegendienſt nur, daß ſie ſeiner Auffaſſung von ſeinem königlichen Amte und ſeinen höheren univerſellen Abſichten und Zwecken auch ihres Teiles dienſtbar ſind. Man fühlt ſich ſogar verſucht zu behaupten, daß er bei der Behandlung dieſes Verhältniſſes einem zu weit gehenden Optimismus gehuldigt hat; wenigſtens hat er nicht überall den Dank geerntet, den er mit Recht erwarten konnte. Es iſt bekannt, wie weit er den Wünſchen ſeines Vetters, Heinrichs des Löwen, entgegenkam, der zu dem Herzogtum Sachſen hin das Herzogtum Bayern zurückforderte und auch wirklich erhielt, und nicht minder bekannt, wie ſchlecht ihm dieſer Dienſt gelohnt wurde. Welch ein Beweggrund den Kaiſer bei dieſem großſinnigen Verfahren im beſondern geleitet hat, vermutet ſich leicht: er war offenbar der Meinung, auf dieſem Wege am ſicherſten die Beruhigung des Reiches herbeizuführen und ſo zugleich die Kräfte desſelben für ſeine weiteren und höheren Abſichten verwendbar zu machen.

Denn das iſt unverkennbar: die Neubegründung des Rechtszuſtandes in Deutſchland war ihm Zweck und Mittel zugleich. Sein kaiſerlicher Beruf ſtand ihm von dem Anfange ſeiner Erhebung an treibend und lockend vor Augen. Dieſelbe Wiederherſtellung, wie er ſie diesſeits der Alpen mit ſo ſichtlichem Erfolge in das Werk geſetzt hatte, ſollte ebenſo unbedingt auch jenſeits der Alpen, in Italien, durchgeführt werden. Gewiß, hierin der ächte Sohn des Mittelalters, lebte und webte er in univerſellen Ideen,

sie bildeten den wahren Schwer- und Mittelpunkt seines Systems. Es war sein voller Ernst, in dieser Richtung alle Verluste wieder einzubringen, und zu zermalmen, was immer sich vermessen würde, ihm bei diesem Beginnen in den Weg zu treten oder Widerstand zu leisten. Das politische Ideal, das ihm vorschwebte, war Karl der Große und das theokratische Weltkaisertum, das dieser geschaffen. Nicht umsonst hat er später, in seinem Kampf mit der Kurie, denselben von einem seiner Gegenpäpste heilig sprechen lassen. Dieses Kaisertum stand ihm zugleich im engsten Zusammenhang mit dem altrömischen, und mit ausgesprochener Folgerichtigkeit hielt er die rechtliche Kontinuität beider fest. Daher auch seine Vorliebe für das römische Recht, mit welchem er die deutschen Rechtsanschauungen ergänzte und erweiterte. Vermöge dieses Kaisertums, das ihm, wir wiederholen dies, von der päpstlichen Verleihung unbedingt unabhängig galt, stand ihm die Hegemonie der christlichen Welt und die Oberherrlichkeit über die übrigen Reiche des Abendlandes zu. Nun kam es ihm allerdings nicht in den Sinn, Staaten wie Frankreich und England gegenüber an eine Durchführung jener Theorie im Ernste zu denken — er begnügte sich hier mit der formellen Anerkennung seiner kaiserlichen Würde — aber um so schärferes Gewicht legte er auf die Unterordnung von Dänemark, Polen und Ungarn, zum Teil allerdings aus dem Grunde, weil hier das Interesse des deutschen Reichs mit den Ansprüchen der kaiserlichen Oberhoheit zusammenfiel.

Die Spitze dieser seiner Absichten war jedoch, wie bei allen seinen Vorgängern, auf die Beherrschung Italiens gerichtet, aber so, daß er hier eine Machtstellung in Anspruch nahm, wie seit Kaiser Otto I. kein Kaiser mehr sie in Wirklichkeit auszuüben versucht oder vermocht hatte. Ihm galt es die Beherrschung der ganzen Halbinsel, und zwar nicht bloß dem Namen, sondern der That nach. Die gesamte dazwischen liegende Entwicklung zumal des letzten Jahrhunderts, die wesentlich neue Zustände geschaffen hatte, ignorirte er oder erklärte er für eine Anmaßung, die die Schwäche der Reichsgewalt geduldet, die aber von einer starken nicht länger ertragen werden dürfe.

Das ist nun der Standpunkt, der den Kaiser in jenen furchtbaren Kampf verwickelt hat, in welchem er nach langem und heldenhaftem Ringen unterlegen ist. Auf diesem Wege stieß er auf die lombardischen Städte, die sich seit der Zeit Kaiser Heinrich IV. zu Republiken entwickelt und von den Hoheitsrechten des Kaisers nur wenig mehr übrig gelassen hatten. Auf diesem Wege stieß er auf das Papsttum, das nicht gemeint war, von den Erfolgen aller Art, die es seit Gregor VII. errungen, sich wesentliches entreißen zu lassen. Auf diesem Wege stieß er auf das normannische Reich beider Sizilien, das begreiflicherweise viel lieber den Papst als den Kaiser

als Lehensherrn anerkannte. Die abſtrakten Theorien Friedrichs verführten ihn indes zu dem Verſuch, die lombardiſchen Republiken wieder in das Verhältnis landſäſſiger Städte zurückführen zu wollen, während ſie gerade auf dem Wege der Freiheit, der Selbſtregierung jene Blüte wundervoller Entwicklung entfaltet hatten. Der Kaiſer hatte, von vollendet ariſtokratiſcher Natur wie er war, für ein freies unabhängiges Bürgertum wenig Verſtändnis. Dies fehlte ihm und fehlte im Durchſchnitt dem geſamten herrſchenden Stande des damaligen Deutſchlands, der Ariſtokratie aller Stufen und Namen. Es war wie eine fremde Welt, die ſich ihnen im oberen Italien aufthat; ein ausgezeichneter Geſchichtsſchreiber jener Zeit hebt es mit draſtiſchen Worten hervor, mit welcher befremdenden Verwunderung die deutſchen Herren und Ritter wahrnahmen, daß in den lombardiſchen Freiſtädten Leute, die nördlich der Alpen zum ehrloſen Pöbel zählten, im Krieg und Frieden die höchſte militäriſche Würde erlangen konnten. Dieſer republikaniſche Grundzug iſt es, der den innerſten Widerſtand des Kaiſers hervorrief, und nichts anderes war es, was ihn zum Gegner Arnolds von Brescia machte, den er nicht etwa bloß aus Gefälligkeit gegen den Papſt ſeinen Henkern überließ. Das Papſttum hatte ſich ſeit Gregor VII. vollſtändig von der Kaiſergewalt befreit, hatte ſich dieſe ſelbſt unterworfen, hatte eine unabhängige, weltbeherrſchende Stellung erobert und ſich wenigſtens thatſächlich zum ſouveränen Herrn von Rom und eines Teiles des mittleren Italiens gemacht, — und nun wollte der Kaiſer das Verhältnis umkehren, die Machtſtellung der Kirche in Deutſchland brechen, den Papſt zur Stellung eines oberſten Reichsbiſchofs zurückführen, die mittelbare Herrſchaft über das Normannenreich und die unmittelbare über das ganze übrige Italien, Rom nicht ausgeſchloſſen, zurückfordern. „Für was“, ſagt er einmal, „heiße ich römiſcher Kaiſer, wenn ich in Rom nichts zu befehlen haben ſoll?“

Keine Frage, dieſes Beginnen kam einer Kriegserklärung an die Entwicklung eines Jahrhunderts gleich, und wenn Friedrich ſiegte, ſo war die Geſtalt der Welt verändert. Darauf kam es aber an, und bekanntlich hat der Ausgang gegen ihn entſchieden. Es entſpann ſich ein gigantiſches Ringen von zwei Jahrzehnten, deſſen Verlauf ich an dieſer Stelle als bekannt vorausſetzen muß. Von allen Seiten wurden ungeheure Anſtrengungen gemacht. Der Kaiſer führte Heer um Heer über die Alpen, alle Hülfsmittel, die ihm Deutſchland und ſein ſchöpferiſcher Geiſt zur Verfügung ſtellte, ſetzte er in Bewegung, und doch alles vergebens. Die Härte, mit welcher Friedrich dieſen Krieg führte, muß nicht bloß aus der Sitte der Zeit, ſondern auch aus dem feſten Glauben an ſein Recht erklärt werden. Und doch kann man ſich des Schauders kaum erwehren, wenn man die eigenen Worte des Kaiſers lieſt, mit welchen er in dem bekannten

Briefe an Otto von Freiſing die erbarmungloſen Maßregeln erzählt, die er gegen widerſtrebende Städte, wie z. B. gegen Tortona verhängt hat. Und wieder mit welchen Gegnern hat er es zu thun! An dem unbezwingbaren Widerſtand jener Städte erlahmen alle ſeine Anſtrengungen. Sie ſtreiten für die politiſche und nationale Freiheit zugleich. Heute gedemütigt, erheben ſie ſich morgen wieder. Heute zerſtört der Kaiſer Mailand, morgen erſteht es gewaltiger aus den Trümmern. Immer enger verbünden ſich die Republiken, ſelbſt ſolche, die urſprünglich auf Seite der Deutſchen geſtanden, ſchließen ſich zuletzt dem Lombardenbunde an. Man hat früher gemeint, der Kaiſer habe den Stachel des römiſchen Rechts gegen jene Städte gekehrt: aber ſchon Savigny hat nachgewieſen, daß in den betreffenden, von Friedrich geſtellten Forderungen von dem römiſchen Rechte überall nicht die Rede iſt. Der Kaiſer forderte von den Städten nichts als die Regalien zurück, die ſie auf verſchiedenen Wegen erlangt hatten, deren Beſitz ſie reichsfrei oder reichsunmittelbar machte, deren Verluſt ſie in die Reihe der landſäſſigen Städte zurückwarf.

Die eigentliche Größe und Gefahr dieſes Kampfes für Friedrich lag in dem Umſtande, daß er ihn zu gleicher Zeit mit dem Papſte führte und daß er den verbündeten Städten ſo einen Bundesgenoſſen erweckte, der die Bedeutung der ſchwebenden Kriſis mit gewohntem Scharfblicke erkannte und, im Beſitze der reichſten geiſtigen Hilfsmittel der Zeit, ſie mit ergiebiger Umſicht zu verwenden wußte. Nur eine Heldennatur, wie Friedrich war, mochte es wagen, den Kampf mit beiden Gegnern zugleich aufzunehmen. Es iſt bekannt, daß er in dem Kampfe mit der Kurie die äußerſten Konſequenzen ſeines Standpunktes gezogen hat. Er blieb dabei nicht auf der Linie ſtehen, innerhalb welcher er die Zuſtimmung aller, die die Staatsgewalt den hierarchiſchen Anſprüchen nicht ausgeliefert wiſſen wollten, rechnen durfte und ein Erfolg möglich und wünſchenswerth geweſen wäre: ſondern ſeine Theorie verlangte, wie ſchon angedeutet, die förmliche Unterwerfung der päpſtlichen Gewalt unter die kaiſerliche. Friedrich überſah jedoch hierbei nur das eine, daß, wohl oder übel, die Geſinnung des Jahrhunderts gegen ihn und für den Papſt war; er überſah, daß die Päpſte ihrerſeits dem Gedanken der Herrſchaft über die chriſtliche Welt unendlich viel näher gekommen waren als je ein Kaiſer, und daß ſie im Vergleich mit ihm nach allen Seiten hin im Vorteil waren. Es half ihm nichts, daß er dreimal einen Gegenpapſt wählen ließ, daß er den ganzen Umfang ſeiner Macht für ihre allgemeine Anerkennung aufbot, daß er ſchwur und ſchwören ließ, niemals einen Papſt einer anderen Wahl anerkennen zu wollen: er mußte erfahren, daß Staaten wie Frankreich und England ſich von ihm trennten und daß am Ende ſogar die Stimmung

in Deutſchland ſchwankend und teilweiſe ſchwierig wurde. Und zu alle dem führte die Sache der Kurie einer der größten Päpſte aller Zeiten, ihm ebenbürtig an Kraft des Geiſtes und an Tiefe der Überzeugung, an Mut der Seele, der es nur zu gut wußte, daß die Strömung des Jahrhunderts für ihn war — Alexander III.

Man hat wohl gemeint, der Kaiſer habe im Verlaufe des Kampfes im Ernſte daran gedacht, der Unbeugſamkeit der päpſtlichen Anſprüche den Verſuch der Begründung einer deutſchen Nationalkirche entgegenzuſtellen: indes die angeblichen Aktenſtücke ſind unecht; es liegt ja auf der Hand, der Fürſt, der nach wie vor an dem Anſpruch auf die Univerſalherrſchaft feſthielt, konnte wohl daran denken, ſich die univerſelle Kirche zu unterwerfen, aber nimmermehr ein von ihr losgeriſſenes nationales Kirchentum zu gründen. Jedoch genug; in jenem Ringen rieſiger Kräfte hat der Kaiſer zuletzt das Spiel verloren. Von den deutſchen Fürſten, die er von Anfang an und ſo ſichtlich begünſtigt hatte, waren viele allmählich der Heerfahrten über die Alpen müde geworden und hatten in wachſender Selbſtſucht angefangen, ſich untereinander zu befehden, vorab jener, den er unter allen am mächtigſten gemacht hatte und auf den er nach wie vor ſeine Hoffnung ſetzte. Man weiß es, Heinrich der Löwe ließ den Kaiſer im kritiſchen Augenblicke im Stich, und dieſer wurde von dem Heere des Lombardenbundes bei Legnano vollſtändig und entſcheidend geſchlagen.

Das iſt nun der große Wendepunkt in der Geſchichte unſeres Helden. Er ſah — nach kurzem Beſinnen — ein, daß er das ſeit zwei Jahrzehnten mit unbeugſamer Standhaftigkeit verfochtene Syſtem nicht mehr länger feſthalten könne, zumal ſeit er Deutſchlands nicht mehr in dem Grade ſicher war wie ehedem. Denn darin unterſcheidet er ſich namentlich von ſeinem Enkel, Kaiſer Friedrich II., daß er nie vergaß, daß Deutſchland die Grundlage ſeiner kaiſerlichen Stellung ſei und bleiben müſſe, und in keinem Falle und um keinen Preis gefährdet werden dürfe. Jedoch der Kaiſer war zugleich ſcharfblickend genug, ſich zu ſagen, daß er den Kampf mit dem Papſte und den lombardiſchen Städten — hinter denen noch überdies das Reich beider Sizilien und weiterhin der von Alexander III. mit der Ausſicht auf die Krone des Weſtreichs geköderte griechiſche Kaiſer ſtanden — nach den gemachten Erfahrungen nicht weiter fortſetzen, daß er den Frieden mit der einen Macht und vielleicht auch mit den Verbündeten derſelben ſuchen müſſe. Gewiß iſt ihm der Entſchluß, dieſer Einſicht nachzugeben, nicht leicht geworden; es iſt aber ein glänzendes Zeugnis für ſeinen ſtaatsmänniſchen Geiſt und für die Hoheit ſeiner Natur, daß er, ſich ſelbſt überwindend, ſich für überwunden bekannte und dem ebenbürtigen, jedoch auch entgegenkommenden Gegner die weit ausgeſtreckte Hand zur Verſöhnung

bot. So kam es — allerdings nach Beseitigung nicht geringer Schwierigkeiten, da der Papst einen Separatfrieden unerbittlich von der Hand wies — zu dem Frieden von Venedig, in welchem Friedrich formell und persönlich als der Besiegte erscheint und sich zu dem Geständnis herbeiließ, im Kampfe mit der Kirche mehr der Gewalt als der Gerechtigkeit nachgestrebt zu haben. Im übrigen hat man die realen Opfer, die der Kaiser hierbei gebracht hat, doch häufig überschätzt. Dieser Frieden beruhte, wie sonst auch, auf einem Kompromisse. Was Friedrich zugestand, war einzig und allein die Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung der päpstlichen Gewalt neben der kaiserlichen. Er verzichtete auf seine Theorie eines theokratischen Weltkaisertums, in welchem dem Papste eine schlechthin abhängige Stellung zugedacht war; hingegen mußte Alexander ebensogut die Ansprüche Gregor VII. auf sich beruhen lassen, welche die kaiserliche Würde, wie jede weltliche Gewalt überhaupt, als etwas unselbständiges, erst der hierarchischen Weihe und Legitimierung bedürftiges erklärt hatte. Und noch mehr als dies: der Kaiser hat sich unerschütterlich geweigert, seine Ansprüche auf die sogenannten mathildischen Güter, — auf denen die Herrschaft über Mittelitalien beruhte — wie der Papst das forderte, fallen zu lassen. Lieber wäre er noch einmal vom Friedenswerke zurückgetreten, statt das seiner Meinung nach festbegründete Recht des Reiches preiszugeben. Auch in dem Waffenstillstande von sechs Jahren, den er den lombardischen Städten, und dem von fünfzehn Jahren, den er dem Könige beider Sizilien bewilligte, war der Zukunft nicht vorgegriffen und für die nächste Zeit immerhin ein erträglicher Zustand geschaffen; der christlichen Welt aber war der heißersehnte Friede zurückgegeben, und die Nachricht wurde überall mit hoher Genugthuung aufgenommen.

Als jetzt der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, kam ihm die fast ungeteilte Sympathie, ja die Bewunderung der Nation entgegen. Fürwahr, sein Auftreten und Walten macht nicht den Eindruck eines Gedemütigten oder Besiegten. Freilich wird die nun folgende Zeit seiner Regierung in ihrer Bedeutung nicht überall erkannt, sie steht aber, wenn auch nicht in der äußeren Erscheinung, so doch an Inhalt und Ergebnissen hinter der vorausgegangenen nicht zurück. Gerade der abgeschlossene Frieden gewährte Friedrich die Möglichkeit, seine Kräfte auf die nachhaltige Übung seines königlichen Amtes zu vereinigen. Die hohen fürstlichen Tugenden, die wir ihm zugeschrieben, hat er eben jetzt mit gesteigerter Meisterschaft, doch auch mit mehr Milde als früher, entfaltet.

Eine schwere Pflicht, der er sich indes nicht entziehen durfte, war das Rechtsverfahren, das er auf Andringen der öffentlichen Meinung gegen Heinrich den Löwen einleitete. Diesen ereilte nun die Vergeltung für die

unzeitige Selbstsucht, mit welcher er sich dem Kaiser in der Stunde der Gefahr entzogen hatte, für die Rücksichtslosigkeit, mit der er den Neid und die Besorgnis seiner Nachbarfürsten herausgefordert hatte, für die Unbotmäßigkeit, die er den Gesetzen des Reiches entgegenstellte. Aller seiner Reichslehen, darunter zweier Herzogtümer verlustig, mußte der stolze Welfe, mit der Gnade Friedrichs, die ihn vor dem äußersten Verluste bewahrt hatte, belastet, in die Verbannung ziehen. Und doch bleibt es wahr, die Verdienste, die sich der Welfe um die Zukunft des deutschen Wesens in den damals noch slavischen Gebieten zwischen der untern Elbe und Oder erworben hat, wiegen die Anstrengungen des Kaisers in Italien nahezu auf, — schade nur, daß das Reich, wenn es bestehen sollte, eine solche selbständige Macht nicht wohl ertragen konnte und bei ihrer ungestörten Entwickelung Gefahr lief, von ihr gesprengt zu werden.

An dieser Stelle soll es nun erwähnt werden, daß Friedrich, so geneigt er sonst dem Fürstentum war, früh den Grundsatz befolgt hat, die großen Reichslehen zu zerschlagen oder zu teilen und auf diesem Wege die Reichsgewalt weniger abhängig von ihnen zu machen. So hat er es mit Bayern und der Ostmark, so mit Böhmen und Mähren, so zuletzt bei der Zerstückelung des sächsischen Herzogtums gemacht. Zu gleicher Zeit war er indes auch — ein wahrer Mehrer des Reichs — unermüdlich darauf aus, einerseits das Reichsgut zu erhalten, zu vermehren, und durch eine umsichtige Verwaltung möglichst ergiebig zu machen, und andererseits durch die Erweiterung seiner Hausmacht dem wachsenden Fürstentume ein erkleckliches Gegengewicht an die Seite zu stellen. Und diese seine Bestrebungen sind von außerordentlichem Erfolg begleitet gewesen. Zu seiner Hausmacht zählten von Anfang an das Herzogtum Schwaben mit dem Elsaß, herrliche Besitzungen in Rheinfranken und in Ostfranken; hiezu erwarb er die Grafschaft Burgund, die Grafschaft Pfullendorf, die reichen Erb- und Lehengüter der Welfen in Schwaben, Bayern und Italien, ja er verschmähte es sogar nicht, von Bischöfen, wenn nicht sich selbst, so doch seinen Söhnen Kirchenlehen auftragen zu lassen. Überhaupt, neben seiner großartigen Verwaltung des Reiches hat er eine nicht minder umsichtige Familienpolitik betrieben.

So stieg gerade seit dem Frieden von Venedig das Ansehen des Kaisers und des Reiches in fast ungeahntem Grade. Frankreich wie England erkannten diese Thatsache bereitwillig an. Von irgend welchen Zugeständnissen nach dieser Seite hin war keine Rede; der deutsche Name war wie lange nicht geachtet und gefürchtet, die nationale Ehre eifersüchtig gewahrt. Friedrich gab nicht einmal zu, daß ein nichtdeutscher Fürst auch nur ein Stück deutschen Landes zu Lehen nehmen durfte. Der endgiltige

Frieden, den er im Jahre 1183 zu Konſtanz mit den lombardiſchen Städten ſchloß, iſt für die Kräftigung der Reichsgewalt beſonders wichtig geworden. Der Kaiſer, Staatsmann genug, um einen erkannten Irrtum nicht zu wiederholen, geſtand die früher von ihm angefochtenen Freiheiten derſelben zu und gab ſeine veralteten Rechtsanſprüche auf, dafür ſicherte ihm dieſes gütliche Abkommnis eine reiche Finanzquelle und verwandelte einen gefährlichen Feind in einen ergebenen und nützlichen Freund. Ein anderes Moment der verſtärkten Machtſtellung des Kaiſers war, daß ſeit ſeiner Ausſöhnung mit der Kurie die geiſtlichen Fürſten ihm ergebener als je waren und ihm alle ihre moraliſchen und materiellen Hülfsmittel zur Verfügung ſtellten. Friedrich hielt aber an ſeinem berührten Grundſatz, ſich den Einfluß auf die Biſchofswahlen unter keinen Umſtänden verkümmern zu laſſen, nach wie vor unbeugſam feſt. Mit Befriedigung dürfen wir es hervorheben, mit wenigen Ausnahmen iſt der hohe deutſche Klerus dieſer Zeit, mit einem reichen Kranze ausgezeichneter Männer geſchmückt, aufrichtig kaiſerlich geſinnt geweſen. Und ſo war jenes unvergeßliche Nationalfeſt, das der Kaiſer unter großartigen Zurüſtungen zu Mainz an Pfingſten des Jahres 1184 feierte, ſo recht der vollgültige Ausdruck der hohen Stellung, die das Reich unter ſeiner Führung wiedergewonnen hatte. Deutſchland war beruhigt, Burgund gehorchte, Italien erſchien verſöhnt, mit der Kirche beſtand Friede, das übrige Abendland huldigte freiwillig und unfreiwillig. Aus ganz Europa ſtrömte in jenen Tagen die Ritterſchaft am kaiſerlichen Hofe zuſammen — die Knoſpe unſerer ritterlichen Dichtkunſt iſt damals aufgeſprungen —: und als Friedrich mit ſeinen fünf blühenden Söhnen im Jubel des Feſtes einherzog, durfte er wohl als ein glücklicher und beneidenswerter Sterblicher erſcheinen. Was er für die höchſte und erſte Aufgabe ſeines Lebens erklärt hatte, das Anſehen des Reiches war wiederhergeſtellt, die deutſche Nation blickte vertrauend und verehrend zu ihm empor, die Nachbarvölker geſtanden ſeine Überlegenheit zu. Ein zweiter Dietrich von Bern oder Karl der Große iſt er den Zeitgenoſſen erſchienen.

Wie hätte Friedrich unter dieſen Umſtänden nicht an die möglichſte Sicherung dieſer ſeiner Erfolge denken ſollen? Seit längerer Zeit war ſein Erſtgeborener zum römiſchen König gewählt, ſein Wunſch jedoch war es, ihn bei ſeinen Lebzeiten zum Kaiſer gekrönt zu ſehen. Die Verwirklichung dieſes Wunſches hing aber von dem guten Willen des Papſtes ab und hier ſtieß er auf Widerſtand.

Sein großer Gegner, Papſt Alexander III., war einige Jahre nach dem Frieden von Venedig dahingegangen, ſeine beiden Nachfolger regierten jedoch in ſeinem Sinne. Das leidliche Verhältnis, das ſeit jenem Frieden zwiſchen den beiden höchſten Gewalten beſtanden hatte, begann ſich aber

wieder zu trüben. Die glänzenden Erfolge, die Friedrich trotz der Demütigung von Venedig fortgeſetzt erzielte, die Entſchiedenheit, mit der er die Selbſtſtändigkeit der Reichsgewalt vertrat, hatten zuerſt am päpſtlichen Hofe ein unverkennbares Mißbehagen und bald eine ſchlecht verhehlte Feindſeligkeit hervorgerufen, zumal der Kaiſer die vorgebrachten Beſchwerden mit trockener Ablehnung erwiderte und jeden Eingriff in die Sphäre ſeiner Rechte oder Anſprüche nachdrücklich zurückwies. In erſter Linie war es die Inveſtiturfrage, die zu ſolchen Reibungen wuchernde Veranlaſſung gab. Entſcheidend für das wachſende Zerwürfnis war aber die Vermählung des römiſchen Königs mit der Erbin des normänniſchen Reiches. Seit der Begründung der deutſchen Herrſchaft in Italien waren auch jene Gebiete als dazu gehörig betrachtet und edles Blut dafür vergoſſen worden. Die Verwirklichung einer kaiſerlichen Weltmacht erſchien früher wie ſpäter gerade an dieſen Beſitz geknüpft. Seit Gregor VII. hatten die Päpſte ſich zu Oberlehensherrn des von den Normannen begründeten Reichs zu machen verſtanden, und es war ein oberſter Satz der päpſtlichen Politik geworden, die Deutſchen vom Süden fern zu halten, ohne daß jedoch ein Kaiſer grundſätzlich auf die Oberhoheit auch über jenes Reich je verzichtet hätte. Friedrich hatte dasſelbe niemals aus den Augen gelaſſen und nur auf den Augenblick gewartet, die thatſächlich vertagten Anſprüche wieder zur Geltung zu bringen. So wenig hatte er trotz der erlittenen Niederlage von den überlieferten Tendenzen etwas aufgegeben, mit ſolcher Unwiderſtehlichkeit hielt der Gedanke der Univerſalherrſchaft ihn nach wie vor in ſeinem Zauberkreiſe gefangen. Genug, es gelang ihm nun durch eine geſchickte Wendung ſeiner Familienpolitik, was der Gewalt nicht ſo leicht geglückt wäre: das Normannenreich wurde in der nächſten Zeit ein Teil der ſtaufiſchen Hausmacht.

So verhängnisvoll dieſe Erwerbung dem Geſchlechte des Kaiſers auch geworden iſt, im Augenblicke war er Meiſter der Lage, die Kurie erkannte ſich als beſiegt und vereinzelt; auf die Lombarden durfte ſie ohnedem nicht mehr rechnen. Während Papſt Urban III., von den Römern aus ſeiner Hauptſtadt vertrieben, grollend in Verona ſaß, ging in Mailand unter rauſchenden Feſtlichkeiten die Vermählung des Königs Heinrich mit Konſtanze von Sizilien vor ſich: die Stadt hatte ſich dieſe Ehre ausdrücklich ausgebeten.

In dieſem Zuſammenhang wurde es nun zugleich klar, daß der Friede von Venedig nur einen vorübergehenden Ruhepunkt in dem Jahrhunderte alten Streite beider nebenbuhleriſchen Gewalten bedeuten ſollte. Der Papſt konnte die eben erfahrene Niederlage nicht vergeben und ließ dem Kaiſer gegenüber fortan alle Rückſichten fallen. Befremden konnte höchſtens, daß

er hiebei auf Bundesgenoſſen in Deutſchland rechnete. In der That hatte ſich hier in der jüngſten Zeit ein Sonderbund gebildet, in welchem wir einen guten Teil jener Fürſten finden, unter welche der Kaiſer die Heinrich dem Löwen entzogenen Lehen vertheilt hatte, voran der Erzbiſchof Philipp von Köln. Es darf uns das aber trotz allem Vorausgegangenen und trotz der im Augenblick mehr als je imponierenden Stellung des Kaiſers nicht im geringſten überraſchen. Solche Wandelbarkeit lag in der Natur des Lehensſtaates, der kläglichſten Staatsform, die ſich erfinden ließ. Ihr gemäß war es das Los unſerer Kaiſer, in ihren glänzendſten wie in ihren gefährlichſten Momenten, ſolche Erfahrungen zu machen. Ein kräftige Hand konnte die ſelbſtſüchtigen Neigungen eine Zeitlang niederhalten, das widerſpruchsvolle Spiel der Intereſſen eine Zeitlang beherrſchen, wehe ihr aber, wenn ſie ſich dem Gefühle der Sicherheit hingab! Die Triebe des Widerſtandes gegen jede halbweg ſtarke Reichsgewalt hatten in unſerer Nation von Haus aus zu üppige Wurzeln geſchlagen, als daß ſie nicht bei den verſchiedenſten Veranlaſſungen hätten immer wieder hervorbrechen ſollen.

An jenes Sonderbündnis ſchloß ſich eine Koalition der nordiſchen Reiche, England und Dänemark voran, mit der Spitze gegen den Kaiſer gerichtet. Friedrich aber war dieſer Gegnerſchaft gewachſen. Auf ſo ſchwachem Grunde ruhte das Werk ſeines Lebens nicht, daß eine wenn noch ſo breit angelegte Intrigue es hätte vernichten können. Raſch nach Deutſchland zurückgekehrt, zerriß er das Netz, das ihn umſtricken ſollte, mit ſicherer Hand an der entſcheidenden Stelle und rief in dem Hoftage zu Gelnhauſen eine kräftige nationale Demonſtration, bei welcher die hohen Prälaten des Reiches wieder obenan ſtanden, gegen jene unwürdigen Umtriebe hervor.

So ging dieſe Gefahr vorüber und wie plötzlich änderte ſich die Scene. Der zürnende Papſt ſtarb, nachdem er den Arm zum Streiche bereits erhoben hatte, und ſein Nachfolger ſchlug einen verſöhnlichen Ton an. Es trat jetzt eine Angelegenheit in den Vordergrund, bei welcher der gute Wille des Kaiſers nicht wohl zu entbehren war. Jeruſalem war in die Hände der Türken gefallen, das geſamte Ergebnis des erſten Kreuzzuges drohte verloren zu gehen. Es handelte ſich alſo um einen neuen Kreuzzug: das Ergebnis war, daß der Kaiſer, von der allgemeinen Erregung mit fortgeriſſen, nach einigem Zagen ſich an die Spitze desſelben zu ſtellen gelobte. Gewiß war es ein ergreifender Moment, als der greiſe Held auf dem Hoftage zu Mainz zu den Füßen des päpſtlichen Legaten und des Biſchofs von Wirzburg niederſinkend, aus ihren Händen das Kreuz entgegennahm. Es kann auffallen, daß Friedrich, den die Macht der Thatſachen doch ernüchtert hatte, ſich in ſeinen hohen Jahren für ein ſo unge-

wiſſes und weitausſehendes Unternehmen beſtimmen mochte. Daß ihn nicht ausſchließlich religiöſe Beweggründe geleitet, iſt wahrſcheinlich; ohne Zweifel aber hat er ſich daran erinnert, daß dem Kaiſer des Abendlandes gebühre, auch in einem ſolchen Falle nicht zurückzuſtehen, und vielleicht traute er ſich überdies zu, eine große Entſcheidung in dem Kampfe zwiſchen Aſien und Europa herbeizuführen. Möglich zugleich, daß auch auf ihn, wie auf ſo manche andere heroiſche Natur, der Orient den ihm eigenen Zauber ausgeübt hat. Hatte er doch, als er ſich in den Tagen nach der Schlacht von Legnano einmal von den Thaten Alexander des Großen vorleſen ließ, mit Wehmut ſeinem Schickſale den Vorwurf gemacht, daß es nicht auch ihm Aſien zum Schauplatz ſeiner Thaten angewieſen habe.

Die umſichtige Vorbereitung des beſchloſſenen Unternehmens, die Maßregeln, die der Kaiſer für die Zeit ſeiner Abweſenheit zum Zwecke der Beruhigung des Reiches traf, bezeugen alle den groß angelegten, die ververwickeltſte politiſche Aufgabe bemeiſternden Geiſt. Im Frühjahr 1190 trat Friedrich den Zug an, von dem er nicht wiederkehren ſollte. Die neidiſchen Fluten des Seleph in Cilicien haben das edle Leben zu einer Zeit entführt, in der das Gelingen des Begonnenen geſichert erſcheinen durfte.

Die Trauer, mit welcher die Deutſchen den unerſetzlichen Verluſt beklagten, entſprach der Höhe desſelben. Zwar trat ſofort Friedrichs Erſtgeborner, König Heinrich, in die Lücke ein und ergriff mit ſtarker Hand die Zügel der Gewalt. Jedoch ihn riß bekanntlich mitten in den kühnſten Entwürfen und großen Erfolgen ein früher Tod dahin, und an ſeinem Sarge eröffnete ſich eine düſtere Ausſicht in die Zukunft ſeines Hauſes und des Reiches zugleich. Unter Friedrichs Enkel beginnt jener ebenſo tragiſche als gewaltige Kampf, der dieſen und ſein Geſchlecht teils durch Verhängnis teils durch Schuld einem vernichtenden Untergange entgegengeführt hat, aus welchem zugleich das Reich ſelbſt erniedrigt, zerriſſen, ohnmächtig hervorgegangen iſt.

Das deutſche Volk — ohne daß ihm die Warnung, die in jenem Ausgang der kaiſerlichen Weltherrſchaft liegt, eine verlorne iſt —, hat ſich darum das Gedächtnis an ſeinen großen Kaiſer mit Recht nicht verbittern laſſen und nicht vergeſſen, daß eine der ruhmreichſten und glänzendſten Phaſen unſerer Geſchichte an ſeinen Namen geknüpft iſt. Es hat ihn in die Reihe ſeiner Nationalheroen erhoben, deren Geſtalten in Zeiten des Unglücks und der Schmach tröſtend und ermutigend auf uns gewirkt haben. Die Poeſie hatte ſchon bei ſeinen Lebzeiten ſich ſeiner Geſtalt bemächtigt, wenn auch nur geringe Reſte davon auf uns gekommen ſind. Freilich jene herrliche, aus der Verbindung mit mythiſchen Ideen entſtandene Volksſage, die den Kaiſer in die Tiefe des rabenumkreiſten Berges verſetzt, galt ur-

sprünglich nicht ihm, sondern Kaiser Friedrich II. Aber ihre Verwechslung ist doch berechtigt und hat durch die Empfindung des Volkes eine gewisse Weihe empfangen. Denn diese Sage versinnlicht den, unserem Volke innewohnenden, unzerstörbaren Glauben an seine Kraft, die zwar gelähmt, an seine Zukunft, die zwar verdunkelt, aber nimmermehr vernichtet werden konnte. Dieser Glaube hat uns bereits mehr als einmal die Stärke gegeben, den äußern Feind niederzuwerfen, möge er uns auch endlich die Fähigkeit verleihen, den innern Widersacher, d. h. uns selbst zu bezwingen!

Würzburg im 12. Jahrhundert.

Vortrag, gehalten zu Würzburg am 12. Dezember 1872.

Meine Absicht ist, ein getreues und, so weit es möglich, lebendiges historisches Bild unserer Stadt im 12. Jahrhundert, genauer ausgedrückt, in der Zeit Kaiser Friedrichs I. zu entwerfen. Ich greife gerade diese Epoche aus der Reihe der Jahrhunderte heraus, weil eine bestimmte Phase der Entwickelung der Stadt in ihr den reinsten und vollsten Ausdruck findet, und weil schon das unmittelbar darauf folgende Jahrhundert nach allen Seiten hin fühlbare und sichtbare Umgestaltungen und Fortschritte hervorbringt. Es ist die bischöfliche Stadt des früheren Mittelalters, die wir kennen lernen wollen, die zugleich noch innerhalb der unbestrittenen und wohlthätigen Machtsphäre der königlichen Gewalt steht, mit einfachen, gebundenen und keineswegs blendenden Zuständen: die Knospe ist es, nicht die farbenreiche stolze Blume, die wir kennen lernen wollen.

Freilich so leicht, als man wünschen möchte, ist ein solches Beginnen nicht. Jene Zeit hat uns keine Orts- und Reisebeschreibungen, keine Staatshandbücher und Adreßkalender hinterlassen, und vergeblich suchen wir nach einem, wenn auch noch so dürftigen Plane oder nach einem noch so bescheidenen Umriß der Stadt. Wir sind vielmehr darauf angewiesen, aus gar spärlichen annalistischen Aufzeichnungen, in erster Linie aber aus einer erheblichen Anzahl von Urkunden, die glücklicher Weise erhalten sind, beziehungsweise aus den in denselben zerstreuten, zufälligen Notizen ein zusammenhängendes Ganzes zu gestalten und eine längst untergegangene Ordnung der Dinge künstlich wieder herzustellen. Ich mache übrigens auf diesen Umstand aufmerksam, nicht um für die folgenden anspruchslosen Mitteilungen ein besonderes Verdienst daraus abzuleiten, sondern um mir ein höheres Anrecht auf Ihre Nachsicht für die Unvollständigkeit derselben zu gewinnen.

Um nun mit dem nächsten, mit der äußeren Erscheinung und dem Umfange der Stadt zu beginnen, brauche ich kaum darauf hinzuweisen,

daß der Unterschied zwischen damals und heute sich als ein beträchtlicher ergiebt. Dem Reisenden, der in der angedeuteten Zeit von Osten kam, trat der Marienberg, mit der ältesten Kirche Ostfrankens gekrönt und in seinen Abhängen bereits mit verschiedenen Weingärten prangend, aber noch so gut als ganz unbefestigt entgegen. Vom Nikolausberge und einer ihn schmückenden Kapelle ist noch keine Rede. Die Höhen, die die Stadt umgeben, zumal auf der rechten Seite des Maines, und gewiß tief herab, sind mit zahlreichen Weinbergen bepflanzt. Von der Nordseite her, aber im Hintergrunde, blinkt die Burg der Schenken von Roßberg, deren übrig gebliebener Turm noch heutzutage vereinsamt trauert, herüber. Weiterhin nach Nordwesten, auf dem linken Ufer des Stromes, fällt der Blick auf die erst vor kurzem gegründete Prämonstratenser Propstei Zell, während das südwestlich liegende, mit Wirzburg an Alter wetteifernde Heidingsfeld sich dem Auge entzieht. Der Main, der im Halbbogen das Thal durchzieht, eine Wasserstraße ersten Ranges, ist unendlich belebter als in unseren Tagen. Die Stadt selbst, bereits mit vielen ragenden Kirchen und Türmen geschmückt, gewährt einen stattlichen Anblick. Alles in allem, es ist ein malerisches landschaftliches Bild, das den überraschten Ankömmling begrüßt.

Der Umfang der Stadt ist ein vergleichungsweise beschränkter. Wir müssen die Altstadt, die eigentliche Stadt, und die allmählich hinzugekommenen Vorstädte unterscheiden. Die Altstadt dehnte sich auf dem rechten Ufer des Maines in einem stumpfen Halbkreis, dessen beide Enden auf dem Flusse ruhten, aus. Nach der gegenwärtigen Einteilung waren es der zweite und dritte Distrikt, die sie räumlich gemessen umschloß, jedoch mit der Einschränkung, daß die südliche und nördliche Grenze etwas enger gezogen waren als heutzutage, und daß die östliche die gesamte Fläche des Schloßplatzes bis zur Marschule herab jenseits ließ. Diese Altstadt war schon seit mehreren Jahrhunderten von einer Ringmauer mit Wall und Graben, die von mehreren Thoren und Pförtchen durchbrochen wurde, umschlossen. Ein Teil der Umfestigung gegen Osten bildete der sogenannte Katzenwicker, von Haus aus ein Turm, von dem der bekannte umfangreiche Hof, der bis vor wenigen Jahrzehnten noch bestanden hat, erst seinen Namen erhalten hat.

Dieser Turm war nach seiner ursprünglichen und damals noch geltenden Bestimmung ein Zeug- und Kampfhaus, dazu ausersehen, feindliche Angriffe auf die Stadt nach Maßgabe der mittelalterlichen Artillerie zu erwidern. *)

*) Die älteste und offenbar echte Form dieses Namens, dessen Erklärung den Lokalhistorikern viel Kopfzerbrechens verursacht hat, finden wir in einer Stelle der

Außerhalb der Ringmauer dehnten ſich, wie bemerkt, im 12. Jahrhundert bereits mehrere Vorſtädte aus. Die Vorſtadt von St. Peter oder Stephan, ſo genannt nach den Schutzheiligen des daſelbſt ſeit längerer Zeit beſtehenden Stephansklosters O. S. B. Der Name „Sandervorſtadt" („im Sande") iſt der jüngere und mit der Ausbreitung der Vorſtadt nach dem ſandigen Geſtade des Maines hin aufgekommen; indes taucht er noch in dieſem Jahrhundert auf und wird dann der herrſchende*).

Die Hauger Vorſtadt, genannt nach dem Kollegiatſtift Haug, das in der Nähe des neuen Bahnhofs auf einer Anhöhe (in monte) ſtand, von der es ſeinen Namen erhielt. Sie umfaßte, im allgemeinen geſprochen, die Gegend der heutigen Stift Hauger-, Bahnhof- und Semmelsſtraße.

Die Bleichervorſtadt, nach dem Bache Bleichach ſo genannt, mit der Kirche der h. Gertrud, die zur Zeit Kaiſer Konrad III. der Dombaumeiſter Enzelin, ein Laie, erbaut hat. Sie erſtreckte ſich vom Main bis zum Juliusſpital herauf, an deſſen Stelle ein biſchöflicher Garten angelegt war, der bald nach dem Jahre 1146 der Judengemeinde zur Anlage eines Kirchhofes überlaſſen wurde. Auf dem Platze zwiſchen dem Rennweger Thor, das damals noch nicht beſtand, und der ſpäteren biſchöflichen Reſidenz einerſeits und der öſtlichen Ringmauer andrerſeits iſt gerade damals ebenfalls eine Art von Vorſtadt angelegt worden. Die Fläche gehörte dem Domkapitel, das dort eine Anzahl Wohnhäuſer errichtete und ſie pachtweiſe ausgab. Dieſe Anlage hat ſich aber nicht behauptet und andern Geſtaltungen weichen müſſen**).

Die älteſte von allen war aber ſicher die Vorſtadt von St. Burkard, jenſeit des Maines, mit der Altſtadt durch eine ſteinerne Brücke verbunden, die durch den ſchon erwähnten Dombaumeiſter Enzelin hergeſtellt worden iſt. Dieſe Vorſtadt, auch „villa S. Burcardi" genannt, finden wir in zwei Gruppen geſchieden, eine obere und untere, und unter einem eigenen

---

Annales Herbipolenses (MG. SS. XVI. p. 4), wo es zum Jahre 1146 heißt: „— in vallo contra turrim quae vulcho Katzinwichus vocatur." Es war eine Art von propugnaculum. Vgl. im übrigen zur Erläuterung des Namens W. Müller, mittelhochdeutſches Wörterbuch, Bd. 1, S. 740 und 792, und Schmeller, bayeriſches Wörterbuch, zweite Ausgabe, Bd. 1, S. 1313. — Gebr. J. und W. Grimm, deutſches Wörterbuch Bd. V, S. 290. —

*) Im 12. Jahrhundert begegnen wir in Urkunden öfters einem „suburbium quod Graz dicitur", ohne ſie mit Sicherheit näher beſtimmen zu können; jedenfalls lag ſie auf dem rechten Ufer.

**) Vgl. MB. 37, p. 72, die Urkunde des Biſchofs Gebhard von W. aus dem Jahre 1156, wo es heißt: „suburbium iuxta Katzenwichus quod videlicet Rulandswarte dicitur. —"

Schultheißen ſtehend, ohne daß angedeutet iſt, wer denſelben ernannte, der Biſchof allein oder der Abt von St. Burkard mit ihm. In den Vorſtädten von St. Stephan und zu Haug iſt allen Anzeichen nach die niedere Gerichtsbarkeit ganz oder zum Teile dem bezüglichen Kloſter oder Stifte zugehörig geweſen. Selbſtändige Pfarrkirchen haben in allen dieſen Vorſtädten im 12. Jahrhundert beſtanden. Die von St. Burkard, identiſch mit der Kloſterkirche, war wohl die älteſte; die von Bleichach iſt notoriſch erſt im Jahre 1133 gegründet worden; bis dahin ſcheint dieſe Vorſtadt in die Altſtadt eingepfarrt.

Der Aufenthalt in den Vorſtädten zumal diesſeits des Maines hatte nach allem ſein Unbehagliches. Bei feindlichen Heimſuchungen, an denen es nie ganz gefehlt hat, waren ſie, weil in das Verteidigungsſyſtem der Stadt nicht aufgenommen, in der Regel ſchutzlos preisgegeben. In ſolchen Fällen flüchtete, wenn Zeit blieb, was Beine hatte, hinter die Ringmauern, und wurde alles bewegliche Eigentum dahin gebracht. Ja ganze Höfe außerhalb der Mauer wurden abgetragen, um den Bewegungen der Feinde keinen Stützpunkt zu bieten. Die Mühlen, die alle außerhalb angelegt waren, konnte man freilich nicht flüchten. Die Vorſtädte ſind nun allerdings bald mit Mauern umgeben worden, die jedoch höchſtens einen erſten Anprall abzuhalten im Stande waren; von der Altſtadt ſind ſie bis nach dem dreißigjährigen Kriege durch die gedachte Umfeſtigung derſelben geſchieden geblieben. Die Bevölkerung der Vorſtädte gehörte, ſo viel wir ſehen können, überwiegend der mit Feld- und Weinbau beſchäftigten Klaſſe an; wir hören zugleich von Höfen reden, deren Eigentümer innerhalb der Ringmauer wohnten. Außer mehreren Mühlen werden auch Baumgärten namhaft gemacht.

Um nun auf die Altſtadt zurückzukommen, dürfen wir ſie uns nicht in dem Maße wie ſpäter oder gar heutzutage ausgebaut vorſtellen. Den, wenn auch nicht mathematiſchen Centralpunkt bildete die Kathedrale, von der aus die Stadt wachſend und ſich ausdehnend gedacht werden muß. Die Linde, die dann ſich erneuernd noch lange auf dem freien Platze hinter dem Dome gefunden wird, und vor der nach altem deutſchen Herkommen Gericht gehalten wurde, hat, dieſen Rückſchluß dürfen wir unverzagt machen, ſchon in jener Zeit dort geſtanden. Um den Dom herum, zunächſt innerhalb der ſogenannten Domfreiheit, erhoben ſich die Höfe der Domherren, die ſchon am Ende des elften Jahrhunderts ihr Zuſammenleben aufgegeben hatten. Der biſchöfliche oder Salhof breitete ſich zwiſchen der Kathedrale und dem Neumünſter aus; vor ihm, in der Richtung gegen Weſten, lag wieder ein freier Platz, zwiſchen welchem und dem Markt ſich das Dietrichsſpital erhob. Von Straßennamen aus dieſer Zeit ſind zufällig

nur wenige uns überliefert, die Schmiedegaſſe, Kürſchnergaſſe, Georgengaſſe*); daß die Domſtraße der Hauptſache nach beſtanden hat, dürfen wir auch ohne eine beſtimmte Nachricht annehmen. Der Bauſtoff bei größeren Gebäuden war ſicher Stein, aber die Häuſer der Handwerker und kleinen Leute werden ebenſo ſicher wie überall guten Teils noch aus Holz beſtanden haben, und es kann uns daher nicht wunder nehmen, wenn wir hören, daß Würzburg ebenſowenig wie andere Städte von größeren Feuersbrünſten verſchont geblieben iſt.

Die Baupolizei und die damit zuſammenhängenden privatrechtlichen Beſtimmungen finden wir bereits ausgebildet**), und da uns von Kanälen und Kloaken berichtet wird, iſt es gewiß geſtattet, auch die Exiſtenz öffentlicher Brunnen vorauszuſetzen. Mit dem Straßenpflaſter wie mit der Straßenbeleuchtung hat es noch allerwärts windig ausgeſehen; höchſtens daß nächtlicherweile vor einem Heiligenbilde oder in einem der Kirchhöfe — jede Pfarrkirche hatte bekanntlich bis in unſer Jahrhundert hinein ihren Kirchhof in nächſter Nähe und die Klöſter hatten wieder ihre eigenen Kirchhöfe — ein geſtiftetes Licht erwünſchten Schimmer verbreitete***). Im übrigen war es jedermann überlaſſen, für ſich ſelber zu ſorgen.

Wichtig iſt nun die Frage nach der Bevölkerung der Altſtadt und den Elementen, aus denen ſie ſich zuſammenſetzte. Hier müſſen wir — von der Geiſtlichkeit vorläufig abgeſehen — zwei Klaſſen unterſcheiden: die eigentlichen Bürger im engern Sinne, und die Gewerbetreibenden aller Art, die ſich ſpäter in den Zünften organiſiert haben. Zu den Bürgern zählten einerſeits die Alt- und Vollfreien, zuweilen Grundbeſitzer und Kaufleute, die ſpätern Patrizier, und andererſeits die biſchöflichen ritterbürtigen Miniſterialen, die in der Stadt und meiſt zugleich in der Landſchaft auf ihren Burgen angeſeſſen ſich meiſtens nach dieſen nannten, wie z. B. die Schenken von Roßberg, die Herren von Homburg an der Were, die von Zabelſtein, Spießheim, Eſpenfeld, Zobel u. ſ. f., der großen Mehrzahl nach längſt alle ausgeſtorben. Dieſe beiden Faktoren zuſammen bildeten die politiſche Gemeinde und ſtanden im Genuſſe

*) Eine Schmiedegaſſe, St. Georgengaſſe, Kürſchnergaſſe werden genannt, die letztere darf aber nicht mit dem gegenwärtigen Kürſchnerhof verwechſelt werden. Die „strata pellificum“ lief damals in der Nähe des Hofes zum Grafen Eckard, von Süden nach Norden. Vgl. das Regeſt der Urkunde vom Jahre 1212 bei Lang, Reg. 13, Bd. II, S. 53 und mein Schriftchen über den Hof zum Grafen Eckard, Wirzburg 1860, Beilage 5.

**) Vgl. beiſpielsweiſe die Urkunde vom Jahre 1180, S. 21 meines oben angeführten Schriftchens.

***) S. die Urkunde Nr. 185 vom Jahre 1213, MB. 37, p. 191.

der Rechte und Freiheiten, so weit von solchen damals die Rede sein konnte. Die Gewerbetreibenden und was dazu gezählt wurde, waren davon ausgeschlossen, sie waren keine cives, sondern nur populos, nicht im Besitze der vollen bürgerlichen Freiheit. Mit andern Worten: es herrschte hier, wie fast überall noch diesseits der Alpen, das aristokratische Element vor. Eine wirkliche Stadtverfassung mit dem Rechte der Selbstverwaltung gab es übrigens noch nicht. Der Herr der Stadt, der Bischof, hörte wohl auf die Meinung und den Rat seiner Getreuen, der Ministerialen und der Altbürger, aber er ernannte die Schultheißen, deren seit der Mitte des Jahrhunderts stets zwei auftraten und die in seinem Namen die niedere Gerichtsbarkeit am Stadtgerichte ausübten. Erst gegen Ende des Jahrhunderts tritt ein bestimmter Grad der Selbständigkeit der Bürgerschaft deutlich erkennbar hervor; es ist von einer civitas Wirzeburgensis im politischen Sinne die Rede, die ihr eigenes Siegel, ihren Notar und dgl. hat. Aber auch jetzt ist ihr die Autonomie nach wie vor versagt; erst im Verlaufe des nächsten Jahrhunderts beginnt die Bewegung, die dann auch zum Ziele führt.

Unter den Altbürgern sind die Kaufleute auszuzeichnen. Die Bedeutung Wirzburgs als Handelsstadt war überhaupt nicht gering. Schon die geographische Lage, die sie zum Verbindungsgliede zwischen Donau und Rhein machte, wies ihr eine namhafte Rolle zu. Wirzburger Kaufleute werden schon im 11. Jahrhundert in hervorragender Stellung erwähnt. Im 12. hören wir, daß Kaiser Friedrich I. gemäß der Beschwerde von eben solchen die widerrechtlich erhobenen, den freien Verkehr lähmenden Mainzölle aufhebt*). Wirzburger Handelsschiffe sind damals regelmäßig den Rhein hinab bis Köln und weiter gefahren**). Unter den Gegenständen des Handels stand der Wein ohne Zweifel oben an. Der „Frankenwein" ist zu dieser Zeit bereits in England ein stehender Artikel***), und es dauert nicht lange, so will man mit „Wirzburger Wein" etwas recht Feines bezeichnen. Im 12. Jahrhundert treffen wir übrigens den Weinbau den mittlern und untern Lauf des Stromes entlang, aber auch schon in die Nebenthäler vorgedrungen. Die vorherrschenden Weinproduzenten in

*) Ich verweise der Kürze wegen auf Stumpf, die Reichskanzler II, 3 S. 326 zum 29. Okt. 1155 und S. 331, zum 4. April 1157.

**) S. Beyer, Mittelrheinisches Urk. Buch, Bd. I. S. 467, Nr. 408. Urk. Kaiser Heinrich IV. vom 5. Juni 1104.

***) Lacomblet, M. R. Urk.-Buch, Bd. I. S. 522. Ich weiß übrigens, daß man unter solchem Frankenwein auf fremden Märkten deutschen Wein überhaupt verstehen will; indes würde sich daraus keine Minderung des Ansehens des Frankenweines ergeben.

der Wirzburger Markung sind die Großgrundbesitzer, in erster Linie die Stifter und Klöster, und erst aus ihren Händen geht er in die der Kaufleute über.

Neben den genannten Bestandteilen der städtischen Bevölkerung haben wir noch einen weiteren, nämlich die Juden, zu verzeichnen. Schon früher nachzuweisen, traten sie im 12. Jahrhundert hier vergleichungsweise ziemlich zahlreich auf. Sie hatten ihre eigene Straße, ihre Synagoge auf der Stätte der spätern Marienkapelle, der jetzige grüne Markt hieß der Judenmarkt (theatrum iudeorum) und im Jahre 1147 erwarben sie, an der Stelle des spätern Juliusspitals, ihren Kirchhof*). In den höheren, maßgebenden Kreisen sind sie offenbar wohl gelitten und begünstigt gewesen. Sie erscheinen als Eigentümer von Höfen außerhalb der Judenstraße, und tragen einen solchen wohl dem H. Kilian, d. h. dem Hochstift auf, um ihn so für alle Fälle sicher zu stellen**), denn die Stimmung gegen sie war nicht in allen Kreisen gleich günstig. Am Anfang des 13. Jahrhunderts treffen wir einen, auch als Dichter in der deutschen Literaturgeschichte bekannten Juden, Süßkind mit Namen, in der Nähe des Dietrichsspitals ansäßig***); die Überlieferung erzählt, er habe zugleich mehrere Jahre hindurch in dem genannten Spitale, das unter der Verwaltung des Domkapitels stand, die Stelle eines Arztes versehen, was ich weder bestreiten noch vertreten kann.

Bei dieser Gelegenheit vermag ich es mir nicht zu versagen, einen Vorgang episodisch zu erwähnen, der mit dem zweiten Kreuzzug in ursächlichem Zusammenhange steht. Er ist zugleich höchst charakteristisch und von zwei verschiedenen Seiten her so zuverlässig, als man nur wünschen kann, bezeugt.

Wie bekannt, hatte die Betreibung des beabsichtigten Kreuzzuges am Nieder- und Mittelrhein heftige Judenverfolgungen im Geleite, und ein Nachspiel derselben erlebte man nun in Wirzburg. In der letzten Woche vor Ostern 1147 sammelten sich hier die Kreuzfahrer aus den westlichen Gegenden des Reiches mit dem in solchen Fällen unvermeidlichen Troß, um von da nach Regensburg, dem gemeinschaftlichen Vereinigungspunkte zu marschieren. Da geschah es, daß man eines Tages den Körper eines ermordeten unbekannten Mannes, in mehrere Teile zerstückelt, an verschiedenen Stellen außerhalb der Stadt versteckt fand. Die Kunde dieser

*) S. Lang Reg. Bav. 1, S. 273. 355.

**) S. MB. l. c. S. 145, Nr. 150 und Beilage 2 in meinem oben erwähnten Schriftchen über den Hof zum Grafen Eckard.

***) S. die Urk. B. Ottos von W. vom Jahre 1218. MB. l. c. S. 201.

Unthat verbreitete ſich mit Windeseile: die erhitzte, an ſich aufgeregte Menge ſammelt die getrennten Teile des zerſtückelten Körpers, fügt ſie zuſammen und ſtellt ſo den wieder hergeſtellten Leichnam am Eingange der Kapelle des Dietrichsſpitals aus. Bereits hatte der Verdacht der Urheberſchaft des Mordes in voller Zuverſicht ſich gegen die Judenſchaft der Stadt gekehrt — obwohl angeſichts des Gedränges dieſer Tage eine andere Möglichkeit wenigſtens ebenſo nahe lag — und erhob ſich mit unwiderſtehlicher Leidenſchaft zu einem wilden mörderiſchen Überfall derſelben. Schon geſchahen Zeichen und Wunder bei dem Leichnam des unbekannten Ermordeten, die Menge — nicht die letzten darunter die fremden Gäſte — feiert denſelben als Märtyrer, trägt ihn in feſtlichem Umzuge durch die Stadt und verlangt von dem damaligen Biſchof Siegfried, er ſolle ihn als Heiligen proklamieren. Der Biſchof, ein vorzüglicher und höchſt verſtändiger Kirchenfürſt, lehnt aber dieſe Zumutung als eine ungebührliche ab: da kehrt ſich der Unmut der Aufgeregten gegen ihn und die Geiſtlichkeit überhaupt. Siegfried ſieht ſich gezwungen, in einem befeſtigten Gebäude Zuflucht zu ſuchen, die Domherren wagen in der Oſternacht nicht wie gebräuchlich in die Kathedrale zu gehen. Glücklicher Weiſe iſt indes mit dem Oſterfeſt für die Kreuzfahrer der Zeitpunkt des Abmarſches gekommen; mit ihrem Abzuge legt ſich die Aufregung in der Stadt und der Biſchof und die Domherren erhalten ihre Freiheit wieder*). Einige Zeit darauf geriet die Stadt wohl noch einmal in Bewegung, aber unblutiger und friedlicher Natur. Das glänzende Heer der franzöſiſchen Kreuzfahrer, König Ludwig VII. an der Spitze, berührte auf dem Wege nach Ungarn ebenfalls Wirzburg, um von da nach der Donau zu ziehen**). Beſuche von fremden Gäſten und Abwechſelungen aller Art waren, wie wir noch hören werden, überhaupt an der Tagesordnung.

Indem wir nun den Faden der Darſtellung, wo wir ihn fallen ließen, wieder aufnehmen, erinnern wir uns, Gebieter der Stadt war der Biſchof, wie er es auch des Hochſtiftes geweſen iſt. Aber er war — von der noch unbeſtrittenen Obrigkeit des Kaiſers nicht zu reden — kein unumſchränkter Herr, ſondern mußte ſich in dieſe ſeine Herrſchaft mit ſeinem Domkapitel in dem Grade teilen, daß ihm nicht viel mehr als die präſidiale Macht

*) S. die Erzählung dieſes Herganges von einem Zeitgenoſſen, der, wie man vermutet, im St. Burkardskloſter zu W. lebte, in den Ann. Herbip. zum Jahre 1147 (l. c. p. 3) und in dem Auszuge aus einer jüdiſchen Chronik, die Wilken, Geſch. der Kreuzzüge, III, 1 Beilage 1 mitteilt. Beide voneinander unbedingt unabhängige Quellen ſtimmen durchaus miteinander überein, nur daß die letztere einige Einzelheiten mehr giebt.

**) Wilken, l. c. S. 102.

übrig blieb, während er als Reichsfürst selbstständig war. Das Hochstift Wirzburg gehörte bekanntlich und mit Recht zu den angesehensten und vornehmsten des Reiches; seine Lage gab ihm überdies unter den damaligen Verhältnissen eine doppelte Bedeutung, wie die Kriege in der Zeit Kaiser Heinrichs IV. und Lothars III. das hinlänglich bezeugen. Daher auch die ganz besondere Sorgfalt unserer Kaiser, bei eintretenden Fällen auf die Besetzung dieses bischöflichen Stuhles maßgebenden Einfluß zu üben. Im 12. Jahrhundert treffen wir mehrere tüchtige und einen ausgezeichneten Fürsten auf dem Stuhle des h. Burkard, wie jenen Siegfried von Hohentrüdingen, einen Gebhard von Hennenberg, einen Herold von Hochheim, einen Reinhard von Abenberg, einen Heinrich von Berg, einen Gottfried von Spitzenberg-Helfenstein, die letzten vier durch die Autorität Kaiser Friedrichs erhoben, zu dem sie, im Einklange mit der Stadt, in unerschütterlicher Treue gehalten haben. Das Leben dieser Kirchenfürsten vergeht dann auch zum guten Teile in der Mitwirkung an den Angelegenheiten des Reiches, diesseits und jenseits der Alpen, an Hof- und Reichstagen, in diplomatischen Sendungen und mitunter auch an der Beteiligung an den Reichskriegen, in welche sie den Kaiser begleiten. Diese reichsfürstliche Thätigkeit, namentlich die häufigen Fahrten über die Alpen ziehen gerne die finanziellen Hülfsmittel der Bischöfe in empfindliche Mitleidenschaft; einmal hat man zu dem unlieben Auskunftsmittel der Verpfändung des Domschatzes greifen müssen.

Der Bischof wohnte, wie schon erwähnt, neben der Kathedrale in seinem Salhofe; erst im nächsten Jahrhundert und zwar in Folge heftiger Zerwürfnisse mit der Stadt siedelt der bischöfliche Hof auf den nun befestigten Marienberg über. Der Bischof hat, wie jeder andere deutsche Fürst, seinen Hofstaat, der aus den Einkünften der Besitzungen des Hochstiftes, in die er sich mit dem Domkapitel geteilt hat, unterhalten wird. Mit den vier großen Hofämtern sind ebenso viele hervorragende Grafengeschlechter des Landes belehnt, aber zu gleicher Zeit an die gleiche Anzahl von Ministerialengeschlechtern als Afterlehen ausgegeben. Über das Hochstift zerstreut sitzen in größerer Zahl die streitbaren Vasallen desselben auf ihren Burgen, verpflichtet, im Fall der Not dem Aufgebote des Bischofs oder Domkapitels zu folgen. Auch das Amt des Burggrafen und Stiftvogtes, hier in einer Hand vereinigt, den Stempel kaiserlicher Herkunft an sich tragend, geht beim Bischofe, beziehungsweise dem Hochstifte zu Lehen. Seit mehreren Generationen ist es nachweisbar erblich in dem Geschlechte der Grafen von Hennenberg; es ist in erster Linie die peinliche Gerichtsbarkeit, der Blutbann, den der Burggraf in Verbindung mit den Schöffen zu üben hat. Aber auch dieses Amt wird häufig durch einen Stellver-

treter verwaltet, der hier gewöhnlich Graf, wie anderwärts Vicegraf, genannt und aus der Reihe der vornehmen Dienſtleute gewählt wird. Der Graf Eckard z. B., von dem der bekannte Hof und Turm den Namen führt, verdankt jenen ſeinen Beinamen nichts anderem, als einer ſolchen Stellvertretung des Burggrafen*). Zu den übrigen biſchöflichen Beamten gehört u. a. der Vicedominus, der mit der oberſten Verwaltung der Einkünfte des Hochſtiftes betraut iſt und in der Regel aus der Reihe der Geiſtlichen genommen wurde. Ferner das Kollegium der Münzer, mit einem Münzmeiſter an der Spitze: das Münzrecht, urſprünglich ein Königsrecht, war ſchon frühe in die Gewalt der Biſchöfe übergegangen. Die Wirzburger Biſchöfe haben bekanntlich auch den Anſpruch erhoben, von altersher mit der herzoglichen Gewalt über Oſtfranken belehnt zu ſein. Eine äußerſt verwickelte Frage, die in dieſer Allgemeinheit ausgeſprochen ſtets neuen Widerſpruch gefunden hat. In eine Erörterung derſelben einzugehen iſt hier nicht der Ort; gewiß iſt aber, daß wir in dieſem Falle es mit einer Anomalie zu thun haben, und fernerhin, daß Kaiſer Friedrich I. den Biſchof Herold in der vielbeſprochenen Urkunde vom 10. Juli des Jahres 1168 die herzogliche Gewalt innerhalb der Grenzen des Hochſtiftes verliehen hat: die Grenzen des Wirzburger Hochſtifts fielen aber noch keineswegs mit den Grenzen des Sprengels, und noch weniger Oſtfrankens zuſammen. Auch weder der Titel noch die Würde eines Herzogs iſt den Biſchöfen von Wirzburg verliehen worden; den Namen eines Herzogs in oder von Oſtfranken haben ſie ſich erſt viel ſpäter beigelegt. Aber auch ſo verblieb ihnen ein ſo hohes Maß von Gewalt und Anſehen, daß ſie unbeſtritten zu den einflußreichſten und wichtigſten unter den geiſtlichen Fürſten des Reiches zählten.

Das Domkapitel, dem wir die Eigenſchaft eines Mitregenten zugeſchrieben haben, ſetzte ſich aus einer Anzahl von Kanonikern zuſammen, die in dieſer Zeit in den vorliegenden Zeugenverzeichniſſen zwiſchen zwölf und zwanzig ſchwankt. An ihrer Spitze ſtehen wie überall der Dompropſt und der Domdechant, an die ſich der Domſänger, Domſcholarch, Domſchatzmeiſter u. ſ. w. anſchließen. Auch die Vorſtandſchaften der Archidiakonate, der geiſtlichen Amtsbezirke des Sprengels, waren in der Regel einzelnen Domherren übertragen. Desgleichen war es Sitte und wurde bald geſetzlich, daß die Würde der Pröpſte an den beiden Propſteien von Neumünſter und Haug nur von Mitgliedern des Domſtiftes bekleidet werden konnte; ja ſelbſt Propſteien außerhalb Wirzburgs, wie z. B. die zu Ansbach,

*) In der Urk. des B. Reinhard vom Jahre 1152 (MB. 379 p. 119) wird Eckard als „vicem praefecturae gerens“ bezeichnet.

wurden gelegentlich von ſolchen beſetzt. Endlich finde ich, daß auswärtige Pfarreien — deren Sprengel und Ertrag damals größer waren als heutzutage — gleichfalls an Mitglieder des Domſtiftes verliehen wurden, die ſie dann, wie das in der engliſchen Hochkirche noch vorkommt, durch von ihnen beſtellte Vertreter verſehen ließen. Man darf unter dieſen Umſtänden annehmen, daß die Aufnahme in das Domkapitel eine ſehr begehrte war, zumal von da aus ſich manchem eine noch glänzendere Laufbahn eröffnete. Wie damals überall und entſprechend den herrſchenden ſocialen Verhältniſſen, waren es die Söhne der einheimiſchen vornehmen dynaſtiſchen Geſchlechter, denen faſt ausſchließlich der Zugang zu jenen Ehrenſtellen offen ſtand, wie die von Caſtell, Trimberg, Enſe, Grumbach, Neuenburg, Krautheim, Düren u. ſ. f., auch ſie faſt alle jetzt und ſchon ſeit Jahrhunderten ausgeſtorben. Die Aufnahme geſchah auf dem Wege der Selbſtergänzung, die ſchon in der nächſten Zeit ſyſtematiſch geregelt worden iſt. Kaum daß im 12. Jahrhundert ein Mitglied eines Franken nicht angehörigen Geſchlechtes in dieſen Reihen gefunden wird. Söhne der ritterbürtigen Miniſterialengeſchlechter waren grundſätzlich nicht ausgeſchloſſen, aber es ſind doch immer nur einzelne, denen man begegnet; doch iſt ſchon jetzt einer aus dieſem Stande, von Höchheim, zum Fürſtbiſchof erwählt worden: und eine ähnliche Wahl hat ſich mit Dietrich von Homburg im erſten Viertel des nächſten Jahrhunderts wiederholt.

In dieſem Zuſammenhange erinnern wir auch an die Domſchule, die unter der Oberleitung des Domſcholarchen ſtand. Die Wirzburger Domſchule iſt bekanntlich ſchon im 10. Jahrhundert berühmt geweſen. Wenn ſie zunächſt für die Ausbildung des geiſtlichen Standes beſtimmt war, ſo haben wir gleichwohl Grund anzunehmen, daß auch der Unterricht von Laien nicht ausgeſchloſſen blieb. Ähnliche Einrichtungen beſtanden an den beiden Kollegiatſtiftern und in den Klöſtern. Die Dombibliothek war reich und durch den Beſitz alter und wertvoller Handſchriften ausgezeichnet. Der Dom ſelbſt hat gerade in den letzten Jahrzehnten der in Rede ſtehenden Epoche im weſentlichen ſeine bleibende Geſtalt erhalten.

Von der Kathedrale abgeſehen, fehlte es ſonſt nicht an Stiftern und Klöſtern, Kirchen und Kapellen jeder Art, und machte Wirzburg ſchon damals den vollendeten Eindruck einer rechten Biſchofsſtadt. Da waren die ſchon erwähnten Kollegiatſtifte von Neumünſter und Haug, das eine nächſt des Domes, das andere außerhalb der Stadt gelegen, beide mit der gleichen Organiſation wie das Domſtift und bereits im 10. Jahrhundert begründet. Da waren die Pfarrkirchen der drei Vorſtädte von St. Stephan, Bleichach und Haug, welch' letztere von der Stiftskirche ausdrücklich unterſchieden werden muß. Da waren die Abteien O. S. B. von St. Stephan

und Burkard, mit welch' letzterer die Pfarrei der gleichnamigen Vorstadt verbunden war. Da waren die Frauenklöster von St. Ulrich und Agnes diesseits, das Schottenkloster jenseits des Maines, und endlich in der Sandervorstadt die Kirche des heil. Oswald oder, was dasselbe war, das Hospiz der Johanniter. Außerdem eine Anzahl von öffentlichen Kapellen, nicht zu reden von jenen, die sich fast überall in den großen Höfen fanden. Auch das Dietrichsspital für Kranke und Pilgrime zugleich mit den Klosterhöfen von Ebrach und Brennbach dürfen wir nicht vergessen. Man wird also die geistliche Bevölkerung der Stadt und Vorstädte verhältnismäßig ziemlich hoch anschlagen müssen. Stellt man aber die Frage, die so nahe liegt, wie hoch sich etwa die Gesamtbevölkerung der Stadt belaufen haben möge, so ist es bei der vorherrschenden Abneigung des echten Mittelalters vor allen staatswirtschaftlichen und statistischen Beobachtungen mehr als schwer, eine irgendwie zuverlässige Antwort darauf zu geben. Eine Nachricht aus dem Ende des 16. Jahrhunderts giebt die Zahl von zwischen 8000—9000 Seelen an, und es ist nicht gesagt, ob hierbei die Vorstädte mit gezählt sind oder nicht. Sicherem Vermuten nach ist die Bevölkerung der Altstadt im 12. Jahrhundert geringer gewesen als im 17., und wer daher sie und die Vorstädte zusammen zu jener Zeit über 10 000 Menschen schätzen würde, dürfte nach aller Wahrscheinlichkeit eher zu hoch als zu tief greifen.

An Leben und Bewegung hat es der Stadt, nach dem, was wir bereits gehört haben, selten gefehlt. Schon ihre geographische Lage brachte es mit sich, daß Gäste ab- und zuströmten. Was von Südosten, zumal aus Böhmen, Österreich u. s. f. nach dem Rheine wollte, konnte nicht umhin, Wirzburg zu berühren. Zum Behufe der Beherbergung der Fremden hat man die Gastfreundschaft, namentlich in Klöstern und Hospizen im weitesten Sinne in Anspruch genommen. Mit Gasthöfen besserer Art, von Herbergen und Kneipen abgesehen, war es noch überall dürftig bestellt. Besondere Bewegung brachten die Reichs- und Hoftage in die Stadt. Schon frühere Kaiser, insbesondere aber auch Friedrich I. hat sehr viele und mit die wichtigsten hier abgehalten. Überhaupt hat er gern in Wirzburg verweilt. Solche Tage führten zahlreiche Gäste, darunter die Blüte der deutschen Fürsten und Herren samt ihrem Gefolge, in die Stadt. Um so vornehme Gäste unterzubringen, wurde das Einquartierungsrecht im großen Umfange in Anwendung gebracht, und die hohe Geistlichkeit war davon nicht ausgenommen. Erst Kaiser Friedrich I. hat die Höfe der Domherren, insoweit sie innerhalb der Domfreiheit, d. h. im nächsten Umkreise der Kathedrale lagen, von jener Last befreit. Die Stadt hatte ferner jährlich eine Messe, im August; wir hören, daß die Buden und Lager der

fremden Kaufleute unten am Maine aufgethan waren. Aber auch ſtehende Buden gab es, unmittelbar am Dome, an Einheimiſche verpachtet*). Der Umſtand, daß Wirzburg der Mittelpunkt eines umfaſſenden geiſtlichen und weltlichen Sprengels war, trug ebenfalls nicht wenig dazu bei, den Zuſpruch und Verkehr in der Stadt zu beleben.

Ich erinnere an die Synoden, die damals noch zu beſtimmten Zeiten gehalten wurden und in erſter Linie die Äbte und Pröpſte der Diöceſe, ebenſo die Vorſtände der kirchlichen Bezirke nach der Metropole führten. Und ein ſtattlicher Anblick ohne Zweifel iſt es geweſen, wenn jährlich am Feſte des Frankenapoſtels die fernen Gäſte aus allen Enden und Ecken der Diöceſe, die Vertreter jeder einzelnen Gemeinde in feierlicher Prozeſſion in der feſtlichen Stadt zuſammenſtrömten.

So ungefähr, auf zuverläſſige Nachrichten gebaut, dürfte der Geſamtzuſtand der Stadt Wirzburg in der bezeichneten Epoche beſchaffen geweſen ſein. Schon das nächſtfolgende Jahrhundert bildet die berührten Verhältniſſe und Einrichtungen nach allen Richtungen hin um; ſie werden reicher, mannigfaltiger, aber auch die frühere Einheit derſelben verſchwindet. Insbeſondere das Verhältnis zwiſchen der Stadt und ihrem Herrn ändert ſich. Die Stadt, der allgemeinen Entwickelung folgend, begehrt nach einem höherem Maße von Freiheit, von Selbſtregierung und erreicht das auch. Aber dann ſtrebt ſie, namentlich ſeit das demokratiſche Element ſeine Feſſeln löſt, weiter. Das verführeriſche Bild der Reichsfreiheit, der Reichsunmittelbarkeit verlockt ſie; andere ihrer Art haben jenes Ziel erreicht, warum ſoll ſie es nicht auch erreichen können? Jedoch dieſer Siegespreis entſchlüpft ihr, als ſie ihn bereits feſt in den Händen zu haben meint, und ſie bezahlt den kurzen Wahn mit langer ſchmerzlicher Enttäuſchung. Ach, die Zeit des Reiches war längſt vorbei, und eben darum konnte ein ſolcher Verſuch nicht gelingen.

Jene Anhänglichkeit an Kaiſer und Reich, die ſich mehrfach ſeit den Tagen Kaiſer Heinrichs IV. in kritiſchen Augenblicken bewährt hat, gehört aber immerhin zu den unvergänglichſten und ruhmreichſten Zügen in der Geſchichte unſerer Stadt: mögen die kommenden Jahrhunderte von uns ein Gleiches rühmen können!

*) S. MB. l. c. p. 127 Urk. vom Jahre 1184, und p. 136 Urk. vom Jahre 1189.

Kanzler Konrad.

1884.

Als das begehrenswerteſte und bedeutendſte der deutſchen Bistümer hat in den frühern Jahrhunderten das von Wirzburg gegolten. Dieſe bevorzugte Stellung muß zum Teil auf den Reichtum, zum Teil auf die politiſche Wichtigkeit des Hochſtifts, die auf deſſen centraler Lage beruhte, zurückgeführt werden. Die Beherrſchung desſelben ſchien nahezu gleichbedeutend mit der Beherrſchung Süddeutſchlands zu ſein. Unſere Kaiſer haben daher zu allen Zeiten alles aufgeboten, ſich dieſes ſo ungemein wichtigen Poſtens zu verſichern. Wer kennt nicht die Anſtrengungen, welche in der Zeit Kaiſer Heinrichs IV. um den Beſitz von Wirzburg gemacht worden ſind? Unter den Staufern tritt dieſes Streben in beſonders hohem Grade zu Tage; es wurde ihnen allerdings durch den Umſtand erleichtert, daß ihr Stammland in nächſter Nähe lag, und daß ſie ſelbſt in Oſtfranken erheblich begütert waren. Unter Kaiſer Friedrich I. erſcheint das Hochſtift faſt wie eine Domäne des ſtaufiſchen Hauſes. Eine Reihe von wirzburger Biſchöfen dieſer Zeit — voran der Kanzler Gottfried von Spitzenberg, der auf demſelben Kreuzzuge mit ſeinem Herrn den Tod gefunden hat — ſind Friedrichs ergebenſte Vertrauensmänner geweſen, und nach ſeinem Tode wurde ſogar der Verſuch gemacht, einen Prinzen ſeines Geſchlechts, ſeinen jüngſten Sohn Philipp, als König Philipp von Schwaben in der Geſchichte bekannt und urſprünglich für die kirchliche Laufbahn beſtimmt, auf den Stuhl des heiligen Burkard zu ſetzen. Philipp iſt im Jahre 1191 in der That und ſchwerlich ohne das Zuthun ſeines Bruders, Kaiſer Heinrichs VI., in ziemlich jungen Jahren zum Biſchof von Wirzburg gewählt worden und hat als „Erwählter“ dieſe Stellung ungefähr ein Jahr lang behauptet, dann aber, vermutlich in Hinblick auf ſeine allzu große Jugend — er war zwiſchen 1176 und 1177 geboren — hat er auf dieſelbe Verzicht geleiſtet und iſt endlich 1193, offenbar infolge dynaſtiſcher und politiſcher Erwägungen, in den weltlichen Stand zurück-

gekehrt. An seine Stelle als Bischof von Wirzburg trat der mit den Staufern verwandte Heinrich III., aus dem schwäbischen Geschlecht der Grafen von Berg stammend und sicher durch den gleichen, schon erwähnten Einfluß gewählt *). Heinrich war ein treuer Anhänger seines Kaisers, starb aber bereits 1197. Ihm folgte Gottfried II. von Hohenlohe in der bischöflichen Würde, aber nach ein paar Monaten schon auch im Tode nach, und nun geschah eine Wahl höchst merkwürdiger und folgenschwerer Art: sie fiel wieder auf einen kaiserlichen Vertrauensmann, der jedoch weder dem wirzburger Kapitel angehörte noch fränkischen oder schwäbischen Stammes und zugleich schon vor mehreren Jahren in einer andern Diöcese zum Bischof gewählt worden war, nämlich auf den kaiserlichen Kanzler Konrad. Jene Wahl muß ohne Zweifel zunächst als das Ergebnis des ehrgeizigen Strebens des Gewählten betrachtet werden, nicht minder gewiß ist aber, daß sie nach Lage der Dinge ohne Zustimmung des Kaisers nicht möglich gedacht werden kann und daß dessen Mitwirkung dabei als sichere Thatsache angenommen werden darf. Das Merkwürdigste an diesem Vorgange aber ist, daß der Berechnung, von welcher sich hierbei der Kaiser leiten ließ, eine bittere Enttäuschung vorbehalten war, und daß Konrad, der durch die Gunst des staufischen Hauses von Stufe zu Stufe emporgestiegen, demselben zuletzt in einem höchst kritischen Moment den Rücken wendet, ja sich in förmlicher Auflehnung dagegen erhebt und endlich in diesem Konflikt ein plötzliches und tragisches Ende findet.

Konrad hatte bereits eine längere und bewegte Vergangenheit hinter sich, als ihn sein Ergeiz an die Spitze des Hochstifts Wirzburg führte. Diese Vergangenheit ist immerhin so bedeutend, daß sie schon um ihrer selbst willen in hohem Grade beachtenswert erscheint und diese Beachtung in der That von jeher gefunden hat. Er entstammte dem Hause der Dynasten von Querfurt, deren Sitz nordwestlich von Merseburg stand und die zu den angesehensten Geschlechtern Mittel- und Norddeutschlands zählten. Der bekannte Preußenapostel und Märtyrer Bruno (gest. 1009) ist aus

*) Die Herkunft Bischof Heinrichs III., über die man freilich bis in die neueste Zeit im Dunkeln geblieben ist, steht urkundlich fest. Eine Urkunde des Stifts Neumünster zu Wirzburg z. B. (vom Jahre 1207) schließt: „Acta sunt haec — sub episcopo Heinrico de Bergk.“ (Copialbuch von Neumünster im Kreisarchiv zu Wirzburg. V, 559.) Über die Verwandtschaft der Grafen von Berg mit den Staufern vgl. Stälin, „Würtembergische Geschichte“. II, 230. Wie die Zeitgenossen die Erhebung Heinrichs zum Bischof auffassen, zeigen am besten die „Ann. Colon. Max.“ (MG. SS. XVII, S. 208): „— (Heinricus imp.) Wirzburgensibus episcopum prefecit.“

ihren Reihen hervorgegangen. Kaiser Lothar III. leitete durch seine Großmutter Ida seine Herkunft von ihm ab; durch sein Eingreifen ist der querfurter Konrad 1134 Erzbischof von Magdeburg geworden, und in diesem Zusammenhange hat dessen Bruder Burchard 1136 die Burggrafschaft daselbst übertragen erhalten, die nicht verfehlte, die politische Stellung des Geschlechts um ein Wesentliches zu verstärken. Des Kanzlers Vater war Burchard III., Burggraf von Magdeburg, seine Mutter Mathilde, eine geborene Gräfin von Gleichen, sein Bruder Gebhard war mit den thüringischen Grafen von Käfernburg verschwägert, seine Schwester Adelheid hat sich später mit dem Grafen Adolf IV. von Schauenburg-Holstein vermählt. Ungefähr um die Mitte des 12. Jahrhunderts geboren, wurde Konrad für die kirchliche Laufbahn bestimmt. Seine Ausbildung erhielt er an der Domschule in Hildesheim, wo er auf eine nachhaltige Weise in das Studium der alten Literatur, so gut es damals in Deutschland überhaupt möglich war, eingeführt wurde. Bald darauf wurde er in das Magdeburger Domkapitel aufgenommen und gelangte weiterhin in den Besitz mehrerer stattlichen Pfründen. Eine glänzende Zukunft durfte ihm unter diesen Umständen gesichert erscheinen.

Konrad war in der That eine ausgezeichnete Persönlichkeit, von der Natur mit reichen Gaben ausgestattet, beredt, geschäftsgewandt, freilich auch kein Verächter irdischer Güter und erfüllt von aufstrebendem Ehrgeiz. Die bis in die neueste Zeit festgehaltene Überlieferung, daß er die hohe Schule von Paris besucht und dort in nähere Beziehungen zu dem spätern Primas von England, Thomas Becket, und dem jungen Grafen Lothar Segni, dem spätern Papste Innocenz III., getreten sei, steht freilich auf gar schwachen Füßen und wird besser fallen gelassen werden. Thomas Becket ist im Jahre 1170 bekanntlich bereits seinem Schicksal erlegen, und viel früher konnte Konrad überhaupt nicht nach Paris gegangen sein*). Graf Lothar Segni, 1160 oder 1161 geboren, begab sich um 1178 dahin und der Zeit nach könnten sie allerdings daselbst zusammengetroffen sein. Jedoch ein bestimmtes Zeugnis suchen wir vergeblich für diese Angabe, und die späteren Äußerungen Innocenz' III. für seine frühere Bekanntschaft

*) Die Nachricht, daß Konrad zugleich mit Thomas Becket in Paris studiert habe, beruht meines Wissens auf einer Notiz in der Münchener Handschrift „Michaels de Leone", des bekannten Stiftsherren von Neumünster in Wirzburg, gest. 1355, wo Konrad „contemporaneus et combursalis b. Thome de Kantelbug" genannt wird. Sowohl Abel als Toeche haben sie im guten Glauben wiederholt. Thomas Becket hat allerdings in Paris studiert, da er aber 1162 bereits Erzbischof von Canterbury geworden ist, kann Konrad, der schwerlich vor 1150 geboren war, kaum sein Studiengenosse gewesen sein.

mit Konrad weisen keineswegs unmittelbar auf Paris, sondern nur auf einen nahen Verkehr zwischen beiden in den Jahren vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl*). Von nachwirkenden philosophischen oder theologischen Anregungen, wie solche Innocenz in der That in Paris empfangen, ist bei Konrad ebenso wenig zu entdecken, sodaß es angezeigt erscheinen dürfte, die in Frage stehende Überlieferung vorläufig auf sich beruhen zu lassen. Dagegen ist das Auftreten Konrads als Magdeburger Domherr seit dem Jahre 1172 wahrscheinlich, seit dem Jahre 1182 gewiß. Von hier an jedoch häufen sich die Schwierigkeiten, Klarheit in die nächsten sechs Jahre seines Lebens zu bringen. Als sicher darf angenommen werden, daß er in dieser Zeit oder auch zuvor dem kaiserlichen Hofe näher getreten ist. Nicht im stande aber sind wir, bestimmt nachzuweisen, wer oder was ihm den Weg dahin geebnet hat; jedoch liegt die Vermutung nahe, daß die notorisch engen Beziehungen seines Vaters zu dem Kaiser ein Wesentliches dazu beigetragen haben werden. Wenn die Überlieferung recht hat, daß Konrad zuerst als Lehrer des jungen Königs Heinrich — des späteren Kaisers Heinrich VI. — berufen und zur Anerkennung dieser seiner Verdienste mit dem Bistum Lübeck belohnt worden ist, so muß er mehrere Jahre vor 1183 an den kaiserlichen Hof gekommen sein, denn in diesem Jahre tritt hier der vielbesprochene „Konrad, Erwählter von Lübeck" zuerst auf, erscheint urkundlich bis zum Jahre 1185 zu wiederholten Malen und resigniert dann das Bistum in die Hände seines Metropoliten von Bremen. Jener „Erwählte von Lübeck" begegnet uns in den Jahren 1184 und 1185 in Italien zugleich als kaiserlicher Hofvikar und Hofrichter und verschwindet dann wieder als solcher. Die Identität Konrads von Querfurt und des „Erwählten von Lübeck" ist aber neuerdings nicht ohne Erfolg angefochten worden, ohne daß man behaupten könnte, daß jene ältere

*) Ein direktes Zeugnis für den gleichzeitigen Aufenthalt des spätern Innocenz III. und Konrads in Paris habe ich bisher vergebens gesucht. Papst Innocenz spricht in der Zeit des Bruches mehrfach von dem zwischen beiden früher bestandenen freundschaftlichen Verhältnisse, aber nicht von einem gemeinschaftlichen Aufenthalte in Paris; z. B. Epp. I, Nr. 574, p. 328: „— unde maluimus in te, licet olim delectum nobis, cum in minori essemus officio constituti" u. s. w. Die nähere Bekanntschaft zwischen beiden wird wohl auf die Zeit des Aufenthalts Konrads in Italien zurückzuführen und das „minus officium" auf das Kardinalat Innocenz' zu deuten sein. Zur Zeit seines Verweilens in Paris hat der junge Graf Lothar wohl überhaupt noch kein (geistliches) „officium" bekleidet, das man der päpstlichen Würde gegenüber als „minus" bezeichnen konnte. Innocenz ist 1188 zum Kardinalat erhoben worden. Vgl. auch Hurter, „Papst Innocenz III." (1. Aufl. I, 22 u. 42 ff.). Es schließt das alles nicht aus, daß Konrad Paris besucht hat, aber die dafür vorgebrachten Zeugnisse genügen nicht.

Annahme damit bereits vollständig beseitigt erschiene. Zu dem später notorisch so engen Vertrauensverhältnisse zwischen Kaiser Heinrich VI. und Konrad muß doch in diesen Jahren der Grund gelegt worden sein, und diese Vermutung wird durch die beglaubigte Thatsache bestätigt, daß Konrad noch bei Lebzeiten Kaiser Friedrichs I. und während dessen letztem Aufenthalte in Deutschland in seiner Umgebung und zwar als „kaiserlicher Hofkaplan" auftritt, eine Würde, die auf vorausgegangene nähere Beziehungen schließen läßt. Im Jahre 1188 erscheint Konrad zugleich als Propst des Kollegiatstifts in der königlichen Stadt Goslar, und es steht zu vermuten, daß er diese Würde nicht ohne die Mitwirkung des Kaisers erhalten hat. So begleitet er denn den Kaiser bis Regensburg, von wo aus dieser den Kreuzzug antrat, von welchem er nicht wiedergekehrt ist.

Der Tod des Heldenkaisers und der Übergang der Reichsgewalt auf Heinrich VI. führt Konrad erst so recht auf den Schauplatz der Geschichte und giebt ihm Gelegenheit, zunächst die ihn auszeichnenden Eigenschaften der Weltklugheit, Beredsamkeit und staatsmännischen Geschäftsgewandtheit zu bewähren und aber auch seinen, wie man annehmen muß, bisher mit oder ohne Willen zurückgehaltenen Ehrgeiz zu befriedigen. Es hat nicht lange gedauert, so hat ihn Kaiser Heinrich in seine Nähe gerufen, um ihn bei der Ausführung der umfassenden Pläne, von welchen seine Seele erfüllt war, zu verwenden. Zunächst treffen wir vom Jahre 1190 an bis 1195 Konrad wiederholt diesseit der Alpen in der Umgebung Heinrichs. Es muß als ein Akt des Wohlwollens von Seiten des Kaisers betrachtet werden, daß, als dessen Bruder Philipp 1194 völlig in den weltlichen Stand zurückkehrte, die von diesem resignierte Propstei zu Aachen an Konrad übertragen wurde. Im Jahre 1195 folgte Konrad dem Kaiser nach Italien; und jetzt geschah es, daß ihn dieser zu seinem Kanzler ernannte und somit zum ersten Manne seines Hofes und seiner Regierung erhob. Heinrich war damals mit der Kräftigung des kaiserlichen Ansehens in der Lombardei und in Mittelitalien und mit der Befestigung seiner Herrschaft in dem ihm vor noch nicht langer Zeit zugefallenen Königreiche beider Sicilien beschäftigt; und gerade hierbei mußte ihm sein geschäftsgewandter Kanzler die besten und nicht immer leichtesten Dienste thun. Dieser erste Aufenthalt Konrads in Italien dauerte vom März bis zum Juni 1195. Die noch übrige Zeit des Jahres brachte er, meist an der Seite des Kaisers, in Deutschland zu. In diese Zeit fällt seine Erwählung zum Bischof von Hildesheim, die schwerlich ohne das Zuthun oder den Wunsch des Kaisers erfolgt ist. Wenn Konrad jemals in der Lage gewesen war, auf das Bistum Lübeck zu verzichten, so durfte er sich sagen, daß ihm dafür jetzt ein geeigneter Ersatz geworden sei. Thatsache aber ist, daß seine Meinung

nicht war, sich mit dieser Erhöhung, die ihn auf den Schauplatz seiner Jugend zurückführte, abgefunden zu betrachten und als Bischof von Hildesheim zu sterben. So wenig war das der Fall, daß er sich bald darauf vom Papste Cölestin III. das Privileg erwirkte, das Bistum Hildesheim gelegentlich mit einer „höhern Würde" vertauschen zu dürfen. Mit diesem Vorbehalt hängt es wohl zusammen, daß er es vorläufig unterließ, sich die priesterliche und bischöfliche Weihe erteilen zu lassen. Zunächst waren es auch gar nicht die Angelegenheiten seines Bistums, welchen er seine Aufmerksamkeit zuwendete, sondern der Dienst des Kaisers, welcher ihn jetzt mehr als je in Anspruch nahm. Heinrich war zu dieser Zeit mit zwei großen Entwürfen beschäftigt. Der eine betraf den kühnen Versuch, das Reich in seinem Hause erblich zu machen und so der Not und den Gefahren des Wahlreiches ein Ziel zu setzen. Wir können überzeugt sein, daß der Kanzler in diesen Plan, der zugleich das normannische Reich mit dem deutschen verschmelzen sollte, von Anfang eingeweiht und damit vollkommen einverstanden war. Die andere Angelegenheit, welche den Kaiser in Athem hielt, war die Veranstaltung eines neuen Kreuzzuges, welchen er dem Papste zugesagt hatte, der aber zugleich mit seinen auf die Ausdehnung der kaiserlichen Macht über den Orient gerichteten Absichten aufs engste zusammenhing. Heinrich scheute keine Anstrengungen und keine Opfer, um eine möglichst zahlreiche Beteiligung an dem geplanten Unternehmen zu Stande zu bringen. Auf dem Reichstage zu Gelnhausen (Ende Oktober 1195) wurde ihm in dieser Richtung der erste erhebliche Erfolg. Eine stattliche Anzahl deutscher geistlicher und weltlicher Fürsten nahmen hier das Kreuz, darunter einer der einflußreichsten, der Erzbischof Konrad von Mainz, und der neu „Erwählte von Hildesheim", Kanzler Konrad. Der letztere war zugleich vom Kaiser zum besondern Werkzeug in der Vorbereitung dieses Vorhabens und der Wahrung der kaiserlichen Interessen in Italien überhaupt ausersehen. Man hat mit Recht darauf aufmersam gemacht, daß die nahen Beziehungen, in welchen Konrad zu dieser Zeit ohne Zweifel bereits zu dem Kardinal Lothar, der trotz seiner Jugend eines der einflußreichsten Mitglieder des Kollegiums war, stand, ihn zu einem solchen Auftrage in hohem Grade berufen erscheinen lassen mußten. So ging denn Konrad nach einem kurzen Besuche in Hildesheim Anfang 1196 wieder über die Alpen und eröffnete mit dem Versuche einer Friedensvermittelung zwischen den miteinander streitenden Parteien in der Lombardei, als kaiserlicher Legat für ganz Italien, Apulien und Sicilien, seine Thätigkeit. Neapel und Palermo haben ihn jetzt kraft kaiserlicher Vollmacht in der gedachten Eigenschaft walten und befehlen gesehen. Angesichts der Opposition, auf welche die staufische Herrschaft im Königreiche stieß, war

es keine leichte Aufgabe, vor welche er ſich geſtellt ſah. Die Mauern von Neapel und Capua hat er, um dem Willen ſeines Herrn nachzukommen, zerſtören müſſen. Damit ſoll nicht behauptet ſein, daß er mit den vielbeſprochenen Maßregeln grauſamer Strenge, zu welchen weiterhin der Kaiſer gegen die aufflammende Verſchwörung wider ſeine Herrſchaft gegriffen hat, einverſtanden geweſen ſei. Aber an Erfolg und Anerkennung hat es dem genialen Manne in dieſem Falle nicht gefehlt. Eben dem Jahre 1196 entſtammt auch das in mehr als einer Beziehung merkwürdige, von Arnold von Lübeck überlieferte Schreiben, welches Konrad vom Süden her an ſeinen frühern Lehrer, den gegenwärtigen Dompropſt Hartbert von Hildesheim, gerichtet hat und worin er ſeine Reiſe von der Wiege Virgils bis zu deſſen Grabe und über die Meerenge hinüber beſchreibt und mit Belegſtellen römiſcher Dichter illuſtriert, ein Schreiben, das den berechnenden Staatsmann zugleich vollſtändig als den leichtgläubigen und unkritiſchen Sohn ſeiner Zeit vor Augen führt. Jedoch iſt an dieſem Schreiben hervorzuheben, daß es als eines der ſeltenen Zeugniſſe von den Eindrücken erſcheint, welche in jenem Jahrhundert gebildete Deutſche in Italien empfangen haben. An Sinn für Poeſie und Kunſt ſcheint es Konrad überhaupt nicht gefehlt zu haben, wenn man auch nicht vergißt, daß dahin zielende Lobſprüche Peters von Ebulo aus dem Munde eines Schmeichlers kamen. Die Vorarbeiten Konrads für den Kreuzzug hatten ſich gemehrt, als der Kaiſer (im Juli 1196) ſelbſt in Italien eingetroffen und im Oktober im Königreiche erſchienen war. Gleichwohl verfloß die Zeit bis tief in den Sommer des nächſten Jahres hinein, ehe die Dinge ſoweit waren, daß an den Aufbruch gedacht werden konnte. Die Leitung des Zuges hatte Heinrich in erſter Linie ſeinem bewährten Kanzler anvertraut, während er ſelbſt aus guten und naheliegenden Gründen es vorzog, in Italien zurückzubleiben.

Anfang September 1197 lief die kaiſerliche Flotte mit den Kreuzfahrern — darunter viele deutſche Fürſten geiſtlichen und weltlichen Standes — aus dem Hafen von Meſſina aus. Konrad hat ſich im Laufe des Jahres die biſchöfliche Weihe erteilen laſſen, doch wohl, weil er es für angezeigt hielt, ohne ſie nicht zu der Ausführung des ihm anvertrauten Mandats zu ſchreiten. Der Kaiſer hatte ihn mit den nötigen Mitteln reichlich ausgeſtattet, und er ſelbſt zugleich aus eigener Kraft in ſeiner Weiſe dafür geſorgt, ſeiner hohen Stellung gemäß ſtattlich und glänzend auftreten zu können. Er war zugleich von ſeinen beiden Brüdern Gebhard und Gerhard, wie von ſeinem Schwager, dem Grafen Adolf von Schauenburg, begleitet, während ſein Vetter Biſchof Gardolf von Halberſtadt ihm vorausgeeilt war. Ob ſich Konrad alle Schwierigkeiten des Unternehmens klar gemacht, iſt

schwer zu sagen; sicher aber hat, von den allgemeinen Motiven abgesehen, seinen Ehrgeiz die Aussicht gereizt, im Falle des Gelingens als Sieger in dem befreiten Jerusalem einzuziehen. Allerdings hat der Ausgang solchen Hoffnungen nicht entsprochen. Während die Hauptmasse der Kreuzfahrer den geraden Weg nach Syrien (Accon) einschlug, hielt der Kanzler in Cypern an, um in Nicosia, der Hauptstadt des Landes, an dem König Amalrich, der sich jetzt vom oströmischen dem weströmischen Reiche zuzuwenden in seinem Interesse fand, im Auftrage Heinrichs VI. die Krönung zu vollziehen. In Syrien angelangt, betrieb Konrad die militärischen Zwecke der Unternehmung mit Eifer und nicht ohne Erfolg, die Einnahme des festen und wichtigen Beirut geschah unter anderm unter seiner Führung, — als er, eben mit der Belagerung der Feste Thoron in der Nähe von Tyrus beschäftigt, die Nachricht erhielt, daß Kaiser Heinrich VI. am 28. September (1197) zu Messina unvermutet rasch dahingestorben sei.

Diese Nachricht verwandelte mit einem Schlage die ganze Lage der Dinge im Orient und wendete die Aufmerksamkeit der Kreuzfahrer plötzlich von Osten nach dem Westen zurück. Das Kreuzheer löste sich wie von selbst auf, die Interessen aller in der Heimat schienen mit diesem unerwarteten Ereignisse in Frage gestellt. Das Reich war so gut als ohne Oberhaupt. Der junge Friedrich II. war allerdings bereits als Nachfolger Heinrichs bei dessen Lebzeiten gewählt worden, und die in Syrien anwesenden deutschen Fürsten erneuerten auch vor ihrer Heimreise noch einmal ihren demselben geschworenen Eid; aber angesichts seiner großen Jugend lag die Befürchtung nahe, der unvermutete Thronwechsel werde schwerlich ganz glatt vorübergehen. So drängten denn alle zur Heimkehr, und das unter so glänzenden Anzeichen begonnene Unternehmen des Kreuzzuges verlief im Sande. Kanzler Konrad hatte zuerst die erschütternde Todesnachricht erhalten und, indem er sofort, nicht ohne Übereilung, wie es scheint, das Lager von Thoron verließ, den Anstoß zum allgemeinen Aufbruch gegeben: eine Eilfertigkeit, welche ihm schon die Zeitgenossen schwer verdacht und die von gegnerischer Seite als Grundlage einer bösen Anschuldigung gegen ihn ausgebeutet worden ist*).

Im März 1198 traten die Kreuzfahrer von Accon und Tyrus aus die Heimfahrt an, aber erst im Juni kamen sie auf verschiedenen Wegen nach Deutschland zurück. Hier war in der Zwischenzeit eine wichtige Entscheidung gefallen: der Tod Kaiser Heinrichs VI. und die Nachfolge seines

*) Die Nachrede der bezüglichen „Bestechung" Konrads hat vielleicht erst Bestand gewonnen nach seinem Abfall von Philipp.

noch im Kindesalter ſtehenden Sohnes waren von der welfiſchen Partei als Vorwand benutzt worden, ſich von der ihr verhaßten ſtaufiſchen Partei abzuwenden und mit Erfolg eine Neuwahl zu betreiben. Daher war dem Oheim des jungen Friedrich, Herzog Philipp von Schwaben, nichts anderes übriggeblieben, als, um die Krone ſeinem Hauſe zu erhalten, im Einvernehmen mit ſeinen Anhängern auch ſeinerſeits von ſeinem Neffen abzuſehen und ſelbſt als Thronbewerber aufzutreten. So war es zu jener unſeligen Doppelwahl gekommen, die auf der einen Seite den Welfen Otto, auf der andern Seite den Staufer Philipp einander als König gegenüberſtellte und einen Thronſtreit hervorrief, der der Macht des deutſchen Königtums eine Wunde ſchlug, die ſich niemals wieder geſchloſſen hat.

Kanzler Konrad, der, wie wir uns erinnern, drei Jahre zuvor zum Biſchof von Hildesheim gewählt worden war, traf ungefähr um die Mitte Juni in Deutſchland ein. Auch an ihn trat nun die Notwendigkeit heran, zu der brennenden Frage Stellung zu nehmen. Freilich lagen für ihn die Dinge ſo, daß er keinen Augenblick in Zweifel ſein konnte, für welche Partei er ſich entſcheiden wolle. Abgeſehen von ſeiner ganzen Vergangenheit, die ihn wie zwingend auf die Seite der Staufer wies, war ſeit dem Herbſte des Jahres 1197 ein neues vrrſtärkendes Moment hinzugekommen. Konrad war nämlich während ſeiner Abweſenheit auf dem Kreuzzuge zum Biſchof von Wirzburg gewählt worden. Mit dieſem Vorgang beginnt der letzte und wichtigſte, aber auch verwickeltſte Abſchnitt ſeiner Geſchichte. Über die nähern Umſtände bei dieſer Wahl ſind wir leider nicht ſo gut unterrichtet, als man es wünſchen möchte. Wir wiſſen nur, daß er einen ſolchen Fall längſt in das Auge gefaßt und ſich bei oder nach der Übernahme des Bistums Hildesheim den Übergang zu einer höhern Würde, oder, wie er dies verſtand, zu einem reichern Bistum ausdrücklich vorbehalten hatte. Laut einer jüngern, aber innerlich glaubwürdigen Nachricht hatte er ſchon bei dem Tode Biſchof Heinrichs III. von Wirzburg, der im Monat Juni 1197 erfolgt war, ſich um dieſes Bistum, wenn auch ohne Erfolg, beworben. Um ſo näher lag es jetzt für ſeine Freunde und für Kaiſer Heinrich VI., der freilich am 28. September des Jahres geſtorben iſt, angeſichts der wiederholten Erledigung des biſchöflichen Stuhles in Wirzburg, die Wahl eines Mannes, der ſich ihm nahezu unentbehrlich gemacht hatte, ungeſäumt und aufs kräftigſte zu betreiben. Der Zeitpunkt der Wahl iſt nicht ausdrücklich überliefert, aber alles ſpricht für die Annahme, daß man nicht monatelang gewartet haben, und daß Konrad während der Kreuzfahrt Nachricht von ſeiner Erwählung erhalten haben wird. Wie dem aber ſein mag, die in Frage ſtehende Thatſache wies ihn mit verdoppelter Gewalt auf die Seite Philipps, davon nicht zu reden, daß der größere Teil der

deutschen Fürsten vorläufig sich diesem anschloß. Wir treffen ihn darum auch gleich nach seiner Heimkehr, nachdem er von seinem neuen Bistum Besitz ergriffen, in der Umgebung König Philipps, dem die Dienste eines so erfahrenen und geschäftskundigen Staatsmannes von höchstem Werte sein mußten. Philipp hat ihm daher auch ungesäumt die Investitur für Wirzburg erteilt und ihn im Kanzleramte bestätigt*). Konrad seinerseits versäumte ebenso wenig etwas, die Partei Philipps zu verstärken und den einen und andern der noch unentschiedenen deutschen Fürsten für ihn zu gewinnen. Darin ging er so weit, daß er, um den noch schwankenden Bischof Hermann von Münster von König Otto ab- und zu König Philipp herüberzuziehen, das Wirzburger Domkapitel zu dem Versprechen bewog, denselben im Falle seines Todes zu seinem Nachfolger zu erwählen. In ähnlicher Weise hat er etwas später einen seiner Verwandten, den Bischof Gardolf von Halberstadt, der auf der Kreuzfahrt sein Genosse gewesen war, zum Anschluß an die staufische Partei bestimmt.

Für Konrad handelte es sich aber nicht bloß darum, den eigenmächtigen Übergang von Hildesheim nach Wirzburg zu behaupten: er hat vielmehr die Frage um ein Beträchtliches weiter und schwieriger gestellt, da er unzweideutig zu verstehen gab, daß er es nicht etwa bloß auf eine Vertauschung Hildesheims mit Wirzburg abgesehen habe, sondern daß sein Wunsch und seine Absicht sei, beide Bistümer zu behalten. Wenn etwas den kühnen Ehrgeiz dieses Mannes zu beleuchten vermag, so ist es dieses Vorhaben. Ob dieser Versuch dem Interesse König Philipps in Wahrheit entsprach, erscheint zweifelhaft, und gewiß ist, daß derselbe den Überlieferungen des päpstlichen Stuhles und der geltenden Praxis schnurgerade widersprach.

Es kam also darauf an, ob Konrad seine Absicht würde durchführen können. Und da muß man denn sagen, daß er in diesem Falle die Staatsklugheit, die man ihm sonst nachrühmt, nicht bewährt hat. Er hat durch die Nichtachtung des herrschenden Herkommens die politische Situation nicht bloß um ein Wesentliches erschwert, sondern zugleich sich selbst einen Konflikt heraufbeschworen, dem er nicht gewachsen war und an welchem sein Charakter gescheitert ist.

Während der Thronstreit die Autorität der Reichsgewalt in verhängnisvoller Weise gefährdete und das Reich spaltete, saß seit dem Februar 1198 ein Mann auf dem päpstlichen Stuhle, der die kühnsten Pläne seiner Vorgänger auf Begründung einer Universaltheokratie und die Unterwerfung aller weltlichen Gewalt, also in seinem Sinne auch des

*) Der Beweis für die Bestätigung Konrads in der Kanzlerwürde dürfte in der Thatsache liegen, daß er sofort nach seiner Rückkehr wieder als Kanzler fungiert.

künfte eines Bistums den Vorzug vor „höheren Gütern“ nicht begründet finden. Der angegriffene Kanzler war jetzt mit seinem zu gründen, er hob vielmehr den Handschuh auf, begab sich zur Versammlung der Fürsten Würzburg bei und machte bei [illegible] Kampf nachdrücklich ab, eine Neuwahl vorzunehmen. Hierdurch wurde [illegible] auf eine im Mai des nächsten Jahres ergangene Einladung des Papstes [illegible] eine Klage vorgenommen und fiel auf den ehemaligen Hofer Konrad, den Domprobst Hartbert, während jedoch die Stadt und noch mehr die Ministerialen des Hochstiftes ihm die Anerkennung versagten und versicherten, Konrad als den rechtmäßigen Bischof zu betrachten. Inwieweit Innocenz bei diesem Vorgehen gegen den Kanzler sich von persönlichen Beweggründen sich leiten ließ, inwieweit politische Motive bei dem gegen den Staufer einflußreichsten Rat gefällten Urteile maßgebend waren, ist mit Bestimmtheit schwer zu sagen: daß man es in der Umgebung des Königs so verstanden, läßt die vielerörterte Stellung der größeren Anzahl deutscher Fürsten vermuten, die am 28. Mai 1199 von Speier aus zu Gunsten Philipps und zur Wahrung der Selbständigkeit des Reiches an den Papst erlassen wurde. Genug, Konrad verharrte in seinem Widerstande auch ferner, und es braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden, daß der König in seinem Vertrauen zu seinem Kanzler dadurch nicht im mindesten irre wurde, als der Papst selbst am 1. August den großen Kirchenbann über den Ungehorsamen feierlich verhängte und in Deutschland denselben verkündigen ließ. Ebensowenig hatte es einen Erfolg, als Innocenz dem Mainzer Erzbischof als Metropolitan den Auftrag gab, die Verleihung der kirchlichen und weltlichen Würzburger Lehen durch Konrad zu widerrufen und sie anderweitig zu vergeben. Das Weihnachtsfest 1199 beging König Philipp mit einem glänzenden Hoftage zu Magdeburg, dessen Erzbischof Ludolf ebenfalls zu seinen Anhängern zählte. Als am Christtage selbst die zahlreiche Versammlung der Fürsten, Philipp und seine edle Gemahlin Maria an der Spitze, feierlich zum Dome zogen, erntete der Kanzler als Ordner des Festzuges von allen Seiten rühmende Anerkennung. Der Bann, der auf ihm lastete, hatte in diesen Kreisen offenbar seine Macht verloren. Von Magdeburg wendete sich der Hof noch Hildesheim (Januar 1200), wo Konrad unter dem Schutze des Königs und trotz des ergangenen päpstlichen Verbotes wie im tiefsten Frieden als rechtmäßiger Bischof auftrat und sich von der Stadt und den Dienstmannen des Stifts huldigen ließ.

Angesichts dieses fortgesetzten, aufs höchste getriebenen Widerstandes des Kanzlers gegen den Papst hätte man wohl annehmen mögen, er würde in demselben bis zuletzt verharren, und eine Umkehr, eine Unterwerfung, wäre wenigstens fürs erste nicht zu erwarten.

Kaiſertums, zu ſeinem Programm erhob und welchem der Reichtum ſeines Geiſtes und aber auch die Gunſt der Verhältniſſe bei dieſem Beginnen in ganz außerordentlichem Grade zu ſtatten kamen: Papſt Innocenz III. Obwohl dazu herausgefordert, hat dieſer bekanntlich nicht ſofort und unmittelbar in den Thronſtreit eingegriffen oder ſich für den einen oder andern der miteinander ringenden Gegenkönige ausgeſprochen, wenn auch ſeine Sympathien von Anfang an für den Welfen ſprachen. Die möglichſt raſche Beendigung des Streites lag wohl im Intereſſe des Reiches, ſchien ihm aber nicht in ſeinem Vorteil zu liegen, und wäre überdies nach dem Maße der Machtverhältniſſe vorläufig nur durch die Anerkennung König Philipps zu erreichen geweſen, und dieſe entſprach leider nicht den politiſchen Zielen, welche der Papſt wohl oder übel verfolgte. Um ſo aufmerkſamer beobachtete Innocenz den Gang der Dinge in Deutſchland, und ſo konnte ihm das eigenmächtige Beginnen Konrads am allerwenigſten entgehen. Hatte Konrad wahrſcheinlich auf die Konnivenz ſeines Freundes von ehedem gerechnet, ſo war dieſer hingegen entſchloſſen, die herausfordernde Umgehung eines von ihm für unverletzbar gehaltenen Axioms um ſo weniger zu dulden, als Konrad nicht bloß eigenmächtig das Bistum Hildesheim mit dem von Wirzburg vertauſcht hatte, ſondern beide Bistümer zugleich behalten wollte. Konnte es eine erwünſchtere Gelegenheit geben, dem deutſchen Bistum die Überlegenheit ſeiner hierarchiſchen Allgewalt in einem recht draſtiſchen Falle vor aller Welt zu zeigen? Der Kanzler hatte dem Papſt nicht gar lange nach ſeiner Heimkehr in einem nicht erhaltenen Schreiben ſeine Erhebung auf den Biſchofsſtuhl von Wirzburg angezeigt und ſich dabei wahrſcheinlich auf das erwähnte Privileg Papſt Cöleſtins III. berufen. Als Antwort darauf erließ Innocenz im Auguſt (1198) den Befehl, Konrad habe binnen 20 Tagen auf die geiſtliche und weltliche Verwaltung des Bistums Wirzburg und nicht minder auf das von Hildesheim zu verzichten; für das letztere ordnete er ſofort eine Neuwahl an, während er ſich für das erſtere offenbar den Entſchluß vorbehielt und den Wirzburgern das Wahlrecht bis auf weiteres entzog. Mit dieſer Verfügung verknüpfte Innocenz aber zugleich die Androhung, daß, falls Konrad ihm nicht gehorche, ſämtliche deutſche Biſchöfe angewieſen ſeien, nach Ablauf gedachter Friſt den Kirchenbann über ihn auszuſprechen. In dem Einen mochte Innocenz hierbei im Rechte geweſen ſein, nämlich wenn er die Berufung des Kanzlers auf das Privileg Papſt Cöleſtins mit der Bemerkung zurückwies, daß, wenn jenes eventuell den Übergang vom Hildesheimer Bistum zu einer „höhern Würde" geſtattete, darunter der Übergang von der Hildesheimer zu der Wirzburger Kirche nicht wohl verſtanden werden könne, die ſich im Grunde gleich ſtänden und reichere Ein-

künfte eines Bistums den Vorzug einer „höheren Würde“ nicht begründen könnten. Der angegriffene Kanzler war jedoch weit entfernt zu gehorchen, er hob vielmehr den Handschuh auf, behielt die Verwaltung des Bistums Wirzburg bei und mahnte das Hildesheimer Kapitel nachdrücklich ab, eine Neuwahl vorzunehmen. Gleichwohl wurde hier auf eine im Mai des nächsten Jahres ergangene Anordnung des Papstes hin eine solche vorgenommen und fiel auf den ehemaligen Lehrer Konrads, den Dompropst Hartbert, während jedoch die Stadt und noch mehr die Ministerialen des Hochstiftes ihm die Anerkennung versagten und fortfuhren, Konrad als den rechtmäßigen Bischof zu betrachten. Inwieweit Innocenz bei diesem Vorgehen gegen den Kanzler bloß von hierarchischen Beweggründen sich leiten ließ, inwieweit politische Motive bei dem gegen des Staufers einflußreichsten Rat geführten Schlage im Spiele waren, ist mit Bestimmtheit schwer zu sagen: daß man es in der Umgebung des Königs so verstanden, läßt die vielerörterte Erklärung der größern Anzahl deutscher Fürsten vermuten, die am 28. Mai 1199 von Speier aus zu Gunsten Philipps und zur Wahrung der Selbständigkeit des Reiches an den Papst erlassen wurde. Genug, Konrad verharrte in seinem Widerstande auch ferner, und es braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden, daß der König in seinem Vertrauen zu seinem Kanzler dadurch nicht im mindesten irre wurde, als der Papst selbst am 1. August den großen Kirchenbann über den Ungehorsamen feierlich verhängte und in Deutschland denselben verkündigen ließ. Ebensowenig hatte es einen Erfolg, als Innocenz dem Mainzer Erzbischof als Metropolitan den Auftrag gab, die Verleihung der kirchlichen und weltlichen Wirzburger Lehen durch Konrad zu widerrufen und sie anderweitig zu vergeben. Das Weihnachtsfest 1199 beging König Philipp mit einem glänzenden Hoftage zu Magdeburg, dessen Erzbischof Ludolf ebenfalls zu seinen Anhängern zählte. Als am Christtage selbst die zahlreiche Versammlung der Fürsten, Philipp und seine edle Gemahlin Maria an der Spitze, feierlich zum Dome zogen, erntete der Kanzler als Ordner des Festzuges von allen Seiten rühmende Anerkennung. Der Bann, der auf ihm lastete, hatte in diesen Kreisen offenbar seine Macht verloren. Von Magdeburg wendete sich der Hof nach Hildesheim (Januar 1200), wo Konrad unter dem Schutze des Königs und trotz des ergangenen päpstlichen Verbotes wie im tiefsten Frieden als rechtmäßiger Bischof auftrat und sich von der Stadt und den Dienstmannen des Stifts huldigen ließ.

Angesichts dieses fortgesetzten, aufs höchste getriebenen Widerstandes des Kanzlers gegen den Papst hätte man wohl annehmen mögen, er würde in demselben bis zuletzt verharren, und eine Umkehr, eine Unterwerfung, wenn überhaupt denkbar, wäre wenigstens fürs erste nicht zu erwarten.

Und doch iſt es anders gekommen. Schon in den nächſten Monaten ſuchte und erhielt Konrad die Ausſöhnung mit dem Papſte, und wieder nach relativ kurzer Zeit fiel er von König Philipp ab und hob ſeine Hand gegen ihn auf.

Man nimmt mit Recht an, der Papſt hatte mit ſeinem Vorgehen gegen den Kanzler nicht deſſen Vernichtung, ſondern nur deſſen Unterwerfung bezweckt und aus dieſem Grunde abſichtlich das Bistum Wirzburg offen gehalten. Auf dieſer Linie war er ſtehen geblieben, auch als Konrads Widerſtand ihn zu ſtrengern Maßregeln gegen ihn antrieb. Er hatte ſeinen Freund von ehedem beſſer gekannt, als dieſer ſich ſelbſt kannte, und richtig gerechnet, wenn er die Hoffnung feſthielt, derſelbe werde ſich doch noch eines andern beſinnen. An dieſer auffallenden Wendung iſt aber viel weniger die Umkehr des Kanzlers an ſich das Befremdende, als vielmehr das Plötzliche und Unvermittelte derſelben, die nahezu den Eindruck der Inſpiration machen müßte, wenn ſie ſich ganz rein und glatt vollzogen, und wenn die darauffolgende Haltung des Bekehrten von unwürdiger Zweideutigkeit ſich frei gehalten hätte. Es iſt wohl möglich, wie man vor einiger Zeit vermutet hat, daß der Erzbiſchof Konrad von Mainz, ein Prinz des wittelsbachiſchen Hauſes, ein hochbedeutender Fürſt, der ebenfalls den Kreuzzug des Jahres 1197 mitgemacht und an ſeiner Leitung nebſt dem Kanzler Anteil gehabt hatte, auf den bezüglichen Entſchluß desſelben Einfluß ausgeübt hat. Er hatte ſich auf ſeiner ſpäter erfolgten Heimreiſe am päpſtlichen Hofe aufgehalten und ſo Gelegenheit gehabt, die Abſichten des Papſtes über die deutſchen Angelegenheiten im allgemeinen und den ſchwebenden Fall im beſonderen kennen zu lernen, vielleicht auch Aufträge in dieſer Richtung mitgenommen. Der Erzbiſchof war der Metropolitan von Wirzburg, an ihn hatte ſich Innocenz auch bereits einigemal in Sachen des widerſpenſtigen Kanzlers gewendet und ihm die weltliche Verwaltung des Wirzburger Hochſtifts übertragen. Daß der Erzbiſchof im Auftrage des Papſtes auch in Mainz den über Konrad ausgeſprochenen großen Bann verkündigt hatte, würde jener Vermutung gerade nicht im Wege ſtehen.

Es liegt aber zugleich ein authentiſches Zeugnis vor, kraft welchem der Papſt durch Vertrauensmänner an den Kanzler eine nochmalige Aufforderung zur Unterwerfung gelangen ließ, im Falle des fortgeſetzten Widerſtandes allerdings eine Verſchärfung der über ihn verhängten Maßregel in Ausſicht ſtellte, zugleich jedoch ſeine Geneigtheit zu verſtehen gab, im Falle der Unterwerfung Gnade für Recht ergehen zu laſſen, d. h. ihn wieder als Biſchof von Wirzburg anzuerkennen. Auf dem Hoftage zu Nürnberg, Mitte März (1200), müſſen dieſe Mitteilungen an den Kanzler

ergangen sein. Hier waren der Bischof von Mainz und Bischof Thiemo von Bamberg, an welche Innocenz jenes Versöhnung athmende Schreiben gerichtet hatte, beide zugegen. Die Wirkung der Konrad gewordenen Mitteilung war überwältigend und entscheidend, er faßte den Entschluß, ungesäumt nach Rom zu eilen und die Aussöhnung mit dem Papste zu suchen. Es ist ja schwer, dem Menschen in das Herz zu schauen, aber von länger her vorbereitet konnte dieser Entschluß unmöglich sein: noch Anfang Januar z. B., während seines Besuches in Hildesheim, hatte der Kanzler unerschüttert auf seinem einmal ergriffenen Standpunkt des unbedingten Ungehorsams gegen Innocenz bestanden, und aus den nächsten Monaten liegt nichts vor, was auf eine Änderung seiner Gesinnung zu schließen ein Recht gäbe. Gerne geben wir zu, daß mit dieser plötzlichen Umkehr Konrads nicht schon ein Abfall von König Philipp gegeben war, dies um so weniger, als Innocenz noch immer nicht für oder wider einen der beiden Gegenkönige sich ausgesprochen hatte und somit die Möglichkeit noch bestand, daß er sich unter Umständen für Philipp aussprechen werde. Vielleicht hat gerade dieser die Reise seines Kanzlers nach Rom nicht ungern gesehen, und gutmütig wie er war, aus der Unterwerfung desselben einen Vorteil für seine eigene Sache erwartet. Konrad selbst aber verurteilte mit jenem Schritte offenbar sein bisher standhaft durchgeführtes Gebaren in der Festhaltung beider Bistümer (von Hildesheim und von Wirzburg); er hatte sich wahrscheinlich überzeugen lassen, daß er sich auf die Dauer nicht würde behaupten können. Es wird zugleich schwerlich unbillig sein, wenn man annimmt, die Aussicht, daß er sich durch die Unterwerfung das Bistum Wirzburg würde retten können, habe auf seinen Entschluß mit eingewirkt. Genug, er machte sich ohne weiteres Bedenken gleich nach dem 15. März 1200 auf den Weg und muß bereits Anfang April in Rom eingetroffen sein, von wo aus Innocenz am 9. dieses Monats seine vollbrachte Unterwerfung mitteilt. Konrad hat in der That in die Hände seines Freundes von ehedem, der nun sein Richter geworden war, als ein Reumütiger das Geständnis des begangenen Unrechts, der unbedingten Unterwerfung und somit der Verzichtleistung auf beide Bistümer abgelegt, ohne freilich durch diese Demütigung zunächst mehr als die Aufhebung der über ihn verhängten Kirchenstrafen, keineswegs aber seine Rehabilitierung als Bischof zu erlangen. Bezeichnend für die Denkungsweise Konrads ist es doch, daß er versucht hatte, Innocenz mit kostbaren Geschenken beizukommen oder ihn milder zu stimmen. Dieser aber hat sie durch noch reichere Gegengaben erwidert und ist dann auf dem angedeuteten Wege seines unerbittlichen Richteramtes vorgegangen. Darüber, was sonst zwischen dem Papste und dem Kanzler besprochen und verhandelt wurde, haben wir keinerlei

Nachricht und ſind es nur die ſich allmählig entwickelnden Handlungen des letztern, die einen Rückſchluß geſtatten. Mit Gewißheit darf man jedoch annehmen, daß die brennende Frage des deutſchen Thronſtreites bei dieſer Gelegenheit nicht mit Stillſchweigen übergangen worden iſt, dies um ſo weniger, als Innocenz eben im Begriffe war, kraft ſeiner prätendierten Vollgewalt ſich das Schiedsrichteramt in dieſem Prozeſſe anzumaßen und ſich für Otto von Braunſchweig auszuſprechen. Die ſpätern Handlungen Konrads legen aber im Zuſammenhange mit der angedeuteten neueſten Wendung der päpſtlichen Politik mit höchſter Wahrſcheinlichkeit die Folgerung nahe, daß er unter dem Eindruck der perſönlichen Überlegenheit ſeines wiedergewonnenen Freundes in ſeinen bisher feſtgehaltenen Überzeugungen erſchüttert wurde und ſich zu Zuſagen herbeiließ, die wenigſtens in ihren Konſequenzen ihn zum Abfall von der ſtaufiſchen Sache führen mußten und wirklich geführt haben. Für Innocenz war es allerdings ſchon ein nicht geringer Erfolg, ſein hierarchiſches Syſtem gegen einen der einflußreichſten deutſchen Biſchöfe, der zugleich eine ſo hervorragende politiſche Stellung einnahm, ſiegreich durchgeführt zu haben: er war aber ſchwerlich ſo genügſam, den Gedemütigten zu entlaſſen, ohne ſich im Hinblick auf den verſchärften Kampf gegen die ſtaufiſche Partei ſeiner zu verſichern. So kommen wir in Anbetracht aller dieſer Erwägungen zu dem Ergebniſſe, daß der Kanzler, als er den Heimweg antrat, innerlich bereits mit König Philipp gebrochen hatte.

Es iſt für den Hiſtoriker keine angenehme Aufgabe, einem Manne von der Vergangenheit Konrads und von dieſer Begabung auf die ſchiefe Ebene zu folgen, auf welcher er von nun ab herabgleitet. Mochte er aus dieſem oder jenem Grunde — freilich ſpät genug — an ſeinem Glauben an das Recht König Philipps irre werden, ſo war bei einem Staatsmann ſeiner Stellung das einzig Richtige und Ehrenhafte, ſich, ſobald es ſo weit war, offen zu erklären und vom öffentlichen Schauplatz abzutreten. Zu ſolch einem mannhaften Entſchluſſe ſcheint ihm aber der Mut gefehlt zu haben, und ſo entſchied er ſich für das Schlimmſte, was er wählen konnte, d. h. er fuhr nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland fort, einer Sache zu dienen, der offenbar ſein Herz nicht mehr ganz angehörte. Indes hat er mit dieſer Zurückhaltung nicht verhindern können, daß bald genug Mißtrauen und Verdacht gegen ihn erwachte. Philipp allerdings, wie bereits angedeutet, ſah in der Romreiſe und in der Unterwerfung ſeines Kanzlers nichts Arges: blieb dieſer nach ſeiner Rückkehr doch nach wie vor an ſeiner Seite und begleitete ihn auf ſeinen Kriegszügen gegen den Welfen*).

*) Im Juli 1200 unternahm Philipp eine Heerfahrt nach Sachſen und belagerte unter anderm Braunſchweig. Der Kanzler war bei ihm und kam ſchützend dazwiſchen, als einige räuberiſche Kampfgenoſſen des Königs angefangen hatten,

Genug, der König beließ ihn in seinem wichtigen Amte, auch als Innocenz sich offen für den Gegenkönig aussprach und Konrad im Februar 1201 mit Zulassung des Papstes aufs neue zum Bischof von Wirzburg gewählt wurde*). Freilich protestierte eine Minorität des Kapitels gegen diese Wahl bei Innocenz und brachte zugleich noch andere Beschwerden, wie z. B. wegen Verschleuderung des Kirchengutes wider Konrad vor, aber dieser stand bereits wiederum so fest in der Gunst des Papstes, daß er jenen Protest nicht bloß ohne weiteres zurückwies und die übrigen Beschwerden so gut wie niederschlug, sondern ihn zugleich bald mit Aufträgen auszeichnete, die nur als eminenter Vertrauensbeweis ausgelegt werden konnten. Mittlerweile hatte der Thronstreit immer weitere Dimensionen angenommen und waren die Eingriffe des Papstes in die Rechte des Reiches immer dreister und herausfordernder geworden. Kein Wunder daher, daß im September 1201 auf Philipps Anregung ein großer Teil der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten in Bamberg zusammentrat und eine nachdrückliche Verwahrung gegen jenes Vorgehen des Papstes und seines Legaten beschloß. Dieser Versammlung hat Konrad noch beigewohnt und gerade in diesen Tagen neue Gunstbeweise von seiten des Königs erhalten. Wenn diese jedoch etwa die Bestimmung hatten, den zweifelhaft gewordenen Anhänger der staufischen Sache auf dieser Seite festzuhalten, so verfehlten sie die beabsichtigte Wirkung.

Der Kanzler scheint der zweideutigen Rolle, die er seit dem April 1200 spielte, endlich selbst müde geworden zu sein. Nun mit einem Male, ohne daß etwa ein neues greifbares Motiv für einen solchen Entschluß entdeckt werden könnte, wirft er die Maske ab; freilich waren die Stimmen des Mißtrauens gegen ihn auf der staufischen Seite immer lauter geworden und nahm zugleich der Verlauf des Bürgerkrieges nun für Philipp eine ungünstige Gestalt an. Genug, im Herbste 1201 wendet Konrad seinem Herrn den Rücken und bereitet seinen bevorstehenden unverhüllten Abfall vor. Am 20. September 1201 rekognosciert er als Kanzler die letzte Urkunde und erscheint seitdem nicht wieder am königlichen

die Kirche des noch außerhalb der Stadt gelegenen Sankt-Ägidienklosters zu plündern. Arnoldi Lubecensis Chronicon Slavorum, IV, 4.

*) Der Papst hatte bekanntlich nach der von ihm ausgesprochenen Absetzung Konrads in seiner Eigenschaft als Bischof von Hildesheim und Erwählter von Wirzburg dem Domkapitel der letztgenannten Kirche ausdrücklich untersagt, eine Neuwahl vorzunehmen, und demnach sich selbst die Entscheidung über das Bistum Wirzburg reserviert, dasselbe aber zugleich für alle Fälle offen gehalten. Es geschah also mit seiner Zulassung, wenn, etwa im Februar 1201 — Konrad als Bischof von Wirzburg wiedergewählt wurde. Vergl. Potthast, Papstregg. I. 127, und Böhmer-Ficker, Regg. Imp. p. 26, Nr. 56.

Hofe. Er thut das jetzt, was er beſſer vor Jahresfriſt gethan hätte. Den im September, in ſeinem Beiſein, zu Bamberg beſchloſſenen Proteſt der Fürſten, der nun, im Januar 1202, vollzogen wurde, hat er nicht mehr unterſchrieben. Auch König Philipp konnte ſich über die Fahnenflucht ſeines Kanzlers nun nicht mehr täuſchen, zumal dieſer jetzt thatſächlich in enge Beziehungen zu dem wankelmütigen Landgrafen Hermann von Thüringen trat, Beziehungen, deren Spitze unverkennbar ſich gegen den König richteten.

Unter dieſen Umſtänden durfte man nicht erwarten, daß Philipp, trotz ſeines Optimismus und ſeiner Langmut, dieſem Treiben ſeiner neuen Gegner mit gekreuzten Armen zuſehen würde. Die drohende Auflehnung des Landgrafen und des Biſchofs von Wirzburg konnte ſeiner Machtſtellung nur höchſt gefährlich werden; Mittel- und Süddeutſchland, die bisher zu ihm geſtanden hatten, gingen ihm auf dieſem Wege verloren. Er hat zunächſt, wohl aus der Entfernung, Schritte gegen den abtrünnigen Kanzler gethan, ſodaß dieſer beſorgt zu werden anfing und dem Papſte ſeine gefährdete Stellung zu Gemüte führte. Konrad machte ſich aber zugleich auf einen unmittelbaren Angriff von Seiten des Königs gefaßt und befeſtigte den Marienberg über Wirzburg. König Philipp hatte ſich die zweite Hälfte des Jahres 1202 hindurch mit der welfiſchen Partei mit wechſelndem Glück herumgeſchlagen und ſich zuletzt nach Schwaben gewendet, um von hier aus ſeine und ſeiner Anhänger Dienſtmannen zu einem Zuge gegen Wirzburg aufzubieten. So ſchien es nicht mehr zu vermeiden, daß der König und ſein ehemaliger Kanzler ſich als erklärte Gegner und mit gezücktem Schwerte einander gegenübertraten. Aber noch ehe Philipp mit ſeinen Scharen an den Main gelangte, war der Abtrünnige auf anderm Wege von ſeinem Schickſal ereilt worden.

Es hatte nicht ausbleiben können, daß der Bruch Konrads mit der ſtaufiſchen Partei, welcher er urſprünglich ſeine Erhebung in Wirzburg zu verdanken gehabt hatte, auf ſeine Stellung im Hochſtift empfindlich zurückwirkte. Unter dem Adel und den Miniſterialen des Landes fehlte es nicht an Anhängern Philipps, die die neueſte Schwenkung ihres Lehnsherrn mitzumachen nicht geneigt waren. Eben dieſe ſuchte Konrad nun dadurch zu ſtrafen, daß er urſprüngliches Kirchengut, das ſeine Amtsvorgänger, und auch er ſelbſt, im kaiſerlichen Intereſſe als Lehen hinausgegeben hatten, nun ohne weiteres zurückforderte. Von dieſer Maßregel des Biſchofs ſind auch die Junker von Rabensburg, ein verwegenes Geſchlecht, deſſen Stammſitz bei Veitshöchheim über dem Main lag, betroffen worden. Sie und andere in ähnlicher Lage leiſteten aber dieſem Anſinnen Konrads entſchloſſenen Widerſtand. In einem darüber entſtandenen bewaffneten

Zuſammenſtoß iſt ein Vertrauensmann Konrads, der ſogenannte Graf Eckard, umgekommen*). Und als der darob erzürnte Lehnsherr in ſeinem Unmut ſie zur Strafe ziehen wollte, wuchs ihre Erbitterung und ſie beſchloſſen ſein Verderben. Trotzdem daß zwiſchen dem Biſchof und ſeinen Widerſachern eine Waffenruhe verabredet worden war, um eine gütliche Beilegung des Streites zu erzielen, überfielen ſie eines Abends den nichts Arges Ahnenden, als er von ſeiner Wohnung nach dem nahen Dom zu gehen im Begriffe war, meuchleriſch und erſchlugen ihn. Dies gethan, flüchteten ſie, von ihren herbeieilenden Anhängern gedeckt, aus der Stadt.

Schon in den nächſten Tagen erſchien König Philipp vor den Thoren von Wirzburg, die ſich ihm nun willig öffneten, da nach dem Tode des Biſchofs an keinen Widerſtand weiter gedacht wurde. Die Geiſtlichkeit der Stadt zog ihm klagend entgegen und wies ihm die blutigen Kleider und die bei dem Überfall abgehauene Hand ſeines ermordeten ehemaligen Kanzlers. Philipp ſoll bei dieſem Anblick bittere Thränen vergoſſen haben, und, ſo gelegen ihm auch die Beſeitigung eines ſolchen Gegners kommen mochte, es iſt kein Zweifel, daß ſie aufrichtig waren. Und ſo gewiß der Untergang Konrads im äußern Zuſammenhang mit ſeinem Bruche mit Philipp ſteht, ſo ſicher iſt, daß dieſer ſelbſt in keiner Weiſe dafür verantwortlich gemacht werden kann. Der notoriſch edle und milde Charakter des Königs war der Anſtiftung eines ſolchen Frevels nicht fähig. Wie nahe auch ein ſolcher Verdacht lag, und auch bald hier und da laut wurde, ſo hat doch Innocenz, der ſich über das gewaltſame Ende ſeines wiedergewonnenen Freundes genau unterrichtet hat, auch nicht mitten im heißeſten Kampfe es gewagt, eine Beſchuldigung der Art offen anzudeuten. Der König hat ſich allerdings nicht berufen gefühlt, als Rächer der begangenen Frevelthat aufzutreten, und es nur geſchehen laſſen, daß die erbitterten Anhänger Konrads die Stammburg der Rabensburger zerſtörten, die Beſtrafung der Mörder aber hat er dem Papſte überlaſſen, der ihre Verfolgung anordnete, ihre ewige Lehensunfähigkeit ausſprach, und als ſie vor ihm erſchienen, ihnen eine ſo harte lebenslängliche Buße diktierte, der gegenüber ihnen der Tod hätte wünſchenswerter erſcheinen müſſen, wenn ſie nicht die Hoffnung auf Begnadigung feſtgehalten hätten. Und in der That

*) Vgl. über ihn mein Schriftchen „Der Hof zum Grafen Eckard zu Wirzburg“ (1860). Wenn die gedachte nekrologiſche Angabe des Todestages zum 14. Dezember richtig iſt, und man hat kein Recht, ſie in Zweifel zu ziehen, ſo iſt Eckard faſt ein Jahr vor Biſchof Konrad ermordet worden und hat das Zerwürfnis zwiſchen letzterm und den Rabensburgern bald nach dem Rückzug vom Hofe Philipps begonnen; bis in das Jahr 1200 zurückzugehen, erſcheint nicht geſtattet, da zu dieſer Zeit der Bruch Konrads mit Philipp noch nicht erfolgt oder erklärt war.

hat ihr Frevel nicht verhindert, daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit rehabilitiert wurden, und nur wenig hat gefehlt und Konrads Nachfolger wäre einem gleichem Schicksal zum Opfer gefallen, wie dieser.

König Philipp, der nicht versäumt hatte, für einen ihm ergebenen Ersatzmann auf dem bischöflichen Stuhle von Wirzburg zu sorgen, hat noch sechs Jahre lang für seine Sache, die zugleich die Sache der Nation war, den Kampf fortgesetzt, und war bekanntlich nahe daran, seines Gegners Herr zu werden und den Papst zur Verständigung zu bewegen, als auch ihn ein gewaltsames Ende ereilte und das Reich sich aufs neue einer ungewissen Zukunft ausgeliefert sah.

Schließen wir die Rechnung eines so bewegten und lange Zeit glänzenden Lebens, wie das Konrads war, ab, so läßt sich nicht verkennen, daß es mit einem Defizit geendigt hat. Mit glänzenden Gaben ausgestattet, von der Gunst der Verhältnisse getragen, bringt Konrad von Stufe zu Stufe zu dem Ziel empor, das sich sein Ehrgeiz gesetzt hat. Mitten in den schweren Gegensätzen der Zeit nimmt er früh eine bestimmte Stellung ein und schließt sich dem Kaisergeschlechte an, dessen Interesse gewiß auch in seinem Sinne mit dem Wohle und der Selbständigkeit des Reiches zusammenfiel. Nachdem er sich auf diesem Wege an Macht und Ehren vollgesogen, steht er plötzlich still, kehrt dann um und wendet dem Hause, dem er alles verdankte, und noch dazu in einem Moment, wie er für dieses gefahrvoller nicht sein konnte, den Rücken und schließt sich einer Politik an, die das gerade Gegenteil von alledem bedeutete, wofür er sein Leben lang gearbeitet und gestrebt hatte. Ehre jeder Überzeugung, die in klaren und wohlgegründeten Motiven wurzelt, aber ein anderes ist es, den Standpunkt zu wechseln in der Gärung der Jugend und sich drängender Ideale, und wieder ein anderes, dies zu thun im Hochsommer des Lebens, wo alle Täuschungen und Selbsttäuschungen längst ihre Kraft verloren haben. Man mag dem Charakter eines Innocenz, der unentwegt seine stolze Bahn durchschreitet, die Achtung nicht versagen, wie wenig man auch auf seiner Seite steht: man wird aber an einem Manne irre, der die Ideale seiner Vergangenheit in dem Augenblicke über Bord wirft, wo die Errungenschaften seines Ehrgeizes gefährdet erscheinen. So ist es gekommen, daß der glänzende Name des Kanzlers mit dem Makel der Untreue behaftet auf die Nachwelt überging. Wollte man vielleicht sagen, daß er an dem schweren Konflikt zwischen der päpstlichen Theokratie und dem staufischen Hause gescheitert sei, so dürfte man nicht unterlassen, hinzuzusetzen, daß er selbst wohl zur Verschärfung, aber nicht zur Abschwächung desselben beigetragen hat.

Für die Geschichte des Hochstifts Wirzburg ist Konrad von geringer

Bedeutung geworden. Die Dauer seines Episkopats war kurz, und als er daran ging, in die innern Verhältnisse desselben einzugreifen, wurde er vom Schauplatze abgerufen. Das Wichtigste vielleicht war, daß er dem ihm nahe verwandten Geschlecht der Lobdeburger den Weg in das Hochstift eröffnet hat, denn aus ihrer Mitte sind im Laufe der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwei Wirzburger Bischöfe, darunter der gewaltige Hermann I., hervorgegangen*). Nicht mit Stillschweigen soll zum Schlusse die Thatsache übergangen werden, daß Konrad sich in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Antrage auf die Heiligsprechung eines seiner Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle von Wirzburg, des Bischofs Bruno (1015—1045), beschäftigt hat.

*) Arnold von Lübeck (a. a. O., VII, 2) erwähnt bei der Erzählung von Konrads Ende des Gerüchtes, man habe diesen bei seinem Tode mit einem härenen Bußgewande bekleidet gefunden, und er habe während seiner Lebzeiten für die Armen gesorgt und für dieselben jede Woche ein Goldstück ausgegeben, drückt aber zugleich seine Verwunderung über dieses Gerücht drastisch aus und kann es mit dem, was er sonst von des Bischofs weltlichem Wandel (seculari forma) weiß, nicht zusammenreimen. Nun, freigebig war Konrad immer, und das „härene Bußgewand" konnte ihm der Ernst der Zeit und seiner eigenen Lage seit dem Bruche mit Philipp gar leicht an die Hand gegeben haben.

Graf Otto von Hennenberg-Botenlauben und sein Geschlecht.

Vortrag, gehalten im Dezember 1874 in Würzburg.

Die Provinz Ostfranken hat in der früheren Zeit des Mittelalters eine stattliche Reihe alt- und hochadeliger Geschlechter aufzuweisen. Aber schon im Verlaufe des dreizehnten und noch viel mehr des vierzehnten Jahrhunderts erlischt hier wie anderwärts eine verhältnismäßig gute Anzahl derselben und tritt vom Schauplatze ab, um einer ungeduldig nachdrängenden Geschlechterreihe jüngeren und bescheideneren Ursprunges Platz zu machen.

Wenn wir uns nach dem Grunde dieser Thatsache fragen, so reicht die Berufung auf ein, allerdings in der menschlichen Natur begründetes Gesetz nicht aus. Sehen wir doch, wie solche Geschlechter oft mitten in der stolzesten Blüte körperlicher und geistiger Kraftfülle dahingehen. Wir müssen also noch nach anderen Erklärungsgründen suchen, und diese liegen nahe genug. Von den stets wiederkehrenden Römerzügen und Reichsheerfahrten nicht zu reden, sei nur an die niemals ruhenden kleinen Kriege und die Fehden erinnert, die selten massenhafte, aber um so ununterbrochener ihre Opfer forderten. Ferner an die zur Regel gewordene Sitte, daß die nachgeborenen Söhne der adeligen Häuser, den Forderungen der Familienpolitik entsprechend, in die geistlichen Stifter eintraten und sich so dem Gebote der Ehelosigkeit beugten. Weiterhin an die ganz außerordentlichen Wirkungen, von welchen die Kreuzzüge mit allen ihren Zuthaten in dieser Richtung begleitet waren: sie haben einerseits einen kaum schon zur Genüge gewürdigten Besitzwechsel im Gefolge gehabt und andererseits in den Bestand der einzelnen Familien häufig in der empfindlichsten Weise eingegriffen. Wer hat die Geschlechter schon gezählt, die auf diesem Wege ein Haupt oder einen Zweig ihres Stammes vor der Zeit verloren, deren Gebeine auf den Schlachtfeldern des Morgenlandes bleichten oder die, was nicht selten vorkam, bei Gelegenheit der Überfahrt in den Tiefen des Meeres ihr Ziel fanden?

Aber nicht bloß auf diese Art unmittelbar, sondern auch auf anderen Wegen mittelbar hat die Stimmung, die die Kreuzzüge möglich gemacht hatte und sie länger als ein Jahrhundert hindurch unterhielt, oft die Zukunft der blühendsten Häuser in Frage gestellt: ich meine jene Stimmung, die eine neue fruchtbare Epoche für Klostergründungen eröffnete und die mönchisch-ritterlichen Orden der Templer, der Johanniter und der Deutschherren, weiterhin die ascetischen Orden der Franziskaner und Dominikaner in das Leben gerufen hat; sie alle haben einen unwiderstehlichen Zauber ausgeübt, durch welchen mancher erst noch stolz prangende Stamm entblättert worden ist. Als die wahre Quelle dieser Erscheinung haben wir die fortgesetzt gewaltig wirkenden, mystisch-schwärmerischen, auf Weltentsagung gerichteten Bestrebungen und Antriebe zu erkennen, mit welchen man die ritterlichen Neigungen ganz gut zu vereinigen wußte, und auffällig genug erreichten dieselben gerade jetzt, wo der Laienstand sich eben geistig befreit und auf die eigenen Füße gestellt zu haben schien, ihren Gipfelpunkt und vollendeten den Sieg der Hierarchie, indem sie ihr selbst die gegnerischen Kräfte dienstbar machten oder doch dieselben matt setzten. Wir stehen hier, um es kurz zu sagen, vor jener Gesinnung, ohne deren Würdigung sich der Sturz der Staufer, die Niederlage des Kaisertums nimmermehr verstehen lassen.

Meine Absicht ist es heute, aus der Reihe der angedeuteten Erscheinungen einen einzelnen Fall, der uns näher als mancher andere liegt, herauszugreifen und für die möglichst bündige Schilderung desselben Ihre freundliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Es ist dies, wenn mich nicht alles täuscht, ein Fall ersten Ranges, der einen weiten Kreis umschreibt und wie wenige ähnliche sich eignen dürfte, die verhängnisvolle Stimmung jener Epoche zur Anschauung zu bringen. Der Natur der Sache entsprechend und wie nicht zu verwundern, ist dieser Gegenstand schon einige Male behandelt worden. Dem Umfange nach das Ausführlichste, stofflich zugleich das einzig Ergiebige und im Grunde allein der dankbaren Erwähnung Würdige, hat Ludwig Bechstein in seinem bekannten Prachtwerke geleistet*); indes ist seine Darstellung doch nicht ganz frei von Lücken und Mißverständnissen, so daß bei Wiederaufnahme des Themas auch der Forschung noch einiges Verdienst zu erwerben bleibt. —

Wer in der Richtung von Süden nach Norden, etwa von Schweinfurt nach Meiningen, hinter Mellrichstadt die bayrische Grenze überschreitet,

*) Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Botenlauben Grafen von Hennenberg. Mit einem Urkundenbuch und Abbildungen. Bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Bechstein. Leipzig 1845. —

gelangt, der Hochſtraße folgend, in der kürzeſten Zeit an den Fuß der Berghöhe, von deren breitem Rücken die ſtattlichen Trümmer der vor einem halben Jahrtauſend dort mächtig waltenden Grafen von Hennenberg herniederblicken. In der Nähe dieſer Burg iſt im Jahre 1078 jene blutige Schlacht zwiſchen Kaiſer Heinrich IV. und ſeinen aufrühreriſchen Gegnern geſchlagen worden, in welcher auch der erſte, zuverläſſig beglaubigte Stammvater des hennenbergiſchen Geſchlechtes für Kaiſer und Reich ſein Leben gelaſſen hat. Man nimmt jedoch mit Recht an, daß auf dem Wege der ſorgfältigen Kombination die Reihenfolge der Ahnen des Hauſes beträchtlich weiter zurückgeleitet werden kann: allerdings nicht bis zu den angeblichen Vorfahren der römiſchen Colonnas, wie die lächerliche Schmeichelei ſpäterer Genealogen das erfunden hat, aber mit um ſo größerer Wahrſcheinlichkeit bis zu den Gaugrafen im Grabfeld, die ſchon mehr als ein Jahrhundert früher in wenn auch dunklen Umriſſen dort auftauchen. Für alle Fälle haben wir in den Grafen von Hennenberg ein alteingeſeſſenes oſtfränkiſches Geſchlecht zu erkennen, das zugleich das begütertſte und mächtigſte war, deſſen zahlreiche Beſitzungen vom Kamme des Thüringerwaldes bis zum Maine herab in ſtattlicher, wenn auch nicht geſchloſſener Reihe ſich erſtreckten. Seit jenem erwähnten Grafen Poppo I. kann man das Wachſen des Geſchlechtes in jeder Richtung ohne Mühe verfolgen. Sie gehen ehrenvolle Familienverbindungen ein, vermehren ihre Hausmacht, gründen Klöſter u. ſ. w., wie andere ihresgleichen. Im 12. Jahrhundert haben ſie Wirzburg und Speier je einen Biſchof gegeben. Von ganz beſonderem Werte iſt für ſie die Erwerbung der Wirzburger Burggrafſchaft geweſen, die ihnen im Mittelpunkte des Hochſtiftes eine einflußreiche Stellung verbürgte. Ziemlich früh haben ſie ſich, der herrſchenden Sitte gemäß, in mehrere Linien abgezweigt, aber das Glück wollte, daß nach einiger Zeit, nur eine Ausnahme abgerechnet, der geſamte Beſitz des Hauſes wieder in eine einzige Hand zurückkehrte, — freilich nur, um bald wieder geteilt zu werden.

In der fünften zuverläſſig beglaubigten Generation des hennenbergiſchen Hauſes tritt unſer Held, wenn wir ihn ſo nennen dürfen, auf den Schauplatz. Sein Vater, Graf Poppo VI., hatte im J. 1189 Kaiſer Friedrich I. auf dem ſogenannten dritten Kreuzzug begleitet und dort, wie vierzig Jahre früher ſein Großvater, Graf Bertold I., den Tod gefunden. Die Mutter, Sophie, ſtammte aus dem hochangeſehenen Geſchlechte der Grafen von Andechs, das im heutigen Oberfranken wie entfernt kein anderes reich begütert war. Als Graf Poppo VI. in das hl. Land zog, ließ er außer mehreren Töchtern vier Söhne zurück, von welchen der eine nicht weiter von ſich reden macht, die übrigen drei aber — Bertold, Poppo und

Otto — als sie zu den Jahren kamen, sich in das väterliche Erbe teilten. Der erstgeborene, Bertold II., erhielt die Stammburg mit der Hauptmasse des Hausbesitzes, die beiden jüngeren Brüder wurden mit geringeren Anteilen abgefunden. Otto erhielt eine Reihe in Nordfranken zerstreuter Besitzungen, deren herrschenden Mittelpunkt die Burg Botenlauben bei Kissingen bildete. Nach dieser Burg, die erst im 11. Jahrhundert erwähnt wird, und aber auch nach der Stammburg seines Hauses hat er sich, wie das nun einmal im Brauche war, abwechselnd genannt.

Wir hören von Otto erst in dem Momente, in welchem ihn sein Schicksal ruft, etwa im 20. Jahre seines Lebens. Gewiß keine gewöhnliche Natur: in den herrschenden ritterlichen und idealistischen Anschauungen seiner Zeit und seines Standes herangewachsen, wird er, sich ihnen ganz unterwerfend, einer der anziehendsten Vertreter derselben. Ein Sänger zärtlicher Minnelieder, ein tapferer Streiter Gottes, endet er damit, sich, sein Erbe und sein Geschlecht den einseitigen Ideen der Epoche auszuliefern.

Der dritte Kreuzzug war mißlungen. Mitten in den besten Aussichten auf einen endlich durchschlagenden Erfolg hatte das neidische Geschick unseren Heldenkaiser hinweggerafft. Das an die Türken verloren gegangene Jerusalem verblieb auch jetzt in den Händen Saladins und die noch geretteten Teile der christlichen Eroberung in fortgesetzter Bedrohung. Seit Jahren erscholl wieder weithin dröhnend der Ruf nach Hilfe im Abendlande und war die Betreibung eines neuen Kreuzzuges im Gange. Da faßte unser gewaltiger Kaiser Heinrich VI., des großen Vaters großer Sohn, im Zusammenhange mit den universellen Absichten seiner Politik den Entschluß, jenem Rufe Folge zu geben und eine vierte Kreuzfahrt in das Werk zu setzen. Der alles überwältigende Enthusiasmus des ersten Kreuzzuges war freilich längst dahin, aber so viel Begeisterungsfähigkeit und Thatendurst war in der ritterlichen Welt der abendländischen Christenheit doch noch vorhanden, daß das Wort des Kaisers, von der päpstlichen Autorität unterstützt, nicht ungehört und wirkungslos verhallte. Deutschland geriet in Bewegung und im Juli des Jahres 1197 trafen die deutschen Kreuzfahrer in Unteritalien und Sicilien ein, um von da aus die Fahrt nach Syrien anzutreten. Der Kaiser selbst wurde von den heimischen Verhältnissen abgehalten, sich in eigener Person an die Spitze des von ihm hervorgerufenen Unternehmens zu stellen; er übertrug die Leitung desselben seinem hochbegabten Kanzler, Konrad von Querfurt, der bereits erwählter Bischof von Hildesheim war und in der nächsten Zeit das Bistum Wirzburg erwarb, um dann hier sechs Jahre später unter Mörderhänden ein gewaltsames Ende zu finden.

In der Reihe der deutſchen Fürſten und Herren, die das Kreuz genommen hatten und nun am kaiſerlichen Hof zu Sicilien zuſammenſtrömten, begegnen wir auch dem jugendlichen Grafen Otto von Botenlauben, in Geſellſchaft des Herrn Poppo von Waſungen, eines nahen Verwandten, von dem aber ſpäter nicht weiter die Rede iſt und der die Heimat nicht wieder geſehen hat. Am 1. September 1197 lief die Flotte der Kreuzfahrer von Meſſina aus und landete drei Wochen ſpäter in Accon. Aber das Unternehmen, das unter nicht geringen Hoffnungen begonnen hatte, endete nach einem Glück verheißenden Anfange mit einem vollſtändigen Mißerfolge. Verſchiedene Umſtände wirkten zuſammen, dieſes bedenkliche Ergebnis herbeizuführen: die Zuſtände im Königreich Jeruſalem, das an allen Gebrechen feudaler Schöpfungen litt, die Unfähigkeit des königlichen Hofes, die Leidenſchaften und die Eigenſucht der Lehensfürſten und Barone des Reiches, die zum Teile das Erſcheinen des neuen Kreuzheeres mit neidiſchem Mißtrauen betrachtet hatten, und endlich die nicht zulängliche Führung des Kreuzheeres ſelbſt. Als daher die unerwartete Nachricht anlangte, daß Kaiſer Heinrich bald nach der Abfahrt der Kreuzflotte in der Kraft ſeiner Jahre vom jähen Tod hinweggerafft worden ſei, löſte ſich das ganze Unternehmen auf und die deutſchen Fürſten und Herren ſteckten in ungeſtümer Haſt das Schwert in die Scheide, um nach dem Abendlande zurückzueilen und ſich dort ihrer, durch die plötzliche Thronerledigung in Frage geſtellten Intereſſen anzunehmen.

Von einem der namhaften deutſchen Kreuzfahrer aber ergiebt ſich für uns mit Beſtimmtheit, daß er ſich von dieſer rückläufigen Bewegung nicht mit fortreißen ließ, ſondern in Syrien zurückblieb, nämlich von dem Grafen Otto von Botenlauben. Vielleicht hat er durch die unverſehens eingetretene Wendung ſich ſeines Gelübdes keineswegs für entbunden erachtet. Außerdem ſteht zu vermuten, daß der merkwürdige Schauplatz, den er betreten hatte, jene wunderbare Welt, aus den idealſten und profanſten Motiven zuſammengeſetzt, halb märchenhaft und dann wieder von kraſſer Wirklichkeit, auf den phantaſiereichen, in der erſten Jugend ſtehenden Sohn der fränkiſchen Berge einen Zauber ausübte, dem er ſich nicht zu entziehen vermochte. Die Verwirrung im Königreich Jeruſalem war nach der Zerſtreuung des letzten Kreuzheeres ärger als zuvor und der Kriegszuſtand die herrſchende Ordnung der Dinge. Wir haben eine Überlieferung, kraft welcher ſich der Graf von Botenlauben in den fortgeſetzten Kämpfen mit den Ungläubigen ausgezeichnet hat; leider iſt ſie nicht hinlänglich geſichert, wenn auch eine innere Unwahrſcheinlichkeit nicht gerade gegen ſie ſpricht. Wenigſtens hat der Graf ſich in dem Maße hervorgethan, daß eine der hochſtehendſten Frauen des Königreichs ihm ihre Huld und bald ihre Hand

ſchenkte, — und von dieſem Zauber wiſſen wir es gewiß, daß er den jugendlichen Streiter Gottes, wenn nicht von Anfang an, ſo doch im Verlaufe auf eine Reihe von Jahren in Syrien feſthielt. Dieſe Frau, mit Namen Beatrix, ſtammte aus dem franzöſiſchen Geſchlecht der Herren von Courtenay aus der Landſchaft Gatineau. Joscelin I. von Courtenay war bald nach dem Gelingen des erſten Kreuzzuges mit einer größeren Schar franzöſiſcher Ritter nach dem Morgenlande gezogen und hatte hier durch ſeine heldenhafte Perſönlichkeit in kurzer Zeit eine außerordentliche Laufbahn zurückgelegt: er war zum Fürſten von Edeſſa und Tiberias erhoben worden. Sein Sohn, Joscelin II., eine ungebändigte Natur, hat ſich auf der ererbten Höhe nicht zu behaupten vermocht, Edeſſa verloren und iſt zuletzt in die Gefangenſchaft der Türken geraten, in welcher er im J. 1160 ſein Leben beſchloſſen hat. Joscelins II. gleichnamiger Sohn, der das Amt eines Seneſchalls des Königreichs Jeruſalem bekleidete, iſt der Vater jener Beatrix, die nach allem nicht ſpäter als am Anfange des 13. Jahrhunderts die Gemahlin Ottos von Botenlauben geworden iſt. Sie hat ihm von Seite ihres Vaters, der keine Söhne hinterlaſſen hat, ein reiches Erbe an Burgen und Ortſchaften zugebracht, die in Accon ſelbſt und in der umliegenden Landſchaft zerſtreut lagen, und nur mit einer jüngeren Schweſter hat ſie ſich in dieſelben teilen müſſen. Zum Zeugniſſe des hohen Anſehens, das ſich die Herren von Courtenay zu erwerben gewußt, führe ich an, daß ein Angehöriger des Hauſes, Peter von Courtenay, im J. 1216, wenn auch nur für kurze Zeit, die Krone des durch den vierten Kreuzzug gegründeten lateiniſchen Kaiſertums von Konſtantinopel getragen hat. Und Ottos Gemahlin ſelbſt ſtand zu dem Königshauſe von Jeruſalem und Cypern in nahen verwandtſchaftlichen Beziehungen: eine Schweſter ihres Vaters war mit König Amalrich I. vermählt geweſen.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen und wird durch alles Spätere beſtätigt, das Ehebündniß des oſtfränkiſchen Grafen und der ſyriſchen Fürſtentochter beruhte auf der freien Sympathie ihrer Seelen. Auch in dieſem Falle waren nicht die Berge, wohl aber die Menſchen zuſammengekommen. Graf Otto hat in Syrien ſich gewiß des dort unter den Lateinern überwiegend vorherrſchenden franzöſiſchen Idiomes bedienen müſſen; aber die deutlichſten Zeugniſſe ſeiner hier in Frage ſtehenden Stimmung hat er doch in ſeiner Mutterſprache niedergelegt. Wie bekannt, nimmt Graf Otto unter den deutſchen Lyrikern der erſten Epoche des Minnegeſangs trotz der verhältnismäßig geringen Zahl ſeiner Lieder eine angeſehene Stelle ein, und es waltet kaum ein Zweifel, daß dieſen ſeinen Gedichten verſchiedene Beziehungen zu der Tochter Joscelins zu Grunde liegen, deren nähere Deutung und Feſtſtellung freilich mit Schwierig-

keiten verknüpft ist. An dieser Stelle sei nur das eine bemerkt, daß jene Lieder wahrscheinlich innerhalb eines längeren Zeitraumes, und einzelne von ihnen erst nach der Vermählung des Dichters und vielleicht während der Trennung von seiner Gemahlin und seiner Abwesenheit im Abendlande entstanden sind*).

Die entscheidende Wendung in dem Leben Ottos von Botenlauben, die wir vom Anfange an in Aussicht genommen haben, tritt mit seiner endgiltigen Rückkehr in die fränkische Heimat ein, und diese hat erst im Jahre 1220, also 22 Jahre nach seiner ersten Ankunft in Syrien stattgefunden. Es deuten indes sichere Spuren darauf hin, daß Otto in der Zwischenzeit ein oder mehrere Male kürzer oder länger in Deutschland verweilt hat**), wo damals, zumal bis zur allgemeinen Anerkennung

---

*) Die Gedichte Ottos finden sich bei von der Hagen, Minnesänger, und bei Bechstein, l. c. S. 93 ff. Über ihren Wert giebt es kaum eine abweichende Meinung. Unsere Absicht war es niemals, Otto speciell als Dichter zu behandeln. Vgl. übrigens A. Kobersteins Grundriß der Geschichte deutscher Nationallitteratur, 5. Aufl. hrsg. v. Bartsch S. 225 u. Anm. 52, wo aber die teilweise auf Bechsteins Autorität ruhenden Angaben über den Lebenslauf Ottos berichtigt werden müssen. Der Versuch, der in neuerer Zeit gemacht worden ist. (s. Archiv des hist. Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, Bd. 19 S. 1 ff.), die Otto von Botenlauben bisher allein zugeschriebenen Gedichte zum größeren Teile seinem Sohne d. N. zu vindicieren, muß als ein schlechthin mißlungener zurückgewiesen werden und hat weder innere noch äußere Gründe für sich.

**) Einmal nach der Urkunde des Bischofs Heinrich von Wirzburg vom 24. Januar 1206 (Original in München, ein Auszug aus einem Cop.-Buch bei Bechstein, l. c. S. 126) für das Kl. Langheim (Oberfr.). Im J. 1208 (September und Oktober) ist Ottos Anwesenheit in Syrien bezeugt. Siehe J. Voigt, S. 68 und Bechstein, l. c. S. 126. Im J. 1209, nach der Urkunde des Markgrafen H. von Istrien, ist Otto wieder in Deutschland. Der Aufenthalt Ottos bei dem Markgrafen von Istrien, (der damals der Mitschuld an Kaiser Philipps von Schwaben Ermordung verdächtig, in schlimmer Lage sich befand), erklärt sich aus den berührten verwandtschaftlichen Beziehungen Heinrichs und Ottos: Ottos Mutter war die Vaterschwester Heinrichs gewesen. — Ferner scheint Otto nach der Urkunde der Gräfin Beatrix bei Bechstein l. c. S. 127, und der Urkunde bei Schannat, Clientela Fuld. p. 218 später mehrere Jahre hindurch (1217—1219) in Deutschland verweilt zu haben, während seine Gemahlin laut der Urkunde vom Januar 1217 (Bechstein l. c. p. 127) in Syrien zurückgeblieben und von ihm eine Vollmacht zur Verwaltung aller ihrer Besitzungen erhalten hatte. Es stimmt das zugleich mit einer Stelle in seinen Gedichten (v. d. Hagen, l. c. I, 15a), die nur entweder von Johannis bis Martini 1208, oder Juli 1215, oder Mai 1218—1219 entstanden sein kann, (s. Lachmanns Ausgabe der Gedichte Walthers von der Vogelweide, besorgt von M. Haupt S. 132 Anm.) Nur bleibt es ungewiß, vielleicht auch unwahrscheinlich, daß Otto auch die Jahre von 1209—1216 dort zugebracht hat. Dagegen geht aus der aus seinem Gedichte an-

Kaiser Friedrichs II., nicht minder verworrene und unruhige Verhältnisse herrschten. Was die bestimmende Veranlassung der Reise des Grafen nach Deutschland gewesen, ob er einmal von seiner Gemahlin begleitet war, ob die beiden Söhne, die aus dieser Ehe hervorgingen, in Syrien oder in Franken geboren wurden, — das alles wissen wir nicht. Gewiß dagegen ist, daß beide, Otto wie Beatrix, sich in vollkommener Übereinstimmung der intensiv-religiösen Stimmung, die damals die ritterlichen Kreise des Abendlandes beherrschte, hingegeben haben. Das romanische Blut, das in den Adern der Gräfin floß, wird hierbei eher steigernd als dämpfend mitgewirkt haben. In erster Linie sind es die Orden der Johanniter und der Deutschherren, zu welchen sie in nähere Beziehung getreten sind. Fast gleichzeitige Schenkungen aus dem väterlichen Erbe der Gräfin an den einen und an den andern derselben sind urkundlich bezeugt. Zu den Johannitern sind sie sogar in das enge Verhältnis der sogenannten Verbrüderung getreten *), während sie später sich dem Deutschorden angeschlossen haben **). Die Zustände in Syrien hatten sich inzwischen immer verzweifelter gestaltet, das Königreich Jerusalem gewährte einen untröstlichen Anblick. Die Begeisterung des Abendlandes, die von Zeit zu Zeit aufflammte oder doch von Zeit zu Zeit künstlich angefacht wurde, hatte stets nur vorübergehende Wirkungen erzeugt. Ein neuer Kreuzzug des Jahres 1217, an dessen Spitze sich König Andreas von Ungarn, ein Verwandter Ottos von Botenlauben, gestellt und an welchem auch dessen Bruder Graf Poppo VII. von Hennenberg Teil nahm, war von einem neuen Mißerfolg begleitet gewesen ***). Angesichts dieser wenig erfreulichen Lage der Dinge im Morgenlande, die ein warm empfindendes und ehrliches Gemüt wohl zur Verzweiflung bringen konnte, hat Graf Otto den Entschluß gefaßt, samt den Seinigen,

gezogenen Stelle zugleich hervor, daß Otto den politischen Angelegenheiten und Zuständen wenigstens nicht teilnahmslos gegenübergestanden hat, was immerhin eine längere Anwesenheit voraussetzte.

*) S. die Urkunde Ottos und seiner Gemahlin vom 1. Oktober 1208 bei Bechstein (l. c. p. 126). Die Gräfin Beatrix ist noch auf ihrem Grabsteine mit dem Ordenskreuz der Johanniter auf ihrem Mantel abgebildet. (Bechstein l. c. S. 30.)

**) S. die Schenkungsurkunde Ottos vom September 1208 bei J. Voigt.

***) S. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge 6, Kap. 5—7. Gertrud, die Gemahlin Kaiser Andreas' — „des Hierosolymiters" — Mutter der heiligen Elisabeth, stammte aus dem Hause Andechs und war eine Tochter Bertold IV., der sich auch Herzog von Meran nannte und ein Bruder der Mutter des Grafen Otto von Botenlauben war. (Vgl. über den Kreuzzug des J. 1207 u. a. Ann. Marbacenses zu d. J. (M. G. in den neuen Beiträgen des Hennenbergischen altertumsforschenden Vereins. 1858. 1, 71. SS. XVII, 924, 14—19.) Graf Poppo VII. hat übrigens auch später an dem Kreuzzuge Kaiser Friedrich II. Teil genommen.

die wir im Jahre 1220 vereinigt in Accon treffen *), endgiltig in seine ostfränkische Heimat zurückzukehren und das Erbgut seiner Gemahlin, von welchem einzelne Bruchteile bereits in die Hände der Türken gefallen waren **), zu diesem Zwecke zu veräußern. Der Deutschorden war es, beziehungsweise der Hochmeister Hermann von Salza berühmten Namens, der jenes Erbe um eine ansehnliche Summe erwarb ***). Das Kaufgeschäft ist dann nachträglich der Reihe nach von dem König Johann von Jerusalem †), von Kaiser Friedrich II. in seiner Eigenschaft als Rechtsnachfolger desselben und schon vorher von dem Papst Honorius III. bestätigt worden. —

Hiemit beginnt der geräuschlosere, aber für unsere Betrachtung maßgebend gewordene letzte Akt in dem Schicksale des Grafen und seines Geschlechtes.

Im Jahre 1221 finden wir Otto und die Seinigen bereits in der ostfränkischen Heimat, als noch Bischof Otto I. und dann Bischof Dietrich von Homburg in Wirzburg regierten. Des Grafen älterer Bruder Bertold war inzwischen gestorben und der jüngere, Poppo VII., ein kräftiger und streitbarer Charakter, als Haupt des Hauses in die Lücke eingetreten. Die Beziehungen der Heimgekehrten zu dem Morgenlande erschienen wie abgebrochen, aber um so nachdrücklicher machten sich die Wirkungen der dort aufgenommenen Eindrücke und Stimmungen geltend. In den nächsten Jahren ist übrigens nicht viel von ihnen zu vernehmen; hie und da erscheint Otto am bischöflichen Hof zu Wirzburg, später auch in der Um-

*) Die Anwesenheit Ottos, seiner Gemahlin und seines Sohnes Otto in Accon im J. 1220 wird in der Urkunde Kaiser Johanns von Jerusalem vom 29. Mai d. g. J. unzweifelhaft erwiesen, wo es heißt: — Otto comes de Hennenberg et domina Beatrix, uxor sua, filia pie memorie comitis Joscelini, et Otto eorum filius coram me et curia mea vendiderunt etc. — Der zweite Sohn Ottos, Heinrich, wird nicht erwähnt; er befand sich wahrscheinlich schon in Deutschland.

) S. die Urkunde K. Johanns von Jerusalem vom Mai 1220 (vergl. unten Anm. *) — Quitaverunt eciam predicti magister et fratres mihi et successoribus meis quicquid ad presens est in manibus Sarracenorum quod pertinet ad ea que vendiderunt prefati comes et uxor mea.

***) Die betreffende Urkunde Ottos vom 29. Mai 1220 bei J. Voigt, S. 70. Die Kaufsumme betrug 7000 M. S. und 2000 Byzantiner, und überdies mußten die Deutschherren an den Schwager Ottos, Wilhelm von Amigdala (oder Mandelia), der die Schwester der Beatrix zur Frau gehabt hatte, (die nach der Urkunde K. Johanns von Jerusalem vom Mai 1220 aber um diese Zeit schon gestorben war), noch 3250 Byzantiner bezahlen. Daraus allein ergiebt sich, in wie hohem Grade beträchtlich das in Rede stehende Verkaufsobjekt war, das in einer folgenden Urkunde (s. die nächste Anm.) specifiziert wird.

†) S. die ebenfalls noch im Monat Mai 1220 ausgestellte bestät. Urkunde des Königs Johann von Jerusalem bei J. Voigt S. 70.

gebung des jungen Königs Heinrich, der im Namen seines in Italien festgehaltenen Vaters Kaiser Friedrich II. das Reich regieren sollte und doch sich selbst noch nicht beherrschen konnte. An nahen Beziehungen des Heimgekehrten zu den Großen Ostfrankens hat es der Natur der Sache nach kaum gefehlt: die Gebrüder Herzog Otto von Meran, der auf der Plassenburg gebot, und Bischof Eckbert von Bamberg waren ihm überdies eng verwandt. Daneben dauerte die idealistisch-schwärmerische Gesinnung, die den Grafen Otto nach Syrien geführt und sich dort verstärkt hatte, ungeschwächt fort. Der jüngere seiner beiden einzigen Söhne, Heinrich mit Namen, war bereits zum geistlichen Stande bestimmt und ist gewiß bald nach der Heimkehr in das Stift Haug zu Wirzburg eingetreten. Er wird später ein einziges Mal urkundlich genannt*) und verschwindet dann spurlos aus der Geschichte. Er scheint sein Glück in der Verborgenheit gesucht zu haben.

Für den Erstgeborenen und den Stammhalter des Hauses, der den Namen seines Vaters erhalten hatte, wurde eine Gemahlin unter den Töchtern des Landes gesucht und in Adelheid, der Erbtocher des Dynasten von Hiltenburg, gefunden. Das Ehebündnis dürfte nicht später als im Jahre 1225, vielleicht schon früher, geschlossen worden sein. Das Stammhaus der Hiltenburger lag mitten in der hohen Rhön, in der Nähe von Fladungen, in mäßiger Entfernung von Kissingen. Sie zählten zu den angesehensten ostfränkischen Geschlechtern und besaßen außer der erbeigenen Herrschaft dieses Namens, die von beträchtlichem Umfange war und die zur Burg Botenlauben gehörigen Güter und Erträgnisse erheblich übertraf, eine zweite reichslehnbare, die nach der Lichtenburg bei Ostheim vor der Rhön genannt wurde. Der Großvater der Gemahlin des jungen Grafen von Botenlauben war ebenfalls mit Kaiser Friedrich I. in das Morgenland gezogen, hatte sich dort den Ruf eines in Rat und That bewährten

*) In einer Urk. B. Hermanns von Wirzb., d. Nürnberg 25. Jan. 1235 (Original in München), Heinricus de Botenlauben canonicus s. Johannis in Hauge. — Ich zweifle nicht, daß man, ohne andere Beweise zu haben, in diesem Heinrich einen Sohn des Grafen Otto erkennen darf, obwohl er als solcher nicht ausdrücklich bezeichnet wird. Wenn der „Heinricus de Botenlauben", der in einer Urkunde B. Hermanns von Wirzburg, d. Juni 1233 unter einer Anzahl clerici ebenfalls als solcher erscheint, auf den in Rede stehenden Sohn des Grafen Otto bezogen werden müßte, so ergäbe sich daraus der Schluß, daß derselbe erst nach dieser Zeit Stiftsherr geworden ist. Indes halte ich das für nicht wahrscheinlich, sondern erblicke in dem zuletzt angeführten H. de B. den Burgpfaffen von Botenlauben, wie er denn auch mitten zwischen dem O. Plebanus de Meiningen und dem Wernherus vicarius in Bibera (Pfd. 3 Stunden von Meiningen) als clericus aufgeführt ist. (M. B. 37, p. 258.)

Kämpen verdient und zuletzt den Tod und mit dem Herzog Friedrich von Schwaben ein gemeinsames Grab gefunden. Der Vater der Gräfin Adelheid, der letzte seines Geschlechtes, war zur Zeit der Vermählung seiner Tochter noch am Leben, ist aber, wie es scheint, im Anfange des Jahres 1228 gestorben, und seit dieser Zeit hat sein Schwiegersohn den Namen eines Grafen von Hiltenburg angenommen*).

So durfte also auf Grund dieses Familienbundes dem botenlauben-hiltenburgischen Geschlechte eine glänzende Zukunft gesichert erscheinen, dies um so gewisser, als zur rechten Stunde dem jungen Paare ein Sohn geboren wurde, der den Namen seines mütterlichen Großvaters, Adalbert, erhielt. Und doch ist es anders gekommen. Ein paar Jahre weiter und der in der Hoffnung und der Kraft des Lenzes prangende Stamm ist gefällt, für die Welt und die Zukunft verloren. Nicht als zerbräche die rauhe Hand des Todes etwa Ast um Ast, sondern die unwiderstehlichen, weltverachtenden, schwärmerischen Neigungen der Epoche vollführen diese Arbeit.

Um das Kommende vollständig zu übersehen, ist es geboten, vorerst eine Persönlichkeit in das Auge zu fassen, die an der sich vorbereitenden Katastrophe des Geschlechtes Botenlauben-Hiltenburg nicht unbeteiligt ist: nämlich Bischof Hermann I. von Wirzburg. Derselbe stammte aus dem osterländisch-thüringischen Geschlechte der Dynasten Lobdeburg, deren Stammhaus unweit von Jena, auf dem rechten Ufer der Saale lag, und dem durch Bischof Konrad I. von Wirzburg, ihren Verwandten, der Weg in das Hochstift Wirzburg eröffnet worden war. Bereits Hermanns Oheim Otto hatte (1207—1225) den Stuhl des hl. Burkard eingenommen, und er selbst ist ihm im Jahre 1225 nach dem Tode des Bischofs Dietrich von Homburg in dieser Würde nachgefolgt, die er dann 30 Jahre lang bekleidet hat. Wir dürfen in ihm unzweifelhaft einen der hervorragendsten Fürsten der Wirzburger Kirche erkennen, der für die mittelalterliche Epoche des Hochstifts nahezu dieselbe Bedeutung hat, freilich unter ganz anderen Verhältnissen, wie sie dem Bischof Julius für die neuere Zeit zukommt. Er ist ein Mann der höchsten Thatkraft, der unermüdlichsten Rührigkeit. Bekanntlich hat er auch als Reichsfürst eine einflußreiche, wenn auch keineswegs rühmliche Wirksamkeit geübt. Von der unpatriotischen Selbstsucht, von der ein nur zu großer Teil der deutschen Fürsten jenes Jahrhunderts erfüllt war und die das Reich mit in das Verderben gestürzt hat, war er in besonders hohem Grade ergriffen. Wir sehen ihn zuerst auf Seite Kaiser Friedrich II. stehen. Hierauf schließt er sich dessen Sohne, dem bereits erwähnten König Heinrich und zwar immer enger an, je weiter sich dieser von seinem Vater entfernt; ja, als derselbe die Fahne der Empörung

*) Ann. Reinhardsbr. 44, 17. 54, 2.

gegen den Kaiser erhebt, gehört Hermann zu seinen innigsten und eifrigsten Vertrauten: Wirzburg ist damals der Mittelpunkt der verräterischen Umtriebe gewesen. Als dann Heinrich sich in seinen eigenen Schlingen verfängt, nähert sich der Bischof wieder dem Kaiser und wird in Gnaden aufgenommen. Aber wiederum währt es nicht lange, so tritt er aufs neue gegen Friedrich in Opposition und der Gegenkönig Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen wird unter seiner Mitwirkung in Veitshöchheim bei Wirzburg gewählt, während die Stadt unerschütterlich zu dem rechtmäßigen Kaiser hält. Von da an hat Bischof Hermann bis zu seinem Ende auf Seite der antistaufischen Partei ausgeharrt.

Suchen wir den Schlüssel zu dieser wenig erfreulichen, wenn auch nicht allein stehenden Haltung des Bischofs, so finden wir diesen nicht etwa in einer grundsätzlich päpstlichen Gesinnung, — ist doch die Auflehnung König Heinrichs von Rom aus zufälligerweise keineswegs unterstützt worden, — sondern in seiner territorialen Politik. Der Vorteil seines Hochstifts, die Sicherung und Erweiterung seines Gebietes, die Steigerung seiner landesherrlichen Gewalt, sie sind es, die ihm wohl oder übel über alles gehen und deren Förderung er jede andere Rücksicht unterordnet. So ist denn auch die ganze Zeit seines Episkopates mit fortgesetzten Anstrengungen und Kämpfen ausgefüllt. Jeden Anspruch greift er auf, jede Gelegenheit, ihn geltend zu machen, kommt ihm erwünscht. Nicht als hätte er nur für Bestrebungen dieser Art Sinn gehabt, auch die mehr idealen und kirchenfürstlichen Seiten seiner Stellung behielt er im Auge. Er weiß das eine zu thun und das andere nicht zu lassen und den beiden Richtungen seines Amtes nebeneinander gerecht zu werden. Vor allem aber geht er doch darauf aus, den hohen Adel seines Stiftes, die Grafen und Herren zu zähmen und seinem Systeme zu unterwerfen. Kaum einer derselben, mit dem er nicht in Fehde gestanden und den er nicht zu bändigen, oder dem er nicht einen Vorteil abzugewinnen verstanden hätte. Er ist viel zu sehr Realist in der Politik, als daß er, wie das so mancher seiner Vorgänger und Nachfolger gethan hat, zu der zweifelhaften und wenig schneidigen Waffe der beanspruchten herzoglichen Gewalt über Ostfranken seine Zuflucht genommen hätte. Er kommt auch ohne sie und sogar sicherer zu seinem Ziele und ist so in der That der Begründer einer landesfürstlichen Gewalt der Bischöfe von Wirzburg geworden. Daß ihm bei der Ausführung dieser Pläne zugleich die allgemeine Stimmung der Zeit, die wir schon öfters berührt haben, zu gute gekommen ist, darf nicht verkannt werden. Es drängt sich sogar die Vermutung auf, daß er die in ihr liegende Unterstützung seiner Absichten recht klar durchschaut und zu verwerten gewußt hat. Eines der Mittel, das Bischof Hermann, wie be-

reits seine Amtsvorgänger, gerne angewendet, um sich des hohen Adels des Landes zu versichern, war, denselben zu bestimmen, seine Besitzungen ganz oder teilweise der Wirzburger Kirche als Lehen aufzutragen. Jeder der sonst auf ihre Selbstherrlichkeit so eifersüchtigen Herren, der sich aus welchen Gründen und um welchen Preis immer zu einem solchen Schritt bewegen ließ, versetzte sich dadurch unvermeidlich in ein Abhängigkeitsverhältniß zu seinem bischöflichen Lehensherrn, auf welches sich nach Gelegenheit weitere Ansprüche gründen ließen. Unzweifelhaft war mit jedem solchen Erfolge ein nicht zu verachtender Machtzuwachs für den Lehensherrn verknüpft.

In dieser Richtung sind nun in den ersten Monaten des Jahres 1228 zwischen Bischof Hermann und dem jungen Grafen Otto von Hiltenburg gleichfalls Unterhandlungen gepflogen worden, deren Ergebnis war, daß dieser die Burg und die freie Herrschaft dieses Namens, wie die Urkunde ausdrücklich sagt, mit Zustimmung seiner Gemahlin Adelheid und seines Sohnes Adalbert, der noch ein Kind war, der Wirzburger Kirche zu Lehen auftrug.

Eine Minderung der politischen Stellung des Grafen von Hiltenburg lag in diesen Vorgange unverkennbar: Otto war von nun an nicht mehr in dem vollen Umfange wie vordem der freie, sich selbst bestimmende Edelherr. Der Beweggrund zu diesem seinem Entschluß lag aber bei ihm nicht, wie sonst oft in solchen Fällen, in äußeren Umständen, in entsprechenden Gegenleistungen u. dgl. Von allem dem ist hiebei nirgends die Rede. Sie lag vielmehr in der persönlichen Stimmung, die des Grafen und seiner Gemahlin bereits Herr geworden war, kraft welcher sie mit jenem Entschlusse ein Gott wohlgefälliges Opfer zu bringen glaubten.

Wie dem aber sein mag, ein Vorgang der Art war an sich nichts Außerordentliches und von der politischen Seite betrachtet, hing er sogar mit den Gesetzen der allgemeinen territorialen Entwickelung zusammen. Das Ungewöhnliche, Überraschende, wenn auch nicht schlechthin Beispiellose, geschah zwei Jahre später. Um uns kurz zu fassen, der junge Graf Otto und seine Gemahlin lösen im Jahre 1230 mit bischöflicher Zustimmung ihre Ehe freiwillig auf, der Graf tritt in den deutschen Orden, die Gräfin zieht sich als Nonne in das Dominikanerinnen-Kloster St. Markus zu Wirzburg zurück, ihr einziger Sohn und Erbe, der kaum die Kinderschuhe ausgezogen haben konnte, wird der Wirzburger Kirche übergeben, d. h. dem Herrn dargebracht; ihre beiden Herrschaften Hiltenburg und Lichtenberg — die letztere mit Zustimmung des Reichs, von dem sie zu Lehen ging — verkaufen sie mit allem was an Land und Leuten dazu gehört, an das Hochstift Wirzburg. Die Kaufsumme wird zum Teil zur Fundierung einer Leibrente für die nun „verwitwete" Gräfin Adelheid und ihres, der Wirzburger Kirche übergebenen Sohnes verwendet; den größeren Teil der-

ſelben bringt der „Bruder Otto von Botenlauben", wie er fortan heißt, dem deutſchen Orden als Gabe mit, der Reſt fließt der Wirzburger Kirche unter der Form eines „Selgeräthes" für das nun geſchiedene Ehepaar zu *).

Wenn man nun frägt, wie wurde dieſe ſeltſame, überraſchende Wendung möglich, ſo gewähren die vorliegenden Zeugniſſe keine unmittelbare Antwort. Nur das eine wiſſen wir, daß der in Rede ſtehende Entſchluß Ottos und Adelheids erſt ſeit dem Jahre 1228 ſich entwickelt hat, und vernehmen, daß er ein freiwilliger geweſen und aus dem ſehnlichen Verlangen hervorgegangen ſei, der Welt und ihren Gefahren zu entfliehen und ſich um ſo ſicherer das Himmelreich zu verdienen. Wir ſehen keinen Grund, dieſer Verſicherung etwa zu mißtrauen **). Wie groß auch der

*) Vgl. die Urkunden: 1) Kaiſer Heinrich VII. d. Nürnberg 24. Okt. 1230 (Schultes, Diplom. Geſchichte, S. 88), 2) Biſchofs Hermann von W. vom Dezember 1230 (Bechſtein l. c. p. 136), und 3) des Deutſchordenskomthurs Dietrich zu Wirzburg vom J. 1231 (B. l. c. p. 137). Die Urkunde Nr. 1 benennt die zu Hiltenburg gehörigen Güter und die dazu gehörigen Perſonen „militaris conditionis", die ebenfalls in den Beſitz der Wirzburger Kirche übergingen. Aus allem geht hervor, daß es ein höchſt ſtattliches und anſehnliches Beſitztum war. — Es iſt hervorzuheben, daß in der Urkunde Nr. 1 der Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Hermann von Salza, der ſchon bei dem Verkaufe der Erbgüter der Mutter des jungen Otto in Syrien auftritt, als Zeuge erſcheint und demnach wahrſcheinlich als alter Bekannter des Hauſes irgendwie zu Rate gezogen worden iſt. — Am 7. Dez. 1230 (M. B. 37 p. 233) kommt Otto übrigens noch als Laie vor: „comes Otto junior de Botenlouben", und bei Jäger, Geſchichte Frankens 3, 360, ſteht noch eine Urkunde vom Jahr 1231, in welcher Biſchof Hermann von Wirzburg eine Anordnung im Ciſt.-Frauenkloſter Wächterswinkel, die — dilectus noster in domino vir nobilis comes Otto dictus de Hiltenburch — bei einer Viſitation desſelben getroffen, beſtätigt. (Wächterswinkel war eine hennenbergiſche Stiftung.) Man hat unter dieſen Umſtänden anzunehmen, daß Otto erſt im Jahre 1231, vielleicht ſehr bald, in den Deutſchen Orden eingetreten iſt, was ja die Urkunde des Ordenskomthur Dietrich vom Jahre 1231 (Bechſtein l. c. p. 137) vorausſetzt.

**) Vgl. die Urkunde Biſchof Hermanns vom Dez. 1230 (Bechſtein, l. c. p. 136), — „cum nobilis vir Otto junior comes de Botenloube suum animum in hoc proposito firmasset, quod ab huius mundi cultu periculoso fugere et ad meliorem vitam vellet confugere et ob hanc causam omnia que possidebat secutus consilium evangelii vendere et pro Christo intendere et erogare nobisque illa emenda offeret —". In der Urkunde des Deutſchordenskomthurs d. vom Jahre 1231 (Bechſtein, l. c. 137) heißt es: „— Notum sit omnibus tam presentibus quam futuris, qualiter nobilis vir Otto comes de Hiltenburg doctrinam domini secutus Thesaurizate vobis Thesauros in celis studuit adipisci premium taliter Thesaurantibus repromissum: Venite benedicti patris mei, percipite regnum quod nobis promissum est ab origine mundi. Sciens igitur quod dominus ipse dixit quod uni ex minimis meis fecistis mihi —" etc. — Ich

Gewinn war, welcher dem Deutschorden und noch mehr der Wirzburger Kirche auf diesem Wege in den Schoß fiel, wir halten es nicht für gestattet, jenen Schritt in seinen entscheidenden Momenten auf künstliche und selbstsüchtige Einwirkungen zurückzuführen. Ein Entschluß wie dieser, der einen vor wenigen Jahren in aller Freiheit geschlossenen und überdies gesegneten Bund unerbittlich löst und die Zukunft eines wohlgegründeten Geschlechts vernichtet, ließ sich in jener Zeit gewiß mehr als jemals sonst begünstigen und erleichtern, aber schwerlich durch eine Intrigue von vornherein hervorrufen. Denn ein anderes ist es, wie es damals ja öfters vorkam, in der Fülle der Jahre und auf den Trümmern eines an Enttäuschungen reichen Lebens, und wieder ein anderes, mitten in der berauschenden Blüte der Jugend und einer alle Freuden verbürgenden Gegenwart einen solchen Entschluß der Entsagung zu fassen.

Wenn uns nicht alles täuscht, ist es die aufgeregte, schwärmerische Richtung, die die Kreuzzüge möglich gemacht hat, die Schwert und Kutte zu vereinigen lehrte und die Häuser der Johanniter und Deutschherren füllte, weiterhin der Geist der Weltverachtung und Selbstabtötung wie er in Hunderten von ähnlichen Zügen in dieser Zeit hervortritt, der Geist, als dessen eigenartigste Vertreterin gerade in diesen Jahren die Landgräfin Elisabeth von Thüringen, noch dazu eine Verwandte der Hiltenburger, die Bewunderung der Welt erweckte, der Geist, der gerade die Frauenklöster aufs neue mit schwärmerischen Bewohnerinnen bevölkerte, — dieser mystisch-ascetische, dem staatlichen Leben und seinen Pflichten meist abgekehrte Geist, der eben jetzt, wie das Papsttum, den Gipfelpunkt seiner Entwicklung erstieg und in seinen leuchtendsten Flammen brannte, um dann bald genug auf den Trümmern des deutschen Kaiserreiches prasselnd niederzustürzen und zu erlöschen, — mit dem wir es in diesem Falle zu thun haben. Bei dem Entschlusse des Grafen Otto insbesondere haben sicher schon der Aufenthalt in Syrien und die dort empfangenen Eindrücke mitgewirkt. Und übte nicht der Deutschorden auf die ausgezeichnetsten Männer der Zeit eine überwältigende Anziehungskraft, und verhieß er nicht auch thatendurstigen Gemütern Befriedigung einer solchen Neigung? In der Persönlichkeit der „Witwe" oder „Schwester" Adelheid stoßen wir, — wie das bei den Frauen nun einmal nicht anders ist, die, wenn sie einmal von einer solchen Richtung erfaßt sind, kein Maß mehr zu finden

---

mache hier darauf aufmerksam, daß der Roman, den der im 19. Bde. des Archivs des histor. Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg enthaltene Aufsatz mit Hilfe einer beispiellosen Vergewaltigung der Gedichte des älteren Otto von Botenlauben über die Auflösung der Ehe Ottos und Adelheids von Hiltenburg vorführt schlechthin als eine höchst überflüssige Erfindung zurückgewiesen werden muß.

wiſſen — gelegentlich auf einen ſo herben Charakterzug, daß ſich die Vermutung nahe legt, daß ſie bei dem in Frage ſtehenden Vorgang ſich nicht bloß leidend verhalten hat. An Beiſpielen der Weltentſagung in ihrem eigenen Hauſe fehlte es nicht: noch im vorigen Jahrhundert hatte einer ihrer Vorfahren einen ähnlichen Entſchluß gefaßt und den Harniſch mit der Mönchskutte vertauſcht. Wie dem aber ſein mag, gewiß bleibt es, ohne die intenſive Erhitzung der Geiſter jener Zeit ließe ſich das Vorgegangene nicht verſtehen.

So ſtand der Stamm des Geſchlechts Botenlauben-Hiltenburg entblättert und zukunftslos in der Welt. Wer aber ſoll die Eltern des jungen Grafen Otto beerben, die, wie es ausdrücklich heißt, „keinen Erben mehr auf Erden haben," obwohl zwei Söhne und ein Enkel noch am Leben ſind? Die Löſung dieſer Frage, die übrigens auf dem Wege lag, hat ſich bereits in der nächſten Zeit vollzogen.

Wer kennt nicht die artige Sage, die erzählt, wie die Gräfin Beatrix, als ſie eines Tages auf dem Söller der Burg Botenlauben ſteht und der Wind ihren Schleier entführt, das Gelöbnis thut, auf der Stelle, an welcher der Schleier wiedergefunden würde, ein Frauenkloſter zu gründen? Dieſer Überlieferung gegenüber wird man mit Fug und Recht annehmen dürfen, daß Graf Otto und ſeine Gemahlin ſchon ſeit längerer Zeit ſich mit dem Gedanken einer ſolchen Gründung getragen haben und daß ſie daher jetzt, als ihre Erben, Sohn wie Enkel, nach allem nicht gegen ihren Wunſch, der argen Welt entſagten, noch im Verlaufe des J. 1231 zur Ausführung des längſt Beſchloſſenen geſchritten ſind. Auf dieſe Weiſe iſt das Ciſtercienſerinnenkloſter Frauenrode, einige Stunden von Kiſſingen entfernt, entſtanden. Die Erwerbung des Grundes und Bodens für die geplante Stiftung und die nötigſte erſte Ausſtattung derſelben haben die Gründer ausſchließlich aus ihren Mitteln beſorgt.

Noch aber war der ältere Otto über die Burg und Herrſchaft Botenlauben, ein ſtattliches Beſitztum, gebietender Herr. Jedoch auch an dieſe kam in den nächſten Jahren die Reihe der Entäußerung, und zwar iſt es das Hochſtift Wirzburg, dem ſie in den Schoß fallen: eine einfache Folge deſſen, was vorausgegangen war. Biſchof Hermann war der Mann, die Gelegenheit, ſeiner Kirche einen längſt erwünſchten Machtzuwachs zuzuführen, nicht länger unbenützt zu laſſen. Die weiche Seele des alternden Grafen ſtand offenbar längſt unter ſeinem beherrſchenden Einfluſſe; ſteht doch ſogar zu vermuten, daß er denſelben in den Beziehungen zum Reiche, d. h. zu König Heinrich, mit fortgeriſſen hat. Das Jahr 1230 hatte Otto noch einmal über die Alpen nach Italien geführt: er erſcheint in einem wichtigen Momente im Juli und im September d. J. in der Umgebung des Kaiſers

zu San Germano und zu Anegri; nach seiner Rückkehr aber treffen wir ihn wiederholt in der Umgebung König Heinrichs*) und des Bischofs Hermann. Genug, der Graf verkaufte im Jahre 1234 mit Zustimmung seiner Gemahlin die ihm angestammte Burg Botenlauben mit allen Rechten und dazu gehörigen Besitzungen, die von Kissingen bis Hildburghausen zerstreut lagen, an die Wirzburger Kirche. Nur behielt er sich und seiner Gemahlin auf Lebenszeit die Räumlichkeiten auf der genannten Burg, die er bisher bewohnt hatte, ferner seiner Gemahlin ein Leibgedinge, seinen Burgmännern endlich alle die Rechte, die sie bisher genossen hatten, vor. Von einem Rücksichtnehmen auf etwa bestehende Ansprüche der hennebergischen Hauptlinie ist bei diesem Handel, der sie doch nicht gleichgültig lassen konnte, keine Rede. Es sind nach allem, was wir wissen, auch keine erhoben oder doch im Entstehen beschwichtigt worden. Zwar lag des Grafen Otto Bruder, Poppo VII. von Hennenberg, das gegenwärtige Haupt des Geschlechtes, früher und später in heftiger Fehde mit Bischof Hermann, wir kennen aber ihre Veranlassung und bei dem herkömmlichen Austrag derselben geschieht jenes Kaufgeschäftes keine Erwähnung.

Aber wir sind mit der Reihe der Entäußerungen des Grafen Otto noch nicht am Ende. Im Jahre 1242 verzichtete er sogar gegen Entschädigung auf das Wohnungsrecht in der Burg Botenlauben, das er sich und seiner Gemahlin vor acht Jahren bei dem Verkaufe ausdrücklich vorbehalten hatte, und wir wissen in der That nicht mit Sicherheit anzugeben, wo beide in der letzten Zeit ihres Lebens ihr Haupt niedergelegt haben; vielleicht daß sie in der Nähe von Kloster Frauenrode sich eine Stätte für ihre alten Tage bereitet hatten. Bischof Hermann hat übrigens die Verpflichtungen und Zahlfristen, die er bei der Erwerbung der Burg und Herrschaft Botenlauben eingegangen, nur zögernd und unvollkommen eingehalten. Einen Teil derselben hat ihm Graf Otto nachträglich erlassen, den anderen größeren Teil derselben hatte dieser dem Kloster Frauenrode

*) Die bezügl. Urkunden sind bei Bechstein (l. c. S. 138, 142, 144) zu finden. — Der lateinische Name des Klosters ist: Novale beate Marie virginis. Es ist aber durchaus unrichtig, daß Beatrix selbst je in das von ihr gestiftete Kloster getreten und, wie noch in neuester Zeit wiederholt worden ist, ihr Gemahl Propst von Frauenrode geworden, oder, was dasselbe wäre, in den geistlichen Stand eingetreten ist.

Siehe Acta Imperii Selecta, ges. von J. K. Böhmer S. 260 Nr. 295, unter den Zeugen in einer den Herzog Otto von Meran betreff. Urkunde: „Oddo comes de Botenlauben“ und Winkelmann, Acta inedita imperii, I. Bd. S. 281, Urkunde K. Friedrichs für die Salzburger Kirche d. Anegri 1230, Sept. Es waren damals bekanntlich die Unterhandlungen im Gange, die zum Frieden (zwischen Kaiser und Papst) von San Germano geführt haben. Ob der Aufenthalt Ottos v. B. direkt mit diesen Vorgängen zusammenhängt, läßt sich mit Sicherheit nicht behaupten, ist jedoch immerhin möglich.

bestimmt, aber der eigensüchtige Schuldner mußte noch nach des Grafen Tode von dessen Sohne, dem „Bruder Otto von Botenlauben" unsanft an die übernommene Verbindlichkeit erinnert werden. Und doch ist es das Hochstift Wirzburg in erster Linie, das aus der Erwerbung der Herrschaften Hiltenburg, Lichtenburg und Botenlauben einen außerordentlichen Vorteil gezogen hat. Erst seit dieser Zeit hat es einen festen und sichern Fuß im Norden des Sprengels, und ist der Einfluß des dort so reich begüterten Stiftes Fulda zurückgedrängt oder doch aufgewogen, und überdies, namentlich durch den Kauf von 1234, dem weiteren Vordringen der Grafen von Hennenberg ein empfindliches Halt geboten worden.

Auf diesem Wege, unter der überwältigenden Macht der einseitigen Richtungen der Epoche, und durch die geschickt zugreifende Politik eines Kirchenfürsten ist das in stolzer Blüte prangende Geschlecht der Grafen von Botenlauben und Hiltenburg entwurzelt worden. Der ältere Graf ist bald nach dem Verzicht des Jahres 1244 gestorben, seine Gemahlin hat ihn aber, wie es scheint, nicht lange, überlebt. Beide haben in dem Kloster Frauenrode eine gemeinsame Ruhestätte gefunden. Ihr Sohn, „Bruder Otto" und dessen „Witwe", die Schwester Adelheid im Kloster St. Markus zu Wirzburg, treten noch eine Anzahl Jahre später auf. Ihr Enkel Adalbert, der bei der Lösung der Ehe seiner Eltern der Wirzburger Kirche übergeben und der geistlichen Laufbahn bestimmt worden war, hat wenigstens vorgezogen, gleich seinem Vater die thatenreichere Laufbahn eines Deutschordensritters zu ergreifen. Das gesamte Geschlecht aber tritt gleich nach der Mitte des 13. Jahrhunderts in das Stadium der Verschollenheit ein. Das Kloster Frauenrode hat zwar den Bauernkrieg überstanden, ist aber einige Jahrzehnte später den Wirkungen der Reformation erlegen. Die Hiltenburg hat man im Laufe des 14. Jahrhunderts verfallen lassen, die Burg Botenlauben hat durch den Bauernkrieg und den dreißigjährigen Krieg einen Stoß erhalten, der sie in die Trümmer legte, die jetzt verwundert genug auf die bunte Gesellschaft herunterblicken, die sich jeden Sommer zu ihren Füßen versammelt.

Die Grafen von Hennenberg, die bei den erzählten Vorgängen unverkennbar im Nachteil geblieben sind, haben gleichwohl noch drei Jahrhunderte lang geblüht und zählen noch manchen auch in der Geschichte des Reiches glänzenden Namen; ihre Erben aber sind die Wettiner geworden, die nur auf diesem Wege zum Besitz und zur Herrschaft in Nordfranken gelangt sind.

Des längsten Bestandes hat sich das Hochstift Wirzburg erfreut. Manch einem harten Stoß und Sturm hat es Stand gehalten, bis sich im Anfange unseres Jahrhunderts auch sein Geschick erfüllte, und es im Zusammenhang mit dem gleich darauf hereinbrechenden Sturz des alten deutschen Reiches territorialen Neubildungen Platz machen mußte.

Die heilige Eliſabeth von Thüringen.

1861.

Die Landgräfin Eliſabeth von Thüringen nimmt unter den geſchichtlichen Frauengeſtalten des Mittelalters eine Stellung ohne gleichen ein. Einer in ſich abgeſchloſſenen Zeit, die weit hinter uns liegt, einer religiöſen Stimmung, von der ein Teil der Chriſtenheit ſich abgewendet und der der andere nicht mehr zu folgen vermag, im eminenten Grade hingegeben, iſt es ihr gleichwohl gelungen, über die Schranken ihres Jahrhunderts hinweg in das Geſamtbewußtſein der ſonſt gerade in dieſen Fragen geteilten Menſchheit einzutreten und unter deren „Heroen" aufgenommen zu werden. Etwas ähnliches kann von keiner anderen Erſcheinung derart behauptet werden. Denn was Bewundertes und Ideales für alle Zeiten und Völker in Eliſabeth liegt, ſpielt nicht auf dem Schauplatz der großen Geſchichte und iſt mit keiner der blendenden Epochen oder Kataſtrophen derſelben verkettet, — ſie hat keine Nation zum Siege oder Erlöſung geführt, wie Jeanne d'Arc —: auf den Höhen der Menſchheit geboren und wandelnd, eines Königs Tochter und eines deutſchen Fürſten Gemahlin hat ſie vielmehr alles, was ihre Zeit Herrliches und Begehrenswertes bot, weit von ſich gewieſen und ein Leben der Demut, der Entſagung und zuletzt der Selbſtentäußerung geführt, das auch damals manchen als ein Gräuel oder eine Thorheit erſchienen iſt. Allerdings, auf die Maſſe ihrer Zeitgenoſſen und die zunächſt darauffolgenden Geſchlechter hat ſie einen überwältigenden Eindruck geübt; ſchon bei Lebzeiten wurde ſie als eine Heilige verehrt und nur wenige Jahre nach ihrem Tode von der Kirche feierlich und unter der lauten Beiſtimmung der geſamten chriſtlichen Welt als eine ſolche verkündigt. Die fromme Litteratur aller Völker Europas bemächtigte ſich ihrer, kaum daß ſich das Grab über ihr geſchloſſen, und trug, von Jahrhundert zu Jahrhundert wachſend und kaum geſtört durch den Sturm der Reformationszeit und der Aufklärung, ihr Bild unverſehrt bis an die Schwelle der Gegenwart, die ihrerſeits nicht müde wird, die Gefeierte durch Kunſt und Poeſie und Geſchichte immer wieder aufs

neue zu feiern. Wird doch eben jetzt das herrliche Münster zu Marburg, das vor sechs Jahrhunderten, zugleich als ein erhabenes Denkmal deutscher Kunst, sich über den Gebeinen der Heiligen erhob, im Inneren wiederhergestellt, und ließ vor kurzem ein edler deutscher Fürst an der Stelle, wo dieselbe ihr reinstes Glück genossen und aber auch den Becher des Leidens bis auf die Neige geleert, ihr Andenken von Meisterhand erneuern; und kaum ein Jahr vergeht, ohne daß ihre Litteratur in irgend einer Weise vermehrt würde. Aus dieser Thatsache allein ergiebt sich wie von selbst, daß die merkwürdige Erscheinung, mit welcher wir es hier zu thun haben, keine künstliche, keine bloße Ausgeburt frommen Wahns, schwärmerischer Bewunderung oder mönchischer Propaganda sein kann — die hier übrigens allerdings alle ihre Kräfte in Bewegung gesetzt haben —: es muß etwas tieferes, größeres und allgemeingiltiges zu Grunde liegen, wenn die verschiedensten Zeiten und Anschauungen, trotz der Kluft, die sie sonst trennt, in der Anerkennung und Verehrung derselben unwillkürlich zusammentreffen. Das ist denn auch in Wahrheit der Fall, ohne daß man jedoch sagen könnte, daß die bisherigen zahlreichen Biographen der Heiligen gerade in den Hauptfragen ihre Aufgabe vollständig und in jeder Beziehung gelöst hätten. Dies wird aber auch nur dann möglich sein, wenn man mit Kritik und sorgfältiger Pietät zugleich und ohne Vorurteil an die Betrachtung dieses Phänomens geht und den Mut hat, das Leben und den Charakter der Landgräfin, wie sie in der Wirklichkeit geworden und gewesen sind, wiederherzustellen. Unter diesen Umständen liegt die Versuchung nahe, ferne von allen Nebengedanken, die echten Zeugnisse und Quellen an der Hand, hier die Geschichte der Heiligen aufs neue zu untersuchen und sie von den Zuthaten zu befreien, womit gut gemeinter Eifer, allzulebhafte Phantasie oder mangelnde Sorgfalt der Forschung das ursprüngliche Bild der reinen lebendigen Persönlichkeit von Anfang an verdunkelt haben. Alles Weitere wird sich daraus von selbst ergeben. Eine solche Prüfung müssen sich alle geschichtlichen Größen gefallen lassen, und je begründeter ihr Ruhm ist, um so leichter werden sie dieselbe ertragen, um so gesicherter werden sie aus derselben hervorgehen. Die wahre Größe wird niemals dadurch gefährdet werden, die falsche fällt besser heute als morgen. — —

Es wird für unsern Zweck wohlgethan sein, zunächst einen Blick auf die Quellen und auf die Litteratur zur Geschichte der hl. Elisabeth zu werfen. Der echten Quellen sind eben nicht viele, doch reichen sie, in Verbindung mit anderen sekundären Hilfsmitteln, gerade aus. Das älteste Zeugnis ist der bekannte Brief, den Konrad von Marburg, Elisabeths Gewissensrat und Zuchtmeister, behufs ihrer Kanonisation an Papst Gregor IX. gerichtet hat. Indes ist der Inhalt des Briefes, was das Leben der Land-

gräfin angeht, in auffallender Weiſe dürftig und einſilbig, während doch gerade dieſer Mann uns die reichſten und wichtigſten Aufſchlüſſe hätte geben können. Die Haltung des Briefes iſt übrigens nüchtern und in keiner Weiſe überſpannt, und nur in einem einzigen Punkte — auf den wir zurückkommen werden — erregt er kritiſches Bedenken, weil eine Ausſage mit einer anderen, an ſich ſchwer glaubwürdigen, im Widerſpruche ſteht. Der größere Teil der Mitteilungen Konrads an den Papſt iſt von der Erzählung der Wunder ausgefüllt, die *nach* Eliſabeths Tode an ihrem Grabe geſchehen ſeien; von Wundern während ihres Lebens erwähnt er nichts. Eine zweite, unendlich reicher fließende und wichtigere Quelle iſt der ſogenannte libellus de dictis IV ancillarum S. Elisabethae, die beſchworenen Ausſagen der Dienerinnen der Landgräfin, die im Jahre 1234 über das Leben ihrer Herrin behufs ihrer Heiligſprechung aufgenommen worden ſind; ſie haben, richtig verſtanden, auf vollkommene Glaubwürdigkeit Anſpruch. Endlich als dritte Hauptquelle haben wir die in den Reinhardsbrunner Annalen verarbeitete Vita Ludovici, d. h. das Leben des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen, Gemahles der Eliſabeth, zu betrachten, deren Verfaſſer Berthold, Reiſekaplan des Landgrafen und Mönch im Kloſter Reinhardsbrunn, geweſen iſt. Bei der maßgebenden Stellung, welche der Landgraf in dem Leben ſeiner Gemahlin einnimmt, iſt dieſe ſeine treffliche Biographie von höchſter Bedeutung; ſie iſt es aber ganz beſonders darum, weil der Autor das ſo wichtige Verhältnis beider Gatten wohl ins Auge faßt und mit feinem Verſtändnis darzuſtellen verſteht. Damit ſind, wenn wir noch einige Urkunden, die im zweiten Bande von Schultes Directorium diplomaticum der oberſächſiſchen Geſchichte verzeichnet ſind, hinzunehmen, die Quellen erſten Ranges bereits erſchöpft. Was ſonſtwie unter dieſer Kategorie aufgeführt wird, muß entſchieden zurückgewieſen werden. Die älteſte Lebensbeſchreibung von Caeſarius von Heiſterbach liegt zwar nur zum geringſten Teile gedruckt vor uns, aber es geht daraus hervor, daß ſie trotz ihres hohen Alters des Originalen nur wenig enthält und ſich vor allem an die erwähnten Ausſagen der vier Dienerinnen anlehnt. Ein anderes, berühmteres Leben der hl. Landgräfin von Dietrich von Apolda i. J. 1289, und zwar in lateiniſcher Sprache geſchrieben, iſt die längſte Zeit ungebührlich überſchätzt und leider die Grundlage aller ſpäteren Biographieen der Heiligen geworden. Stofflich angeſehen, wiederholt ſie teilweiſe die Ausſagen der Dienerinnen und namentlich auch die Vita Ludovici, deren in die Reinhardsbrunner Annalen nur verſtümmelt übergegangener Text gerade durch ſie zum guten Teile wiederhergeſtellt werden kann. Was die Schrift außerdem enthält, gehört in das Gebiet der Sage, wie ſie ſich ſeit einem halben Jahrhunderte üppig genug um

das Grab der Heiligen entfaltet hatte. Jene gedankenlose Verquickung aber des nicht geschichtlichen und des saghaften Elementes hat, wie schon angedeutet, viel Unheil angerichtet und wirkt bis zur Stunde nach. Ein specifischer Mangel der vorliegenden Biographie ist überdies die Ungenauigkeit der chronologischen Bestimmungen, und doch verspricht Dietrich in der Einleitung, gerade diesem Momente seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen. In dieser Beziehung ist übrigens auch jetzt noch vieles zu leisten, wie wir hören werden. Soll endlich das Werk von Wadding, die Annales Minorum, hier erwähnt werden, so kann ich nicht umhin, in Bezug auf unsern Fall, es aus der Reihe der eigentlichen echten Quellen auszuschließen. Bekanntlich nimmt in diesem Werke das Leben der hl. Elisabeth einen breiten Raum ein und werden namentlich die angeblichen Beziehungen derselben zu Franz von Assisi und dem von ihm gegründeten Orden berichtet: jedoch so lange das Manuskript des Franzikanerbruders, dem Wadding und schon lange vor ihm Jakob Montanus ihre betreffenden Quellen entnommen haben sollen, nicht vor uns liegt und kritisch untersucht ist, sehen wir uns gezwungen, jenen Nachrichten die Authenticität abzusprechen und in ihnen vorläufig nichts als die im Laufe der Zeit innerhalb des Ordens über die berühmte Heilige, die sein Kleid getragen und seinen Namen verherrlicht hatte, entstandene und gepflegte Tradition zu erkennen. — Was die betreffende Litteratur anlangt, so ist sie fast unübersehbar, indes meist erbaulicher und legendenhafter Tendenz, und sind es nur wenige Leistungen, die auch heutzutage noch vor das Forum der Wissenschaft gezogen zu werden verdienen. An der Spitze steht K. W. Justi, der noch im vorigen Jahrhundert angefangen hatte, sich mit der Erforschung des Lebens der Heiligen zu beschäftigen und achtunddreißig Jahre später diese seine Studien abgeschlossen hat. Dieser Autor ist es nun, der zunächst das Verdienst hat, auf specifisch litterarischem Wege das Gedächtnis der Landgräfin erneuert zu haben, nachdem allerdings Winkelmann hundert Jahre vorher ihm die Bahn geebnet hatte. Justi schreibt als Protestant und Rationalist, und kann sich in die Zeit, der seine Heldin angehört, gar nicht finden, bedauert es aber auch mehrmals ausdrücklich, daß dieselbe nicht das Glück gehabt habe, in einem „besseren und helleren" Zeitraum zu leben, (während doch, so wie sie war, eben nur das ihrige sie hervorbringen konnte): aber er hat doch historischen Sinn und ungetrübtes Urteil genug, das Große und Außerordentliche jener Erscheinung einzusehen und sich laut dazu zu bekennen, wenn auch die Achtung, die sie ihm abzwingt, oft gerade in den bedeutendsten Momenten eine unfreiwillige ist. Als Werk der Forschung und Kritik betrachtet, läßt die Arbeit Justis dagegen noch vieles zu wünschen übrig. Ursprüngliche

und abgeleitete Quellen werden faſt gar nicht unterſchieden und in principloſer Verwirrung und in der bunteſten Reihe das Verſchiedenſte nebeneinander aufgeführt und benützt. Von dieſem Geſichtspunkt aus angeſehen berührt ſich Juſti mit Montalembert, deſſen Leben der hl. Eliſabeth gleich anfangs ſo außerordentlichen Beifall geerntet hat. Da der edle Graf es ſelbſt ausgeſprochen hat, daß er keine eigentliche Geſchichte, ſondern nur „eine Legende aus dem Jahrhundert des Glaubens" zu liefern beabſichtigt habe, ſo könnte man ſich dabei vielleicht beruhigen, und, wie in unſerem Falle, wo es ſich gerade um die legendenhaften Darſtellungen nicht handelt, darüber hinweggehen; allein das Buch iſt einerſeits, was die Kompoſition anbelangt, zu bedeutend und das Werk eines zu bedeutenden Mannes, und andererſeits in weiten Kreiſen gerade als Geſchichtswerk zu vorbehaltlos hingenommen worden, als daß es erlaubt wäre, die eigene Anſicht darüber zurückzuhalten, ſelbſt wenn ſie nichts Neues vorzubringen hat. Welcher Leſer hätte es nicht an ſich erfahren, jenes Buch iſt mit einer Kraft der Überzeugung und Begeiſterung geſchrieben, die augenblicklich alles mit ſich fortreißt: aber es iſt eben ein Gedicht, und nur als ein ſolches kann der unbetäubte Verſtand es gelten laſſen, und als ſolches ſchlechthin hätte es ſich ausdrücklich geben ſollen, ſtatt ſich mit einem ganzen Ballaſt gelehrten Rüſtzeuges zu beſchweren und doch keinen Unterſchied zu kennen zwiſchen den Ausſagen der Dienerinnen und den Träumen des Paſſionals, zwiſchen dem Zeitgenoſſen Berthold und dem P. Martin von Kochem! Um ſo größer iſt das Verdienſt von Montalemberts deutſchem Überſetzer, L. Ph. Städler, welcher die Schwächen des Originals recht gut erkannt und dieſelben durch ſeine Anmerkungen und Zuſätze auszugleichen geſucht hat, die auch einen bleibenden Gewinn für die Geſchichte der hl. Eliſabeth bilden und durch deren Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit die Glorie der Heiligen doch wahrlich nichts verloren hat. Die neueſte Lebensbeſchreibung der Landgräfin endlich, von der hier geſprochen werden ſoll, rührt von G. Simon her, und wir ſtehen nicht im geringſten an, ihr den Preis vor allen ähnlichen Verſuchen der Art zuzuſprechen. Die Schrift hat wohl bei ihrem Erſcheinen nicht die Aufnahme und Verbreitung gefunden, die ſie denn doch verdient, und mit umſomehr Nachdruck möchten wir darum hier auf ſie verweiſen. Nicht als hätte nicht auch ſie ihre Mängel, und als ſei mit ihr das letzte Wort in der Sache geſprochen; das einleitende Kapitel z. B. iſt ziemlich ſchwach, die Kritik in mehreren Fällen zu zahm; die chronologiſchen Beſtimmungen laſſen auch hier zu wünſchen übrig, und ſo manche Frage, die ſchwer zu unterdrücken, wird nicht aufgeworfen; auch das kann man dem Verfaſſer zum Vorwurf machen, daß er ſich mit der deutſchen Überſetzung der Vita Ludovici begnügte,

während ihm die Existenz der damals noch ungedruckten Reinhardsbrunner Annalen recht gut bekannt war; aber diesen unleugbaren Mängeln stehen, namentlich im Vergleich mit seinen Vorgängern, doch ganz entschiedene Vorzüge gegenüber. So der Fleiß und die Sorgfalt der Forschung, die Auseinanderhaltung der echten und der abgeleiteten Quellen, des Mythus und der Geschichte, die Unbefangenheit und der glückliche, historische Takt, womit er der Zeit und dem Wesen der hl. Elisabeth, ja sogar eines Konrad von Marburg gerecht zu werden weiß, und namentlich auch die Erkenntnis, der gemäß er seine Darstellung auch durchgeführt hat, daß die Biographie der Heiligen nur in der innigsten Verbindung mit der ihres Gemahls erfaßt und geschrieben werden kann, was allen seinen Vorgängern stets nur dunkel und ahnungsweise vorgeschwebt hatte. So hat durch Simons schlichte, von aller Kunst der Komposition entfernte, und keineswegs vollkommene Ausführung die Geschichte der Landgräfin unendlich mehr gewonnen, als durch die glühende und betäubende Rhetorik eines Montalembert. An uns aber ist es nun, im Hinblick auf die besprochenen Werke und ihre angedeuteten Mängel, das Leben und die Charakteristik der Landgräfin einer Revision zu unterziehen und besonders jene Momente zu betonen, die entweder bisher gar nicht oder nicht in der rechten Weise Berücksichtigung gefunden haben.

Nicht die geringste Anzahl von Irrtümern und falschen Angaben, die sich in die Geschichte der hl. Elisabeth eingeschlichen, verdankt ihr Dasein dem offenbaren Bestreben, das Leben der Heiligen, das auf ihre Zeitgenossen und ihr Jahrhundert den Eindruck eines Wunders gemacht hat, in aller und jeder Beziehung dem Bereiche des Gewöhnlichen zu entrücken und in den des Wunderbaren, Außerordentlichen emporzuheben. Dieses System beginnt schon, wie in hundert anderen Legenden, mit ihrer Geburt und verläßt sie dann nicht mehr. So wird denn seit Dietrich von Apolda von allen Biographen Elisabeths ohne Ausnahme als Thatsache erzählt, Meister Klingsor aus Ungarland habe sich zur Zeit, als jene in Preßburg geboren ward, — nach den einen in Sachen des „Wartburgkrieges", nach den anderen in politischer Mission — in Eisenach bei dem Landgrafen Hermann I. aufgehalten und aus den Sternen folgende Weissagung gethan: „Heute in dieser Nacht wird meinem Herrn, dem König von Ungarn, eine Tochter geboren, die wird heilig sein und soll dem Sohne dieses Fürsten zur Ehe gegeben werden. Von ihrer Heiligkeit wird einst die ganze Christenheit erfreut und getröstet werden". Diese Weissagung ist, wie bemerkt, bis auf den heutigen Tag, auch von Simon, ohne Widerspruch als eine geschichtliche hingenommen und nacherzählt worden; es thut uns aber leid, ihr alle Glaubwürdigkeit absprechen zu müssen. Wer

ſie unbefangen betrachtet, dem muß ſich die Überzeugung aufdrängen, daß eine ſolche Vorherverkündigung nur nach dem Tode der Gefeierten entſtehen konnte, und nach den einfachſten Regeln der Kritik hätte ſie längſt in das Gebiet beliebter, legendenhafter Motive zurückgewieſen werden ſollen; daß es auch von den nüchternſten der Biographen Eliſabeths nicht geſchah, mag als Beweis gelten für den überwältigenden Eindruck, welchen die Perſönlichkeit der Heiligen auf alle zu machen pflegt. Jedoch jene berühmte Weisſagung Klingsors leidet an einem noch bedenklicheren Gebrechen; der angebliche Prophet kann ſie nämlich aus dem einfachen Grunde nicht gethan haben, weil er gar keine geſchichtliche Perſon iſt. Darüber hätte man nie in Zweifel ſein dürfen, abgeſehen davon, daß erſt in neueſter Zeit K. Simrock in den Erläuterungen zu ſeiner Überſetzung des „Wartburgkrieges" den ſo naheliegenden unbeſtreitbaren Beweis geführt hat. Wir können ſeinen Argumenten noch beifügen, daß die ungariſchen Geſchichtsquellen von dem Daſein Klingsors gar nichts wiſſen, und was dort ſpäter von ihm erzählt wird, erſt aus Deutſchland und namentlich aus den Legenden der hl. Eliſabeth eingeführt und verarbeitet worden iſt. Damit fällt denn jene anmuthende Erzählung in nichts zuſammen, und haben wir uns vorläufig mit der Thatſache zu begnügen, daß Eliſabeth im Jahre 1207 auf dem Schloſſe zu Preßburg geboren worden iſt. Ihr Vater war König Andreas II. von Ungarn (1205—1235), aus dem Stamme der Arpaden, der wegen eines nicht gerade mit beſonderer Leidenſchaft oder glänzendem Erfolge unternommenen Kreuzzuges den Beinamen des Hieroſolymiters erhalten hat; nach der Krone begehrend, ſo lange ſein älterer Bruder, König Emmerich, lebte, dann aber, als ſie ihm geworden, ein Spielball innerer Parteien und ausländiſcher Einflüſſe, ohne wahre perſönliche Würde, ließ er ſich von dem unbändigen Adel jene magna charta abringen, welche die Grundlage der berufenen Freiheiten der Magyaren geworden iſt. Ihre Mutter war Gertrud, aus dem Hauſe von Meran-Andechs, das nebſt den Staufern und Wittelsbachern das mächtigſte in Süddeutſchland war, deſſen reiche Beſitzungen und Rechte weit hin über Tirol, Bayern, Franken, das Voigtland, Kärnthen, Iſtrien und Burgund ausgebreitet lagen. Gertruds Vater war Berthold III., Herzog von Meran, d. h. Dalmatien, Graf von Andechs, Markgraf von Kärnthen und Iſtrien, der getreue Anhänger Kaiſer Friedrichs I., der im Jahre 1209 geſtorben iſt und acht Kinder hinterlaſſen hat, die alle in der Geſchichte ihrer Zeit mehr oder minder bedeutend geworden ſind. So von den Söhnen Eckbert, Biſchof von Bamberg, Berthold, Patriarch von Aquileja, Otto, der Große genannt, Herzog von Meran und Pfalzgraf von Burgund, Heinrich, Markgraf von Andechs und Iſtrien. Von den Töchtern, außer Gertrud, Hedwig,

vermählt mit Herzog Heinrich dem Bärtigen von Schlesien, später heilig gesprochen, dann Agnes, berühmt durch ihre Ehe mit König Philipp Augustus von Frankreich, und endlich Mathilde, Äbtissin von Kitzingen, der ältesten und bedeutendsten Frauenabtei Frankens.

Elisabeth war kaum ein Jahr alt, so erschienen zwei ihrer Oheime, Bischof Eckbert von Bamberg und Markgraf Heinrich von Istrien, als Flüchtlinge und Geächtete am Hof ihres Vaters, bezichtigt der Mitschuld an der Ermordung König Philipps von Schwaben. Der Königin dritter Bruder, Berthold, der spätere Patriarch von Aquileja, war schon früher dorthin gekommen, und ist durch den Einfluß seiner Schwester, die offenbar ihren schwachen Gemahl beherrschte, zur Würde eines Erzbischofs von Colocza und Banus von Kroatien emporgestiegen. So bildete sich in Ungarn eine wenn auch kleine aber mächtige deutsche Partei, die jedoch ihre Stellung mißbrauchte und ausbeutete, so daß sie zuletzt den leidenschaftlichen Haß der Nationalpartei gegen sich hervorrief, als dessen erstes Opfer die Königin selbst untergegangen ist. Ehe es aber so weit kam, war über die Zukunft der jungen Elisabeth das Los bereits gefallen. Im Jahre 1211 erschien eine glänzende Gesandtschaft des Landgrafen Hermann von Thüringen, um sie, die eben erst vier Jahre zählte, als die Verlobte seines Sohnes und Nachfolgers Ludwig nach Thüringen und auf die Wartburg zu geleiten, eine Sitte früher Eheberedung, die im Mittelalter bekanntlich nichts ungewöhnliches war. Aus der Zeit zwischen Elisabeths Geburt und ihrer Verpflanzung an den thüringischen Hof ist uns über sie irgendwie Glaubwürdiges nicht überliefert; ihre späteren Biographen freilich — darunter Montalembert — wissen mit einer Bestimmtheit, als wenn sie selbst dabei gewesen wären, zu berichten, daß das Kind in jenen Jahren eine so große Frömmigkeit und Heiligkeit an den Tag gelegt, daß sich ganz Ungarn daran erbaut und den reichsten Segen davon empfangen habe. Kein Fluchen, kein Schwören, kein Streit sei während dieser Zeit in Ungarn vorgekommen: eine Erdichtung, die einen besonders wohlthuenden Eindruck macht, wenn man die verworrenen halbbarbarischen Zustände Ungarns jener Jahre auch nur einigermaßen kennt. Nun behauptet aber die Überlieferung weiter, der angebliche Klingsor habe zugleich mit der Geburt auch die Verbindung der ungarischen Königstochter mit dem jungen Landgrafen von Thüringen vorhergesagt. Da nun jener Prophet als geschichtliche Persönlichkeit fortfällt, und somit auch die in jener Prophetie enthaltene Erklärung der Verlobung, so müssen wir uns eben auch hier mit der Annahme eines ganz natürlichen und gewöhnlichen Hergangs begnügen. Es ist uns übrigens höchst wahrscheinlich, daß Bischof Eckbert von Bamberg, Elisabeths mütterlicher Oheim, dessen Zurückberufung gerade

im Jahre 1211 unter entschiedener Mitwirkung des Landgrafen Hermann von Thüringen betrieben wurde, der Vermittler und intellektuelle Urheber dieser Verbindung gewesen ist. Genug: die junge Elisabeth verließ noch im Jahre 1211 ihre Heimat und wurde, von ihren Eltern königlich ausgestattet, von der erwähnten glänzenden Gesandtschaft nach der Wartburg geleitet.

Allerdings ein Wechsel der äußeren Umgebung, der nicht größer hätte sein können. Thüringen durfte im Vergleich mit dem Ungarn von damals ohne Übertreibung ein hochkultiviertes Land genannt werden, und der landgräfliche Hof gehörte ohne Zweifel zu den glänzendsten im Deutschen Reiche. Landgraf Hermann hatte es verstanden, Jahre hindurch die Wartburg zum Mittelpunkt der höfischen Bildung und der Dichter seiner Zeit zu machen, und diese hatten hinwiederum sein Lob aus allen Tönen und weithin schallend gepriesen. Weniger Ruhm freilich, und wohl mit vollem Rechte, hat er durch seine Haltung als Reichsfürst im Kampfe des staufischen und welfischen Heeres um die deutsche Krone geerntet, eine Haltung, die von nackter, unpatriotischer Selbstsucht diktiert, schlechthin als politische Charakterlosigkeit bezeichnet werden muß, zugleich aber auch über sein schönes Land das volle Maß wiederholter Verwüstung und schwerer Heimsuchung verhängt hat. Landgraf Hermann war jetzt zum zweiten Male verheiratet. Seine erste Gemahlin, Sophie, aus dem Hause der Pfalzgrafen von Sachsen, war im Jahre 1195 gestorben und hatte ihm zwei Töchter hinterlassen, deren eine, Jutta, in erster Ehe den späteren Markgrafen Dietrich von Meißen geheiratet hat, und so die Stammmutter der Wettiner geworden ist; Hermanns zweite Gemahlin und zukünftige Schwiegermutter der kleinen Elisabeth hieß ebenfalls Sophie und war eine Tochter des Herzogs Otto von Bayern. Sie hat dem Landgrafen Hermann zwei Töchter und vier Söhne geboren, darunter Ludwig, den künftigen Gemahl der ungarischen Königstochter. Die Landgräfin Sophie scheint eine Frau der besten Art gewesen zu sein, wie sie die herrschende, etwas oberflächliche Bildung und Sitte der Zeit hervorzubringen vermochte, aber einen höheren Standpunkt einer ungewöhnlichen Erscheinung gegenüber hat sie nicht zu finden verstanden, und die Tiefe des Gemüths und Hoheit des Geistes, ohne die eine solche Forderung allerdings nicht erfüllt werden konnte, sind ihr fremd geblieben. Ihr ähnlich war, insoweit wir uns ein Bild davon machen können, der ganze landgräfliche Hof: mehr nach außen gekehrt, Genuß liebend und bietend, auf der Höhe der Zeit und ihrer Bildung, aber von einer gewissen Oberflächlichkeit nicht freizusprechen. Das war der Boden, an den Elisabeths ferneres Schicksal geknüpft worden ist.

Es ist wohl möglich, daß auf diese eigenartige, von Haus aus auf eine ernste Lebensauffassung und instinktive Hinneigung zu dem Göttlichen

angelegte und offenbar frühreife Natur gerade der Gegensatz der Umgebung, in die sie jetzt gestellt war, steigernd mit eingewirkt hat. Zwar besonders auffallendes oder ungewöhnliches hören wir in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes auf der Wartburg von ihr nicht, obwohl wir durch die Aussagen ihrer Dienerinnen gerade über diese Zeit hinlänglich unterrichtet sind. Sie war ein heiteres Kind, das gerne spielte und scherzte und tanzte, wie andere Kinder auch, aber in ihren Spielen trat doch schon von Anfang an die ernste Richtung hervor, die in der nächsten Zeit in ganzer Kraft durchbricht. Und dann kam bald genug mancherlei hinzu, was diese Anlage noch mehr zeitigte. Im Jahre 1213 wurde ihre Mutter von einem Führer der ungarischen Nationalpartei ermordet, und, so jung Elisabeth noch war, so ferne sie dem Schauplatz dieser Vorgänge gerückt war, das Ereignis mußte einen dunklen Schatten auf ihr junges Leben werfen. Am landgräflichen Hofe bildete sich rasch eine Partei gegen sie, sobald man sich über ihre weltflüchtige Stimmung nicht mehr täuschen konnte und man von ihr, wenn sie erst zur Herrschaft gelangte, den herkömmlichen heiteren und leichtgeschürzten Ton des Hofes und der Höflinge bedroht sah; zumal man sich kaum mehr darüber täuschen konnte, daß der junge Landgraf Ludwig in der Beurteilung des sie umgebenden Treibens und in der strengeren Auffassung des Lebens mit seiner künftigen Gemahlin entschieden sympathisierte. Sogar die Landgräfin Sophie schloß sich jener Opposition an, die jetzt, je näher die Zeit der wirklichen Heirat rückte, sich um so mehr anstrengte, unter verschiedenen Vorwänden dieselbe zu vereiteln. Nicht unmöglich, daß sich diese Absicht verwirklicht hätte, wenn nicht der Tod den Landgrafen Hermann I. gerade in dem Augenblicke abgerufen hätte, wo er eben im Begriffe war, die kaum ergriffene Sache Kaiser Friedrichs II. wieder zu verlassen.

Dieser Todesfall änderte mit einem Schlage die ganze Lage der Dinge auf der Wartburg: ein vollständiger Systemwechsel trat ein. Der junge Landgraf Ludwig IV., Elisabeths Verlobter, folgte seinem Vater als Regent in der Landgrafschaft Thüringen und der Pfalzgrafschaft Sachsen.

Dieser Ludwig ist eine unendlich liebenswürdige Persönlichkeit, bedeutend und tüchtig durch und durch, daher auch alle Biographen der hl. Elisabeth unwillkürlich seine Lobredner geworden sind, wenngleich sie ihm in deren Leben nicht die Stelle anwiesen, die ihm gebührt. Geboren im Jahre 1200, zählte er jetzt beim Tode seines Vaters zwar erst sechzehn Jahre, aber gleichwohl erkannte ihn Kaiser Friedrich II. gegen das Herkommen als volljährig an, und sollte er zugleich die Vormundschaft über seine beiden jüngeren Brüder, Heinrich Raspe IV. und Konrad, führen: so gut war die Meinung, die man allgemein hegte. Er hat sie auch nicht

Lügen gestraft, sondern eher noch übertroffen. Sein Biograph und Reisekaplan Berthold entwirft ein reizendes und gewiß ähnliches Bild seiner Persönlichkeit, dessen Eindruck sich wohl niemand entziehen kann. Es sind eben die harmonische Entwickelung und der durchaus ethische Grundton seines Charakters, welche diese Wirkung hervorbringen; dazu kam dann der frühe Tod, der einen bleibenden Glanz auf sein kurzes, aber inhaltreiches Leben zurückwarf. Einen größeren Gegensatz, als zwischen ihm und seinem Vater in fast allen Beziehungen, kann man sich kaum denken. Während am Hofe Hermanns ein heiteres, etwas leichtes Leben voller Lust und Lieder herrschte, führt Ludwig einen ernsten Ton ein; die fröhlichen, schutzbedürftigen Sänger verschwinden, und selbst ein Mann wie Walter von der Vogelweide, der doch auch vordem nicht alles gelobt hatte, spricht seine Unzufriedenheit mit der eingetretenen Veränderung und dem Gebahren Ludwigs offen und spottend aus. Während Hermann als Reichsfürst eine selbstsüchtige und unrühmliche Rolle spielte, hielt Ludwig unerschütterlich zu dem staufischen Hause und zu Kaiser Friedrich II., und wenn es damals keinen Gegenkönig gab, so fehlte es doch nicht an Opposition. Während Hermann durch seinen politischen Wankelmut sich aus einem Kriege in den anderen stürzte und über Thüringen die volle Schale der Verheerungen und des Elends ausgoß, ist Ludwig in bewußter Absicht der Mann des Friedens, der nur zum Schwerte greift, um sein gutes Recht zu wahren, Unrecht zu strafen und den Frieden zu schirmen. Er hat sich sinnig, wie er war, im Gegensatz zu seinem Vater, wohl selbst einmal mit Salomon, dem Sohne Davids, verglichen, dem Gott ruhige und friedliche Zeiten geschenkt und dem es so verliehen war, die dem Lande geschlagene Wunde zu heilen. Ein getreuer Sohn seiner Kirche, besinnt er sich dennoch keinen Augenblick, den Erzbischof Siegfried von Mainz, der in einer Streitfrage profaner Natur, wie sie zwischen Mainz und den Landgrafen von Thüringen niemals fehlten, die geistliche Waffe des Kirchenbanns gegen seinen toten Vater und ihn selbst schleuderte, mit den Waffen in der Hand zur Besinnung zu bringen. Überhaupt, so ideal veranlagt seine Natur sonst erscheint, in politischen Dingen und in den Interessen seines Hauses ist er entschiedener Realist, wie das namentlich aus seiner Haltung in der meißnischen Angelegenheit hervorgeht; nicht bloß, daß er nach dem Tode seines Schwagers, des Markgrafen Dietrich, die ihm übertragene Vormundschaft über seinen Neffen Heinrich den Erlauchten mit rühmlicher Energie führte und dabei alle die Regententugenden entfaltete, unter deren Einwirkung Thüringen selbst sich beneidenswert rasch erholte; er dachte vielmehr auch bei Zeiten daran, sich für den Fall, daß sein Neffe ohne Nachkommenschaft sterben sollte, die Belehnung mit den wettinischen

Haus- und Erblanden zu sichern, und bei den Gesinnungen Kaiser Friedrichs II. ist ihm dies nicht schwer geworden. Freilich kamen die Dinge anders als er gehofft und geahnt: denn gerade jener Heinrich hat das mit dem Tode von Ludwigs Bruder, Heinrich Raspe IV., erlöschende Haus der alten Landgrafen von Thüringen im Jahre 1247 beerbt.

Das also war der Mann, der über Elisabeths ferneres Schicksal zu entscheiden hatte, von dem es abhing, ob die Absichten ihrer Gegner durchdringen sollten oder nicht. Und da genügt es, nach dem Zeugnis Bertholds festzustellen, daß er von Anfang an nicht nur auf Seite seiner Verlobten gestanden, sondern auch eine ihr gleichgestimmte Natur war. Die Einflüsterungen der Höflinge, der offene Tadel, den selbst solche gegen Elisabeth ausgesprochen, die sein volles Vertrauen besaßen, vermochten ihn in seiner Neigung nicht irre zu machen. Ludwig war bis jetzt rein durchs Leben gegangen und hat sich diese Reine bis an sein Ende zu wahren gewußt. An Versuchungen hat es nicht gefehlt und sein Reisekaplan hat uns einige recht hübsche Geschichtchen überliefert, die auf die herrschende Sitte der vornehmen Gesellschaft jener Zeit ein bedenkliches Licht werfen und keinen erbaulichen Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters liefern. Ludwig liebte die Verlobte seiner Jugend, er liebte sie gerade auch um dessen willen, was ihre Gegner an ihr haßten, und seiner Treue und Standhaftigkeit muß es zugeschrieben werden, daß sie nicht, wie die Landgräfin Sophie und der größere Teil des Hofes unter verschiedenen Vorwänden es wünschten und verlangten, in ein Kloster verwiesen oder ihrem Vater zurückgeschickt wurde, was in ähnlichen Fällen in jener Zeit oft genug geschehen ist. Nun wird man vielleicht meinen, eine Vereitelung ihrer bevorstehenden Ehe und der Schleier statt des Myrthenkranzes müßten ja gerade im Sinne Elisabeths gewesen sein — die, wie ihre frommen Biographen fast ohne Ausnahme nicht müde werden zu erzählen, nur ungern den jungfräulichen Stand verlassen und später, noch bei Lebzeiten ihres Gemahls, dem Konrad von Marburg, ihrem Gewissensrate gegenüber es ausdrücklich bereut hat, in die Ehe getreten zu sein? In der That, es ist das ein Moment, das bei der Beurteilung des Charakters der Heiligen schwer in die Wagschale fällt und dem wir unsere besondere Aufmerksamkeit zu schenken haben. Da haben wir denn zunächst das Eine zu erwidern, daß die geschichtliche Wahrheit nicht stärker entstellt werden kann, als es in diesem Falle von Seiten der mönchischen Überlieferung geschehen ist, die natürlich in der Verachtung der Ehe ein Verdienst und in der Ehe selbst nur ein notwendiges Übel zu erblicken vermochte. Die Sache steht vielmehr anders. Gewiß, Elisabeth hat schon jetzt, wenn auch innerhalb engerer Schranken, all die menschlichen und christlichen Tugenden der

Demut, der Barmherzigkeit, der Hingabe an Gott geübt, durch die ſie ſpäter die Bewunderung der Welt auf ſich gezogen hat. Aber darüber hinaus iſt ſie jetzt und in den nächſten Jahren noch nicht gegangen; erſt als Konrad von Marburg ſie in ſeine Zucht nimmt, und im wahren Grunde erſt nach dem Tode ihres Gemahls tritt jenes zweite Stadium ihrer inneren Entwickelung ein, in welchem ſie mit ihrer Vergangenheit ſozuſagen bricht und zu ihren früheren Tugenden auch die der Askeſe, der Selbſtpeinigung, der Selbſtabtötung fügt. Dieſe Unterſcheidung zu machen haben alle ihre Geſchichtsſchreiber unterlaſſen, und doch fordert alles dazu auf. Ein Kampf zweier miteinander ringender Naturen mag in ihr von Anfang an beſtanden haben, unzweifelhaft aber hat ſie das Gleichgewicht derſelben lange zu erhalten gewußt, und erſt ein plötzlicher Wechſel in ihren äußeren Verhältniſſen hat dann in die eine Schale das ganze Gewicht fallen laſſen. So war denn Eliſabeth damals weit davon entfernt, eine Auflöſung ihres Eheverlöbniſſes mit Ludwig zu wünſchen. Im Gegenteil. Sie fürchtete aus voller Seele, daß die Abſichten ihrer Gegner gelingen möchten. Kurzum, ſie hat den Landgrafen geliebt, wie ein reines, edles, jungfräuliches Herz nur lieben kann, in der ganzen Innigkeit und Demut ihrer Seele. Folgende liebliche Erzählung, die Ludwigs Biographie uns aufbewahrt hat, mag dies beweiſen. Als die Machinationen ihrer Gegner ſich immer offener hervorwagten, beſchloß einer ihrer wenigen Freunde am Hofe, der ehrenwerthe Ritter Walther von Vargula, der ſie einſt von Preßburg nach der Wartburg geleitet hatte, ſich über die Geſinnungen Ludwigs zu vergewiſſern, und richtete bei einer ſchicklichen Gelegenheit und als er allein mit ihm war, folgende Fragen an denſelben: „Lieber Herr, was iſt Eure Abſicht mit des Königs von Ungarn Tochter? Wollet Ihr ſie zur Ehe nehmen, oder wieder heimſenden zu ihrem Vater?“ Da wies der Fürſt auf einen hohen Berg, den ſie vor Augen hatten und ſprach: „Siehſt du den großen Berg vor uns liegen? Wäre er von Gold vom Gipfel bis zur Tiefe, doch wollt' ich lieber und leichter auf ihn verzichten, als auf die Ehe mit Eliſabeth. Mögen manche nach ihrer Art Eitles reden, ich liebe ſie und will von ihr nicht laſſen.“ Und der Ritter fragte wieder: „O mein Gebieter, darf ich ihr dieſe Nachricht ſagen?“ Und der Fürſt erwiderte: „Sage es ihr und bring' ihr als Wahrzeichen dieſes.“ Und er zog einen koſtbar gefaßten Spiegel hervor, deſſen eine Seite mit einfachem Glaſe verſehen, deſſen andere mit dem Bilde des Gekreuzigten geſchmückt war. Als der Ritter Eliſabeth Botſchaft und Geſchenk brachte, da ergriff ſie vorſichtig den Spiegel, geriet in große Freude und erzählte, zur Beſchämung ihrer Widerſacher, unter dem lieblichſten Lächeln das Vernommene weiter. Mit derſelben Wärme und rein menſchlichen Empfindung hat ſie den Landgrafen

in der Ehe geliebt, darauf weist alles hin, was wir darüber wissen, das Größte und das Kleinste, das beweist namentlich auch ihre schmerzliche Überraschung, als sie zufälligerweise erfährt, daß er das Kreuz genommen; das beweist der rührende Abschied, den sie von ihm nahm, als er den Kreuzzug antrat; das beweist ihr lauter thränenreicher Schmerz, der sie bei der Kunde von seinem Tode überwältigt, die gottergebene Wehmut, die sie bei Begrüßung der Gebeine Ludwigs in Bamberg ergriff! Möglich, daß sie unter Tausenden von Männern gerade nur diesen Einen und in diesem Maße zu lieben imstande war; aber gerade darum soll das Glück nicht hinweggeleugnet werden, das sie in diesem Bunde gefunden hat. Die Ehe wurde denn auch im Jahre 1221 wirklich vollzogen, als Ludwig 20, Elisabeth 14 Jahre zählte. Daß man unter diesen Umständen und den ältesten Zeugnissen gegenüber behaupten kann, Elisabeth habe wider ihren Willen diesen Schritt gethan, muß mit Recht befremden; daß ein Zeitgenosse Elisabeths, Cäsarius von Heisterbach, mit dürren Worten sagen kann, sie sei „gegen ihres Herzens Wunsch" mit dem Landgrafen vermählt worden, richtet sich damit von selbst. Die Äußerung Konrads von Marburg, Elisabeth habe in späteren Jahren ihr Bedauern über ihre Verehelichung ausgesprochen, werden wir weiter unten auf ihren Wert prüfen.

Die Heirat Elisabeths eröffnet die zweite Periode in ihrem Leben, die bis zum Tode ihres Gemahls sich erstreckt; doch muß in dieser die Zeit vor und nach ihrer Unterwerfung unter Konrad von Marburg wohl unterschieden werden. Die durchgängige Unterlassung dieser Unterscheidung hat manchen Irrtum zur Folge gehabt und das Bild, das wir uns in den Jahren 1221—1225 von der Heiligen machen müssen, in mehr als einem Punkte entstellt, indem so mancher Charakterzug, der erst seit dem Erscheinen Konrads am landgräflichen Hofe hervortritt, unkritischer Weise schon vor dasselbe gesetzt wird. Von äußeren Begebenheiten in Elisabeths Leben ist uns für diese Jahre wenig überliefert: ein Besuch, den sie im Jahre 1222 mit ihrem Gemahl und einem glänzenden Gefolge ihrem Vater in Preßburg abgestattet hat. Bald nach der Rückkehr gebar sie zu Kreuzburg einen Sohn, der seinem Großvater zu Ehren den Namen Hermann empfing, dem aber die Tugenden seiner Mutter zu gute kommen sollten. Ihr zweites Kind, eine Tochter, die als Herzogin Sophie von Brabant bekannt geworden ist, kam im März 1224 auf der Wartburg zur Welt; ihr drittes, Gertrud, die spätere Äbtissin von Altenburg bei Wetzlar, ist erst nach Ludwigs Tode geboren worden. Das eheliche Verhältnis zwischen Ludwig und Elisabeth ist in allen Beziehungen ein musterhaftes, ein inniges und anmuthiges. Elisabeth erscheint überall trotz ihrer zunehmenden ernsten Lebensanschauung und religiösen Verinnerlichung als

das treue, zärtliche Weib. Es wurde ihr schwer, sich überhaupt von ihrem Gemahle zu trennen, in welchem sie mit Recht das Ideal eines Mannes und eines christlichen Fürsten erblickte. Auf seinen häufigen Reisen im Lande umher pflegte sie ihn zu begleiten und ließ sich dabei von keiner Beschwerlichkeit abschrecken. Zog er aber in weitere Ferne und in den Krieg, wohin sie ihm nicht folgen konnte, so legte sie allen Schmuck ab, der in ihren Augen keinen Wert hatte, kleidete sich einfach und wie eine Witwe. Bei seiner Heimkehr aber schmückte sie sich wieder, um ihm nicht zu mißfallen und keinen Anlaß zur Sünde zu geben. „Mich allein soll er im Herrn lieben mit ehelicher Treue und Neigung, damit wir von dem, der die Ordnung der Ehe geheiligt hat, einst das ewige Leben zusammen erwarten können." Sie malte sich in Gedanken wohl auch mit reizender Naivetät das Glück aus, fern vom Getümmel der Welt, mit wenigem zufrieden, allein Gott und ihrem Gemahl leben zu dürfen. „Herr," sagte sie in einer traulichen Stunde einst zu Ludwig, „ich dachte schon oft daran, wie wir ein Leben miteinander führen könnten, daß wir Gott wohlgefällig würden." „Nun," fragte der Landgraf, „was für ein Leben wäre dies?" Und sie erwiderte: „Ich wollte, wir hätten ein Gütchen, das man mit einem Pfluge bebauen könnte, und zweihundert Schafe: dann könntest du mit deinen Händen den Acker pflügen und ich die Kühe melken." „Ei, liebe Schwester," gab Ludwig lachend zur Antwort, „wenn wir ein Gut hätten, das man mit einem Pfluge bebauen könnte, und zweihundert Schafe, dann wären wir nicht arm, sondern reich." — Das Glück, die Befriedigung, die sie in und an ihrem Gemahl fand, wurden ihr wohl auch zum Quell bitteren Seelenschmerzes, reuevoller Zerknirschung, aber nicht, weil sie diesem Glücke sich überhaupt, sondern nur zur Unzeit überließ, so einmal, als sie während der Messe ihre Augen wohlgefällig auf ihrem Gemahl zu lange ruhen ließ. Der hohe Grad ihrer Befriedigung lag, abgesehen von den vortrefflichen persönlichen Eigenschaften des Landgrafen, wohl besonders in dem Umstande, daß er ihren Gewohnheiten und Empfindungen, der Demut und Barmherzigkeit, der Weltverachtung, der Abtötung und ungeteilten Hingabe an Gott auch dann unbedingte Billigung schenkte, wenn er ihr nicht mehr zu folgen vermochte, während die Verstimmung des in seiner Lebenslust gestörten Hofes nach wie vor fortdauerte. Jene Tugenden und Triebe aber waren, jemehr der Geist der Kirche diese Richtungen begünstigte, in Elisabeth immer mächtiger hervorgetreten, und machen geradezu das Große, Wunderbare an ihr aus, zumal die Demut, Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, diese praktischen Seiten ihrer Frömmigkeit, die besonders darum soviel Eindruck machten, weil sie in diesem Umfange, in dieser Anspruchslosigkeit, in dieser Rückhaltlosigkeit auf solcher Höhe des Lebens sonst nirgends

gefunden wurden. Dieser wahrhaft evangelische Charakter ihres praktischen Christentums, verbunden mit echter, veredelter Menschlichkeit ist es, der zu allen Zeiten die Bewunderung der Welt mit Recht auf sich gezogen hat. Wie lieblich klingt es nicht, wenn uns von ihrem Kirchgang also erzählt wird: „Sie kleidete sich dann in ein schlichtes wollenes Kleid, nahm das neugeborene Kind in den Arm und ging barfuß den harten, steinigen Weg von der Burg hinab zur Kirche, wo das Kind eine Wachskerze auf dem Altare opferte. War sie dann wieder nach Hause zurückgekehrt, so schenkte sie den Mantel und die Kleidung, die sie auf diesem Gang getragen, den Armen." Die Werke der Barmherzigkeit übte sie in der umfassendsten Weise, vor keiner Aufopferung und Selbstüberwindung zurückschaudernd, ein wahrer Trost der Bedrängten und Bedrückten, aller Leidenden und Bedürftigen, an denen es nach der ganzen Gestaltung des socialen Lebens jener Tage nicht fehlen konnte, am allerwenigsten in einem Lande, das kurz vorher wiederholt grausamen und kriegerischen Invasionen preisgegeben war. Justi meint freilich, diese Art Wohlthätigkeit habe am Ende wenig Gutes gestiftet und sei gewiß oft mißbraucht worden; aber er vergißt, daß Elisabeth da, wo es am Platze war, ausdrücklich zur Arbeit ermunterte, und daß die große Anzahl derer, denen ihre Barmherzigkeit zugute kam, wohl nicht im stande war, zu arbeiten, und endlich, daß das, was damals rühmlich war und löblich, durch die Betrachtung, daß es dies heutzutage vielleicht nicht mehr wäre, nicht geschmälert werden darf. Ihre Höhe erreichte ihre Wohlthätigkeit in dieser Periode während der großen Hungersnot im Frühjahre 1226, zu welcher Zeit ihr Gemahl in Italien bei Kaiser Friedrich war. Aus ganz Thüringen strömten damals die Hungernden um die Wartburg zusammen, und zum schlechtverhehlten Ärger der Hofpartei ließ Elisabeth alle seit Jahren gesammelten landesherrlichen Vorräte unter die Dürftigen verteilen; mit unermüdlicher Mildthätigkeit und energischer Umsicht half sie überall, bis die neue Ernte der allgemeinen Not ein Ende machte. In Eisenach selbst stiftete sie ein Hospital für 24 Kranke und Altersschwache und übernahm persönlich die Aufsicht und einen Teil der Pflege. Es ist kein Zweifel, daß dies hohe Maß von Barmherzigkeit und Weltverachtung, das in ihr Raum gewann, mit dem Geiste zusammenhing, der nicht lange vorher durch Franz von Assisi von Italien ausgegangen war; ist es doch Thatsache, daß in Eisenach eines der ersten Klöster dieses Ordens gegründet worden und Elisabeth selbst in den dritten Grad desselben eingetreten ist. Im übrigen aber müssen wir wiederholen, daß die angeblichen persönlichen Beziehungen zwischen Elisabeth und dem Heiligen mit ganz anderen Beweisen belegt werden müssen, sollen sie auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen.

Wir haben nun vor allem hervorzuheben, daß ſich dieſe Übung der Werke der Barmherzigkeit der ausgeſprochenen Zuſtimmung ihres Gemahls erfreut hat. Keine Spur davon, daß ſie von ihm darin irgendwie beengt worden wäre. Als Ludwig im Sommer 1226 wohlbehalten aus Italien zurückkehrte und Eliſabeths Gegner ſofort über ihre vermeintliche Verſchwendung Klage erhoben, gab er ihnen die bündige Antwort: „Laſſet ſie den armen Leuten um Gottes willen Gutes thun, wenn uns nur die Wartburg und die Neuenburg zu unſerer Herrſchaft bleiben.“ Daraus ergiebt ſich wohl von ſelbſt, daß Ludwigs Gemahlin ſich wegen ihres Wohlthätigkeitsdranges nie vor ihm zu fürchten brauchte, geſchweige denn Anlaß gehabt hätte, zu einer Notlüge zu greifen. Das „Roſenwunder“ iſt eine liebliche Sage, die überdies erſt ſpäter erdichtet und auf ſie übertragen worden iſt. Überhaupt beruhen alle die Wunder, darunter auch die ſogenannten Kleiderwunder, entweder auf ſpäteren Erfindungen oder auf Mißverſtändniſſen und falſcher Auslegung von wirklichen oder die natürlichen Kräfte nicht überſteigenden Thatſachen. Weder Konrad von Marburg, noch Berthold, noch die vier Dienerinnen wiſſen von irgend einem Wunder, das ſich während ihren Lebzeiten zugetragen, zu berichten; erſt Dietrich von Apolda, der nahezu ſechzig Jahre nach ihrem Tode geſchrieben hat, eröffnet auch in dieſer Beziehung den Reigen. Ein Beiſpiel mag zeigen, wie ein einfacher Hergang durch einen einzigen fremden Pinſelſtrich in ein Wunder verwandelt worden iſt. Der Kaplan Berthold erzählt, die Landgräfin habe während eines Aufenthaltes auf der Neuenburg (bei Freiburg an der Unſtrut) ſich, wie früher ſchon, eines armen, verlaſſenen Ausſätzigen erbarmt, ihn gewaſchen und gereinigt und in das Bett des Landgrafen gelegt. Als ihre Schwiegermutter das bemerkte, führte ſie ihren Sohn in das Zimmer, um ihm zu zeigen, wie ſeine Frau ſein eigenes Bett mit ſo häßlichen Kranken verunreinige und ihn der Gefahr der Anſteckung ausſetze. „Da öffnete aber Gott die inneren Augen des frommen Fürſten und dieſer erblickte den Gekreuzigten in ſeinem Bette liegend, und bat, gehoben durch dieſe Anſchauung, ſeine Gemahlin, auch fernerhin ſolche Gäſte in ſeinem Bette zu bergen.“ Dietrich von Apolda erzählt nun dieſen einfachen und rührenden Vorgang bereits ſo, daß Ludwig den Gekreuzigten ſtatt des Ausſätzigen auf ſeinem Lager erblickt habe; und die ſpäteren haben den natürlichen Vorgang übertrieben bis zur Karikatur. Es fehlt auch den übrigen Wundern, die der Heiligen zugeſchrieben werden, nicht an lieblichen und rührenden Zügen, aber ſie dürfen eben nur als ein Blumenkranz betrachtet werden, womit die Nachwelt das Bild der Heiligen geſchmückt hat.

Nun aber kommt ein dunkler Zug in das Leben der Eliſabeth durch

das Erscheinen Konrads von Marburg auf der Wartburg: sein Auftreten bildet einen wichtigen Abschnitt in ihrem Leben, dessen Bedeutung für die innere Entwicklung der Heiligen sich alle Biographen haben entgehen lassen. Und doch kann diese Wendung nicht wichtig genug genommen werden. Um es kurz zu sagen, durch Konrads unmittelbares Zuthun und systematische Einwirkung entwickelt sich in Elisabeth jene asketische Richtung, die dann in ihren letzten Lebensjahren den Höhepunkt erreicht und gewissermaßen zu einem Bruch mit ihrer Vergangenheit führte, so daß ihr das Leben und Thun vor dem Tode ihres Gemahls als ungenügend, ja als sündhaft erschien, für das sie Buße thun müsse, wovon sie alle Erinnerung auslöschen müsse. Man mag über diese Umwandlung denken wie man will, uns ist es der geschichtlichen Wahrheit gegenüber nur darum zu thun, die Thatsachen zu konstatieren, und wir werden den Beweis dafür nicht schuldig bleiben. Diese Umwandlung, zu der die Keime allerdings in ihr gelegen haben, hat Konrad von Marburg herbeigeführt; es hat dann an äußeren Umständen nicht gefehlt, die Elisabeth bis zum Äußersten in dieser Richtung trieben. Wir können nicht umhin, es auszusprechen, Meister Konrad hat einen Zwiespalt in ihr Inneres geworfen und die schöne Harmonie ihrer Seele zerstört. Jenem Zwiespalt ist nur durch den frühen Tod des Landgrafen sein gefährlichster Stachel genommen worden; allerdings hat sie ihn zuletzt besiegt, aber nur, indem sie alles, was ihr sonst lieb und teuer war, voran die Pflichten gegen ihre Kinder, die natürlichste und heiligste aller menschlichen Empfindungen, die Mutterliebe, und, wir befürchten es, die beseligende Erinnerung an den doch so heißgeliebten Mann ihres Herzens zum Opfer brachte. Dies war das Werk Meister Konrads: dagegen jene herrlichen Tugenden der Demut und der Barmherzigkeit, um deren willen sie mit Recht zu allen Zeiten als ein unerreichtes Muster verehrt wird, an ihnen hat Konrad keinen Anteil, sie hatte sie im höchsten Maße geübt, ehe sie unter seinen Einfluß gelangte, und wir werden hören, er hat sie in dieser ihrer Leidenschaft — die einzige, die sie hatte, wenn dieses Wort einer solchen Tugend gegenüber gebraucht werden darf —, wie er selbst erzählt, vielmehr zurückzuhalten und zügeln zu müssen geglaubt, in dieser Leidenschaft, um derentwillen sie von Anfang an zum Gespött der Weltkinder geworden ist und die Verfolgung und den Haß ihrer Umgebung auf sich geladen hat. Wir setzen die Bekanntschaft mit Konrads Persönlichkeit und Charakter im allgemeinen voraus. Keine Frage, er war eine bedeutende Natur, die eine innerhalb seiner Kirche damals zum Siege drängende Richtung in einer gewissen Vollendung repräsentierte. Gelehrt, beredt, uneigennützig, der Sache, der er diente, mit ganzer Seele zugethan, unsträflichen Wandels, und es ist absurd, in dieser Beziehung irgend einem Zweifel Raum zu geben.

Aber er war zugleich eine durchaus einseitige, herrschsüchtige, in seiner Überzeugung maßlose Natur, die auch vor den äußersten Konsequenzen ihres Standpunktes nicht zurückschreckte und nicht bloß, allerdings im Einklange mit der Lehre der Theologen seines Jahrhunderts, die menschliche Askese und die Loslösung von der menschlichen Gesellschaft für die höchste Leistung des Christen hielt, sondern auch der Meinung war, jede Abweichung von den Grundsätzen der Kirche müsse mit Feuer und Schwert eines besseren belehrt werden. Bekanntlich war seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts zunächst in Südfrankreich die Häresie der Albigenser und Waldenser in rascher Verbreitung aufgetreten, ähnliche Erscheinungen waren im oberen Italien aufgetaucht, und auch in Deutschland drohten sie um sich zu greifen, und hier wie überall sollten sie mit allen Mitteln erstickt werden. Unter diesen Umständen war Meister Konrad bereits im Jahre 1214 von Papst Innocenz III. zum Inquisitor in Deutschland ernannt worden, und Papst Gregor IX. hatte dieses Mandat erneuert und erweitert. Konrad hatte sich von Anfang an diesem Auftrage mit der ganzen Energie seiner kräftigen Seele hingegeben, und es dauerte nicht lange, so loderten auch in Deutschland einzelne Scheiterhaufen. Es ist bekannt genug, daß die Gefahr übertrieben war, daß aber gerade gegen den Übereifer Konrads zuletzt eine heftige Reaktion eintrat, welcher er, einige Jahre nach dem Tode der hl. Elisabeth, zum Opfer gefallen ist.

Konrad kann nicht lange vor dem Jahre 1226 in seine Stellung als Gewissensrat Elisabeths eingetreten sein; wir betonen diese Zeitbestimmung, weil sie für unsere bereits ausgesprochene Auffassung nicht gleichgültig ist. Ob, wie von Späteren berichtet wird, Konrad von Rom aus zu diesem Posten empfohlen worden ist, müssen wir dahingestellt sein lassen; unmöglich ist es nicht, da ein so kirchlich gesinnter Hof, wie damals der landgräfliche war, gewiß früh die Aufmerksamkeit der römischen Kurie auf sich gezogen hat und es in ihrem Interesse lag, sich einer so wichtigen Position in jeder Weise zu versichern. Wie dem aber auch sei, die Berufung des Mannes nach der Wartburg, der als Inquisitor bereits der Schrecken von Deutschland geworden war, zeugt vor allem für die hochkirchlichen hingebenden Ansichten des regierenden Landgrafen selbst. Freilich hat man nicht verstanden, dies Verhältnis von Übertreibungen frei zu erhalten, und wir halten uns verpflichtet, ein damit zusammenhängendes Mißverständnis, dessen sich alle Biographen Ludwigs und seiner Gemahlin ohne Ausnahme schuldig gemacht, aufzuklären. Es wird nämlich erzählt, das Vertrauen des Landgrafen zu Meister Konrad wäre so weit gegangen, daß er ihm die Besetzung sämtlicher geistlichen Benefizien in seinem und seiner Brüder Namen übertragen habe. So erzählt schon der Kaplan Berthold, und fügt

hinzu, Konrad habe den Landgrafen zu diesem Schritte bewogen durch die Behauptung, es sei eine viel geringere Sünde, sechzig Menschen zu töten, als eine einzige Kirche einem Unwürdigen zu verleihen. Die Thatsache dieser Übertragung kann nun in der That nicht angezweifelt werden, — aber Berthold hat vergessen, eines hinzuzufügen, daß nämlich diese Übertragung nur für eine bestimmte Zeit erfolgt ist, nämlich für die Zeit der Abwesenheit des Landgrafen auf dem Kreuzzuge, den er im Sommer 1227 angetreten hat und von dem er freilich niemals zurückgekehrt ist. Daß ein auf seine Herrscherrechte so eifersüchtiger Fürst, wie der Landgraf war, ein für allemal sich eines so wichtigen Rechtes begeben mochte, das hätte niemals Glauben finden sollen; daß aber unsere Interpretation die begründete ist, dies geht aus dem Datum der Urkunde hervor, in welcher Papst Gregor IX. jene Übertragung genehmigt; die Urkunde ist zu Anagni am 12. Juli 1227 ausgestellt, und am 25. Juni desselben Jahres hatte Ludwig von Schmalkalden aus den Zug angetreten. Es liegt auf der Hand, daß, wenn jene Übertragung schon Jahre vorher geschehen wäre, die päpstliche Bestätigung sicher nicht so spät eingeholt oder gegeben worden wäre.

Was nun das Verhältnis der Landgräfin zu Meister Konrad anlangt, so brauchen wir kaum hervorzuheben, daß dasselbe durchaus freiwilliger Natur und wahrscheinlich von ihr gewünscht, ja ersehnt gewesen ist. Aber bekam ohne Zweifel der ganze Hof durch die Herrschaft eines eisernen Fanatikers wie Konrad war, ein düsteres Aussehen, so mußte der Einfluß dieses Mannes an der Persönlichkeit am schärfsten hervortreten, zu deren geistlichen Leitung er zunächst und vorzugsweise berufen war. Bei einer geistigen Organisation, wie wir sie an Elisabeth kennen, bei der asketischen Tendenz, wie sie eben jetzt in den maßgebenden Kreisen der Kirche durch bedeutende, ja große Männer geschaffen und begünstigt wurde, wer wollte sich wundern, wenn eine so empfängliche Natur, wie die der Landgräfin, schrittweise unter jenes System der Askese und Selbstertötung gebracht wurde, das damals als die edelste Blüte des Glaubens gepriesen wurde? Es dauerte nicht lange, so gelobte sie ihrem eifernden Beichtiger förmliche und feierliche Obedienz, und der Landgraf gab seine Zustimmung dazu und behielt sich nur ausdrücklich seine Rechte als Eheherr vor, so daß sie im Grunde von nun an zwei Herren zu gehorchen hatte: ein Verhältnis, in dem offen und unvermeidlich die künstliche Schöpfung eines Zwiespalts für ihre Seele lag. Die geleistete Obedienz war identisch mit der Unterordnung unter die Vorschriften ihres Meisters, dem es voller Ernst mit der Durchführung seiner Ansichten war. Zwar die zwölf Denksprüche oder Lebensregeln, die er Elisabeth später gab, haben durchaus nichts überspanntes an sich, zumal wenn man sie nach der

Zeit und den Umſtänden ihrer Entſtehung beurteilt; aber ſeine Praxis geht doch unendlich weit über ſie hinaus. So war eines der erſten Geſetze, deren Befolgung Konrad von ſeinem Beichtkinde verlangte, daß ſie fortan an ihrem Tiſche nur von Speiſen eſſen durfte, die von rechtmäßig, und nicht auf Koſten anderer, zunächſt der Kirche, erworbenen Gütern ſtammten. Sie gehorchte freudig dieſer Vorſchrift, obwohl ſie bei der ſtrengen Auslegung der „Rechtmäßigkeit", die Konrad aufſtellte, häufig in die Lage kam, hungern oder mit trockenem Brote ſich begnügen zu müſſen, und auch dieſem Geſetz gab ihr Gemahl ſeine Zuſtimmung. Konrad aber dehnte dieſe Vorſchrift ſogar dahin aus, daß ſie auch an fremden Tafeln keine Speiſen genießen dürfe, ehe ſie ſich von deren rechtmäßiger Erwerbung überzeugt habe, eine Forderung, in welcher denn doch eine unleugbare Forcierung und Überſpanntheit liegt. Erſt jetzt hören wir ferner von jenen häufigen körperlichen Züchtigungen, die zur Nachtzeit ihre Dienerinnen ihr erteilen mußten. Die körperliche Züchtigung hielt Konrad ganz im mönchiſchen Geiſte ſeines Jahrhunderts für ein ſehr wirkſames Mittel der Buße und zur Seligkeit, wendete ſie aber Eliſabeth gegenüber, ſo lange ihr Gemahl lebte, doch nicht an. Als ſie einmal durch Verſäumnis einer Predigt ſeinen frommen Zorn beſonders gereizt hatte, beſtrafte er ſie mit ſeiner Ungnade, dagegen ihre Dienerinnen, denen er die Schuld der Verſäumnis beimaß, wurden, bis aufs Hemde entkleidet, empfindlich gezüchtigt. Der Hauptangriff Konrads aber war gegen das eheliche Verhältnis der Landgräfin gerichtet, — der die Theorie, die er verfocht, den wahren und nächſten Weg zum Himmel in dem eheloſen Stand und in der Enthaltſamkeit erkannte. Freilich konnte es ſich Konrad nicht beikommen laſſen, Eliſabeth von ihrem Gemahle losreißen zu wollen, und ſie mußte bei der gedachten Obedienzleiſtung ihm zunächſt nur das Gelöbnis ablegen, falls ſie den Landgrafen überleben ſollte, ſich nicht wieder zu vermählen. Aber Konrad ſchreibt nach ihrem Tode an den Papſt, Eliſabeth habe in ſeiner Gegenwart ihr Bedauern darüber ausgeſprochen, daß ſie überhaupt vermählt worden ſei und nicht ihr Leben habe jungfräulich beſchließen können. Wir ſind weit entfernt, die Glaubwürdigkeit dieſer Nachricht in Zweifel zu ziehen, behaupten aber doch, daß dieſe Äußerung nicht der Ausdruck der wirklichen Überzeugung Eliſabeths geweſen iſt, ſondern daß ſie einer argen Selbſttäuſchung entſprungen, die bei den tiefgehenden äußeren Einflüſſen nicht wunder nehmen kann. Oder wird jemand angeſichts des erwieſenen innigen und zärtlichen Verhältniſſes zu ihrem Gemahle, das wir auch nachher unverändert finden, die Stimmung, aus der eine ſolche Äußerung hervorgehen konnte, für ihre normale ausgeben wollen? Das iſt es eben, was wir oben den Zwieſpalt nannten, den Konrad in ihrer Seele auf-

regte, und darüber können wir nicht hinaus. Allerdings war Elisabeths Gemahl namentlich seit 1225 auf seinen verschiedenen, im eigenen und im Interesse des Reichs unternommenen Zügen und Reisen so häufig von der Wartburg abwesend, daß solche Anschauung unter den gegebenen Verhältnissen, zumal in einer Natur, wie sie einmal war, vorübergehend Raum finden konnte; was aber, ich sage nicht über die Ehe überhaupt, sondern in Bezug auf ihre Ehe die wahre Meinung der Elisabeth gewesen, das ist schon in der nächsten Zeit und wie uns scheint in unwidersprechlicher Klarheit zu Tage gekommen.

Am 11. September 1227 starb Elisabeths Gemahl, Landgraf Ludwig IV., ferne von ihr, in Otranto in Apulien, als er eben im Begriff war, mit Kaiser Friedrich II. den Kreuzzug anzutreten, der dann unterblieben und die Quelle so heftiger Anklagen von Seiten des Papstes Gregor geworden ist. Für den Landgrafen hatten zwei Momente zusammengewirkt, ihn zur Teilnahme an dem projektierten Zuge zu bewegen: sein frommer, kirchlicher Sinn und seine treue Gesinnung gegen Friedrich. Aus liebevoller Rücksicht für seine Gemahlin, die eben gesegneten Leibes war, hatte er ihr diesen seinen Entschluß längere Zeit verheimlicht und das Kreuz nicht, wie es Sitte war, an seinem Oberkleide angeheftet, sondern trug es in seiner Tasche; sie entdeckte es aber gleichwohl früher, als er es gewünscht hatte, und erschrak bei dessen Anblick so heftig, daß sie darüber in Ohnmacht sank. Indes gewann sie unter der beruhigenden frommen Zusprache Ludwigs die Fassung wieder und die Gatten trafen die Verabredung, das Kind, das Elisabeth unter ihrem Herzen trug, Gott zu weihen. Und nun zögerte der Landgraf nicht mehr, die Vorbereitungen zu seinem Zuge und die nötigen Anordnungen für die Dauer seiner Abwesenheit zu treffen. Er ließ infolge seiner trefflichen und gewissenhaften Regierung sein Land in einem beneidenswerten Zustand der Ordnung und des Gedeihens zurück, wie sich das sicher in keiner deutschen Provinz jener Zeit in ähnlichem Grade fand, schied aber, die Todesahnung im Herzen und mit dem Gefühle, daß er durch seine Entfernung das mühsame Werk seiner Anstrengungen bösen Mächten preisgebe; in seinem Entschlusse jedoch wurde er darum keinen Augenblick erschüttert, ganz Gottvertrauen, wie er war. Zu Schmalkalden verabschiedete er sich von seinen Vertrauten und Verwandten und legte seinem, ihm übrigens nicht gleichgearteten jüngeren Bruder, Heinrich Raspe IV., das Land und seine Familie an das Herz. Es war eine unendlich wehmütige Scene. Zuletzt riß er sich aber los, und der Zug der Kreuzfahrer, der die Blüte des thüringischen Adels in sich schloß, setzte sich in Bewegung. Die zurückbleibenden wendeten sich heimwärts, nur Elisabeth brachte es in ihrem tiefen, bangen Schmerze noch nicht über

sich, den Gemahl zu verlassen, und folgte ihm von Schmalkalden noch mehrere Tagreisen weit; — bis endlich der getreue Schenk Rudolf von Vargula dazwischentrat und ihnen nahelegte, sich dem Unabänderlichen nicht länger zu widersetzen. So trennte sich Elisabeth endlich mit blutendem Herzen von dem Geliebten ihrer Seele und kehrte auf die Wartburg zurück. Der Landgraf setzte seinen Zug fort; am 16. August kam er in Brindisi an. Dort aber brach alsbald unter der großen Masse der von überall her zusammentreffenden Kreuzfahrer eine ansteckende Krankheit aus, die auch Ludwig erfaßte und zu Otranto dahinraffte. So starb er in der Blüte der Mannesjahre, einer der edelsten deutschen Fürsten, die je gelebt, ein teures Opfer jenes Enthusiasmus der Kreuzzüge, dem es wie nur den wenigsten gelungen war, Gott zu geben, was Gottes, dem Kaiser was des Kaisers, und dem sicher bei längerem Leben noch eine große Rolle in den bald beginnenden deutschen Verwickelungen beschieden gewesen wäre. Sein Tod war aber besonders für seine eigenen Lande eine Kalamität, denn seine schlimmen Ahnungen haben sich nur zu bald und in vollem Maße erfüllt; eine Kalamität insbesondere für sein Haus, das dadurch um eine große Zukunft betrogen ward, auf dem seit seinem Hingang kein Segen mehr geruht hat. Man muß sagen, daß in die Geschicke keines deutschen Fürstenhauses die Kreuzzüge so verhängnisvoll eingegriffen haben, als in das Haus Ludwigs des Bärtigen.

Aber auch für Elisabeth ist ihres Gatten früher Tod entscheidend, auch für sie verhängnisvoll geworden; er bildet die Peripetie in dem Drama ihres Lebens und eröffnet den dritten und letzten Akt desselben. In innigem Bunde mit Ludwig hatte sie die höchsten menschlichen und religiösen Tugenden entfaltet und das Gleichgewicht der Kräfte und Anlagen bewahrt, aus denen ihre so bedeutend und eigenartig organisierte Natur zusammengesetzt war. Eine Folge von Ludwigs Tod aber ist, daß sie dieses Gleichgewicht verliert und die einseitige asketische Richtung, in die sie noch bei Lebzeiten desselben unter Einwirkung der Zeitstimmung und insbesonders Meister Konrads, wenn auch noch unentschieden, eingelenkt hatte, in nicht langer Zeit vollständige Gewalt über sie gewinnt.

Elisabeth war nach dem schmerzensvollen Abschiede von ihrem Gemahle nach der Wartburg zurückgekehrt und hatte sofort Witwenkleider angelegt. Über die nächstfolgenden Monate ihrer Einsamkeit sind wir so gut wie gar nicht unterrichtet; besonders trostreich wird diese Zeit nicht für sie gewesen sein, da ihre Schwiegermutter und ihre beiden Schwäger, deren Einfluß bei der Abwesenheit des Landgrafen steigen mußte, aus uns bekannten Gründen ihr keineswegs freundlich gesinnt waren. Wir wissen nur das Eine mit Gewißheit, daß sie in diesen Monaten ihr drittes Kind,

die spätere Äbtissin Gertrud von Altenburg bei Wetzlar, geboren hat und noch leidend war, als im Oktober 1227 die Botschaft von dem unerwarteten Hinscheiden ihres Gemahls auf der Wartburg anlangte. Elisabeth war auf eine solche Kunde nicht gefaßt und wurde von ihr zunächst vollständig überwältigt. „Als sie die Worte: er ist tot! hörte“ — erzählt Kaplan Berthold — „schloß sie die Hände krampfhaft zusammen, legte sie mit gebeugtem Haupte auf ihre Kniee und rief aus: „Tot; tot ist mir nun auch die ganze Welt mit ihrer Lust und Freude“, dann stand sie auf, irrte wie außer sich und laut weinend in schmerzhaftem Ungestüm im Zimmer hin und her und klammerte sich an den Wänden an, bis sie zuletzt wieder Besinnung und Fassung gewann.“ Wir knüpfen hieran gleich die Frage, ob die eben geschilderte Haltung der Heiligen bei der Nachricht vom Tode ihres Gatten nicht ein redender Beweis für unsere Auslegung jener Bemerkung Meister Konrads ist? Gewiß, über die Ehe im allgemeinen hat Elisabeth sicher und ohne Beschränkung die Anschauung ihres Meisters und der Theologen jener Zeit geteilt, wir wiederholen aber unsere Behauptung, daß sie in Bezug auf ihre eigene Ehe jene gedachte Äußerung nur in einem schwachen Augenblicke und gegen ihre normale und wahre Empfindung gethan hat. Es verging doch auch nach Ludwigs Tod noch einige Zeit, bis sie auf diesem Standpunkte angelangte: denn angelangt ist sie in der That auf demselben. Gleich die nächsten Ereignisse haben in Verbindung mit dem unerwarteten und unersetzlichen Verluste die Zeitigung dieses letzten Stadiums ihrer Entwickelung beschleunigt. Die Nachricht von dem Tode des Landgrafen hatte nämlich auf der Wartburg einen System- oder Parteiwechsel zur Folge, der sich vor allem gegen dessen Witwe kehrte. Der legitime Erbe Ludwigs war auch nach der bisher im landgräflichen Hause beobachteten Praxis ohne Zweifel dessen Erstgeborener Hermann; da dieser aber erst vier Jahre zählte, so fiel Ludwigs jüngerem Bruder, Heinrich Raspe IV., die Vormundschaft und Regentschaft zu. Indes ist es gewiß, daß im gegenwärtigen Falle diese Praxis verlassen oder verletzt wurde: Heinrich Raspe nahm statt der Vormundschaft und Regentschaft die landgräfliche Würde selbst an, ließ auch seinen jüngeren Bruder, den späteren Hochmeister des deutschen Ordens, an dieser Würde teilnehmen; der junge Hermann wurde nur als der dritte im Bunde betrachtet und zunächst mit Hessen abgefunden. Es war ein Gewaltakt, der sich auf keine Bestimmung von Seiten Ludwigs stützen konnte; dieser hatte, das steht zweifellos fest, vor seinem Tode keine derartige Anordnung getroffen und nur in seinem Sohne seinen zukünftigen Nachfolger erblickt. Zwar waren die Zustände im Reich damals noch keineswegs so verwirrt, daß man eine solche Rechtsverletzung für so leicht denkbar und möglich halten dürfte:

indes läßt sich der Hergang auf andere Weise kaum erklären und steht überdies mit dem Charakter Heinrich Raspes nach allem, was wir sonst von ihm wissen, in keinerlei Widerspruch. Die spätere Anerkennung dieser Usurpation von seiten des Kaisers muß dann allerdings hinzugetreten sein, indes diese bot bei der Lage der Dinge keine Schwierigkeit. Sie ist offenbar auch erfolgt, wenigstens ist jene Abweichung von der herkömmlichen Successionsordnung niemals angefochten worden. Nur durch die Annahme einer Usurpation wird aber auch der Schlag begreiflich, den noch im Jahre 1227 Heinrich Raspe gegen Elisabeth und ihre Kinder geführt hat. Die Opposition gegen Elisabeth und den von ihr angegebenen Ton, die ihr Gemahl zum Schweigen gebracht hatte, brach jetzt mit um so leidenschaftlicherer Gewalt wieder hervor. An deren Spitze standen die beiden Brüder Ludwigs: Heinrich, ein zweideutiger Charakter, der sich nach keiner Seite hin ein gutes Andenken zu schaffen gewußt hat, der andere, Konrad, eine heißblütige, wilde Natur, aber offenbar von unendlich tieferem Gehalte als sein Bruder; er hat auch später die besseren Seiten seines Wesens walten lassen, und die Erinnerung an seine ungebändigte Jugend durch rühmliche Selbstüberwindung ausgelöscht. Diese Partei nun hatte in ihren Absichten um so leichteres Spiel, als ein guter Teil des thüringischen Adels und der landgräflichen Dienstmannen, darunter die ohnedem nicht zahlreichen Anhänger Elisabeths, vom Kreuzzuge noch nicht heimgekehrt waren. So war sie schutzlos und wehrlos dem Hasse ihrer Gegner preisgegeben, die nie ein Verständnis für diese Erscheinung gehabt, die sich einredeten, daß sie unter ihrer Herrschaft zu leiden gehabt, die sich einredeten, und dies vielleicht nicht ohne einen gewissen Schein von Wahrheit, das Interesse des Hauses und Landes verlange es sogar, die Verschwenderin unschädlich zu machen. Das Ergebnis dieser Stimmung war dann jene Usurpation und die Vertreibung Elisabeths von der Wartburg: wie eine Bettlerin wurde die Königstochter roh und mitleidlos in winterlicher Jahreszeit vor die Thüre gestoßen. Auch dieser Hergang ist dunkel, und manche Frage, die sich aufdrängt, bleibt unbeantwortet; im wesentlichen wird man aber über die Gegensätze zweier unversöhnlicher Lebensauffassungen und die Anwendung roher Gewalt nicht hinauskommen. Meister Konrad scheint während dieser Katastrophe abwesend gewesen zu sein, und die Schwiegermutter Elisabeths stand ja auf Seite ihrer Feinde; nicht einmal das unleugbare Anrecht der Vertriebenen auf ihr Wittum wurde anerkannt: und es will uns daher bedünken, wenn eine solche Beraubung und Verstoßung gegen alles Recht geschehen durfte, so gehörte auch die Usurpation nicht zu den unmöglichen Dingen. Elisabeth brachte die nächsten Monate in Eisenach unter den äußersten Entbehrungen

und Demütigungen zu und mußte hier die bittere Erfahrung machen, daß die Bevölkerung der Stadt, die sie in Zeiten ihrer Macht mit Wohlthaten überschüttet hatte, aus Furcht vor dem neuen Herrn es nicht wagte, ihr in ihrem hilflosem Zustande Teilnahme und Mitleid zu bezeugen, ja daß sie selbst von solchen Hohn und Mißhandlung erdulden mußte, an denen sie sich in besonderem Grade barmherzig bewiesen hatte.

Und nun wird es uns kaum wundern, wenn diese Wendung des Schicksals in ihrer Seele eine Krisis zur Folge hatte, die mit einer vollständigen Abkehr von der Welt und allem, was sie noch an diese gefesselt hatte, und mit völligem Aufgehen in die Theorien Meister Konrads endigte. Die Nichtigkeit des irdischen Glückes war mit dem Tode ihres Gemahls zu überwältigend über sie hereingebrochen, als daß man erstaunen dürfte, wenn sie die von der Kirche damals mit besonderem Nachdruck gepredigte Lehre von jener Nichtigkeit auch in den letzten Konsequenzen adoptierte. War sie doch vorläufig in eine Lage versetzt, in der sie nicht einmal ihre einzige Leidenschaft, das Elend ihrer Mitmenschen zu lindern, zu befriedigen vermochte. So ergab sie sich denn mit rührender Fassung in das über sie verhängte Los und dankte ihrem Gotte für die Heimsuchung, mit der er sie begnadete. In diese Zeit fällt jene Vision, die ihre Dienerin Eisentrud erzählt, und die, auf ihren Kern zurückgeführt, ihren jetzt gefaßten Entschluß, fortan Gott ausschließlich angehören zu wollen, so bezeichnend ausdrückt. Diese sogenannten Visionen kehren von nun an häufig bei ihr wieder und sind als das Erzeugnis ihrer durch das Unglück gehobenen und gesteigerten, inneren Erregung aufzufassen. Es gehört übrigens zur Charakteristik der Heiligen, daß sie, wie ihre oben genannte Dienerin versichert, fast nie zu bewegen war, den Inhalt ihrer subjektiv glaubwürdigen Visionen zu offenbaren, was die eifrige Nachwelt d. h. die Bollandisten freilich nicht abgehalten hat, ein ganzes Buch über die ihr angeblich zu teil gewordenen Gesichte zu schreiben.

Während so Elisabeth in ihrer Bedrängnis in Thüringen keine hilfreiche Hand fand — es wirft diese Thatsache ein bedenkliches Licht auf jene Verhältnisse und Menschen —, traten endlich ihre mütterlichen Verwandten wenigstens insoweit für sie ein, daß sie die Verlassene zu sich nahmen. Ihre Tante Mathilde, Äbtissin im Kloster Kitzingen in Franken, ließ sie im Frühjahre 1224 nebst ihren beiden Dienerinnen zu sich abholen, während die Kinder, es ist nicht ausgemacht wo, zurückblieben. Von Kitzingen rief sie ihr Oheim, Bischof Ekbert von Bamberg, der seit längerer Zeit wieder in seine Ehren und Würden eingesetzt war, zu sich und wies ihr das Schloß Pottenstein zum Wohnsitze an. Hier nun wurde ihre Zukunft ernsthaft erwogen. Der Bischof, der von ihrem Seelenzustand nur

ſehr im allgemeinen unterrichtet geweſen zu ſein ſcheint, hätte ſie am liebſten wieder verheiratet, um ſo ihrer ungewiſſen und wie ihm ſchien unwürdigen Lage ein gründliches Ende zu machen. Aber dieſe Zumutung wies Eliſabeth mit der entſchloſſenſten Entſchiedenheit von ſich: jetzt mehr als je war jenes Gelöbnis, das ſie noch bei Lebzeiten ihres Gemahls in Meiſter Konrads Hände abgelegt hatte, für ſie von bindender Kraft, ohne daß irgend eine Selbſtüberwindung für ſie nötig war. Sie war entſchloſſen, einer ſolchen Zumutung „mit Wort und That“ zu widerſtehen und, wenn ihr nichts anderes übrig gelaſſen würde, lieber durch Selbſtverſtümmelung einer ſolchen Gefahr zuvorzukommen. Dieſe Stimmung hielt ſie übrigens noch nicht ab, die Erinnerung an ihren Gemahl nach wie vor heilig zu halten. Eben jetzt kamen die Begleiter Ludwigs von dem Kreuzzuge, den ſie wirklich ausgeführt hatten, mit den Gebeinen desſelben auf dem Wege nach der Heimat durch Bamberg, wo ſie feierlich empfangen wurden. Die Gebeine wurden im Dome ausgeſtellt, Eliſabeth war aus Pottenſtein herbeigerufen worden. Ihre Haltung bei dieſem Wiederſehen iſt für unſere Auffaſſung ihres Verhältniſſes zu ihrem Gemahl von beſonderer Wichtigkeit, und glücklicherweiſe ſind wir durch zwei Augenzeugen zur Genüge davon unterrichtet. Der kaum bezähmte Schmerz erwachte wieder, und die Empfindungen, die ſie bei dieſem Zuſammentreffen geäußert hat, atmen teils unbedingte Ergebenheit in den Ratſchluß der Vorſehung, teils bezeugen ſie ihre Liebe und ihr in dieſer Liebe gefundenes Glück in einer Beſtimmtheit, die gegen jene öfters berührte Äußerung Meiſter Konrads, inſofern ſie als der Ausdruck ihrer normalen Anſchauung gelten ſoll, unwiderſprechlichen Proteſt einlegt. „Herr,“ ſprach ſie, „Du weißt wohl, daß ich, falls es Dein heiliger Wille geweſen wäre, ſein Leben und ſein liebliches, fröhliches Angeſicht aller Freude und Wonne dieſer Erde vorgezogen hätte. Gerne würde ich die ganze Zeit meines Lebens in Armut und Dürftigkeit hinbringen, wenn ich mit Deinem Willen ſeinen Umgang hätte genießen können. Nun aber befehle ich ihn und mich Deiner Gnade und möchte ihn gegen Deinen Willen auch nicht mit dem kleinſten Haare meines Hauptes zurückrufen.“ — Die thüringiſchen Herren, die die Gebeine des Landgrafen nach Hauſe geleiteten, voran der ritterliche Rudolf von Vargula, drückten nun ihren Wunſch aus, Eliſabeth möge mit ihnen heimziehen, und Biſchof Elbert geſtattete dies gegen das ausdrückliche Verſprechen, daß ſie ſeiner gekränkten Nichte zu ihrem Rechte verhelfen wollten. So ging denn die vertriebene Fürſtin unter dem Schutze jener Braven wieder nach Thüringen zurück: mit der Zurückforderung ihrer begründeten und ſo ſchwer verletzten Anſprüche war ſie durchweg einverſtanden. Im Kloſter Reinhardsbrunn, wo unter Zuſammenfluß von

zahlreichen Teilnehmenden die Beerdigung der Gebeine Ludwigs stattfand, hat dann der Schenk Rudolf sein verpfändetes Wort eingelöst und dem Landgrafen Heinrich in mutigen Worten das an der Witwe seines Bruders begangene Unrecht wenigstens mit scheinbarem Erfolge zu Gemüte geführt. Elisabeth wurde, wie sie gewünscht, in ihr Leibgedinge und Wittum eingesetzt und sollte auf der Wartburg wohnen: ob auch die Ansprüche ihres Sohnes bei dieser Gelegenheit betrieben worden sind, darüber sind wir nicht unterrichtet. Indes die guten Vorsätze des Landgrafen Heinrich Raspe haben nicht lange nachgehalten; auf die Wartburg mit ihren Kindern zurückgekehrt, sah sich Elisabeth bald genug wieder der drückendsten Dürftigkeit und Zurücksetzung preisgegeben, wie das eine ihrer Dienerinnen ausdrücklich versichert. Wohl möglich, daß ihre früheren Gegner am Hofe es dem charakterlosen Fürsten um so leichter wieder abgewannen, als Elisabeth, infolge des in ihr eingetretenen Umschwungs, den wir im Auge behalten müssen, jetzt in gesteigertem Grade sich den Ursachen ihrer früheren Verfolgungen, der Weltverachtung und den Tugenden der Barmherzigkeit hingab. Ich darf hier nicht unterlassen, zu bemerken, daß diese mißgünstige Behandlung Elisabeths nicht bloß dem bösen Willen der Betreffenden zugeschrieben werden darf; eine so anomale und die gewöhnlichen Lebensanschauungen in so ungewöhnlichem Maße zurückweisende Erscheinung durfte doch kaum darauf hoffen, von den gewöhnlichen Menschen verstanden oder geduldet zu werden. Indessen scheinen gerade in dieser Zeit ihre aufs neue bedrohten ökonomischen Angelegenheiten gründlich und ein- für allemal geordnet worden zu sein, und zwar ist dieser Akt von Meister Konrad und, wenn mich nicht alles täuscht, unter Vermittelung Papst Gregors IX. durchgeführt worden. Wir erinnern uns, wie höchstwahrscheinlich schon Papst Honorius III. den ergebenen thüringischen Hof ins Auge gefaßt hatte; daß Gregor IX., durch Meister Konrad, persönliche Teilnahme für Elisabeth bezeugt habe, ist eine ausgemachte Sache. Sicher erkannte er die Zierde und den Ruhm, der in ihr der Kirche heranwuchs, und hatte darum beschlossen, nichts zu unterlassen, was die Potenzierung dieser außerordentlichen Erscheinung befördern konnte. Es macht in der That den Eindruck, als sollte im Sinne des Papstes in Elisabeth ein Meisterstück christlicher Vollkommenheit geliefert werden. Daher setzte Gregor jetzt ihren früheren Beichtvater, natürlich mit ihrer Zustimmung, als Vormund mit unbeschränkter Gewalt in weltlichen und geistlichen Dingen über sie, als Führer, dem sie unbedingt zu gehorchen und dem gegenüber sie keinen Willen mehr haben dürfe, der ihr nach eigenem Ermessen den Weg zu höchstem Ziele zu weisen habe: so wenigstens hat Meister Konrad sein Mandat aufgefaßt. Es muß indes hervorgehoben werden, daß Elisabeth

mit den Absichten, die Meister Konrad für ihr ferneres Leben hegte, nicht völlig einverstanden war. Sie hätte sich am liebsten in ein Reklusorium eingeschlossen oder wäre als Bettlerin von Thür zu Thür gezogen. Das erzählt Meister Konrad selbst in dem Briefe an den Papst, fügt aber auch hinzu, daß er ihr das, obwohl sie ihn unter vielen Thränen darum bat, nicht erlaubt habe. Und nun erst habe sie am Charfreitag 1229 in der Minoritenkirche zu Eisenach feierlich dem eigenen Willen und der Welt und allen ihren Freuden entsagt —, d. h. sie that, was Meister Konrad zuließ. Auch ihren Besitztümern hätte sie entsagt, wenn er es zugegeben hätte.

An diese feierliche Unterordnung unter einen fremden Willen, die sie freilich nur subjektiv band, schließt sich die Übersiedelung Elisabeths nach Marburg im Verlaufe des Jahres 1229 an. Angesichts dieser Thatsache stößt uns nur ein Bedenken über die intellektuelle Urheberschaft dieser Übersiedelung auf, das in zwei verschieden lautenden, aber doch gleich glaubwürdigen Nachrichten seinen Grund hat. Meister Konrad nämlich erzählt in seinem Briefe an den Papst, Elisabeth sei ihm wider seinen Willen nach Marburg gefolgt; dagegen ihre Dienerin Eisentrud hat die beschworene Aussage gethan, ihre Herrin sei auf Meister Konrads Geheiß nach Marburg übergesiedelt. Von diesen beiden Aussagen kann offenbar nur eine wahr sein, eine vermittelnde Auslegung ist unmöglich. Unseres Erachtens verdient die Angabe der Eisentrud in diesem Falle den Vorzug. Nachdem Elisabeth einmal ihren eigenen Willen abgeschworen, ist es nicht wahrscheinlich, daß sie wider seinen ausgesprochenen Willen ihm von der Wartburg hätte nach Marburg folgen können. Außerdem lag es sehr nahe, daß er Marburg für geeignet hielt zum Aufenthalt für die verwitwete Landgräfin, zumal dieser Ort im Leibgedinge vertragsmäßig stipuliert war. Konrads widersprechende Angabe mag einer Selbsttäuschung entsprungen sein, die indessen seine Glaubwürdigkeit keineswegs in Frage zu stellen braucht.

Was nun den Aufenthalt der hl. Elisabeth in Marburg anlangt, so können wir uns darüber kurz fassen, da keine Veranlassung zu thatsächlichen Berichtigungen geboten ist, und derselbe bei aller Eigentümlichkeit klar vor uns liegt. Sie hat über zwei Jahre daselbst zugebracht, etwa vom Sommer 1229 bis zu ihrem Tode am 9. November 1231. Ihr Leben in dieser Zeit, das ihren Ruf bei der Mitwelt aufs höchste gesteigert hat, bewegt sich in zwei Richtungen, deren Linien, im Grunde voneinander unabhängig, nebeneinander laufen. Die eine ist die Übung der Werke und Tugenden der Barmherzigkeit, zu der sie jetzt und zwar im gesteigerten Grade und mit einer Aufopferung und Hingebung ohnegleichen zurückkehrte.

Sie hat gleich anfangs in Marburg aus eigenen Mitteln ein reich ausgestattetes Hospital gegründet und dessen Leitung übernommen. In dieser Zeit hat sie auch die weltliche Kleidung, die sie bis jetzt noch trug, abgelegt und zugleich mit ihren Dienerinnen das graue Gewand der Schwestern des heiligen Franziskus angezogen. Sich selbst hat sie die größten Entbehrungen zugemutet, dagegen alles, was ihr an Geld und Geldeswert zur Verfügung stand, an die Armen und Leidenden verteilt. Bedeutende Summen ohne Zweifel: man wird aber trotzdem gut thun, die überlieferten hochgehenden Zahlenangaben etwas vorsichtig hinzunehmen. Immerhin aber bleibt gewiß, im Gesichtspunkt der praktischen Nächstenliebe hat Elisabeth das Höchste erreicht, was im Mittelalter von einer einzeln stehenden Persönlichkeit, namentlich von einer schwachen Frau geleistet worden ist.

Die andere Richtung ist asketischer Natur: nicht Selbstverleugnung, sondern Selbstertötung, und grenzt nahezu an einen Bruch mit ihrer Vergangenheit. Daß diese Richtung, zu der es ihr an Prädisposition zwar kaum gefehlt hat, durch besondere Umstände und namentlich durch die systematische Einwirkung Meister Konrads in ihr bis zu einem so hohen Grad entwickelt worden ist, darf, so weit wir sehen, nicht wohl angezweifelt werden. Konrad setzte seinen Willen geradezu an die Stelle des ihrigen und führte die Rolle eines Zuchtmeisters zur christlichen Vollendung im ganzen Umfange und unerbittlich durch. Wir haben es schon einmal angedeutet: die edle Neigung Elisabeths, alles dem dürftigen Nächsten hinzugeben, hat er, spontaner Natur wie dieselbe war, in keiner Weise gepflegt, er hat sie vielmehr zurückgehalten und, wie er das selbst erzählt, verhindert, daß sie sich nicht von allem Besitztum, das ihr noch übrig war, lossagte; er legte ferner ihrer persönlichen Aufopferung für die Kranken mit rascher Hand den Zügel an: dagegen in die äußersten Gebiete der Askese, der Selbstvernichtung, hat er sie sicher hineingelenkt, ohne daß sie freilich auch hier schwer zu lenken war. So hat sie sich denn widerstandslos und mit vollständiger Befriedigung ergeben. Selbst ihre Kinder, die sie mit nach Marburg genommen hatte, gab sie von sich, und brachte es dahin, sie nicht mehr als ihre eigenen, sie mit keinem anderen Gefühle als jeden anderen Menschen zu betrachten, eine Resignation, die freilich für ihren Erstgeborenen schlimm genug ausgeschlagen. Denn unter liebevoller mütterlicher Erziehung und Überwachung wäre er wohl kaum das Opfer fremder Gleichgiltigkeit und, wie es scheint, Verführung geworden. Elisabeth aber war jetzt überhaupt auf dem Standpunkte angelangt, daß sie ihr früheres Leben, das sie an der Seite ihres Gemahls als Landgräfin geführt, dieses Leben voll Tugend und Aufopferung, durch

Buße und Abtötung auszugleichen habe. Die Vermutung liegt nahe, daß ſie bei ſolcher Stimmung, nach der Hingabe ihrer Kinder, auch die tröſtende Erinnerung an ihren Gemahl hingeopfert und ihr ſchließlich ſelbſt er nur mehr ſoviel wie jeder andere Menſch bedeutet habe. Ein Umſtand zeugt übrigens auch jetzt wieder für ihre außerordentliche und merkwürdig angelegte Natur. Sie hat nie die Heiterkeit ihres Geiſtes verloren und iſt bei allem Ernſt ihrer entſagenden Lebensanſchauung niemals in widerlichen Trübſinn verfallen. Meiſter Konrad war ein ſtrenger Führer: in dem Beſtreben, ihren Willen zu brechen, griff er, getreu der Gewohnheit jener Zeit, in der Regel zu der Strafe der körperlichen Züchtigung, wenn er ſeine Vorſchriften verletzt ſah, eine Maßregel, die er Eliſabeth gegenüber zu Lebzeiten ihres Gemahls und als ihr Gewiſſensrat niemals angewendet hatte. Backenſtreiche, die er ihr erteilte, waren der häufig ſich wiederholende Ausdruck ſeiner Mißbilligung irgend einer an ſich guten, aber von ihm verpönten Handlung, Stockſchläge und Geißelhiebe auf den entblößten Rücken die Strafe für die Übertretung einer von ihm erteilten Vorſchrift. Ein dienender Bruder vollzog in ſolchen Fällen die Exekution und Meiſter Konrad ſang das Miſerere dazu. Zuletzt, um das Gedächtnis an ihre frühere Zeit vollſtändig totzulegen, entfernte er ſogar ihre beiden Dienerinnen, die von jeher mit ihr in allem ſympathiſiert hatten, von ihrer Seite und erſetzte ſie mit zwei ältlichen, widerwärtigen Frauen, die es verſtanden, ganz in ſeinem Sinne, ihre Geduld auf die ſchwerſten Proben zu ſtellen. Wenn unter dieſen Umſtänden von dem Fanatismus ihres Meiſters etwas auf Eliſabeth übergegangen iſt, dürfen wir uns nicht wundern. So leſen wir wirklich, daß ſie in dieſer Zeit gegen eine alte Frau eigenhändig mit Rutenhieben einſchritt, weil dieſelbe nicht zur Beichte gehen wollte. Andererſeits aber erhob ſie ſich infolge ihres unzerſtörbaren Idealismus über ſo manches Vorurteil ihrer Umgebung. So wurde ſie einmal aufgefordert, ein berühmtes Bild in einer Kirche anzuſehen, ſie aber gab zur Antwort: „Ich bedarf eines ſolchen Bildes nicht, weil ich die Sache in meinem Herzen trage.“ Ein ander Mal beſuchte ſie eine Kirche der Minoriten, und als ſie die Mönche auf die ſchönen mit Gold geſchmückten Bilder aufmerkſam machten, erwiderte ſie: „Ihr hättet doch eigentlich beſſer gethan, dieſe Summen für Eure Nahrung und Kleidung, als auf dieſe Wände zu verwenden; den Gegenſtand dieſer Bilder müßt ihr im Herzen tragen.“

Wir werden kaum hinzuzuſetzen haben, daß eine Erſcheinung, wie ſie Eliſabeth ſeit ihrem Aufenthalt in Marburg bot, bei dem damaligen Aufſchwung der Kirche, wie ihn die beiden neugeſtifteten Orden des Franziskus und Dominikus hervorriefen und vorſtellten, einen außerordentlichen Eindruck

hervorbrachte. Sie wurde noch im Leben als Heilige verehrt und von nah und fern aufgesucht. Als sie dann endlich im November 1231 in der Blüte des Lebens — sie zählte eben 24 Jahre —, bereits gänzlich von der Erde abgezogen, starb, da konnte es bei der damals herrschenden Stimmung und Macht der Kirche nicht ausbleiben, daß ihr Ruf sich in nie gesehener Schnelligkeit über die ganze Christenheit ausbreitete, und nicht fehlen, daß in dieser Zeit des gesteigerten Wunderglaubens Meister Konrad schon nach wenig Jahren eine große Anzahl an ihrem Grabe geschehener Wunder an den Papst melden durfte, um damit seinen Antrag auf Heiligsprechung seiner Schülerin zu begründen. Das größte und wahre Wunder aber, das ihr mit Recht zugeschrieben wird, war der allgemeine Sieg, den sie, die Heldin der Demut und Selbstverleugnung, sterbend und im Tode über alle, auch über ihre alten Gegner erfocht. Sie alle ohne Ausnahme haben sich zuletzt vor ihr gebeugt, selbst der wilde Landgraf Konrad ist aus ihrem offenen Widerpart ihr glühendster Verehrer geworden, hat ein neues Leben begonnen und zur Ehre ihres Namens den Grund zu jenem herrlichen Münster gelegt, das sich später über ihren Gebeinen erhob.

Wir sind zu Ende. Die geschichtliche Bedeutung der hl. Elisabeth führt sich nach unserer Darstellung auf zwei Momente zurück, die der Reihe nach den zwei Hälften ihres Lebens den Stempel aufdrücken; das eine ist allgemeiner, das andere specieller Natur. In dem letzteren repräsentiert sie in ungewöhnlicher Vollkommenheit eine Richtung, die in der damaligen Kirche eben mit besonderer Energie aufkam, aber doch nur eine vorübergehende, die einer bestimmten Zeit und höchst einseitigen Stimmung angehörte: das ist ihre asketische Anspannung Das andere aber, wodurch sie allen Zeiten und allen Völkern angehört, das ist die Elisabeth der Wartburg, die bei der aufopferndsten Nächstenliebe zugleich den reinsten menschlichen Empfindungen lebte, die christlichen Tugenden der Demut und Barmherzigkeit übte, und doch nicht aufhörte, liebende Gattin und Mutter zu sein. In dieser intensiven und seltenen Verbindung der edelsten menschlichen und höchsten christlichen Tugenden liegt das eigentliche Geheimnis des universellen Rufes, der unbeschränkten Popularität unserer Heiligen, aber nicht in den Geißelhieben und Backenstreichen Konrads von Marburg, und ebensowenig in der Überlassung ihrer Kinder an fremde Hände und an den unberechenbaren Zufall. Der deutsche Meister, der in neuester Zeit berufen war, das Gedächtnis der Landgräfin auf der Wartburg zu erneuern, hat mit glücklichem Takt jenes Geheimnis entdeckt und es in das anmutige Werk seiner Kunst eingegraben. In dieser Gestalt wird Elisabeth auch in dem Andenken aller guten und edlen Menschen bis in die entferntesten Zeiten fortleben.

Die Sage von der Wiederkunft Kaiſer Friedrichs II.

Ein Vortrag.

Aus der Jugendgeſchichte unſeres Goethe iſt Ihnen gewiß allen die ehemalige freie Reichsſtadt Wetzlar ſamt dem Reichskammergericht in deutlicher Erinnerung. Fürchten Sie aber nicht, daß ich Sie etwa von dem unvergeßlichen Drama holder Leidenſchaft, das ſich ſeiner Zeit hier abgeſpielt hat, um bald darauf in dichteriſcher Geſtalt verewigt zu werden, unterhalten will: — es iſt vielmehr ein Vorgang ganz anderer Art, der ein halbes Jahrtauſend früher hier ſeinen Abſchluß gefunden hat, den ich im Auge habe und der den Ausgangspunkt der Betrachtung bilden ſoll, für welche ich mir heute Ihre Aufmerkſamkeit erbitte.

Es war am 7. Juli 1285, als König Rudolf von Habsburg in Begleitung eines vornehmen und ſtattlichen Gefolges auf der Anhöhe über der Stadt Stellung nahm, während ringsum die Menge des ſchauluſtigen und teilnahmsvollen Volkes ſich angeſammelt hatte. Das Auge des Königs aber war auf den Scheiterhaufen gerichtet, der inmitten des Wieſengrundes aufgeſchichtet ſtand und deſſen lodernde Flammen an dem Leibe eines zum Feuertode verurteilten Mannes emporſchlugen.

Wer aber war der Unglückliche und welches Verbrechen ſollte er in den Flammen ſühnen?

Ein Kaiſer war es, das heißt, ein falſcher Kaiſer, ein Mann von dunkler Vergangenheit, in hohem Alter ſtehend: vor etwa zwei Jahren war er in den Gegenden des Niederrheins aufgetaucht als wallender Pilger mit dem Vorgeben, er ſei Kaiſer Friedrich der Andere: er ſei nicht geſtorben, ſondern habe ſich damals vor ſeinen Feinden geflüchtet; jetzt aber ſei er wiedergekommen, um ſein Reich zurückzufordern und um Rache zu nehmen an ſeinen Gegnern. Der Abenteurer hatte in den Städten des Weſtens, zumal bei der unteren Klaſſe des Volkes, viel Glauben und An-

hang gefunden. Längere Zeit hatte er seltsamerweise sein Unwesen zu treiben und die angemaßte Rolle des echten Kaisers mit Erfolg zu spielen gewußt. Zuletzt aber hatte ihn doch das kühne und wunderliche Wagnis auf den Scheiterhaufen geführt.

Indes war mit seinem Tode der Spuk keineswegs zu Ende. Auf dem, seit einem Menschenalter weitverbreiteten Wahne, der im Jahre 1250 in Wahrheit gestorbene Kaiser Friedrich II. sei nicht tot, sondern werde wiederkommen, die Krankheit der Zeit zu heilen, hatte der verwegene Geselle sein Abenteuer aufgebaut. Und dieser Wahn überlebte ihn und wucherte fort in den Träumen des ewig hoffenden Volkes; sein Beispiel hatte sogar Nachahmungen und Wiederholungen zur Folge und erst im Verlaufe des 16. Jahrhunderts tritt im Zusammenhang mit dem Wechsel der Stimmung jener Glaube aus den Reihen der lebendigen Thatsachen zurück und erleidet allmählich jene Metamorphose, kraft welcher die Gestalt des ersten Friedrich an die Stelle des zweiten tritt, um schließlich, wie wir alle wissen, zum Symbol unserer nationalen Hoffnungen zu werden, und zwar in so bestimmter Weise, als sei er dies von jeher gewesen.

Als indes seit dem deutsch-französischen Kriege und der Gründung des neuen deutschen Kaisertums diese Kaisersage zum Gegenstande einer kritischen Untersuchung gemacht wurde, ergab sich, wie jetzt allgemein zugegeben wird, mit unumstößlicher Gewißheit, daß im Laufe der letzten Jahrhunderte eine Verwechselung eingetreten und daß nicht Friedrich Barbarossa, sondern wohl oder übel sein Enkel Kaiser Friedrich II. als der Held unserer echten und ursprünglichen Kaisersage betrachtet werden muß. Daß aber auch die Verschiebung der Sage ihren guten, tiefen Sinn hat, das ist weniger deutlich erkannt und ausgesprochen worden; und so will ich versuchen, Ihnen auf Grund der neuesten Forschungen klarzulegen, wie das alles so gekommen ist und so hat kommen müssen.

Also mit Kaiser Friedrich II. haben wir es zu thun.

Der Ursprung der Sage von der Wiederkehr des Kaisers ist in Italien, nicht in Deutschland zu suchen. Italien war das Land seiner Geburt und zugleich der Schauplatz des bei weitem größten Teiles seines Ringens und seiner Thaten. Wer kennt nicht den Riesenkampf, den er mit der Kurie und mit den lombardischen Städten Jahrzehnte hindurch gekämpft hat. Mit den höchsten Anlagen und einer unvergleichlichen Herrschergabe ausgestattet, der selbstbewußte Vertreter des antitheokratischen Systems der modernen Staatsidee, unternimmt er den Zweikampf mit einer Macht, die seine letzten Ziele wohl durchschaut, vor keinem Äußersten zurückschreckt und in der Beherrschung der öffentlichen Meinung ihm zuletzt überlegen bleibt. Ein weltgeschichtlicher Konflikt ist es, der hier ausgefochten wird; die Ober-

herrschaft der Kirche oder des Staates, des Papsttums oder des Kaisertums, das ist die Frage; über das Schicksal der Welt und vor allem auch Deutschlands wird auf Jahrhunderte hinaus das Los geworfen. Alle Kräfte des Fanatismus und des Hasses haben sich im Verlaufe des Streites entwickelt. Der Antichrist oder doch der Vorläufer des Antichrist hat sich nach den Aussprüchen seiner Gegner in der Person des Kaisers erhoben, und, wenn er je einmal vom Schauplatz verschwunden, heißt es, wird er darum doch nicht gestorben sein und dereinst wiederkommen, und, wenn auch wider Willen, eine bessere Zeit für dieselbe heraufführen.

Solche prophetische Stimmen sind schon bei Lebzeiten des Kaisers in apokalyptisch-mystischer Fassung laut geworden und haben sich nach seinem Tode fortgepflanzt, aber auch umgebildet: „der verschwundene Kaiser kann auch wiederkommen, die entartete Kirche zu reformieren und die Herrlichkeit des Reiches zu erneuen." Ein solcher phantastischer Glaube aber war wie geschaffen, in aufgeregten Zeiten mißbraucht zu werden und eine Täuschung an die Stelle der verschleierten Wirklichkeit zu setzen. Fälle der Art, daß wirklich Gestorbene nach einiger Zeit wieder auftauchten und ihre angeblichen Rechte zurückforderten, waren ja bekanntlich niemals etwas Seltenes, und am wenigsten in den Zeiten des Mittelalters: angefangen von dem falschen Kaiser Heinrich V. bis herab auf den falschen Waldemar. Solche Abenteurer durften selbst auf einigen Erfolg rechnen, sobald irgend ein wirksames Interesse sich mit ihrer Kühnheit verbinden ließ.

Bei Kaiser Friedrich II. nun lag die Sache so, daß vielleicht im Zusammenhange mit den erwähnten Prophezeiungen, der Zweifel, ob er wirklich gestorben sei, in Italien ziemlich bald nach seinem Tode Gestalt gewann und durch das Gerücht weite Verbreitung fand. Schon sieben Jahre nachher setzten zum Zeugnis dessen einige politische Parteigänger — es werden Ghibellinen gewesen sein — einen Preis auf die Beantwortung der Frage, ob der Kaiser wirklich tot sei oder ob er noch lebe? Und ein paar Jahre später erstand in Sizilien, von den Gegnern König Manfreds vorgeschoben, ein falscher Friedrich, der freilich das kurze Vergnügen bald genug mit dem Tode bezahlen mußte.

Die einmal aufgetauchte Wahnvorstellung von der Wiederkunft des Kaisers — sei es als Antichrist, sei es als Reformator, — erhielt sich auch weiterhin in Italien: was aber die Hauptsache ist, sie fand schnell genug den Weg über die Alpen nach Deutschland und erlebte hier eine äußerst fruchtbare Entwickelung und reizvolle Nutzanwendung. Der Kaiser hatte zwar nur einen geringen Teil seines Lebens in der Heimat seiner Ahnen zugebracht, aber seine gesamte geschichtliche Erscheinung hatte auf die Gemüter seiner Zeitgenossen auch aus der Ferne einen überwältigenden Ein-

druck geübt, daß sie, hoffend oder fürchtend, sich von derselben nicht leicht zu befreien vermochten. Von Deutschland gilt dies in besonderem Grade.

Die trostlose Epoche des großen Interregnums, der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit ist ja bekannt. Unsere Nation hat den Glanz ihrer Kaiserzeit und der damit verbundenen weltbeherrschenden Stellung teuer bezahlen müssen: ohnmächtig, zerrissen, gedemütigt ist sie aus derselben hervorgegangen. Aber das Gedächtnis der hingeschwundenen Größe blieb desungeachtet um so lebendiger bestehen, je unbehaglicher sich die Gegenwart gestaltete. Man fing an, sich des herrlichen Kaisergeschlechtes zu erinnern, das die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hatte, und frug nicht mehr nach dem Preis, den er gekostet hatte. Und so tief war der Mut nicht überall im Reiche gesunken, daß man die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Zeiten so leicht hätte fahren lassen.

Wie hätte unter solchen Umständen die Kunde von dem geheimnisvollen Fortleben des gewaltigen Kaisers hier nicht tausend empfängliche Herzen entzünden sollen, wo die gegebenen Verhältnisse nach wie vor so unbefriedigend und traurig blieben?

Es hatte in Deutschland stets eine Partei gegeben, die an dem Kampfe Friedrichs mit der Kurie den lebhaftesten Anteil nahm, und, wie z. B. die Sekte von Schwäbisch-Hall, von ihm und seinem Sohne die Züchtigung und Reform der Kirche erwartete. Diese Partei griff daher die Nachricht von dem Fortleben des Kaisers mit Leidenschaft auf und bald erzählte man sich in Schwaben: „Der Kaiser ist nicht tot und wird mit starker Macht wiederkommen."

Das Zwischenreich hatte durch die gesetzliche Wahl Rudolfs von Habsburg zum deutschen König allerdings seinen officiellen Abschluß gefunden, aber gleichwohl wollte und konnte es nicht sogleich überall besser werden. König Rudolf stellte zwar die öffentliche Ordnung wenigstens in einem Teile des Reiches zur Not wieder her, wer jedoch höhere Erwartungen an seine Erhebung geknüpft hatte, sah sich bald bitter enttäuscht. Hatte doch der König für den Preis der päpstlichen Anerkennung auf alle Grundsätze der ghibellinischen Politik feierlich verzichten müssen. Trotzdem hätte er sich gerne die Kaiserkrone in Rom geholt, denn sie hätte immerhin seiner prekären Stellung höheren Glanz verliehen, — aber die Hindernisse, die ihm die Kurie und fast noch mehr die französische Intrigue entgegenstellte, vereitelte endgültig seinen lebhaften Wunsch. Genug, die Tage der Macht und des Ansehens schienen unwiederbringlich dahin zu sein, und in der That war das erneuerte Königtum und mit ihm die deutsche Nation zu einer allzu bescheidenen Rolle in der Welt verurteilt. Über dem fortgesetzten, wenig erfolgreichen Ringen mit den wachsenden Schwierigkeiten sank die

Volkstümlichkeit des Königs; auf die Treue ſo mancher Fürſten konnte er ſich vielfach nicht mehr verlaſſen, die Reichsſtädte murrten, weil er ihre Steuerkraft allerdings oft ſchonungslos in Anſpruch nahm, in der Ritterſchaft hatte ſich in den letzten Jahrzehnten ein unruhiges Element entwickelt, das die Landfriedensbeſtrebungen König Rudolfs häufig zu Schanden werden ließ, in den Schichten des Volkes ſelbſt, in den Städten und auf dem flachen Lande, die unter den Wirren des Zwiſchenreichs am ſchwerſten gelitten hatten und dadurch erſt recht in Aufregung verſetzt worden waren, hatte vielfach eine geradezu revolutionäre Stimmung Wurzel geſchlagen. Es iſt nicht zu viel geſagt, eine bedenkliche Gärung ſocialer und zugleich antikirchlicher Natur hatte, namentlich in den weſtlichen und bevölkertſten Gebieten des Reiches, um ſich gegriffen.

Unter ſolchen Umſtänden gehörte nicht viel dazu, daß die weitverbreitete und in der Tiefe wühlende Unzufriedenheit eine greifbare, wenn ich ſo ſagen darf, perſönliche Geſtalt annahm: mit einem Worte, Kaiſer Friedrich der Andere, welcher der Sage nach noch nicht geſtorben war, ſondern ſich bloß zurückgezogen hatte, tritt jetzt plötzlich aus ſeiner Verborgenheit hervor auf den Schauplatz der Geſchichte und feiert mehr als ein Menſchenalter nach ſeinem wirklichen Tode ſeine Auferſtehung. Und zwar tritt das Trugbild faſt gleichzeitig an mehreren Orten auf, ſo in Kolmar, in Neuß am Rhein und in Lübeck.

Die in jeder Beziehung bei weitem merkwürdigſte dieſer Spukgeſtalten iſt jener Pſeudokaiſer, deſſen Kataſtrophe in Wetzlar ich bereits berührt habe und auf welchen ich nun ausführlicher zurückkomme. Während wir über die Abenteurer von Kolmar und Lübeck nur dürftig unterrichtet ſind und ſie nachgewieſenermaßen raſch von der Bildfläche verſchwinden, fließen die Nachrichten über den dritten dieſer Gruppe ziemlich reichlich, wenn auch ſelbſt in dieſem Falle noch vieles dunkel und rätſelhaft bleibt. Aus den überkommenen Thatſachen aber geht zunächſt das Eine mit Gewißheit hervor, daß der Glaube an die Wiederkunft des verſchwundenen Kaiſers gerade in den unteren Volkskreiſen weit verbreitet war, daß hier eine tiefgegründete Sympathie, ein rückhaltloſes Vertrauen auf Friedrichs Geſetzgebung und politiſche Tendenz fortlebte, und ſich mit Hoffnungen kühnſter Art verſetzt hatte.

Der in Frage ſtehende Pſeudokaiſer iſt bekannt unter dem Namen „Tile Kolup“ oder „Dietrich Holzſchuh“, Namen, die gleichbedeutend ſind. Über ſeine Herkunft iſt das Eine gewiß oder doch ſo gut wie gewiß, daß er aus der niederſten Schicht des Volkes hervorgegangen, daß er ſich, wie hundert andere, in jüngeren Jahren jenſeits der Berge aufgehalten hat. Bei dieſer Gelegenheit hatte es ihm nicht ſchwer werden können, den echten

Kaiser in der Nähe zu sehen und weiterhin das Gerücht von dem Fortleben desselben kennen zu lernen. Betrüger oder Schwärmer, war er nach allem auf die Rolle, in welcher er jetzt auftrat, offenbar gut vorbereitet und mit der herrschenden Volksstimmung hinlänglich vertraut. Sein erster Versuch in Köln (1283) war übrigens keineswegs ermutigend: er erlitt hier eine gründliche moralische Niederlage und wurde mit Schimpf und Schande aus der Stadt gewiesen. So begab er sich denn mit seinem Anhang von da nach Neuß am Rhein und hier war sein Erfolg um so entschiedener und nachhaltiger. Die Stadt Neuß war keine Reichsstadt, sondern dem Erzbischof von Köln unterworfen; jedoch gerade auf Grund der Abneigung der Bürger gegen dieses Abhängigkeitsverhältnis wurde hier der Betrüger mit offenen Armen aufgenommen, und der Landesherr, Siegfried von Westerburg — sonst ein entschlossener und kriegerischer Fürst — scheint aus Verstimmung gegen König Rudolf von Habsburg das dreiste Treiben vorerst ruhig geduldet zu haben.

Die Kunde von der zur That gewordenen Wiederkunft des so lange erwarteten Kaisers hat sich Rhein auf und Rhein ab rasch verbreitet, ja, es dauerte nicht lange, so überflog sie die Alpen, und es trafen bald Boten von den lombardischen Städten und dem Markgrafen von Este ein, um zu erfahren, was an dem überraschenden Gerüchte Wahres sei? Und was in besonderem Grade merkwürdig ist, selbst die Joachiten, aus deren Mitte seiner Zeit die apokalyptisch-mystischen Weissagungen von dem Fortleben und der Wiederkunft des echten Kaisers Friedrich als dem zukünftigen Antichrist ausgegangen waren, schrieben dem Gerüchte Glauben zu.

Unter den Elementen, die sich in Deutschland um den Pseudokaiser sammelten, überwog das sogenannte „arme Volk", das von radikalen Wünschen erfüllt, von demselben in erster Linie die Züchtigung der verhaßten und, wie sie behaupteten, in ihrem Reichtum schwelgenden Kirche erhoffte. Die Bewegung, welche sich auf diese Weise entwickelte, war daher nur in dem Sinne national, als es sich darum handelte, das Kaisertum wieder zu Ehren zu bringen, das ihm freilich nur Mittel zum Zweck sein sollte: denn im übrigen war sie revolutionärer und socialer Natur, da sie auf die Reichtümer und den Sturz der Hierarchie spekulierte. Was man nun in diesem Kreise von dem echten zweiten Friedrich wußte, ließ sich ja ungefähr in dieser Richtung deuten; die Hauptsache blieb doch immer, daß man sich denselben wohl oder übel als den unversöhnlichen Gegner der Hierarchie dachte. Nicht umsonst erzählen daher unsere Quellen, wenn auch vielleicht nicht ohne Übertreibung, daß von überall her die Ketzer — es gab solche genug im Lande — ihm zugeströmt seien. Und was für sie besonders wichtig war, von verschiedenen Seiten flossen ihm reichliche

Geldmittel zu. Die Zahl ſeiner Anhänger wuchs derart, daß er ſeinen Gegnern im Lichte eines Zauberers und Schwarzkünſtlers erſchien. Genug, wer wenigſtens in den rheiniſchen Gegenden mit König Rudolf unzufrieden war, ſuchte Fühlung mit ſeinem Doppelgänger.

Die Vermutung, daß hinter ihm geheime mächtige Feinde des Königs geſtanden, liegt daher nahe genug und iſt auch gleich damals, freilich ohne jede nähere Andeutung, ausgeſprochen worden.

So ſteigerte ſich die Zuverſicht des Prätendenten bald in dem Grade, daß er eine förmliche Hofhaltung und eine kaiſerliche Kanzlei organiſieren konnte und es unternahm, mit mehreren Reichsfürſten in Beziehung zu treten. Den Gipfel der Kühnheit aber bedeutete es, daß er ſich vermaß, den König Rudolf vorzuladen und ihn aufzufordern, ſich von ihm mit der deutſchen Krone belehnen zu laſſen. Nach den Verſicherungen gut unterrichteter Zeitgenoſſen fing das Schifflein des Königs in der That zu ſchwanken an und wußten viele nicht mehr, wen ſie für den rechten Herrn halten ſollten, Rudolf oder den Pſeudokaiſer! Die Frage drängt ſich unwillkürlich auf, wie war es möglich, daß ein ſolches Gaukelſpiel am hellen Tage ſo lange beſtehen konnte? In der That könnte nicht leicht etwas bezeichnender ſein für die deutſchen Zuſtände jener Zeit als gerade dieſe Möglichkeit.

König Rudolf war in ſeinen jungen Jahren dem echten Kaiſer Friedrich II. nahe geſtanden und war deſſen wirklichen Todes in dem Grade gewiß, daß er die Komödie, welche in Neuß aufgeführt wurde, für das Beginnen eines Verrückten erklärte und, von dringlicheren Sorgen in Anſpruch genommen, lange Zeit ſich dagegen gleichgültig verhielt.

Erſt als der Handel allmählich ein ernſteres Anſehen gewann, als die erwähnte Vorladung an ihn gelangte und ſeine nächſten Vertrauten ihn auf das Gefährliche der Sache aufmerkſam machten, als man ſich über den Zuſammenhang des Widerſtandes der Städte im Elſaß und in der Wetterau mit den Sympathien für Tile Kolup nicht länger täuſchen konnte, unterbrach er ſeine kriegeriſchen Operationen am Oberrhein und erhob ſich, das Blendwerk mit Macht zu zerſtören.

Der Pſeudokaiſer hatte ſich mittlerweile aufgemacht und war von Neuß nach Wetzlar übergeſiedelt, um, wie man meinte, ſeinen Anhängern in der Wetterau näher zu ſein. Die Stadt Wetzlar war gerade um dieſe Zeit, wie andere Reichsſtädte auch, in einem Zerwürfnis mit König Rudolf wegen der verweigerten Reichsſteuer geſtanden, hatte aber inzwiſchen ihren Frieden mit ihm gemacht und die geforderte Zahlung geleiſtet. Gleichwohl hatte der ſonſt konſervative Rat der Stadt den Pſeudokaiſer in ſeinen Mauern aufgenommen, d. h. er hatte wohl nicht ändern können, daß Tile

Kolup von dem beweglicheren Teil der Bevölkerung mit offenen Armen aufgenommen wurde und hier seinen Thron aufschlug.

Als nun der König gegen die Stadt heranzog, mußte es sich zeigen, ob das wunderliche Beginnen die Probe bestehen würde. Es hat sie schlecht bestanden. Die Ratspartei ermannte sich und vertrug sich möglichst rasch mit dem König. Die Kosten dieser Versöhnung aber mußte der Pseudokaiser bezahlen.

Es geht aus allem hervor, daß das Gerücht die Gefährlichkeit der Situation doch überschätzt hatte. Der Fanatismus seiner Anhänger ging nicht tief; einen seiner nächsten Vertrauten ausgenommen, dachten sie nur mehr an die eigene Rettung. Vielleicht hatte ihnen der Abenteurer auch Hoffnung auf eine außerordentliche Hilfe gemacht, die sich aber nicht realisieren wollte. Genug, sie ließen ihn in Stich und verzichteten auf Widerstand. So erfüllte sich schnell das Schicksal des falschen Kaisers. Er wurde an den König ausgeliefert, peinlich befragt und als Zauberer und Ketzer zum Feuertode verurteilt. Noch am selben Tage, wie es scheint, am 7. Juli 1285 wurde das Urteil vollzogen.

So leicht, bei der ersten unsanften Berührung, zerging das dreiste Unternehmen in nichts, und doch sind damit die Keime desselben keineswegs zerstört, jener Wahn des gemeinen Mannes in den Flammen des Scheiterhaufens nicht erstickt worden. Das Volk hielt vielmehr nach wie vor mit zäher Hartnäckigkeit daran fest. Ja, fanatische Anhänger des gerichteten Tile Kolup wühlten in der Asche des verkohlten Scheiterhaufens und, als sie keine Überbleibsel von den Gebeinen ihres Helden entdecken konnten, folgerten sie, Gott habe ein Wunder gethan; ihr Kaiser sei nicht tot, sondern nach wie vor leibhaftig und lebendig und werde seiner Zeit wiederkommen, „die Pfaffen zu vertreiben."

Und in der That erhob sich schon das Jahr darauf ein neuer Kaiser Friedrich am Niederrhein, der zu Gent gefangen und zu Utrecht gehängt wurde, und zehn Jahre später, zur Zeit des Königs Adolf von Nassau, erschien in Eßlingen, in der Heimat des Staufers, ein anderer Pseudo-Friedrich, von welchem wir freilich weiter nichts erfahren, als daß er sein Unternehmen mit dem Feuertode büßte. Doch der Schluß liegt nahe, daß er mit ähnlichen Ansprüchen aufgetreten war.

Nun vergeht ein halbes Jahrhundert, in welchem wir von dem Fortbestehen dieses Wahnes wenig Greifbares erfahren, aber gleichwohl bleibt es gewiß, daß derselbe inzwischen nicht erloschen ist. Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß volkstümliche Überlieferungen wie eine Geheimlehre sich gerne in aller Stille von Geschlecht zu Geschlecht vererben, um gelegentlich wieder laut zu werden, dem Strome gleich, der eine Zeit lang

unter der Oberfläche verschwindet, um dann plötzlich wieder hervorzubrechen. Gerade in dieser Zeit hat sich die Kaisersage mit anderen aus der Ferne entlehnten, nicht ursprünglich damit verbundenen Vorstellungen versetzt, wie z. B., daß der wiederkehrende Kaiser zugleich der „letzte Kaiser" sein werde, von welchem seit längerer Zeit eine Sage mystisch-apokalyptischer Natur im Umlaufe war, und daß er nach Vollziehung seines reformatorischen Berufes einen siegreichen Kreuzzug unternehmen, Krone und Schild an einem dürren Baume des Ölberges bei Jerusalem aufhängen, worauf der Baum wieder zu grünen anfangen und eine Zeit des Glaubens und des Friedens folgen werde, und dergl. mehr.

In der Epoche Kaiser Ludwigs des Baiern und seines heftigen Zerwürfnisses mit dem päpstlichen Hofe in Avignon, das bekanntlich von reformatorischen Tendenzen begleitet war, erinnerte man sich lebhaft an den Namen des ächten Kaisers Friedrich des Anderen; ja der bloße Name „Friedrich" hat sogar außerhalb Deutschlands, in Italien und Südfrankreich einen solchen Zauber ausgeübt, daß man in ketzerischen Kreisen die auf ihn gesetzten Hoffnungen auch auf einen anderen Fürsten dieses Namens übertrug und der Kultus eines dritten Friedrich sich entwickelte, welchem erst der langmütige und geistesträge Kaiser Friedrich III. aus gutem Grunde den Todesstoß gegeben hat.

In Deutschland hält der Volksglaube jedoch unerschütterlich an dem zweiten Friedrich und seiner Wiederkehr fest, ohne jede Rücksicht auf die immer deutlicher sprechenden natürlichen Gegengründe. Bald nach dem Tode Ludwigs des Baiern erzählt ein Wirzburger Geschichtsschreiber zum Jahre 1348, ein Astrologe habe geweissagt, daß ein einziger Herr sein werde, welcher das römische Reich erhöhen, den Papst und die Kardinäle erniedrigen werde. Die Vermutung, daß der Sternkundige dabei an die verheißene Wiederkunft Kaiser Friedrichs II. gedacht, wird, wie sich gleich ergeben soll, nicht allzu gewagt erscheinen.

Es waren ja schlimme Zeiten damals. So viele Hoffnungen auch im Umlauf waren, keine derselben wollte sich erfüllen. Eine trübe, eine verzweifelnde Stimmung hatte sich unseres Volkes bemächtigt. Die Sekte der Geißler hielt ihren düstern Umzug durch Stadt und Land, eine Pest, wie die Geschichte wenige, gleich verheerende Krankheiten kennt, der „schwarze Tod", forderte Tausende und aber Tausende von Opfern und, im Zusammenhange damit stehend, reihten sich daran in ganz Deutschland und darüber hinaus die unmenschlichen Judenverfolgungen!

In dieser trüben, angsterfüllten Zeit blickte die verzweifelte Menge nach einem Erretter, und da wurde die in der Stille fortgepflanzte Sage von der Wiederkunft des Kaisers Friedrich wieder laut und lebendig. Ein

zeitgenössischer Geschichtsschreiber, Johannes von Winterthur, ein Minorit, der um 1340 bis 1350 im Kloster seines Ordens zu Lindau lebte, und der jenen Glauben auf das schärfste verurteilte, legt um 1348 ein mehr als merkwürdiges, aber trotzdem glaubwürdiges Zeugnis dafür ab: „Kaiser Friedrich," erzählte er, „so behaupten viele, wird mit großer Macht wiederkommen und die entartete Kirche reformieren. Er wird kommen und muß kommen, und wenn er in tausend Stücke zerschnitten, ja wenn er zu Asche verbrannt wäre. Er wird und muß wiederkommen, weil es so in Gottes unabänderlichem Rate beschlossen steht. Und wenn er erschienen sein wird und zur Herrlichkeit des Reiches zurückgekehrt, wird er den armen Jungfrauen und Witwen reiche Männer geben, die Nonnen mit Mönchen verheiraten und den Witwen und Waisen, welchen man alles genommen, ihr Eigentum wieder erstatten und jedermann volle Gerechtigkeit erweisen. Und die Mönche, die ihn einst bei dem Papste angeklagt und ihn vom Reiche vertrieben haben, namentlich die Minoriten, wird er zum Hause hinausjagen. Nachdem er endlich sein Reich wieder erlangt und dasselbe noch gerechter und glorreicher regiert haben wird als vordem, wird er über das Meer fahren und am Ölberg an einem dürren Baume seine Krone niederlegen."

Man sieht, wie der alte Wahn in der Zwischenzeit, gewiß im Zusammenhang mit den fortgesetzten Kämpfen der Päpste gegen die kaiserliche Gewalt, die radikalen Seiten seines Inhalts in fast erschreckender Weise entwickelt hat, ein Zeichen dafür, daß vieles krank war in deutschen Landen. Wir haben hier das Programm einer kirchlichen und socialen Revolution vor uns, wie selbst der Bauernkrieg ein kühneres nicht entwickelt hat.

Und solche verzweifelte Gedanken wollen nicht zur Ruhe kommen, auch in dichterischer Form ringen sie nach Ausdruck. Nun möchte man meinen, angesichts eines so weit verbreiteten, so zuversichtlichen, ja leidenschaftlichen Glaubens an die Wiederkunft des Kaisers hätte sich unfehlbar wieder ein falscher Kaiser erheben müssen. Das war aber nicht der Fall! Kaiser Karl IV. hätte in der That zu einem solchen Versuche so gut herausfordern können wie Rudolf von Habsburg. Die Kunst, solche Spukgestalten ins Leben zu rufen, war nicht ausgestorben. Kaiser Karl IV. hat sie bekanntlich mit dem falschen Waldemar, der uns wie eine Kopie Tile Kolups erscheint, meisterhaft angewendet, aber ein falscher Kaiser ist nicht wieder aufgetaucht, wenigstens nicht im 14. und nicht mehr im 15. Jahrhundert. Erst im 16. Jahrhundert ersteht noch einmal ein solcher zum letztenmale in Thüringen, freilich in so dürftiger und harmloser Gestalt, daß er uns höchstens Mitleiden einflößen kann.

Dieser Umstand giebt uns Veranlassung, unsere Aufmerksamkeit der Frage nach der Lokalisierung der Sage vom echten Kaiser Friedrich und seiner Wiederkunft zuzuwenden. Mit einem Worte, wo hält sich der verschwundene Kaiser in der Zeit auf, die zwischen seinem Verschwinden und seiner Wiederkunft liegt?

Die Sage hat anderthalb Jahrhunderte bestanden, ehe sie lokalisiert, das will sagen, an eine bestimmte Örtlichkeit geknüpft wurde, ehe wir wenigstens etwas Näheres davon vernehmen: die ursprüngliche und ältere Überlieferung sagt weiter nichts, als daß sich der Kaiser vor der Verfolgung seiner Feinde in das Morgenland zurückgezogen habe, und von dort einst wiederkommen werde. Auch Tile Kolup ist nicht anders als ein Pilger, aus fernen Landen kommend, in Deutschland aufgetreten. Erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts wird berichtet, daß sich der verschwundene Kaiser in der Burg am Kyffhäuser aufhält, wohlgemerkt, in der Burg, nicht in der Tiefe des Berges. Neben dieser waren bald auch andere wüste Burgen im Reiche als Aufenthaltsort des Kaisers genannt: die Burg zu Kaiserslautern und der Trifels, also zwei staufische Burgen. Am Kyffhäuser ist aber zuletzt die Sage haften geblieben.

Wie gerade der Kyffhäuser zu dieser Ehre kam, ist höchstens zu vermuten. Er liegt in der goldenen Aue im nördlichen Thüringen. Die Burg erweist sich als ursprünglich kaiserlich. Der Volkssage zufolge hat sie sogar Julius Cäsar erbaut. In der Nähe lag die kaiserliche Pfalz Tilleda, wo sich Kaiser Friedrich I. und Heinrich VI., aber niemals Friedrich II., gelegentlich kurz aufgehalten haben. Später kam die Burg in die Hände der Grafen von Leichlingen und weiterhin der Fürsten von Schwarzburg, welchen der Berg samt der Ruine der Burg noch heutzutage gehört. Von alters her hat bis zur Reformation daselbst auch eine Kapelle gestanden, ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Ein thüringischer Chronist, Johannes Rothe aus Eisenach ist es, der um 1430 erzählt, daß nach dem Volksglauben Kaiser Friedrich II. im Bergschlosse des Kyffhäuser bis zum jüngsten Tage weile, sich von Zeit zu Zeit sehen lasse, mit den Leuten rede und dereinst wiederkommen werde. Er selbst teilt diesen Glauben durchaus nicht und verurteilt ihn als Thorheit und Ketzerei.

Die Ketzerei hat sich aber doch behauptet und auch die Reformationszeit hat die volkstümliche Überlieferung verschont und nur mit einigen Zügen modifiziert.

Arme Hirten und Bauern sehen den Kaiser nach wie vor in der Nähe des Kyffhäusers. Er haust aber jetzt nicht mehr in der verfallenen Burg, sondern in der Tiefe des Berges; mit einem „grausam langen" Barte ist er behaftet und harrt seiner Zeit: es ist dies ein Moment der

Sage, in welchem sie mit dem germanisch-mythologischen Zuge der Bergentrückung zusammentrifft.

Als eine zweite Modifikation der Sage, die sich um diese Zeit bereits vollzogen hat, erscheint die Thatsache, daß ihre radikale, antihierarchische Tendenz, die ursprünglich den Kern derselben gebildet hat, aus naheliegenden Gründen verschwunden ist.

In dieser modifizierten Gestalt, aber in greifbarer geschichtlicher Fassung tritt die Kaisersage zum letztenmale in Thüringen auf. Aus der Zeit unmittelbar vor dem schmalkaldischen Kriege wird uns eine gar wundersame, aber wohlbeglaubigte Geschichte erzählt. Und es ist gewiß kein Zufall, daß dies gerade um diese Zeit geschieht.

Im Jahre 1546 erscholl in der goldenen Aue und darüber hinaus das Gerücht, in der Ruine des Kyffhäuserberges sei Kaiser Friedrich der Andere erschienen und gesehen worden. Sofort strömte, wie das zu geschehen pflegt, daselbst eine Menge neugierigen Volkes zusammen, um das Wunder zu beschauen. Als angeblichen Kaiser fand man da einen alten, abgelebten Mann, der auf Befragen die Antwort gab, er sei der Kaiser Friedrich und gekommen, Friede zu machen, die deutschen Fürsten, die zur Zeit regieren, würden ja doch nichts zu stande bringen. Seit 300 Jahren habe er im Berge gelegen und sei jetzt durch Gott berufen, die kaiserlichen Rechte wiederherzustellen.

Aus der amtlichen Untersuchung, die alsbald über den Fall und diesen Pseudokaiser angestellt wurde, ergab sich, daß man es mit einem harmlosen, armen Menschen, einem herabgekommenen Schreiber aus Langensalza zu thun hatte, dem die Klarheit seines vermutlich niemals starken Geistes abhanden gekommen und der zu der Rolle eines Prätendenten wahrscheinlich mehr durch äußere Einwirkungen als aus der Tiefe seiner Seele heraus verführt worden war. Also blieb kein Zweifel übrig, daß man es mit keinem trügerischen Abenteurer zu thun hatte, sondern mit dem unschuldigen Märtyrer einer ursprünglich kühnen und immerhin merkwürdigen Volksüberlieferung. So wurde er denn auch menschlich behandelt und für seine alten Tage gesorgt.

Mit einem so dürftigen Lebenszeichen klingt unsere Kaisersage aus, wenn sie auch in den Träumen der Hirten und Bauern der goldenen Aue fortlebt bis auf den heutigen Tag. — Wie schon bemerkt, ein falscher Kaiser ist fortan nicht mehr erstanden. Dagegen hatte sich in der Umgegend des Untersberges bei Salzburg die Sage von Karl dem Großen festgesetzt, die sich dann öfter mit der Sage von Kaiser Friedrich vermischt hat; indes hat die Person Karls des Großen nur ein einziges Mal eine Wiederbelebung erfahren: zur Zeit des ersten Kreuzzugs erzählt man,

Kaiser Karl sei aus Bergestiefen auferstanden. Aber niemals hat sich im Ernst ein falscher Karl erhoben, wieviel sich auch sonst die Phantasie des Volkes, beziehungsweise der Dichter damit beschäftigt hat.

Die ächte Kyffhäusersage aber ist seit der Mitte des 16. Jahrhunderts von der Höhe eines lebendigen Volksglaubens bald genug zu einer anekdotenhaften Volkssage herabgesunken. Die überaus traurige Zeit des dreißigjährigen Krieges hätte den Glauben an die Wiederkunft des populären Kaisers wohl von neuem lebendig machen können, aber das Elend, scheint es, war so groß, daß auch die Erinnerung an die glänzende Zeit unserer Geschichte aus dem Volksbewußtsein zu verschwinden drohte. Der originelle Roman „Simplicissimus“ spricht wohl einmal von einem „edlen, deutschen Helden“, der da kommen, ein deutsches Parlament berufen und das Kaisertum wieder herstellen soll, jedoch von Kaiser Friedrich ist darin keine Rede. Er paßte wohl auch nicht recht dazu, so nahe die Erinnerung gerade an ihn gelegen hätte. Im 18. Jahrhundert war es nicht viel anders, wie sehr sich die Zeiten auch sonst geändert hatten. Friedrich der Einzige hätte nun freilich schon des Namens wegen an den Helden der Kaisersage erinnern müssen, indes nur eine schwache Spur deutet auf etwas der Art hin.

Nur bei den Gelehrten und Kuriositätenliebhabern begegnen wir noch hie und da einer Erwähnung unserer Sage, und erst jetzt und auf diesem Boden vollzieht sich jenes Mißverständnis, durch welches Friedrich I. Barbarossa an die Stelle des zweiten Friedrich tritt und diesem unterschoben wird, während fast 300 Jahre lang, mit einer einzigen unbedeutenden Ausnahme vom Jahre 1517, eine solche Verwechselung niemals vorgekommen ist. Der große, lange Bart, der dem in der Tiefe des Berges ruhenden Kaiser angedichtet wurde, hat wohl ebenso wie sein Kreuzzug, von dem er nicht wieder heimgekehrt ist, jene Verwechselung veranlaßt oder doch begünstigt. Seitdem hat dieses seltsame Mißverständnis Fortschritte gemacht und sind einzelne Züge hinzugefügt worden, von denen die ursprüngliche Fassung nichts weiß. Die Einzelheiten dieser Wandelung darf ich wohl übergehen. Dagegen sei noch einmal auf die Thatsache hingewiesen, daß die Kaisersage auch in ihrer späteren Umbildung oder Verschiebung alle übrigen Zuthaten — mit gutem Grunde auch den Kreuzzug — preisgiebt und nur noch die Wiederherstellung des Reiches als echten nationalen Sehnsuchtswunsch festhält. In dieser Gestalt und an Friedrich Barbarossa geknüpft, hat unser Jahrhundert die Sage übernommen und hat Friedrich Rückert in der Zeit schwerer nationaler Not und Erniedrigung sie in seinem bekannten Gedichte verherrlicht und zum kostbaren Eigentum unseres Volkes gemacht, wie die Gebrüder Grimm in ihrer deutschen Sage.

Diese Vertauschung des zweiten Friedrich mit dem ersten hat übrigens einen guten Sinn und darf nicht als bloßer Zufall oder Mißverständnis aufgefaßt werden. Denn zu einem nationalen kaiserlichen Heros eignete sich der erste Friedrich, und es war ein glücklicher Instinkt, der jene Verschiebung angenommen oder adoptiert hat. Barbarossa war ein echter deutscher Mann und Kaiser und hat den Schwerpunkt seiner Politik trotz allem nur in Deutschland gesucht. Was hätte zur Zeit der Freiheitskriege und weiterhin sein skeptischer Enkel, der alles war, nur kein deutscher Mann und Fürst, für Trost bringen sollen?

Wie dem aber auch sei: der erwartete Kaiser hat lange genug geschlummert in der Tiefe des Kyffhäuser, und es begreift sich, wenn er gelegentlich ungeduldig wurde. Zuletzt ist er aber doch erwacht, um seine Mission auszuführen, und Heil uns, die wir es erlebt haben und uns der wiedergewonnenen Einheit erfreuen dürfen. Wolle der Himmel allen Deutschen die Kraft verleihen, den Wert des teuer errungenen Gutes niemals leichtsinnig zu verkennen, und möge er das junge Reich vor seinen äußeren und inneren, vor seinen alten und neuen Feinden in Gnaden bewahren.

Fürſtbiſchof Gerhard und der Städtekrieg im Hochſtift Würzburg.

Ein Vortrag, gehalten zu Würzburg 1861.

Im Jahre 1356 verkündigte Kaiſer Karl IV. für das deutſche Reich ein neues Grundgeſetz, das unter dem Namen der „goldenen Bulle" berühmt geworden iſt. Die alte Verfaſſung des Reichs war mit den Staufern untergegangen und hatte bis zu dieſem Augenblick einen geſetzmäßigen, formulierten Erſatz nicht gefunden. Hundert Jahre lang hatte man aus der Hand in den Mund gelebt. Kaiſer Karl IV. nun unternahm es, dieſe ſchwer empfundene Lücke auszufüllen und Licht und Ordnung in das Chaos zu bringen, das ſeit dem großen Zwiſchenreiche das politiſche Daſein der deutſchen Nation in ſich beſchloſſen hatte. Jedoch iſt dieſes Werk des klugen Luxemburgers nicht ohne Widerſpruch geblieben, und, alles wohl erwogen, entſprach es den wahren Bedürfniſſen des Reiches in keiner Weiſe. So geprieſen es auch heutzutage noch wird, es war von keinem wahrhaft ſchöpferiſchen Gedanken getragen und hat die Schwierigkeiten, die einer Neugeſtaltung des Reiches entgegenſtanden, mehr umgangen als bewältigt. Das treffendſte Urteil über dasſelbe liegt in dem von ihm getragenen Charakter der darauf folgenden Jahrhunderte unſerer Geſchichte ausgeſprochen, und angeſichts dieſes wird man im Ernſte nicht behaupten wollen, die goldene Bulle ſei der Anfang einer ſegensreichen Ordnung der Dinge für die deutſche Nation geworden. Am unzufriedenſten und aufgeregteſten waren die Städte, und es iſt keine Frage, ſie ſind von dem Kaiſer auch zu ſtiefväterlich bedacht worden. Ich meine zunächſt die Reichsſtädte, wie ſie namentlich im Süden und Weſten Deutſchlands in nicht unbedeutender Zahl emporgewachſen waren; dann die biſchöflichen, mit ihren oft ſo gemiſchten Herrſchaftsverhältniſſen, die ungeduldig nacheifernd neben den

Reichsstädten standen, und endlich so manche von Haus aus landsässige, aber durch Reichtum und Verbindungen ihrer Meinung nach zu einem höheren Dasein berufene Stadt. Diese Städte alle waren seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts als eine neue mündige Macht in unsere Geschichte eingetreten und hatten voll von Selbstgefühl und von überströmender Kraft eine neue Epoche derselben angekündigt. In ununterbrochenen heftigen Reibungen mit dem sie zurückweisenden Fürstentum und Adel hatten sie dann bald genug zu verstehen gegeben, daß sie sich nicht bloß versucht und berechtigt fühlten, hinter ihren Mauern ein freies und selbständiges Dasein zu gründen und zu führen, sondern auch bei der unleugbaren und ihre Interessen zumeist bedrohenden Unsicherheit des gegebenen Rechtszustandes ein kräftiges Wort in den Geschicken der Nation, des Reiches selbst mitzureden. Der Widerstand, den sie aber bei diesen Bestrebungen auf Seite der Fürsten und des Adels fanden, war ein allgemeiner und außerordentlich nachhaltiger, und so ist das ganze Jahrhundert von Rudolf von Habsburg bis auf Karl IV. von dem Geräusche ihres Kampfes ausgefüllt, insbesondere in den Gebieten der alten Herzogtümer von Schwaben und Franken, wo die herzogliche Gewalt untergegangen war und keinen ausreichenden Ersatz gefunden hatte. Immer aggressiver gehen Fürstentum und Adel vor, immer tiefer frißt sich die Erbitterung in den Städten ein, namentlich seit Karl IV. um seiner dynastischen Entwürfe willen und voll der zweideutigsten Haltung die letzteren unter den verschiedensten Formen den ersteren preisgab. Und nun erschien die goldene Bulle, die in unleugbar einseitiger Weise und ausschließlich die höchsten politischen Rechte im Reiche auf die Häupter der großen Kronvasallen vereinigte und den Städten in dem neugeschaffenen Organismus eine völlig untergeordnete, eine duldende Stellung anwies, ja denselben sogar die Anwendung der Mittel, wodurch sie stark geworden waren und sich bisher vor Vergewaltigung durch ihre Gegner geschützt hatten, untersagte, ohne doch eine wahrhaft starke Reichsgewalt zu schaffen, die das Amt des Schützers mit Erfolg hätte übernehmen können. Wenn demnach eine tiefgehende Verstimmung in den städtischen Kreisen laut wurde, so werden wir uns darüber nicht mehr verwundern. Indes war damit die Streitfrage noch keineswegs entschieden. Da der Kaiser es unterlassen, dieselbe auf dem Wege der Gesetzgebung zu regeln und den Städten die ihnen zum Wohle des Ganzen gebührende staatsrechtliche Stellung im Reiche anzuweisen, und das Fürstentum von jetzt an nur noch ungefügiger und feindseliger auftrat, so sah sich die Lösung dieser Frage wieder auf den Weg der Gewalt gewiesen, der dann auch schnell genug betreten worden ist. Noch bei Lebzeiten Karls IV. begann die städtische Gegenbewegung

und schon unter seinem Nachfolger ward der Entscheidungskampf gefochten, in dem die Städte zuletzt unterlagen. Dieser Kampf, der sogenannte „große Städtekrieg", hat das südliche und westliche Deutschland in seinen Tiefen ergriffen und erschüttert; keine Provinz aber ist mehr als unser Franken davon betroffen worden, keine freilich, Schwaben nicht ausgenommen, war zu solchen Erschütterungen mehr angethan als gerade Franken, wo wie in einem Mikrokosmus die so verschiedenen und mannigfaltigen politischen Bildungen, die sonst über die weite Fläche des Reiches verstreut lagen, auf engen Raum zusammengedrängt standen: das weltliche und das geistliche Fürstentum, zahlreiche geistliche Stifter und Klöster aller Orden und Namen, uralter Reichsadel und die neue Reichsritterschaft, freie Reichsstädte und, was sich nicht überall fand, sogar eine Anzahl von Reichsdörfern. Daß ein Kampf der Interessen, wie der in Rede stehende, auf solchem Boden heiß und dicht werden, daß hier die sich stoßenden Gegensätze hart aufeinander platzen mußten, liegt auf der Hand.

Jedoch nicht dieses Trauerspiel des großen Städtekrieges ist es, wovon ich heute etwas ausführlicher reden möchte, sondern ein Nachspiel desselben, das gleich darauf und auf dem Boden, auf dem wir stehen, sich abrollt, dessen Anfänge weit zurückreichen und dessen Knoten sich gleichzeitig mit demselben schürzt: ich meine den Städtekrieg im Hochstift Wirzburg.

Es geschah nämlich das Eigentümliche, daß, nachdem die große Entscheidung bereits gefallen und damit allen weiteren verwandten Bestrebungen präjudiziert war, hier im engeren Kreise innerhalb der Stiftsstädte, Wirzburg voran, eine Bewegung ausbrach, die sich kein geringeres Ziel setzte, als das landesherrliche Joch ganz und gar abzuschütteln und sich die Reichsunmittelbarkeit zu erobern, ein Beginnen, welches, wenn es gelang, unfehlbar zur Sprengung des Hochstifts und zum Sturz der fürstbischöflichen Machtstellung geführt hätte. Daß ein solcher Versuch überhaupt nur gemacht werden konnte, dazu mußte eine Reihe von ungewöhnlichen Motiven und Gelegenheiten zusammenwirken; entscheidend aber war, neben der allgemeinen Lage des Reichs, die Persönlichkeit des damaligen Fürstbischofs Gerhard von Schwarzburg, dessen herausforderndes System die von lange her drohende Gefahr zum endlichen Ausbruch getrieben hat. Ihn werden wir daher schon aus diesem Grunde näher ins Auge fassen müssen. Übrigens steht jener Versuch in dieser Zeit als eine einzige Erscheinung da und ist auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet merkwürdig genug. Eine Analogie dafür läßt sich höchstens im dem, ein Menschenalter vorher geschehenen Abfalle der schweizer Urkantone von dem Hause Habsburg und in ihrer Usurpation der Reichsfreiheit finden. Die Urkantone aber

waren bei ihrem Beginnen von einer Anzahl zusammenwirkender Faktoren begünstigt worden, von welchen allen es der nüchternen Erwägung kaum zweifelhaft erscheinen konnte, daß sie gegenüber den Städten des Hochstifts Wirzburg sich nicht wiederholen würden. Das Unternehmen trug, um es gleich jetzt auszusprechen, den Keim des unvermeidlichen Mißlingens bei der Geburt in sich und ging von völlig falschen Voraussetzungen aus; indes verdient es, denk' ich, nichtsdestoweniger unsere Teilnahme, die in geschichtlichen Dingen ja überhaupt sich nicht von dem Erfolge schlechthin abhängig machen darf. — —

Indem wir nun der Genesis dieser Vorgänge nachgehen, haben wir vor allem auf die Stadt Wirzburg unser Augenmerk zu lenken, die den Ausgangs- und Mittelpunkt derselben bildet.

Wirzburg ist ursprünglich eine königliche Stadt gewesen und erst allmählich sind hier wie anderwärts die königlichen Herrschaftsrechte auf dem Wege der Verleihung und zum Teil der Thatsache auf die Bischöfe übergegangen. Die Bevölkerung bestand aus den Überresten der Altfreien, den bischöflichen Dienstleuten und den zunächst unter Hofrecht lebenden unfreien Handwerkern, die alle im Verlaufe der Zeit sich zu einem organischen Gemeinwesen zusammenschlossen. So wuchs die Stadt unter dem Schatten des Krummstabes heran und gehörte schon im elften Jahrhundert zu den bedeutendsten des Reichs, eine Bedeutung, die vorzugsweise auf ihrer vorteilhaften Lage an der wichtigen Wasserstraße des Mains, auf der Vermittlung des Donau- und Rheinhandels, auf dem bald genug hochkultivierten Weinbau und einer damit im Zusammenhange stehenden ungewöhnlichen Gewerbs- und Handelsthätigkeit beruhte. Je blühender aber das Gedeihen der Stadt sich entfaltete, desto rascher entwickelte sich das Selbstgefühl der Bevölkerung, und die Zeit blieb nicht aus, in der eine ernsthafte Opposition gegen die bischöfliche Herrschaft durchbrach, deren nächstes Ziel das unverhohlene Verlangen nach Selbstverwaltung, Selbstregierung bildete. In erster Linie waren es die finanziellen, die ökonomischen Interessen, die dieser Opposition zu Grunde lagen, und die man besonders in der bevorzugten Stellung, deren sich der ungemein reichbegüterte Klerus von alters her erfreute, schwer verletzt sah. Diese auf städtische Autonomie gerichteten Bestrebungen wurden besonders seit der Zeit immer lauter ausgesprochen, seit welcher die reichgegliederte Klasse der Handwerker, zum Bewußtsein ihrer Kraft gekommen, mit dem ganzen Ungestüm, das ihr eigen war, in die Bewegung eintrat und sich in Zünften organisierte. In ihnen meldete sich eine Macht im Gemeinwesen an, die einerseits dem Selbständigkeitsverlangen der specifischen Bürgerschaft, d. h. der patrizischen

altfreien Geschlechter und der emporgekommenen Kaufleute, einen wirksamen Nachdruck zu geben imstande war, die aber anderseits durch ihr keckes Vordrängen diesen selbst bald und oft genug unbequem geworden ist. In diesen Kreisen ist der Gedanke einer gänzlichen Abschüttelung des bischöflichen Regimentes gewiß schon sehr frühe ausgesprochen worden.

Bei dieser Lage der Dinge wird es uns nicht überraschen, wenn wir hören, daß die Sympathien der Stadt Wirzburg sich bei Zeiten dem Reiche und dessen Königen zugewendet, und daß dieselbe von dort her eine Förderung ihrer Wünsche und Ansprüche erwartet hat. Wir dürfen die Stimmung und Haltung der Stadt, seitdem die berufenen großen Parteikämpfe in Deutschland begannen, mit Fug und Recht eine entschieden ghibellinische, kaiserliche nennen. Es ist bekannt genug, daß schon im elften Jahrhundert, zur Zeit des Bischofs Adalbero, der in dem Streite Kaiser Heinrichs IV. mit der Hierarchie und den deutschen Fürsten die Partei der letzteren nahm, die Bürger von Wirzburg den Bischof verjagt und die Stadt dem Kaiser ausgeliefert haben. Zu den staufischen Kaisern stand die Stadt in den freundschaftlichsten Beziehungen, — bekanntlich hat Kaiser Friedrich I. besonders gerne daselbst verweilt — und es war nicht ihre Schuld und nicht ihr Wille, daß der erste Gegenkönig Kaiser Friedrichs II. gerade dicht an den Mauern Wirzburgs auf den Schild gehoben werden konnte. Später dann, zur Zeit des großen Interregnums, tritt diese auf das Reich und seine Angelegenheiten gerichtete Stimmung der Stadt in besonders scharf ausgesprochener Weise hervor: sie schließt sich mit voller Hingebung dem rheinischen Städtebund an, der zu dem Zwecke geschlossen war, mitten in der allgemeinen Herrenlosigkeit und Zersetzung, die mit dem Sturze der Staufer eingetreten war, durch Vereinigung der popularen Kräfte Ordnung zu schaffen und das Reich nicht der Zwietracht und Selbstsucht der Parteien zum Opfer fallen zu lassen. Die Stadt Wirzburg schließt sich diesem Bunde nicht bloß an, sondern wird eines seiner thätigsten und entschlossensten Glieder, eine Tagsatzung desselben tritt in ihren Mauern zusammen. Zu den Zeiten endlich des städtefreundlichen Kaisers Ludwig des Baiern hat dann gleichfalls ein sehr warmes Verhältnis zwischen dem Kaiser und unserer Stadt bestanden.

Man wird nun fragen, welche Haltung nahmen die Landesherren, d. h. die Bischöfe, dieser Stimmung, diesen Bestrebungen ihrer Kapitale gegenüber ein?

Es geschah hier, was unter ähnlichen Umständen überall anderwärts geschehen ist: von seiten des Stiftsregimentes ist die Bildung eines städtischen Gemeinwesens nicht verhindert worden und hat nicht verhindert werden können, auf alle weiteren Forderungen aber, insoferne sie auf wirkliche

Autonomie und Aufhebung oder doch auf Beschränkung der Vorrechte des Klerus gerichtet waren, ward ablehnend geantwortet und versucht, das herkömmliche Machtverhältnis in diesen Fragen entschieden festzuhalten. Freilich ließ sich diese Position auf die Dauer nicht so leicht behaupten. Es lag etwas im Geiste der Zeit und in der Entwickelung des deutschen Lebens, das mit unwiderstehlicher Gewalt einer solchen Politik der Bischöfe entgegenarbeitete. Und so sehen wir denn, daß, sowie erst zur Zeit Kaiser Friedrichs II. jene Frage einmal aufgeworfen war, die Stadt nicht mehr zur Ruhe kommt und immer wieder aufs neue den heftigsten Erschütterungen preisgegeben wird. Bald trägt das Stiftsregiment, bald tragen die Bürger den Sieg davon. Wie Ebbe und Flut wechseln die Machtstellungen, und der ganze Zeitraum von der Mitte des 13. bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaus ist von Kämpfen und Aufständen ausgefüllt, denen allen ein Motiv zu Grunde liegt.

Wenn es nun nicht schon damals zum Äußersten kam, so geschah das schwerlich, weil etwa dazu die Neigung, sondern weil die Gunst der Gelegenheit fehlte, und weil überhaupt im geschichtlichen Leben auch brennende Gegensätze lange hingehalten werden können, ehe man sich von beiden Seiten zum letzten entschließt. Dieser Moment aber konnte nach der ganzen Lage der Dinge und dem angedeuteten Entwicklungsgange zufolge für die Stadt Wirzburg nicht mehr lange ausbleiben.

In den Zeiten König Ludwigs des Baiern, der die Städte mehr und grundsätzlicher als jeder seiner Vorgänger begünstigte, war die Lage der Stadt im Vergleich zu ihren Ansprüchen keine ungünstige. Es sind sogar Anzeichen vorhanden, daß Bischof Otto v. Wolfskeel, im Widerspruche mit seiner Überzeugung, einerseits gegen den schismatischen Kaiser gefügig, andererseits gegen die emporstrebende Stadt nachgiebig war, bloß um die offenbaren Sympathien des Kaisers und der Stadt nicht gegen sich zu bewaffnen und zum Angriff zu treiben. Unter seinem Nachfolger, dem Bischof Albrecht von Hohenlohe, in der Zeit Kaiser Karls IV. und seiner uns bekannten Politik, trat dann wieder ein vollständiger Umschwung ein. Die Stadt verlor in schwerer Demütigung alle Autonomie, die Zünfte wurden aufgehoben; sie stand, wo sie hundert Jahre früher angefangen hatte. Indes, was der Bürgerschaft schon so oft bei ihren Freiheitsbestrebungen zu gute gekommen war, wiederholte sich auch nach Albrechts Tode. Das Kapitel, im Begriffe, ihm einen Nachfolger zu geben, that in übler Stunde eine zwiespältige Wahl, die von den eingreifendsten und zerrüttendsten Folgen für das Stift geworden ist. Die Minorität wählte einen aus ihrer Mitte, Albrecht von Heßburg, die Majorität einen Bamberger Domherrn mit Namen Wittig, — und begreiflicherweise hatten

beide nichts eiligeres zu thun, als ſich einander den Rang abzulaufen. Albrecht von Heßburg eilt nach Mainz, läßt ſich vom Erzbiſchof weihen, kehrt dann nach Wirzburg zurück und ſucht hier von ſeiten der Stadt anerkannt zu werden. Das iſt nun die Wendung, die ich oben angedeutet habe. Die Sympathien der Stadt zu gewinnen, gab es einen ſicheren Weg, und dieſen ſchlug Albrecht raſch entſchloſſen ein. Er gab derſelben die Autonomie, die ihr ſein Vorgänger entzogen hatte, und mehr noch als dieſe aus freien Stücken, zurück und jubelnd huldigte ihm die Stadt. Es gab ja nun wieder Bürgermeiſter und Rat, die ſie ſich ſelbſt gewählt, ſie durfte die Überwachung, Öffnung und Schließung aller Türme und Thore ſelbſt führen; auch die Zünfte wurden wieder hergeſtellt.

Jedoch dieſe Freude dauerte nicht lange. Der Erwählte der Majorität, der ſich unter dieſen Umſtänden von Wirzburg ausgeſchloſſen ſah, war inzwiſchen nach Avignon zu Papſt Gregor IX. gegangen, um bei ihm ſeine Anſprüche zur Geltung zu bringen. Und in der That fand nun hier die ſchwebende Streitfrage eine Entſcheidung, auf welche die im Genuſſe ihrer wieder errungenen Freiheiten ſchwelgende Stadt nicht gefaßt war. Es war in Avignon zu derſelben Zeit ein anderer, ſeines Stuhls und Stifts verluſtig gewordener deutſcher Biſchof anweſend, Biſchof Gerhard von Naumburg, ein geborener Graf von Schwarzburg in Thüringen. Infolge einer gemeinſamen Erhebung der Stadt und des Kapitels gezwungen, das Stift zu räumen, betrieb er nun am päpſtlichen Hofe ſeine Wiederherſtellung. Und hier nun kamen bei näherer Überlegung die beiden Ausgeſchloſſenen, Wittig und Gerhard, zur Überzeugung, daß es für ſie zweckmäßiger ſei, wenn ſie ihre beiderſeitigen Anſprüche, der eine auf Wirzburg, der andere auf Naumburg, ſich gegenſeitig abträten. Biſchof Gerhard durfte wohl meinen, auf dieſem Wege unter allen Umſtänden nur zu gewinnen, zumal das Stift Wirzburg vor Naumburg in jeder Beziehung den Vorzug verdiente; und der Gunſt des Papſtes und des Kaiſers gleich ſicher, traute er ſich nachhaltende Macht genug zu, jedem etwaigen Widerſtande zum Trutz in den Beſitz des eingetauſchten Bistums zu gelangen. Der Papſt ſeinerſeits hatte gegen den Tauſch nichts einzuwenden, zeigte ſich ſogar bereit, ſeine ganze Autorität zur Verwirklichung desſelben einzuſetzen; das Wahlrecht der Kapitel, die Intereſſen der betreffenden Hochſtifter wurden ja ohnedem ſeit mehr als einem Jahrhundert in ſolchen Fällen nur allzugerne umgangen und weitabliegenden Geſichtspunkten geopfert. So kehrte denn Biſchof Gerhard mit päpſtlichen Empfehlungsſchreiben an Kaiſer Karl IV. nach Deutſchland zurück, und zu der gleichen Zeit erließ Papſt Gregor an das Kapitel, das Stift und die Stadt Wirzburg den gemeſſenen Befehl, von dem Erwählten der Minorität, Albrecht

von Heßburg, ein für allemal abzuſehen und dem Schwarzburger als Biſchof und Herrn zu huldigen. Es darf nicht bezweifelt werden, daß Kaiſer Karl IV. dieſem Handel, wenn er nicht von vorne herein die Hand dabei im Spiele hatte, ſeinen ungeteilten Beifall ſchenkte. Gerhard hatte ſich der Gunſt desſelben ſchon als Biſchof von Naumburg erfreut und war offenbar ein Mann nach ſeinem Herzen. Karl hatte mehr als einen Grund, auf den biſchöflichen Stuhl der Hauptſtadt des Frankenlandes einen ihm ergebenen Fürſten zu ſetzen, und Gerhard hat gewiß ſchon jetzt die Zuſage mündlich gemacht, die das Jahr darauf ihren urkundlichen Ausdruck erhielt, daß er nämlich den Kaiſer bei der Förderung ſeines Lieblingswunſches, ſeinen Sohn Wenzel zum römiſchen König, d. h. zu ſeinem Nachfolger gewählt zu ſehen, nach Kräften unterſtützen wolle. So begreift es ſich, daß Karl den Schwarzburger gleich nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland in auffälliger Haſt mit den Regalien belehnte und bei den darauffolgenden Verwickelungen denſelben mit ſtets gleicher Bereitwilligkeit durch die Autorität ſeines Namens und ſeiner Würde unterſtützt hat*).

So gedeckt erſchien Biſchof Gerhard im Stifte Wirzburg und forderte das Kapitel und die Stadt zur Unterwerfung und zur Huldigung auf. Hier aber war man weit entfernt, dieſer Aufforderung Gehör zu ſchenken. Wie hätte man auch bei der uns bekannten Stimmung der Stadt, die eben erſt wieder in den Genuß der ihr längere Zeit hindurch vorenthaltenen Autonomie getreten war, erwarten dürfen, daß ſie ſich freiwillig einem Herrn ergeben würde, der kurz vorher wegen ſeines gewaltthätigen Auftretens aus dem Naumburger Stift vertrieben worden, deſſen autokratiſche Geſinnung überhaupt bekannt genug war? Die Antwort der Stadt war daher eine ablehnende, das Kapitel ſtimmte ihr bei und ſchloß ſich nun ebenfalls einmütig an Albrecht von Heßburg an. Indes Biſchof Gerhard war nicht der Mann, ſich kurzweg abweiſen zu laſſen, und ging ſofort angriffsweiſe vor. Gleich bei ſeinem Erſcheinen war ihm der Adel des Stiftes zugefallen und ſtellte ſich ihm nun, angewidert von dem volksherrlichen Umſchwung in der Hauptſtadt, zur Verfügung. Das gleiche galt von dem „Landfrieden“ und ſeiner Macht**). Ein nicht geringer

*) Wie der Verlauf unſerer Erzählung deutlich zeigt.

**) Die Mitwirkung des „Landfriedens“ in den fraglichen Operationen Biſchof Gerhards gegen die Stadt Wirzburg erwähnt nicht Fries (bei Ludewig, Geſchichtſchreiber von dem Biſthumb Wirtzburg c. 18 ff.), ſondern Ulman Stromer in ſeinem Nürnberger Gedenkbuch 1360(1349)—1407 (hrsg. von C. Hegel, Chroniken der deutſchen Städte: Nürnberg I). — Die erſte ſyſtematiſche Organiſierung ſolcher Landfrieden in den einzelnen Provinzen iſt bekanntlich ein Werk König Rudolfs I.; ſpäter hat ſich Kaiſer Karl IV. wieder vielfach damit zu ſchaffen gemacht. Der

Vorteil für Gerhard war endlich auch die Nähe seines Geburtslandes Thüringen, von wo ihm jetzt seine Brüder und Vettern, die Grafen von Schwarzburg zur Hilfe herbeizogen. Bald konnten die Wirzburger und ihr Erwählter nicht mehr daran denken, sich in offener Fehde mit dem Gegner zu messen, und zogen sich in die Stadt zurück, die derselbe einschloß, und deren Umgebung er grausam verheerte. Jedoch war man in der Stadt für jetzt auf einen längeren Widerstand nicht gerüstet, und so gewann die Friedenspartei schnell die Oberhand. Das Domkapitel ging mit dem Beispiele der Nachgiebigkeit voran, Albrecht von Heßburg sah sich gezwungen, die Stadt zu verlassen und auf der Trimburg seine Zuflucht zu suchen; später hat er sich mit Bischof Gerhard ausgesöhnt und ist in die Ehren und Würden, die er vor seiner verunglückten Kandidatur genossen, wieder eingesetzt worden. Und nun wurde es der Stadt und dem Burggrafen von Nürnberg nicht schwer, einen Vergleich herbeizuführen. Die Stadt Wirzburg erkannte demgemäß Gerhard als Bischof und Herrn an, wogegen er ihre Freiheiten in dem Umfange bestätigte, in welchem der vertriebene Albrecht von Heßburg sie kurz vorher derselben zurückgegeben hatte.

Indes es war eine arge Täuschung, wenn man etwa diesen Vergleich als den Anfang eines normalen, friedlichen Verhältnisses zwischen der Stadt und Bischof Gerhard ansah. Es war das eben einer der Vergleiche, wie man sie in jener Zeit in ähnlichen Fällen so häufig zu schließen pflegte, wodurch man den Streit vertagte, die Ursachen desselben aber unberührt ließ. Und Gerhard selbst war am wenigsten der Mann, ein solches Verhältnis geduldig zu ertragen. Gewiß, er war nicht die rohe, unproduktive Natur, wozu ihn unsere Chroniken machen; er war ohne Zweifel ein mehr als gewöhnlicher Charakter, und so realistisch sein öffentliches Auftreten auch gehalten ist, stand er den idealen Richtungen seiner Zeit doch nicht fremd und verständnislos gegenüber. Zeugnis dessen ist unsere herrliche Marienkapelle, zu der er schon in den ersten Jahren seiner Herrschaft den Grund gelegt hat; Zeugnis dessen ferner ist die Überlieferung, daß er sich in allem Ernste mit dem Gedanken der Gründung einer hohen Schule zu Wirzburg getragen, an dessen Ausführung aber von den späteren Unruhen und Wirren verhindert worden sei; Zeugnis dessen endlich ist der Versuch, an die weitverbreiteten sittlichen Schäden seines Klerus die heilende Hand zu legen, wenn er ihn auch, von keiner Seite her unter-

---

fränkische Landfriede taucht in den in Rede stehenden Wirren von Zeit zu Zeit auf, ohne daß man sagen könnte, daß er hier — so wenig als anderwärts — seiner Aufgabe gewachsen gewesen sei.

stützt, schnell wieder aufgegeben hat. Allerdings, Gerhard war zugleich eine autokratische und harte Natur, die mit sich nicht handeln ließ, ihren Grundsätzen und Interessen rücksichtslos nachging und bei jedem Widerstande sofort an das Schwert schlug; daher die Ruhelosigkeit und zugreifende Gewaltsamkeit, die seinem öffentlichen Leben unleugbar den Stempel aufgedrückt hat.

Um ihn in seiner neuen Stellung in dieser seinem eigensten Wesen adäquaten Richtung vorwärts zu treiben, kam noch ein besonderes Moment hinzu. Die Finanzen des Hochstifts befanden sich in arger Verwirrung und Zerrüttung, und dieser Umstand hemmte gleich seine ersten Bewegungen bei jedem Schritt und Tritt. Das Übel stammte freilich nicht erst von gestern und hatte schon viele Nachteile für die Behauptung der fürstbischöflichen Autorität im Gefolge gehabt. Am weitesten war es unter jenem Bischof Albrecht von Hohenlohe gediehen, der, wie wir gehört, über die Stadt Wirzburg jene schwere Demütigung verhängt und dessen Erbschaft Gerhard übernommen hatte. Die Schuldenlast im Stift war namentlich durch Verpfändungen maßlos hoch gestiegen. Zu allem übrigen hin war Gerhard, bei manchen fürstlichen und staatsmännischen Eigenschaften, die man ihm nicht absprechen kann, kein Rechner, kein Staatswirt, wie freilich so viele andere Fürsten jener Zeit es auch nicht waren; es fehlte ihm jede Ader davon. Außerdem kam er bereits tief verschuldet in das Stift, und die Notwendigkeit, sich dasselbe mit den Waffen in der Hand zu unterwerfen, hatte diese Last um ein bedeutendes gesteigert. Die Macht seines Hauses war nicht der Art, daß er von da uneigennützige Unterstützung erwarten konnte, so eng und treu er auch zu allen Zeiten sich an dasselbe angeschlossen hat; er mußte vielmehr die guten Dienste, die ihm von dieser Seite her erwiesen wurden, reichlich bezahlen. Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß es schon in der allernächsten Zeit zwischen dem neuen Herrn und der ohnehin mißtrauischen Stadt zum Bruche kam. Mit der zugesagten Anerkennung der städtischen Autonomie war es ihm von Anfang an nicht Ernst gewesen, und er nahm dieselbe bereits einige Monate darauf um so unbedenklicher zurück, als ein solches Verhältnis seinen selbstherrlichen Neigungen zu gründlich widersprach und seinen augenblicklichen Bedürfnissen nach allen Seiten hin im Wege stand. Er erklärte demnach die Zünfte für aufgehoben, die Schlüssel zu den Türmen und Thoren der Stadt mußten ausgeliefert, Bürgermeister und Rat sollten künftighin von ihm ernannt werden.

Die Stadt jedoch nahm diesen Wortbruch ihres Fürsten keineswegs ruhig hin. Vor allem die Zünfte waren in brausender Gärung, und der Rat hatte Mühe, ihre ungestümen Triebe niederzuhalten und sich zu einem

geordneten Widerſtande mit ihnen zu einigen*). Schon hatte der Biſchof die Stadt verlaſſen müſſen und wurde nun auf dem Frauenberge, wohin er ſich gerettet, von den Aufſtändiſchen eingeſchloſſen. Drei Wochen lang dauerte die Belagerung, während welcher freilich auch die Stadt durch die auf der Burg aufgeſtellte Artillerie beträchtlichen Schaden litt. Biſchof Gerhard aber wußte inzwiſchen aus der Veſte ungefährdet zu entkommen und rief ſofort die Autorität des Kaiſers gegen die Aufſtändiſchen an. Karl IV. ging vollſtändig — wir erinnern uns, unter welchen Vorausſetzungen — in ſeine Wünſche und Anſichten ein, erklärte die Stadt in die Reichsacht und fügte die Erlaubnis hinzu, in ihr und zwei Meilen im Umkreis einen neuen Zoll aufzurichten, was die gewöhnliche Form außerordentlicher und unfreiwilliger Beſteuerung war. Aber auch die ausgeſprochene Reichsacht verfing in Wirzburg nicht mehr. Die Zünfte, als die eigentliche Widerſtandspartei, hatten die thatſächliche Oberhand und riſſen zunächſt die bedächtigeren Ratsgeſchlechter mit ſich fort. Und nun erſchien Biſchof Gerhard zum zweitenmale mit einem zahlreichen Aufgebote, — worunter wieder der Stiftsadel voran — und warf ſich zunächſt auf die „kleine Stadt", die nach blutigem Kampfe genommen wurde. Die eigentliche Stadt dagegen ſchlug zehn Tage hindurch alle Angriffe ab; jedoch einem ſo hartnäckigen und wohlverſehenen Gegner gegenüber, wie Gerhard war, mußte ihre Widerſtandskraft zuletzt erlahmen. So drang denn zum zweitenmal die angebotene Vermittlung durch und fand die Stimme der Ängſtlichen Gehör. Es wurde ein Vertrag geſchloſſen, der vor allem die Einſtellung des Kampfes herbeiführte, deſſen übriger Inhalt aber viel Unbegreifliches bietet. Die Stadt mußte tief erſchöpft und gründlich eingeſchüchtert, vielleicht auch getäuſcht ſein, um nach ſo blutigem Widerſtande ſich ſolche Bedingungen gefallen zu laſſen. Zunächſt ſollte ein Zwiſchenzuſtand, nach drei Jahren jedoch eine normale Ordnung der Art eintreten, daß das geſamte Stadtregiment im Sinne des Biſchofs geſtaltet würde, d. h. Gerhard ſollte Recht behalten. So iſt es auch gekommen, und zwar ehe jene Friſt um war**): damit war aber alles preis-

*) Urkunde vom 15. November 1373. — Aus dieſem höchſt merkwürdigen Aktenſtücke ergiebt ſich übrigens, daß zu dieſer Zeit die Zünfte ebenfalls im Rat durch zwei Mitglieder vertreten waren (nämlich durch den Altmentler- und den Sattler- und Malermeiſter). Ob dieſes Verhältnis ſchon ſeit längerer Zeit ſo beſtand, oder erſt eine Folge des Aufſtandes war, vermag ich nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen; es ändert aber unter allen Umſtänden nichts an dem verhängnisvollen Gegenſatze der Zünfte und Geſchlechter, von dem im Texte öfters die Rede iſt.

**) Das bezeugt der weitere und nächſte Verlauf der Dinge, und insbeſondere auch eine Urkunde der Stadt Wirzburg vom 30. April 1376. Aus ihr geht klar hervor, daß die Stadt Wirzburg zur Zeit der Ausſtellung dem Biſchofe ſchlechthin

gegeben, wofür so oft und jüngst noch so heiß gefochten worden war; die Zünfte fielen, und von einer Selbstverwaltung war keine Rede mehr.

Nachdem Bischof Gerhard sein nächstes Ziel erreicht hatte, gab er sich mit dem ganzen Ungestüm seiner Natur der Verfolgung seiner territorialen Interessen und der damit im Zusammenhang stehenden allgemeinen Verhältnisse hin. Unter den Reichsfürsten im Süden nimmt er eine hervorragende Stellung ein, wie sie teils in der kräftigen Richtung seines politischen Charakters, teils in der Bedeutung seiner Stiftslande begründet war. Namentlich erscheint er mit dem Bischof von Bamberg und dem Burggrafen von Nürnberg in der engsten, immer wieder erneuerten Verbindung, deren Zweck die Aufrechthaltung des Landfriedens und fast noch mehr die Niederhaltung der popularen Bestrebungen bildete. Seinen landesherrlichen Vorteil weiß er vortrefflich zu erkennen und, soweit die Kräfte reichen, auch zu verfolgen. Wo er einen Anspruch begründen zu können glaubt, läßt er nicht auf sich warten und zu jeder Stunde ist er bereit, demselben mit dem Schwert in der Hand Nachdruck zu geben. So ist seine ganze Regierung eine fast ununterbrochene Kette von Fehden und Sühnen, von Kriegszügen und Friedensschlüssen; die meisten seiner Fehden haben den Zweck, der ökonomischen Zerrüttung des Stiftes aufzuhelfen, und fast jede vergrößert sie. Kurz, die Finanznot ist und bleibt die große Verlegenheit seiner Stellung und seiner Entwürfe. Einen verhängnisvollen Wendepunkt für ihn bildet der Tod Kaiser Karls IV., der seinem Sohne Wenzel ein verhängnisvolles Erbe hinterließ: den Städtebund und den großen Städtekrieg.

Franken wurde ganz besonders in Mitleidenschaft gezogen und aufgeregt. Die Zahl der Reichsstädte war zwar hier nicht groß, aber bedeutende wie Nürnberg und Rothenburg an der Tauber darunter, und die fränkischen Fürsten hätten gar zu gerne bei dieser Gelegenheit mit denselben wegen alter und neuer Späne Abrechnung gehalten. Namentlich Bischof Gerhard war in voller Bewegung; kein Kampf freilich hätte ihn mehr zu reizen vermocht als dieser. Schon unter Kaiser Karl war er mit gegen Ulm gezogen; als Herzog Leopold von Österreich mit den schweizerischen Eidgenossen brach, da hat auch er denselben mit vielen anderen deutschen Fürsten den Absagebrief geschrieben, und in dem Kampf bei Döffingen, der die Niederlage des Städtebundes entschied, haben auch seine Hilfstruppen nicht gefehlt. Jetzt ging er darauf aus, die fränkischen Reichs-

---

unterworfen war; es ist nicht einmal mehr von Bürgermeister und Rat die Rede, die doch sonst nie fehlen, wo, wie hier, die Stadt als solche spricht. — Die in Rede stehende Urkunde ist Eigentum des historischen Vereins zu Würzburg.

städte, Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt, mit Gewalt zur Anerkennnung seiner Gerichtsbarkeit zu zwingen. Mehrmals ist er gegen sie ausgezogen, wochenlang hat er sie belagert und ihre Landschaften grausam verwüstet; die Städte haben sich aber mannhaft gewehrt, und nicht die Gewalt, sondern ein gütlicher Vergleich hat seinen Angriffen ein Ziel gesetzt. Da geschah es im Jahre 1395, daß ein Vetter des Bischofs, Graf Heinrich von Schwarzburg, mit dem Landgrafen von Thüringen wegen der Feste Leuchtenburg in eine Fehde geriet. Die beiden Häuser standen von je in gespannten Beziehungen, und um so heftiger brach der aufgesammelte Groll jetzt durch. Bischof Gerhard stellte sich sofort auf die Seite seines Vetters und führte ihm ein Hilfskorps zur Belagerung von Koburg zu. Hier wurde er aber empfindlich zurückgeschlagen, und die Sieger machten zur Vergeltung einen verheerenden Einfall in das Stift Wirzburg. Der kriegerische Bischof wurde so gezwungen, um Frieden zu bitten, und mußte denselben um teures Geld erkaufen, und doch waren seine Kassen leer, alle Hilfsmittel erschöpft, alle Einkünfte auf Jahre hinaus vorweggenommen oder verpfändet.

Kein Wunder, wenn die Verlegenheit des Bischofs jetzt noch mehr stieg. Jedes Jahr hatte eine neue außerordentliche Auflage gebracht, die Erbitterung der Bürgerschaft und des Klerus war gewachsen. Im Jahre 1396 hatte der Bischof sich vom Papste die Bewilligung erwirkt, eine neue Steuer auf die Stiftsgeistlichkeit zu legen, jedoch ein allgemeiner Protest erfolgte dagegen, worauf der gereizte Fürst den Domdechanten, als den Führer der klerikalen Opposition, aus der Stadt wies. Und gleich darauf gestattete ihm König Wenzel, einen neuen und in der That hohen Zoll auf allen Wein, der aus dem Stifte ausgeführt wurde, zu legen, eine Last, die jeden in gleichem Maße traf und als das Härteste und Unbilligste von allem angesehen wurde, wenn sie am Ende auch nur der Tropfen war, der das bereits zum Rande angefüllte Gefäß des popularen Zornes überlaufen machte. In Wirzburg erreichte die Erbitterung sofort den Siedepunkt und die Zünfte rüsteten sich zum Äußersten; der Rat mußte alle erdenkbaren Anstrengungen machen, sie zurückzuhalten. Von der Stadt verbreitete sich die Gärung über das flache Land, namentlich in die Landstädte des Stiftes, die ja unter dem drückenden Systeme Gerhards so gut als die Kapitale gelitten hatten. Der Gedanke eines gemeinsamen organisierten Widerstandes tauchte auf und gewann rasch konkrete Gestalt. Das Mittel, zu dem in allen Kämpfen popularer Kräfte gegriffen ward, die Einigung, sollte auch hier Hilfe schaffen*). Es traten Abgeordnete der

*) Als Quelle für die Darstellung der nun beginnenden Bewegung benützte ich außer den betr. Urkunden und den Chroniken von Fries und Stromer ein erzählendes Gedicht, das J. P. Reinhard in dem 2. Teile seiner „Beiträge zu der Historie des Frankenlandes“ (Bayreuth 1760) unter dem Titel „Eine alte

Stadt Wirzburg und der übrigen Stiftsſtädte zu Schweinfurt, der Stadt des Reiches, zuſammen und elf von ihnen ſchloſſen hier einen Bund, deſſen nächſter Zweck übrigens noch kein anderer war, als den Fürſtbiſchof zur Herabſtimmung ſeiner überſpannten Forderung zu veranlaſſen*). Nicht alle Stiftsſtädte übrigens ſind dieſer Einung beigetreten; einige ſind aus Ängſtlichkeit zurückgeblieben, andere bald wieder davon zurückgetreten.

Es war kurz vor Pfingſten, am 8. Juni 1397, als die Abgeordneten der verbündeten Stiftsſtädte in Wirzburg zuſammenkamen, um mit dem Biſchof, der es gewünſcht hatte, wegen des fraglichen Weinzolles zu verhandeln. Die Maſſe des Volkes, der es an aufreizenden Führern nicht

poetiſche Beſchreibung des innerlichen Krieges im Hochſtift Würzburg unter dem Biſchof Gerhard aus dem Hauſe Schwarzburg" veröffentlicht hat. Dieſe gereimte Erzählung rührt ohne Zweifel von einem gut unterrichteten Zeitgenoſſen und Augenzeugen her und muß nicht allzulange nach der Kataſtrophe — aber doch erſt nach der Wahl König Ruprechts, wie aus einer gelegentlichen Bemerkung hervorgeht — abgefaßt worden ſein. Allerdings iſt der ungenannte und unbekannte Verfaſſer ein entſchiedener Anhänger der biſchöflichen ſieghaften Partei, voll Hohn und Unbill gegen die Beſiegten; dieſe Thatſache muß uns vorſichtig, ja mißtrauiſch gegen ihn machen, iſt aber nicht imſtande, den eigentümlichen, hohen Wert ſeines Werkes abzuſchwächen oder gar aufzuheben. Fries hat dasſelbe gekannt. Er ſagt (l. c. S. 697, cap. CLVIII), es ſei 1527 zu Wirzburg gedruckt worden, „dieweil aber der Dichter für parteiiſch geachtet worden, und dann das gedicht lang, an vielen orten mangelhafftig, verkehret und ihm ſelbſten widerwertig iſt", habe er es nicht mehr abdrucken laſſen wollen. Indes hat dies Fries gleichwohl, und mit Recht, nicht abgehalten, das Gedicht als Quelle zu benutzen, wie eine nähere Vergleichung desſelben mit ſeiner Darſtellung augenſcheinlich lehrt. — Endlich verſäume ich nicht, zu bemerken, daß der Text des Gedichtes ſich in einem gründlich ſchlechten Zuſtande befindet, und daß von einem neuen Abdruck desſelben, ſo lange nicht eine ältere und beſſere Abſchrift, oder doch der älteſte Druck desſelben aufgefunden wird, füglich nicht die Rede ſein kann.

*) Außer Wirzburg werden als Eidgenoſſen im allgemeinen genannt: Ebern, Fladungen, Gerolzhofen, Haßfurt, Karlſtadt, Königshofen, Meiningen, Mellrichſtadt, Neuſtadt (an der Saale), Schwarzach, Seßlach. Jedoch muß man ſich wohl hüten, dieſe Zahl als die normale oder ſtehende dieſer Eidgenoſſenſchaft zu halten. Schwarzach iſt allerdings anfangs beigetreten, wie aus dem Gedicht bei Reinhard (l. c. S. 261, wo ſtatt Wahrzach Schwarzach zu leſen iſt) und aus Fries (l. c. S. 671, cap. CXLIII) deutlich hervorgeht. Ebenſo gewiß iſt aber, daß es bald wieder vom Bunde zurückgetreten iſt; der Freibrief König Wenzels vom 13. Okt. 1397 nennt Schwarzach nicht mehr. Ebenſo nennt dieſer die Städte Fladungen und Königshofen noch nicht, die alſo erſt ſpäter hinzugetreten ſind. Eine Urkunde vom 23. Juni 1398 (S. Regg. Bav. Vol. XI. S. 131) und König Wenzels ſogen. Läuterung von Prag d. 17. Jan. 1399 (ibid. S. 146) nennen ausdrücklich 11 Städte, und unter ihnen, außer den neun des k. Freibriefes, Fladungen und Königshofen. — Iphofen und Röttingen ſind von Anfang an ferne geblieben.

fehlte, ſcheint dieſen Tag als den Zeitpunkt zum Losſchlagen vorausbeſtimmt zu haben und harrte nun ungeduldig des Ausgangs der Handlung. Ich hebe an dieſer Stelle einen Umſtand beſonders hervor: der Gegenſatz der privilegierten ratsmäßigen Geſchlechter, der eigentlich ſogenannten Bürgerſchaft, und der politiſch zurückgeſetzten Zünfte, der ſeit langem vorhanden, brach bei dieſer Gelegenheit, wo alle Ordnung in Frage geſtellt zu werden drohte, mit verhängnisvoller Gewalt durch; namentlich vereinigte ſich der demokratiſche Haß auf den Häuptern des Rates, die bisher zum Frieden, zur Beſonnenheit geredet und es offen oder insgeheim mit dem Biſchof gehalten zu haben beſchuldigt wurden. Auf Seite der Zünfte war es daher jetzt ohne Zweifel zugleich darauf abgeſehen, die Gleichheit der bürgerlichen Rechte mit den „Ehrſamen", die ihnen bis jetzt principiell vorenthalten worden war, und am liebſten die Oberhand im Stadtregiment zu gewinnen*). Dieſer Zwieſpalt im Schoße der mit ihrem Herrn rechtenden Stadt, der klaffende Gegenſatz des patriziſchen und demokratiſchen Elements iſt ein wichtiger Faktor in der begonnenen Kriſis geworden und hat in ſeiner Unverſöhnlichkeit zuletzt vorzugsweiſe die vernichtende Kataſtrophe herbeigeführt.

Der Ausgang der Verhandlung zwiſchen dem Biſchof und den Städten war nun der Art, daß die radikale Partei in der Stadt damit zufrieden ſein konnte. Biſchof Gerhard blieb unbeweglich auf der Forderung des verhaßten Zolles beſtehen und ſprach, als die Vertreter der Städte ebenſo ſtandhaft dagegen proteſtierten, ohne Bedenken den Bann über die Unbotmäßigen aus. Dieſes Ergebnis war kaum unter der harrenden Menge bekannt geworden, da brach ein Aufſtand aus, deſſen Spitze ſich zunächſt gegen den Fürſtbiſchof kehrte, welcher ſich mit genauer Not auf den Frauenberg rettete. Um ſo gewaltthätiger wendete ſich die entfeſſelte Leidenſchaft nun gegen die ganze biſchöfliche Partei. Zwei Mitglieder des alten Rats, die für Anhänger des Geflüchteten galten und jetzt zur Mäßigung

*) Dieſes Verhältnis iſt zwar von keiner unſerer Quellen direkt ausgeſprochen, es ergiebt ſich aber aus dem geſamten inneren Zuſammenhange der in Rede ſtehenden Verwickelung und vor allem aus der Kataſtrophe, die ja gerade durch den unverſöhnten Gegenſatz der alten Ratspartei und der demokratiſchen Zünfte herbeigeführt worden iſt. Wenn im Jahre 1373, zur Zeit des erſten Aufſtandes, die Zünfte nur durch zwei aus ihrer Mitte im Rate vertreten waren, ſo darf man nicht glauben, daß ſie damit befriedigt waren. Es wird bei günſtiger Gelegenheit ſicher auf eine gleich ſtarke Vertretung abgeſehen geweſen ſein. Die freilich nicht immer deutlichen Andeutungen in der Schilderung dieſer Vorgänge im Gedichte bei Reinhard (l. c.) legen die Annahme, daß jetzt unter der Gunſt der Umſtände der Rat, wenn nicht umgeſtaltet, ſo doch mit demokratiſchen Elementen verſtärkt worden ſei, in der allereinfachſten Weiſe nahe.

ermahnten, wurden von den Erhitztesten überfallen und ermordet. Einige Domherren, die nicht zur Opposition übergetreten waren, wurden wie alle bischöflichen Beamten und Diener mißhandelt, ihre Wohnungen geplündert; mit Mühe gelang es dem Dazwischentreten beliebter Ratsherren, sie vor dem Tode zu erretten.

Wenn nun auch nach einiger Zeit die Besinnung wiederkehrte, das eine war gleichwohl gewiß, man konnte nicht mehr zurück; auch waren jetzt Elemente obenauf, die nicht mehr und um keinen Preis zurück gewollt hätten. Die demokratische Partei hatte nun die thatsächliche Herrschaft in den Händen und sie war aus Grundsatz jeglicher Versöhnung entgegen. Ein ähnlicher demokratischer Umschwung ging ohne Zweifel auch in den übrigen verbündeten Stiftsstädten vor sich, und überall rüstete man sich gegen den unausbleiblichen Angriff des vertriebenen Herrn. Dieser Eventualität gegenüber war es für die aufständische Kapitale von der höchsten Bedeutung, wenn sie sich in den Besitz des Frauenberges zu setzen vermochte. Das war auch das nächste, was unternommen wurde. Vierzehn Tage lagen sie vor demselben und bestürmten ihn, jedoch erfolglos, und wurden schließlich zurückgetrieben. Der Bruder des Bischofs, Graf Günther von Schwarzburg, erschien mit ausreichender Macht, entsetzte die Feste, verstärkte die Besatzung und versah sie mit Lebensmitteln. Und schon rückte die Gefahr der empörten Stadt selbst näher. Bischof Gerhard, der längst den Frauenberg verlassen hatte, belagerte bereits an der Spitze seiner Truppen mehrere aufgestandene Städte im Norden des Stiftes; seine Streitmacht war im Wachsen begriffen. Was sollte nun aus diesem Zustande, in den die Bundesstädte sich halb wie im Traume gestürzt hatten, werden? Der gesamte Adel des Stiftes war bereits auf die Seite des Bischofs getreten, und dieser selbst entwickelte eine unermüdliche Thätigkeit, sich von allen Seiten Hilfe zu verschaffen, und bei der bekannten Stimmung der Fürsten durfte er mit Sicherheit auf einen endlichen Erfolg seiner Anstrengungen hoffen. Denn wer hätte sich darüber täuschen können, daß in dem gegenwärtigen Falle eine Prinzipienfrage vorlag? Und wer hätte sich der aufständischen Städte annehmen sollen? Es lag zwar nahe, an eine Unterstützung von seiten der Reichsstädte zu denken, aber sie waren seit der letzten großen Niederlage entmutigt und gebrochen, und wir finden auch in der That nicht, daß sie den Stiftsstädten wirklichen aktiven Beistand geleistet hätten. Ebenso gewiß war es, daß diese, auf sich selbst gestellt, auf die Dauer ihre Stellung nicht zu behaupten vermochten. Sie konnten vielleicht, wenigstens Wirzburg, lange Zeit hindurch Widerstand leisten, jedoch über den letzten Ausgang, wenn kein Gott dazwischentrat, durfte kein Zweifel sein.

In dieſer Bedrängnis verfielen die Städte auf den Gedanken, bei dem Oberhaupte des Reiches, bei König Wenzel Zuflucht zu ſuchen und ſich von ihm unter die Städte des Reiches aufnehmen zu laſſen. Dieſer Einfall, ſo ungewöhnlich er war, mochte manchen als ein ſicherer Ausweg aus der Sackgaſſe, in die man ſich verrannt, erſcheinen; viele mochten ſchon längſt ein ſolches Ziel im Auge gehabt haben. Die bedächtige Erwägung, daß auch dieſer Weg, zumal einem ſo haltungsloſen Charakter wie Wenzel gegenüber, ſeine gewiſſen Gefahren habe, konnte unter der Macht der brauſenden Aufregung der Maſſen nicht zum Gehör gelangen; noch weniger wollte man ſich daran erinnern, daß gerade König Wenzel es geweſen, der Biſchof Gerhard zur Erhebung jenes verhaßten Zolles ermächtigt hatte. Es iſt mir übrigens nicht unwahrſcheinlich, daß das Beiſpiel der ſchweizer Urkantone bei dieſem Plane irgendwie maßgebend geweſen iſt, und unzweifelhaft, daß ähnliche Gedanken damals im deutſchen Reiche näher lagen und verbreiteter waren, als man anzunehmen pflegt. Wie dem aber auch ſein mag, von ſeiten der verbündeten Städte des Hochſtifts Wirzburg entſchloß man ſich ſchnell und ſchickte Geſandte an König Wenzel nach Prag, die ihm die Lage der Dinge ſchildern und die Bitte, ſie unter die Städte des Reiches aufzunehmen, vortragen ſollten. König Wenzel hatte ſich ſeit dem Tage zu Eger in geſteigerter Verſtimmung noch mehr auf ſein Erbland Böhmen zurückgezogen und das Reich ſich ſo ziemlich ſelber überlaſſen. Die weniger guten Eigenſchaften ſeiner Natur waren inzwiſchen deutlicher hervorgetreten, und ſeine Stellung in Böhmen ſelbſt war mit Schwierigkeiten der ſchlimmſten Art verknüpft. Bei den deutſchen Fürſten hatte er alles Vertrauen verloren, ſie hatten ſich bereits mit dem Gedanken befreundet, ſich des ungefügigen und trägen Königs völlig zu entledigen; daß ſeine Schuld auch die ihrige war, geſtanden ſie freilich nicht zu. Zu der Zeit, als die erwähnte Geſandtſchaft in Prag anlangte, rüſtete ſich Wenzel gerade zu einer Fahrt ins Reich. Die Stimmung, in der er ſich befand, kam den Hilfeſuchenden zu ſtatten; er war über die Fürſten tief erbittert, und es mochte den Launenhaften reizen, denſelben bei dieſer Gelegenheit zu zeigen, wo ihre Schwäche liege, und daß er dieſe recht wohl kenne. So fand die Geſandtſchaft die freundlichſte Aufnahme; der König genehmigte im allgemeinen ihr Geſuch, ordnete ſofort einen Stellvertreter in der Perſon eines ſeiner Lieblinge, Borziwoi von Stiebar, den er auch ſonſt in Reichsgeſchäften vielfach gebrauchte, nach Wirzburg ab und fügte das Verſprechen hinzu, mit nächſtem ſelbſt kommen zu wollen.

In den Kreiſen der aufſtändiſchen Städte, und vor allem der Stadt Wirzburg, war die Befriedigung über den erhaltenen Beſcheid außerordentlich; ſie ſahen ſich bereits am Ziele ihrer kühnſten Wünſche. Die Erwägung,

daß jener Beſcheid viel weniger etwa durch einen ernſthaften Umſchwung in der Politik des Königs, als durch eine ſeiner Launen und überdies durch Beſtechung ſeiner nächſten Umgebung, vielleicht ſeiner ſelbſt, herbeigeführt worden ſei, vermochte nicht, den Freudenrauſch zu mäßigen. Man beeilte ſich vielmehr, auf dem Gewonnenen weiterzubauen, und der Geſandte des Königs ſcheint der allgemeinen Erhitzung in nichts entgegengearbeitet zu haben. Bereits wurden an allen Thoren Wirzburgs und der übrigen Bundesſtädte die kaiſerlichen Adler zum Zeichen der errungenen Reichsfreiheit angeſchlagen*), zu Wirzburg noch überdies auf dem Giebel des Rathauſes unter großem Zulauf ein vergoldeter Adler aufgepflanzt**). Inzwiſchen war der König wirklich aus Böhmen nach Nürnberg gekommen und hatte ſein königliches Amt wiederum in eigener Perſon zu üben begonnen. Hier, in Nürnberg, hat er auch jene Urkunde ausgeſtellt, die in beſter Form den Bundesſtädten die Reichsfreiheit mit allen Rechten und

*) Das Gedicht bei Reinhard (l. c.) S. 276 ſagt:

Sie ſchlugen an alle Thor
Den gekronten Adeler,
Das thaten ſie an große Gevor,
Zu Würtburg und an andern Stätten,
Die deß Kriegs zu ſchaffen hätten.

**) Ebendaſelbſt heißt es:

Das mag ihn werden noch ein Reydt,
Daß ſi das mit Gewalt trugen,
Und zu Würzburg an das Rathhauß ſchlugen,
Den hochgekronten Adeler,
Der iſt auch edler und klarer,
Sie zierten ihn mit Golde fein,
Recht als der Sunnen Schein,
In dem Schilt von Golde ſchon,
Darzu hob ſich ein friſch gethon,
Von Pfeiffen und auch Seidenſpiel,
Uff dem Rathhauß als ich euch ſagen will,
Der Adeler mocht nit gefliehen,
Zwen Steinmetzen mit ihm ſtiegen,
Und dazu ein Zimmermann,
Der geriff ihn bei dem Kopff an,
Si ſetzten ihn in ein Gemach
Bei des Rathhauß Oberdach,
Da hub ſich an ein Kaffen
Von Doren uud von Affen,
Die Bürger freuten ſich der Mehr,
Daß der Adeler kumen währ,
Von Prag bis gehn Würzburg
Und ſtund an ihrem Rathhauß ꝛc. ꝛc.

Pflichten zuſicherte. Dieſe Urkunde enthält in ihren Motiven eine bündige, aber ſcharfe Kritik des Syſtems und der Staats- und Finanzwirtſchaft Biſchof Gerhards, und doch werden dieſem am Ende alle Rechte, die er von alters her an jenen Städten habe, ausdrücklich vorbehalten, — eine Klauſel, die im Grunde die ganze vorausgehende Vergünſtigung aufhob, und durch die ſich Wenzel offenbar den Rückzug offen halten wollte. Aber auch hierdurch ließ ſich die herrſchende Partei in ihrem Taumel nicht ſtören. Brach doch eben jetzt der König von Nürnberg gegen Wirzburg auf, wo er mit allen denkbaren Ehren aufgenommen und mit feierlicher Huldigung begrüßt wurde. König Wenzel verweilte einige Tage in Wirzburg und ſetzte dann ſeinen Weg nach Frankfurt fort, wohin er einen Reichstag angeſagt hatte. Hier erſchien auch Biſchof Gerhard, um ſeine Sache, wenn nicht bei Wenzel, ſo doch bei den Fürſten zu betreiben und durch ſie einſchüchternd auf denſelben wirken zu laſſen. Und ſicher hatte er von dieſer Seite her eine nachhaltigere Unterſtützung zu erwarten als die Städte von dem Reich, denn dieſes mußte, wohl oder übel, eben nirgend anders mehr als im Lager der Fürſten geſucht werden. Außerdem war Biſchof Gerhard bereits ein anderer Vorteil, und zwar kein unverächtlicher, dadurch zugefallen: das Wirzburger Domkapitel, offenbar von den Fortſchritten der demokratiſchen Partei im Stifte erſchreckt, begann einzulenken, um ſich bald darauf mit dem Biſchof gänzlich auszuſöhnen. Und jene Berechnung des Biſchofs betrog ihn auch nicht: ein Spruch, den der König unter dem Einfluſſe der Reichsfürſten von Frankfurt aus erließ, nahm zwar die Zuſicherungen von Nürnberg nicht geradezu zurück, ſchlug aber doch ſchon einen ſehr gedämpften Ton an und betonte die freilich unleugbaren Rechte des Fürſtbiſchofs ſo ſtark, daß ein hoher Grad von Täuſchung dazu gehörte, um von dem Wankelmute Wenzels, deſſen Krone auf dem eigenen Haupte bereits zu wanken anhob, nicht noch ein empfindlicheres Zurückweicheu zu befürchten. Indes befriedigte jener königliche Spruch nach keiner Seite hin, — und es war nicht daran zu denken, daß durch denſelben an der gegebenen Lage der Dinge irgend etwas geändert werde. Monate vergingen ohne beſondere Vorfälle, nur daß man auf beiden Seiten der Streitenden ſich keine Gelegenheit entgehen ließ, zu rüſten und zu werben. Gegen Ende Juni des Jahres 1398 berührte König Wenzel, der mittlerweile nach Frankreich gegangen war, um in Sachen des Schismas mit dem Könige von Frankreich zu verhandeln, auf der Rückreiſe nach Prag zum zweitenmale Wirzburg, wie das Urkunden bezeugen, die er hier ausgeſtellt hat; aber ich finde nirgends etwas über die Aufnahme verzeichnet, die er jetzt fand, und ob ſie ſo begeiſtert geweſen iſt, wie im Oktober des vorausgegangenen Jahres. Auch das ganze

übrige laufende Jahr verging ohne bemerkenswerte Vorgänge im Gebiete des Aufſtandes. Dagegen im Reiche und unter den Fürſten nahm die dem Könige feindſelige Stimmung immer mehr überhand, und man fing ſchon ziemlich laut von ſeiner Entthronung zu ſprechen an. In ſeinen Erblanden ſelbſt wuchs ihm die Oppoſition des Adels und des Klerus über den Kopf — er geriet in die peinlichſte Lage — und es kann uns unter dieſen Umſtänden nicht befremden, wenn er endlich, von den Kurfürſten beſtürmt und bedroht, die Bundesſtädte im Stich ließ und zunächſt ſich wenigſtens thatſächlich für Biſchof Gerhard ausſprach. In dieſem Sinne erließ er zu ſeinem Frankfurter Spruch die Läuterung von Prag (17. Januar 1399), die entſchieden ungünſtig für die geeinten Städte lautete. „Sie ſollten ihren Bund auflöſen, dem Biſchof neue Huldigung thun, die Schlüſſel zu den Türmen und Thoren ausliefern, allen angerichteten Schaden erſetzen; dagegen ſollte jene Steuer, die der Anfang der Unruhen geweſen, und das Interdikt aufgehoben werden und ein kaiſerlicher Hauptmann die nächſten fünf Jahre die Regierung führen, die Steuern erheben.“ Der Stellvertreter des Königs beim Städtebund, Borziwoi von Stiebar, berief dieſer Läuterung gemäß die Parteien auf einen Tag nach Kitzingen, um einen friedlichen Vergleich herbeizuführen. Die Verhandlung kam zu ſtande, ſcheiterte aber an einer Frage. Biſchof Gerhard beſtand darauf, von der Aufhebung des Bannes alle die Bürger auszuſchließen, die ſich während der Unruhen an Leib und Gut des Klerus vergangen hätten. „Dieſe könne nur der Papſt vom Banne löſen.“ Dieſer Auffaſſung widerſprachen jedoch die Geſandten der Städte in ehrenwerter Einmütigkeit und erklärten, alle ſeien gleich ſchuldig und alle müßten daher zuſammen losgeſprochen, oder die Verhandlung abgebrochen werden. So geſchah es auch, da Biſchof Gerhard ſeinen Standpunkt feſthielt, der, wenn er überhaupt begründet war, für jeden Fall die Aufſtändiſchen zur Fortſetzung ihres Widerſtandes reizen mußte, denn die Annahme der biſchöflichen Bedingungen wäre einer Ergebung auf Gnade und Ungnade gleichgekommen.

So ging die Tagſatzung zu Kitzingen ohne Erfolg auseinander und die Löſung des Streites war mehr als je auf die Gewalt geſtellt. Die Lage der Bundesſtädte war jetzt eine verzweifelte. Der König hatte ſie preisgegeben, darüber konnte kein Zweifel mehr walten, und die nun folgenden Thatſachen waren derart, daß ſie auch die hartnäckigſte Täuſchung zerſtören mußten. Der Geſandte Wenzels beim Städtebunde wechſelte ſeine Rolle und trat zum Biſchof über. Vermöge einer eventuellen Beſtimmung der Prager Läuterung zum Stiftshauptmann ernannt, entband Borziwoi von Stiebar die Städte ſofort in des Königs Namen des dieſem geſchworenen Eides und wies ſie wieder an den Biſchof als ihren rechtmäßigen Herrn.

Ob Borziwoi von Stiebar in seiner neuen Stellung in seinem Eifer nicht zu weit gegangen, ob dieser Eifer ganz lauter gewesen, lassen wir dahingestellt sein. Aber es war wenig Aussicht vorhanden, daß diesem Gebote Folge geleistet würde. In Wirzburg war allerdings eine Friedenspartei vorhanden, die alten Ratsgeschlechter, die gern genug die Hand zur Aussöhnung auf der gegebenen Grundlage geboten hätten; indes die herrschende Volkspartei ließ solche Ansichten nicht zu Worte gelangen und war entschlossen, es zum äußersten kommen zu lassen. Eben jetzt hatte sie eine Anzahl Adeliger aus den Fuldaischen Gebietsteilen Frankens, die mit Bischof Gerhard meist in Zerwürfnissen gelebt hatten, in Sold genommen. In den übrigen Bundesstädten war die Widerstandslust allerdings nicht überall die gleiche. Freilich erschien gerade jetzt der Bischof mit verstärkter Kraft im Felde. Der gesamte Stiftsadel stand nach wie vor auf seiner Seite; die Grafen von Schwarzburg und Hennenberg waren zu ihm gestoßen; der Burggraf von Nürnberg stellte ihm seine Macht zur Verfügung, wofür er sich freilich halb Kitzingen verpfänden ließ; die Unterstützung des Kurfürsten von Mainz wurde in gleicher Weise durch Gebietsabtretung erkauft. Unter dem Eindruck dieser Verstärkungen und sich selbst überlassen, unterwarf sich bereits im Juni des Jahres 1399 gegen erträgliche Bedingungen die Stadt Meiningen, etwas später auch Ebern. Dagegen widerstand Haßfurt einer sieben Wochen dauernden Belagerung, obwohl Bischof Gerhard den Kern seiner Streitmacht, und ebenso der Burggraf von Nürnberg und mit ihm der Herzog Ludwig von Baiern sich vor den Mauern der befestigten Stadt vereinigten: so weit stand auch jetzt noch die Belagerungskunst hinter der Leichtigkeit der Verteidigung zurück. Ein Angriff auf Wirzburg scheint daher gar nicht versucht worden zu sein, obwohl der Frauenberg fortwährend in der Gewalt der Bischöflichen verblieb. Inzwischen waren auch Vermittelungsversuche unternommen worden, namentlich von seiten der Stadt Nürnberg, und diesen Bemühungen war es wirklich gelungen, durchzusetzen, daß mit beiderseitiger Zustimmung ein Schiedsgericht ernannt ward. Und als dieses durch Zufall an der Verkündigung seines Spruches verhindert wurde, traten im November desselben Jahres Gesandte der beiden streitenden Parteien in Nürnberg zusammen, einen Vergleich zu verhandeln, und es war die beste Aussicht eines Gelingens ihrer Aufgabe vorhanden.

Da fiel aber, ganz unabhängig von diesen Vergleichsunterhandlungen, ein Ereignis vor, das dieselben überflüssig machte und manchen auf beiden Seiten nicht unerwünscht kam.

In Wirzburg hatte, wie das bei der lange dauernden Aufregung und Ungewißheit nicht wohl anders sein konnte, die Lage der Dinge von

Tag zu Tag einen weniger tröſtlichen Anblick bekommen. Nur durch Terroriſierung der Gemäßigten konnte die radikale Partei ihre Stellung behaupten; inwieweit dieſe überhaupt jenen Vergleichsverhandlungen zugeſtimmt, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Anarchie, Verwilderung war eingeriſſen; aus dem ganzen Stifte waren in der Hauptſtadt Elemente zuſammengefloſſen, wie ſie von ſolchen Bewegungen ſtets geweckt und an die Oberfläche geſpült werden. Je unhaltbarer der gegenwärtige Zuſtand wurde, deſto toller lebte man darauf los und bemühte man ſich, im Taumel des Augenblicks die vielleicht ſchon morgen hereinbrechende Gefahr zu vergeſſen. Am ſchlimmſten von allen ſollen es die Weinbauer, die „Häker" getrieben haben, die eine zahlreiche Gruppe repräſentierten. Die Stadt wurde immer enger eingeſchloſſen, alle Zufuhren waren ſeit längerer Zeit abgeſchnitten, und ſo fing innerhalb der Mauern zuletzt der Mangel einzureißen an, der bald unerträglich wurde. Und während die Gemäßigten hofften, daß dieſer Umſtand die herrſchende Partei zur Nachgiebigkeit geneigt machen würde, wurde dagegen von ſeiten der Radikalen der Vorſchlag gemacht, durch einen kühnen Gegenzug der Bedrängnis ein Ziel zu ſetzen und die Stadt auf längere Zeit mit dem Unentbehrlichen zu verſehen. Hinter dem Kirchhofe zu Bergtheim — einem auf der Straße gegen Schweinfurt gelegenen Dorfe — hatte das Domkapitel Magazine anlegen laſſen, in welchen es verſchiedene Vorräte, vor allem von Zinsgetreide aufzubewahren pflegte, und die im Augenblicke, wie man wußte, vollgefüllt ſtanden. Dieſe Vorräte ſollten alſo, das war der Plan der Volkspartei, durch einen nächtlichen Überfall gewonnen und nach Wirzburg gebracht werden. Allerdings war es bekannt genug, daß jene Magazine mit einer Beſatzung verſehen worden waren, indes hoffte man, dieſe zu überraſchen und durch die Überzahl leicht mit ihr fertig zu werden. Die Hauptmacht des Fürſtbiſchofs war vorläufig nicht in der Nähe und, ſo rechnete man wohl weiter, um ſo weniger auf etwas dergleichen gefaßt, als jeder Tag die Nachricht von dem in Ausſicht ſtehenden Vergleichsabſchluſſe zu Nürnberg bringen konnte. Die Gemäßigten im Rate widerſprachen und widerſetzten ſich allerdings der Ausführung dieſes Planes: ob er gelang oder mißlang, er ſchien ihnen in keinem Falle im wahren Intereſſe der Stadt zu liegen. Das Gelingen bedeutete höchſtens die Fortſetzung des gegenwärtigen Zuſtandes, dem auf die Dauer doch kein Beſtand geſichert werden konnte, das Mißlingen aber lieferte alle um ſo gewiſſer in die Hände ihres erbitterten Herrn. Doch Warnungen und Abmahnungen dieſer Art wurden übertobt, und der Rat durch Drohungen gezwungen, ſeine Zuſtimmung zum Zuge zu geben.

Und nun wurde nicht länger mit der Ausführung gezögert. In der

Nacht vom 3. auf den 4. Januar 1400 zog die geſamte vorhandene Streitmacht von dreitauſend Mann aus den Thoren der Stadt Wirzburg und langte in der Dämmerung — es war ein Sonntagmorgen — in Bergtheim an. Sofort wurde der Angriff auf den befeſtigten Kirchhof, hinter dem die Magazine lagen, unternommen, und ſo tapferen Widerſtand die Beſatzung auch leiſtete, der Übermacht gegenüber hätte ſie zuletzt doch unterliegen müſſen. Aber ſiehe da! plötzlich zeigt ſich in der Ferne eine ſtattliche Schar, die in raſchem Ritte gegen Bergtheim heranſprengt und vor dem Dorfe ihre Stellung nimmt. Es war der Kern der biſchöflichen Streitmacht und damit die ganze Lage der Dinge verändert. Und nun muß ich es vor allem andern ausſprechen, es iſt hier Verrat im Spiel geweſen. Der Biſchof war ausgemachtermaßen aus der Mitte der Friedenspartei in Wirzburg heraus rechtzeitig von dem beabſichtigten Zuge in Kenntnis geſetzt worden und hatte eiligſt nicht bloß die Beſatzung der Magazine verſtärkt, ſondern ſeine Hauptmacht beſchickt, die dann wirklich das ſtädtiſche Heer in der Forcierung des Kirchhofes überraſchte und unterbrach. Das letztere ſteckte nun in ſeiner Erbitterung die Magazine in Brand, zog ſich aus dem Dorfe zurück und ſtellte ſich dem biſchöflichen Heere gegenüber in Schlachtordnung auf. Dieſes war von dem Dompropſt und ſpäteren Biſchof, Johann von Egloffſtein, geführt, während Biſchof Gerhard ſelbſt leidend in ſeinem Schloſſe Werneck zurückgeblieben war. Die Biſchöflichen waren faſt alle beritten, hielten es aber für zweckmäßig, teilweiſe von den Pferden zu ſteigen, weil das ſtädtiſche Heer der großen Mehrzahl nach aus Fußtruppen beſtand. Beweis genug, daß es den Gegnern Achtung eingeflößt hat.

Und nun begann die Schlacht, die in der Geſchichte der Stadt und des Stiftes Wirzburg ein Moment iſt von einſchneidender Bedeutung. Es war ein Kampf für Grundſätze, für beſtimmte einander ausſchließende politiſche Ordnungen, und man iſt ſich in beiden Lagern darüber hinlänglich klar geweſen. Das ſtädtiſche Heer hat tapfer gefochten, und es fehlte wenig, ſo hätte es geſiegt; zuletzt ward ihm aber das Glück untreu und die Niederlage wurde eine vollſtändige. Die Blüte der Bürgerſchaft Wirzburgs und der übrigen Bundesſtädte wurde getötet, zum kleineren Teile gefangen; was übrig blieb, löſte ſich in wilder Flucht auf. Von ſeiten der Biſchöflichen ſollen die Verluſte gering geweſen und in keinem Verhältniſſe zu der Bedeutung des Erfolges geſtanden haben. So ziemlich die geſamte fränkiſche Ritterſchaft hatte mitgefochten; einundfünfzig Geſchlechter waren ein- oder mehrfach vertreten, und ihre Namen und Wappen ſind zum Gedächtniſſe des folgenreichen Tages auf einem gewaltigen Banner aufgezeichnet worden. Die ſtarke Anteilnahme des Adels iſt

übrigens begreiflich: nicht blos für den Fürſten und das Stift, auch für den Adel war dieſe Schlacht geſchlagen, dieſer Sieg gewonnen worden.

Von der Fortſetzung des Widerſtandes konnte nun keine Rede mehr ſein; die Vergleichsverhandlungen in Nürnberg waren überflüſſig und wurden aufgehoben, da gegen Erwarten das Schwert den entſcheidenden Spruch gethan hatte: jedoch wurde durch billig denkende Männer ein Vergleich geſchloſſen, gemäß welchem ſich die Stadt ergab, neue Huldigung und vollen Schadenerſatz verſprach, der Biſchof ihr dagegen allgemeine Strafloſigkeit und Erhaltung ihrer Freiheiten zuſicherte *).

Hierauf hielt Biſchof Gerhard, der inzwiſchen ſeine Lebenskraft wiedergefunden hatte, ſeinen Einzug in die beſiegte, verödete Stadt. Etwa dreihundert Bürger, meiſt Greiſe, hatten ſich zu ſeinem Empfange aufgeſtellt und huldigten ihm. Es muß ein trauriges Schauſpiel geweſen ſein. Unmittelbar an den Einzug knüpfte ſich die Vollziehung des Urteils an den Führern des Aufſtandes, deren man habhaft geworden war. Ob das Strafgericht, in dieſem Umfange und offenbar tumultuariſch ausgeführt, mit dem Buchſtaben des Vertrages übereinſtimmte, iſt mir übrigens zweifelhaft; es ſind Anzeichen vorhanden, und bei der Erbitterung der Sieger iſt es von vorneherein wahrſcheinlich, daß es an vertragswidrigen Befriedigungen des Rachegefühles nicht gefehlt hat.

*) Die Vertragsurkunde iſt vom 11. Januar 1400 datiert, alſo von dem Tage, an welchem Fries irrtümlich das Treffen bei Bergtheim geſchehen läßt. Die Urkunde exiſtiert zwar nicht mehr im Original, iſt aber abſchriftlich im liber copiarum episcopi Gerhardi (Wirzb. Archiv) enthalten und kann ihre Authenticität keinem Zweifel unterliegen. Fries kannte dieſelbe auch (l. c. S. 677, cap. CLV), unterläßt es aber leider, gegen ſeine Gewohnheit, das Datum zu ſeiner, offenbar auf jener Urkunde beruhenden Notiz von dem abgeſchloſſenen Vertrage hinzuzufügen; hätte er auf das Datum dieſer Urkunde geachtet, ſo hätten ihm auch Zweifel über den von ihm angenommenen Tag der Schlacht bei Bergtheim aufſteigen müſſen. Wenn aber jene Urkunde echt iſt und ihr zufolge der Vertrag der Stadt mit dem Biſchofe erſt acht Tage nach der Schlacht abgeſchloſſen worden iſt, ſo kann die Nachricht, die Stadt Wirzburg habe ſich ſofort auf Gnade und Ungnade ergeben, nicht begründet ſein und der Vertrag ſelbſt hätte dieſer Ergebung gegenüber keinen Sinn mehr; ebenſowenig kann Biſchof Gerhard dann ſchon am dritten Tage nach der Schlacht in Wirzburg eingezogen ſein. Daß der Vertrag von ſeiten des Biſchofs nicht buchſtäblich gehalten wurde, geht aus allem, was wir darüber wiſſen, ziemlich deutlich hervor, und ich bemerke noch ausdrücklich, daß die Art und Weiſe, wie Fries (l. c.) den Vertrag erzählt und alteriert, aus der Urkunde ſelbſt keineswegs — und auch ſonſt nirgends her — Beſtätigung erhält. Es liegt hier von ſeite des wackern Mannes unleugbar ein Mißverſtändnis vor. Wie man biſchöflicherſeits den Beſiegten gegenüber geſtimmt war, lehrt vielleicht am beſten der Ton, in dem das Gedicht bei Reinhard die Vorgänge unmittelbar nach der Niederlage bei Bergtheim erzählt.

Genug: das „Wehe den Beſiegten" kam auch hier im ganzen Umfange und in einer Härte in Anwendung, wie das freilich jenes Jahrhundert nicht anders gekannt hat. Bald darauf ergaben ſich vertragsweiſe auch die noch übrigen Bundesſtädte und ſie ſind ſchonend genug behandelt worden; der Sieger ging, wie es ſcheint, von der Anſicht aus, daß der Quell des Widerſtandes in der Hauptſtadt zu ſuchen ſei und hier allerdings ſchonungslos zerſtört werden müſſe. Dieſem Grundſatze zufolge wurde dann in Wirzburg ſelbſt eine gründliche Reſtauration durchgeführt, die gleichfalls mit jenem Vertrag mehrfach in Widerſpruch ſtand. Schon in der nächſten Zeit wurde eine Straf- und Kriegsſteuer nach vorausgegangener Verſtändigung mit Klerus und Adel ausgeſchrieben, ohne daß man die Städte befragte, die doch am meiſten davon betroffen wurden. Die beſiegte Demokratie konnte ſich freilich kaum mit Fug beklagen, ſie hatte unmögliches gewagt. Gleichwohl, wie hoch auch ihre Schuld angeſetzt werden mag, durfte ſie einen guten Teil derſelben auf ihren Fürſten, auf die jämmerliche Lage des Reiches und endlich auf das Verhängnis unſerer Geſchichte wälzen. Von König Wenzel iſt während der ganzen Kataſtrophe keine Rede mehr geweſen; er war thatſächlich bereits völlig beiſeite geſchoben, und noch in demſelben Jahre ſprach die Majorität der Kurfürſten die förmliche Abſetzung über ihn aus. Die Stadt und das Stift Wirzburg haben ſich von dem erlittenen Schlage übrigens ziemlich raſch erholt. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts iſt es ſogar zu wiederholten neuen Unruhen gekommen, ſchon weil die finanzielle Zerrüttung und ſchlechte Staatswirtſchaft nach wie vor beſtehen blieben; jedoch haben dieſe ſpäteren Unruhen — mit Ausnahme etwa der Teilnahme am Bauernkriege — eine höher gegriffene Richtung nicht mehr eingeſchlagen, und bald darauf iſt der gewaltige Fürſtbiſchof Julius erſchienen, der, freilich mit eiſerner Hand, ein für allemale Ordnung ſchaffte und dem modernen Wirzburg den Stempel ſeines Willens und ſeines Geiſtes aufgedrückt hat.

Götz von Berlichingen und seine Denkwürdigkeiten.

Die Teilnahme für Götz von Berlichingen in Deutschland ist durch die im Jahre 1731 erfolgte erste Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten in nachhaltiger Weise erweckt worden, während derselbe vordem mehr durch seine Teilnahme am Bauernkriege ein bestimmtes Maß von Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Entscheidend aber für seine Volkstümlichkeit ist das bekannte Jugendwerk Goethes geworden.

Indes wird die Frage erlaubt sein, und sie ist ja auch schon aufgeworfen worden, ob das Bild, das der geniale Dichter von Götz in Umlauf gesetzt hat, mit der geschichtlichen Wirklichkeit im Einklange steht? Und ohne das Recht des Dichters, seine Gestalten zu idealisieren, im geringsten in Zweifel zu ziehen, wird der unbefangene Forscher auch in dem gegebenen Falle seine Selbständigkeit nur um so eifersüchtiger bewachen müssen. Auf diesem Wege wird er aber zur Erkenntnis kommen, daß Götz keineswegs der Mann allgemeiner und höherer, etwa nationaler Gedanken war, ja er wird bei genauerem und strengerem Zusehen sogar zu dem Ergebnis gelangen, daß derselbe überhaupt aller Idealität im Leben bar gewesen und daß all' sein Thun und Lassen von keinem, wenn auch nur latenten sittlichen Grundgedanken getragen war.

Um es kurz zu sagen, Götz ging ganz und gar in den beschränkten und selbstsüchtigen Anschauungen und Überlieferungen seiner Standesgenossen auf und es war ihm Genuß und Geschäft zugleich, auf dem Wege der Gewalt für sich und andere zu erreichen, was er sich einmal, willkürlich genug, als sein oder anderer Rechte ausgedacht hatte. Allerdings, wie wir noch weiter hören werden, ist auch er das Erzeugnis gewisser objektiver Voraussetzungen gewesen und war sicher nicht der Schlimmste seiner Art, aber bei aller Naivetät und Treuherzigkeit, mit welcher er uns seine Reiterstückchen erzählt, konnte er hie und da nach seinem eigenen Geständ-

nisse doch herzlich roh und niedrig handeln. Diese Auffassung hätte freilich die längste Zeit fast allgemeinen und herben Widerspruch erfahren, denn der siegreiche Anstoß, den Goethe gegeben, wirkte unwiderstehlich weiter. Schon ein Jahr nach dem Erscheinen des Goetheschen Schauspieles erschien eine neue Ausgabe der Denkwürdigkeiten des Ritters mit der eisernen Hand, und auch die Historie fing an, sich des verlockenden Gegenstandes zu bemächtigen, ohne daß für eine richtige geschichtliche Beurteilung desselben vorläufig etwas gewonnen wurde. Eine Skizze wie die von dem später so bekannt gewordenen Ritter Karl von Lang (aus dem Jahre 1793 stammend) muß als vollständig verfehlt und unzulänglich bezeichnet werden. Geraume Zeit hindurch ist dann der Versuch nicht wiederholt worden; aber die später zu Tage tretenden Arbeiten von Döring (1846) und von Schönhut (1844 und wiederholt 1858) sind nichts anderes als volkstümliche Reproduktionen der Aufzeichnungen Götzen selbst ohne jede wissenschaftliche Absicht und, was schlimmer ist, ohne jedes historische Urteil. Unvergleichlich erfreulicher und wirklich dankenswert und fördernd sind eine erkleckliche Anzahl kleiner, meist urkundlicher Beiträge zur Geschichte unseres Ritters wie von Seidner, Metzger, Lentner u. a. sowie die Aufklärungen, die uns größere Werke, mehr allgemeiner Natur wie von Jäger, Hayd, Oechsle, Benfen, Barthold, Hennes, Zimmermann u. a. geben: hier ist zugleich schon vielfach der Umschwung in der geschichtlichen Auffassung des in Rede stehenden Gegenstandes hervorzuheben. Unter den neuesten Leistungen steht die sogenannte „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie" von dem Grafen Fr. W. G. von Berlichingen-Rossach (Leipzig 1861) oben an. Freilich würden wir es nicht eine „Geschichte" genannt haben, denn zu einer solchen ist gar kein Versuch gemacht worden, sondern Beiträge zu einer solchen, aber allerdings höchst wichtige und ergiebige Beiträge. Darunter verstehe ich den Abdruck von Götz' Denkwürdigkeiten (die achte Ausgabe im ganzen) nach einer viel besseren Handschrift und mit einem beträchtlich korrekteren Texte als die fünf unmittelbar vorausgegangenen Ausgaben, die von den beiden ältesten zu ihrem Nachteil sich unterscheiden. Ferner werden uns (Nr. III) Regesten und Urkunden zur Geschichte Götzens von Berlichingen, und unter Nr. IV die Akten betreffend den „Rechtshandel und Urteil in Sachen von Kurmainz gegen Götz von Berlichingen wegen Beschädigung im großen Bauernkriege" geboten. In diesen reichhaltigen urkundlichen Mitteilungen erblicken wir den wahren und bleibenden Wert des in Frage stehenden Werkes, weil durch sie die Kenntnis des Lebens und der Schicksale unseres Ritters ungemein erweitert und vertieft wird. Von dem übrigen Inhalte sei noch die bekannte Abhandlung Zöpfls über die „Haupt-

mannschaft Götzen von Berlichingen im Bauernkriege" erwähnt, die, auf den Akten von Nr. IV fußend, schon vor bald einem Vierteljahrhundert als „akademische Rede" veröffentlicht, immerhin an dieser Stelle einen neuen Abdruck finden mochte, wenn die Haltung derselben von einer unverkennbaren Voreingenommenheit auch nicht freigesprochen werden kann. Indes trotz dieser reichen und höchst dankenswerten Mitteilungen bleibt Götz' Leben immer noch erst zu schreiben und würde man sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß der urkundliche Stoff selbst nun schon völlig erschöpft sei. In Nürnberg, Würzburg, Karlsruhe, Weimar u. s. w., überall ist noch mancherlei, und zum Teil recht wichtiges zu finden. Entscheidend wird es dabei doch immer bleiben, daß man gegenüber den Denkwürdigkeiten des Ritters den richtigen Standpunkt einnimmt.

Ich nenne die bezüglichen Aufzeichnungen Götzens so, und nicht Selbstbiographie, weil sie viel zu lückenhaft und unvollständig sind, als daß man ihnen einen anderen Namen geben dürfte: ist es ihm doch in der Hauptsache nur um eine Erzählung der verschiedenen Kriege und Fehden zu thun, die er im fremden und im eigenen Namen auszufechten gehabt hat. Die wohlwollende Aufforderung Dritter hat ihm, wie er in der Einleitung selbst erwähnt, den Gedanken eingegeben; erst im hohen Alter hat er das Werk unternommen und hat es wahrscheinlich irgend einem guten Freunde und Nachbarn, etwa dem Pfarrherrn von Neckarzimmern, in die Feder diktiert. Götz ist dabei von einem apologetischen Zweck geleitet: er will die mancherlei Beschuldigungen, die ihm bei verschiedenen Veranlassungen erwachsen waren und die, wie er meint, nur Neid und Mißgunst gegen ihn erhoben hatten, zurückweisen und widerlegen. Ob ihm aber dies immer gelungen, das ist eben die Frage, und die Beantwortung derselben fällt, um es gleich vorwegzunehmen, bei näherer Untersuchung keineswegs überall zu seinen Gunsten aus. Gerade in der Darstellung der kritischen Momente seines Lebens und wo dieses mit allgemeinen Begebenheiten sich berührt, steht seine Erzählung mit den zuverlässigen Zeugnissen mehr oder weniger in nachweisbarem Widerspruche oder isoliert sie die Thatsachen in einer Weise, wodurch diese in ein durchweg falsches Licht gerückt werden und der größere Zusammenhang, in dem sie stehen, gar nicht zur Geltung kommt. Wir brauchen zur Erklärung dieses Umstandes keineswegs geradezu an eine absichtliche Entstellung zu denken; sie wird, einen Fall freilich ausgenommen, zunächst vielleicht in der langen zeitlichen Entfernung, aber gewiß vielmehr noch in des Ritters ausschließlich subjektivem Rechtsgefühle, in seiner erstaunlichen Unfähigkeit, einen objektiven Standpunkt zu nehmen, und vielleicht auch in einer unverkennbaren Beschränktheit seines Geistes gesucht werden müssen. Denn wer wollte leugnen, daß eine Selbstbio-

graphie von Götz, die diesen Namen wirklich verdiente, höchst anziehend und lehrreich sein müßte? Aber die Belehrung, die wir in dem gegebenen Falle erhalten, ist nicht bloß eine unvollständige und häufig anfechtbare, sondern die Erzählung bewegt sich zugleich auf einem unglaublich niedrigen und engen Standpunkte. Von der großen Epoche, in welcher der Verfasser gelebt, eine der wenigen großen und in unseren Augen die größte und fruchtbarste aller Zeiten, geht uns in seinem Werke nicht die geringste Ahnung auf, so dürftig und kümmerlich ist es gehalten, und nur seine kleinen engherzigen und meist zweideutigen Angelegenheiten sind es, von denen er zu reden weiß. Wie unverhältnismäßig kurz wird z. B. der Bauernkrieg und Götzens so viel besprochener Anteil daran abgefertigt, während für eine Trivialität wie die „Affenreiterei" ungefähr ein Viertel des gleichen Raumes aufgewendet wird. Das wichtigste Ereignis seiner Zeit, die Kirchenreformation, welcher er sich noch dazu angeschlossen hat, wird nicht mit einem einzigen Worte erwähnt. Betrachten wir daher diese Aufzeichnungen als ein Werk der Litteratur, so können sie nach Inhalt wie Form nur sehr tief gestellt werden, und der vorherrschend naive, treuherzige Ton, wenn er auch manche bestochen hat, vermag nichts an diesem Spruche zu ändern. Nur einem so unkritischen und in allgemeinen Voraussetzungen befangenen Jahrhundert, wie das achtzehnte war, konnte eine Überschätzung, wie die in Frage stehende, begegnen. Sie hängt mit dem falschen Bilde überhaupt zusammen, das man sich damals auf allen Seiten von den mittleren Zeiten machte, wozu man auch hartnäckig genug die Epoche Götzens zählte, obwohl sie bereits von dem Morgenrot der neuen Zeit beleuchtet war. Es bleibt also dabei, wir haben in diesen Götzischen Aufzeichnungen weiter nichts als bruchstückartige Erinnerungen eines alten Kriegsmannes zu erblicken, der in seinem Leben wiederholt ins Gedränge gekommen war, und seine abgebrochenen Reiterstückchen in der Beleuchtung seiner höchst beschränkten Bildung und seines nicht minder beschränkten Interessenkreises zum ausgesprochenen Zwecke seiner Rechtfertigung nicht ohne willkürlichen und noch mehr unwillkürlichen Humor vorträgt. Die nachfolgenden Erörterungen haben die Aufgabe, die lückenhaften und vor der Kritik oft nicht haltbaren Seiten der Aufzeichnungen Götzens nachzuweisen. Es ist zu diesem Zwecke nicht nötig, ihm Abschnitt für Abschnitt prüfend zu folgen, dies würde bei den unbedeutenden Vorkommnissen der Natur der Sache nach ja gar nicht möglich sein. Es wird genügen, wenn wir unsere Untersuchung in der Hauptsache auf seine Darstellung der hervorragenden Momente seines Lebens beschränken, die zugleich diejenigen sind, die sich mit größeren allgemeinen Verhältnissen berühren und über die wir aus diesem Grunde auch anderwärts Nachrichten finden. Es sind

dies vor allem drei, nämlich: 1) Die Nürnberger Fehde vom Jahre 1512; 2) Götzens Beteiligung an dem württembergischen Kriege vom Jahre 1518 und endlich 3) am Bauernkriege (1525). Zu diesem Zwecke wird es allerdings nicht umgangen werden können, diese vereinzelten Momente in Götzens Leben in Zusammenhang mit seinen gesamten Schicksalen zu setzen und zugleich, auf die Gefahr hin, schon bekanntes zu wiederholen, einige allgemeine Betrachtungen vorauszuschicken.

Man weiß, daß die freie Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rhein sich schon geraume Zeit vor Götzens Auftreten konstituiert hatte: sie, im Grunde eine Anomalie, so gut als die Reichsstädte, die seit dem Untergange der Staufen aufgekommen sind. Sie befand sich in einer durchweg schiefen Stellung, was Ansprüche und Mittel, Rechte und Pflichten anlangt. Schlimm war es, daß die Reichsritterschaft im Organismus des Reiches keinen ihrer Leistungsfähigkeit entsprechenden Platz gefunden hatte, bedenklich, daß sie über ihre Rechte und Pflichten allein der Richter sein wollte. Im ganzen wird man sagen müssen, daß sie mit ihren Grundsätzen und Anschauungen mit der Entwickelung der Nation seit dem Anbruche der neueren Zeit im Widerspruch und Gegensatz stand. Es ist uns nicht unbekannt, daß gerade im Wendepunkte der Zeiten auch die Reichsritterschaft für die humanistische und später für die reformatorische Bewegung eine Anzahl von ausgezeichneten Männern gestellt hat, denen ein unvergänglicher Ruhm gebührt; aber an ihrer Lage im großen und ganzen vermochte dieser Umstand vorläufig nichts zu ändern. Die Reichsritterschaft war offenbar von dem Gefühle beherrscht, daß sich ein Umschwung vollziehe, der, wenn sie ihm nicht noch rechtzeitig entgegentrat, ihre Zukunft oder doch ihre Ansprüche bedrohte.

Es ist wie ein Verzweiflungskampf, den sie kämpft, und in dem sie am Ende den kürzeren zieht. Das sich befestigende Landesfürstentum ist es vor allem, das die Ritterschaft von allen Seiten einengt, und gegen das ein Mann wie Sickingen umsonst einen Schlag zu führen versucht. Die Landesfürsten vertreten, wenn auch vorerst in beschränkter Weise, die Idee der staatlichen Ordnung, vor welcher die ungebundenen Neigungen des niederen Adels nicht bestehen konnten. Daran reiht sich die Umgestaltung des Kriegswesens, besonders auch der Belagerungskunst, und das Überwiegen des Fußvolkes, Momente, wodurch die frühere Stellung der Ritterschaft empfindlich, aber unvermeidlich geschwächt wurde. Weiterhin die wirtschaftliche Umwälzung, die damals vor sich ging; das Aufkommen einer Plutokratie, der durch Handel und Industrie entstehende Reichtum der Städte, die fühlbare Entwertung des Geldes, der sinkende Wert von Grund und Boden, beziehungsweise des Ertrages derselben. Das alles

hat nicht verfehlt, den Neid und die Eifersucht des niederen Adels in besonders hohem Grade hervorzurufen und ein Verhältnis beider Faktoren zu einander zu schaffen, das bereits zur Unerträglichkeit gesteigert war. Die Städte waren zu ihrem Gedeihen auf den Landfrieden, auf Sicherheit des Verkehrs und der Straßen angewiesen; der niedere Adel, von jeher zur Selbsthilfe geneigt und an die Überlieferungen des alten Fehderechts sich anklammernd, vermochte sich nicht zu entschließen, den bezüglichen Forderungen der neuen Zeit, die ihm überall Fesseln anlegen wollte, sich zu fügen, und fuhr nach wie vor fort, bei allen erdenklichen Gelegenheiten gerade den Städten gegenüber am liebsten sich selbst Rechte zu nehmen, oder ohne allen guten Grund mit ihnen anzubinden. Diese Unsitte war jetzt nicht nur allgemein im Gange, sondern war im Zusammenhange mit den eben angedeuteten Momenten soweit fortgeschritten, daß das angebliche Recht der Selbsthilfe geradezu berufs- und gewerbsmäßig ausgeübt wurde, und daß so mancher „Arme vom Adel" gegen die entsprechenden Prozente Rechtshändel Dritter, die ihn ursprünglich in keiner Weise berührten, in Kommission nahm und auf dem Wege meist roher Gewalt durchzuführen versuchte. Der ewige Landfriede vom Jahre 1495 hatte daran sowenig als die früheren, auf eine bestimmte Zeit verkündigten, etwas zu ändern vermocht: ließ doch er sogar noch ein höchst willkommenes Hinterthürchen für die berührten bösen Neigungen offen. Die Städte waren es, wir wiederholen es, die unter diesem Zustande vor allen und am schwersten litten und an denen der niedere Adel mit einer wahren Lust sein Mütchen kühlte. Diesen „Pfeffersäcken und Ballenbindern" einen argen Streich zu spielen, gehörte zu den liebsten Beschäftigungen dieser Herren und es war eine geringe, schon weil seltenere Genugthuung, wenn jene, zur Verzweiflung der Notwehr getrieben, an den „Heckenreitern" und „Strauchdieben" gelegentlich empfindliche Rache nahmen. So war der Krieg aller gegen alle die Folge dieses heillosen Verhältnisses. Die Regel war, daß zunächst meist der Unschuldige leiden mußte, da die Angreifer stets darauf ausgingen, sich eines Pfandes zu bemächtigen, und die so Geschädigten mochten dann zusehen, wie sie ihre Gemeinde schadlos hielt. Der nächste beste Bürger einer angefeindeten Stadt, der ruhig seine Straße zog, wurde zum Hohne des gesetzlichen Geleites überfallen, oft Tagereisen weit durch verschiedener Herren Länder geschleppt, in irgend ein Raubnest versteckt und erst wieder freigegeben, wenn er die diktierte Schätzung erlegt hatte. Wäre es nicht urkundlich bezeugt, man würde es kaum glauben, welch' hohen Grad der Ausbildung dieser Mißbrauch erfahren hat. Es war Anarchie, aber es war Methode darin. Eine Bedingung einer sogenannten ehrlichen Fehde war, daß der Angreifer seinem angeblichen Widerpart drei Tage

vorher den Frieden kündigen mußte; man verstand es aber nicht selten so einzurichten, daß der zu diesem Zwecke entsandte Bote oder Herold aus irgend einem „unverschuldeten" Zufalle erst nach geschehenem Gewaltsstreich seinen Auftrag ausrichtete. Genug, die Anarchie war organisiert, und wie systematisch diese Herren ihr Handwerk betrieben und wie methodisch sie verfuhren, vermag unter anderem ein urkundliches Zeugnis aufs deutlichste zu beleuchten, das mit dem Ritter mit der eisernen Hand im engsten Zusammenhange steht und als Anhang der ältesten Handschrift seiner Denkwürdigkeiten sich beigegeben findet (s. Berlichingen-Rossach a. a. O. S. 299). Es ist dies ein Verzeichnis der „Fuhrt- und Haltstätten der Gegend Bamberg und Nürnberg", das mit einer Sorgfalt und Ortskunde ausgeführt ist, die, eines besseren Zweckes wert, uns den Rückschluß auf eine lange Praxis gestattet, aber auch den sachkundigsten Terrainstudien eines modernen Generalstabes Ehre machen würde. Die Zeit des letzten Ritters, d. h. Kaiser Maximilians I. ist die eigentliche Blütezeit dieses schmählichen Zustandes und man wird trotz seines ewigen Landfriedens nicht behaupten können, daß der Kaiser die wünschenswerten Anstrengungen gemacht habe, demselben mit Erfolg zu steuern. Seine allgemeinen Tendenzen, seine Unstetheit, die vielen Kriege, in die ihn seine Hauspolitik verwickelte, und freilich auch die thatsächliche Schwäche der Reichsgewalt nebst der bereits allzuweit vorgeschrittenen Zerrüttung des Reiches lähmten jeden Anlauf, den er etwa in jener Richtung nahm. Der schwäbische Bund, in der Absicht gegründet, die Schwäche der Reichsgewalt zu ergänzen, ist zwar nicht wirkungslos geblieben, aber auch seine Organisation ließ an Raschheit und Beweglichkeit manches zu wünschen übrig, und es mußte schon vieles oder alles auf dem Spiele stehen, ehe er sich in den Jahren 1518 und 1525 zu einer durchgreifenden Aktion ermannte. Wie hätte man auch bei jedem einzelnen Friedens- und Geleitsbruch ins Feld ziehen können! Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß gerade der Einfluß, den das Haus Österreich auf die Beschlüsse des Bundes gesetzmäßig hatte und oft gesetzwidrig ausübte, die möglichen wohlthätigen Wirkungen desselben häufig gehemmt hat.

Bekanntlich war Ostfranken der klassische Boden des geschilderten Zustandes, denn hier war die Reichsritterschaft am zahlreichsten angesessen, hier fehlte ein kräftiger landesherrlicher Mittelpunkt, hier forderte eine Stadt wie Nürnberg mehr als fast jede andere durch Reichtum, Betriebsamkeit und entschlossenes und kräftiges Regiment die geschilderte Untugend des niedern Adels am meisten heraus. Ein Hauptvertreter des in Rede stehenden Mißbrauches ist Götz von Berlichingen. Er ist ein Virtuos darin, was Kühnheit und Verschlagenheit, Verständnis des Handwerks und

ausdauernde Thatkraft in der Ausübung anlangt, wobei aber die schon hervorgehobene Beschränktheit seines Geistes und die Engherzigkeit seines Standpunktes in vollem Umfange bestehen bleiben, ja ohne welche die Meisterschaft in jener Kunst nicht einmal möglich gewesen wäre. Wie schon bemerkt, Götz ist schlechterdings unfähig, aus dem Kreise seines unbedingt subjektiven Rechtsgefühles herauszutreten und ein objektives Recht, ja nur ein entgegenstehendes anzuerkennen. Sein Recht geht vollständig in seinen Ansprüchen auf. Ein Raufbold vom Hause aus, fühlt er sich nur in dem fortgesetzten kleinen Kriege gegen die neue Ordnung in seinem Elemente. Er ist vielleicht nicht der Schlimmste in seiner Art; sein guter Freund, Herr Hans Thomas von Absberg z. B. hat es noch viel schlimmer und grausamer getrieben, — er hatte zur Regel erhoben, jedem Nürnberger, der ihm in die Hände fiel, die rechte Hand abzuhauen, während Götz sich höchstens einmal den rohen Scherz erlaubte, solche Unglückliche mit der gleichen Unmenschlichkeit zu bedrohen und sie dann mit einigen flachen Hieben auf ihre Kehrseite getröstet zu entlassen; — aber es bleibt doch immer schlimm genug, daß er das sogenannte Fehderecht berufs- und geschäftsmäßig betrieben hat, und daß man sich dem Eindrucke nicht entziehen kann, daß er wie so viele andere die Ungunst der Zeit und der eigenen engen Verhältnisse grundsätzlich durch solche Beschäftigung auszugleichen suchte. So ist er eben doch eine durchaus zerstörende Natur: seine Geringschätzung aller höheren Autorität und staatlichen Ordnung streift an das Unglaubliche. Daß Götz bei diesen seinen immerhin auch damals nicht völlig ungefährlichen Neigungen zweimal in seinem Leben Schiffbruch gelitten hat, darf uns nicht wundern. Er forderte das Schicksal zu hartnäckig heraus; aber schließlich ist er doch glücklich im Hafen angelangt und hochbejahrt und in stattlicherem Wohlstande aus der Welt gegangen, als er dieselbe betreten hatte. Es war dies aber auch nur in jener Epoche und unter bestimmten allgemeinen Voraussetzungen möglich, die sich bald darauf denn doch geändert haben. Gewiß, auch Götz war ein Kind seiner Zeit und einen Teil seiner Sünden darf er ihr immerhin zuschieben. Diese pathologische Seite seines Wesens dürfte sogar leicht die lehrreichste von seiner ganzen Geschichte sein. Es kommt bloß darauf an, sich darüber keinen Täuschungen hinzugeben.

Die Anfänge Götzens unterscheiden sich von denen seiner Standesgenossen jener Epoche in nichts. Der Besitz seines Geschlechtes — das im 13. Jahrhunderte noch in einfachen Ministerialverhältnissen vorkommt — war nicht erheblich groß und bestand in der Mehrzahl aus Passivlehen von einem halben Dutzend Herren, — darunter Würzburg, Mainz, Wertheim, Kastell u. s. w. — und dieser Gesamtbesitz war wieder in mehrere

Teile zerfällt. Diese Besitzungen lagen alle im südöstlichen Ostfranken, und Jaxthausen war der Mittelpunkt. Über seine Laufbahn war unter diesen Umständen der junge Geselle von früh an im Reinen, da er zu höheren Dingen ohnedem keinen Trieb verspürte. So treffen wir ihn bald als „Buben" bei seinem Oheime Konrad von Berlichingen, der in markgräflich Ansbachischen Diensten stand. In dessen Begleitung besuchte er den berühmten Wormser Reichstag im Jahre 1495, dessen vorzüglichstes Ergebnis, der ewige Landfriede samt dem Reichskammergericht und der Kreiseinteilung, geringen Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint, wenigstens übergeht er es in seinen Denkwürdigkeiten mit vollständigem Stillschweigen. Nach dem Tode seines Oheims (1497) trat er in gleicher Eigenschaft unmittelbar in den Dienst des Ansbachischen Hofes, der ihn in dem darauffolgenden Jahre mit dem markgräflichen Kontingente nach Hochburgund und in die Champagne und weiterhin nach Brabant und Lothringen führte. Bekanntlich war es Kaiser Maximilian, den sein Eifer zuerst zu einem Versuche gegen Ludwig XII. und nach dessen Mißlingen zu einem ähnlichen Angriffe auf den Herzog Karl von Geldern trieb. Götz selbst verschmähte es jedoch, über die Bestimmung und politische Bedeutung dieser Kriegszüge auch nur ein leises Wörtchen hinzuzufügen. Ihn beschäftigt die Thatsache des Abenteuers an sich, aber keine Linie weiter. Nicht viel anders verhält es sich mit dem Schweizerkriege (1499), bei dessen Erwähnung er außer einigen kriegerischen Vorgängen und einer persönlichen Begegnung mit dem Kaiser nur die eine Bemerkung ausdrücklich hinzufügt, daß er, der Reichsritter, bei dieser Gelegenheit zum ersten und letztenmale im Felde des Reiches Adler fliegen gesehen habe, eine Bemerkung, die für den Reichsritter sehr charakteristisch, aber insoferne auffällig ist, als der Angriffskrieg Kaiser Karls V. auf Frankreich im Jahre 1544, den Götz in schon ziemlich hohen Jahren mitgemacht hat, doch sicher ebenfalls ein Reichskrieg gewesen ist. Wie dem nun sein möge, das Jahr 1499 führte Götz nach Jaxthausen zurück, wo sein Vater inzwischen sich zu seinen Ahnen versammelt hatte. Erst jetzt zieht Götz den ersten Harnisch an, während er bisher nur als Knappe gedient hatte. Ohne Zweifel hat er sich jetzt zugleich mit seinem Bruder in das nicht eben übermäßig große väterliche Erbe geteilt. Indeß hat er, sich selber überlassen, nach allem in den beiden nächsten Jahren (1500—1502) sich nicht in der besten Gesellschaft bewegt. Das nahe Verhältnis, in das er nun und später noch einmal zu dem alten „Thalacker", einem öfter genannten Strauchritter aus der württembergischen Landschaft, trat, ist offenbar eine verderbliche Schule für ihn gewesen und hat den ohnedem entgegenkommenden Neigungen seiner Natur eine durchaus schädliche Richtung gegeben. Es genügt zu wissen, was er offen-

herzig genug selbst darüber erzählt. Da läßt sich seine Beteiligung an der Fehde des Markgrafen Friedrich von Ansbach gegen Nürnberg (1502) schon eher hören. Es war dies freilich auch eine Privatfehde und wurde auf dem Wege der Gewalt eine Lösung gesucht, die mit ganz anderen Mitteln hätte gefunden werden sollen. Götz schreibt sich einen Anteil an dem Siege des Markgrafen zu und hat sich wohl hier erst seine Sporen verdient, ergeht sich aber mit vielen Worten hin und her über die Thatsache, daß er und sein Bruder, die doch wahrlich „arme Gesellen" waren, mit dem erworbenen Ruhme allein sich hätten begnügen müssen. Im Landshuter Erbfolgekriege (1504) begegnen wir ihm wieder im offenen Felde. Er kämpft zufällig auf bayrischer Seite, wäre aber, sagt er, wie sein Bruder, lieber auf pfälzischer Seite gestanden. Damals bei der Belagerung von Landshut ist es geschehen, daß er infolge einer Verwundung die rechte Hand verlor, die er sofort durch eine künstliche ersetzen ließ; eine Thatsache, die ihn noch für spätere Geschlechter in so hohem Grade interessant gemacht hat. Der Bayrische Krieg bildet übrigens einen fühlbaren Abschnitt in Götzens Leben. Von jetzt ab betritt er erst die schiefe Ebene und beginnt er jenes wenig ritterliche Leben, von dem wir bereits gesprochen. Mehr als ein volles Dutzend Jahre verbringt er damit. Es war seine freie Wahl, die ihn auf diese Bahn geführt hat; im anderen Falle, wenn ja seine Mittel ihm das ruhige unabhängige Leben des freien Mannes auf eigenem Grund und Boden nicht erlaubten, hätte es ihm, dem tapfern Reitersmann, der er war, der sich bereits einen Namen als solcher gemacht, bei seinen mannigfachen Verbindungen trotz seiner dürftigen Bildung, an einer, billigen Ansprüchen und seiner Leistungsfähigkeit entsprechenden, anständigen Stellung kaum fehlen können, wie sie viele andere in ähnlichen Verhältnissen ebenfalls gefunden haben. Er hat aber mit vollem freien Willen die Laufbahn eingeschlagen, an der wir keine Freude haben können, und die ihm schließlich selber wenig Freude gebracht hat. Seit dem Jahre 1505 treffen wir ihn wieder in derselben. Es ist dies freilich keine Überraschung, die er uns damit bereitet, und am wenigsten seiner Umgebung konnte es eine solche sein. In den Kreisen, in denen er sich überwiegend bewegte, fand man an diesem Thun so wenig etwas Arges, daß er selbst in den zweifelhaftesten Momenten seines Lebens der ungeschwächten Sympathie und Unterstützung von seiten seiner Standesgenossen sich zu erfreuen hatte. Auch dieser Umstand hilft vieles erklären, was sonst nahezu unverständlich bliebe oder doch viel härter beurteilt werden müßte. Genug, seit dem Jahre 1505 sehen wir Götz in voller Aktion in der angedeuteten Richtung. Gleich die nächsten Unternehmungen, wie die gegen einen Waldstromer aus Nürnberg und dann gegen die Stadt

Köln fallen unter diesen Gesichtspunkt. Er tritt nicht für eigene Angelegenheiten ein, sondern für fremde. Nach seiner Darstellung ist er in beiden Fällen zum rächenden Beistande infolge vorausgegangener Rechtsverweigerung angerufen worden. Wir sind weder in dem einen noch in dem andern derselben in der Lage, diese Voraussetzung zu prüfen. Wir wollen sie daher einmal als begründet annehmen, und wenigstens in der Sache des Schneiders aus Stuttgart gegen die Kölner mag, wie auch der neueste Geschichtsschreiber der Stadt meint (vgl. L. Ennen, Geschichte der Stadt Köln, 3. Bd. S. 934), die Rechtsfrage zweifelhaft erscheinen. Die Art, wie aber nun Götz vorging, indem er den Waldstromer selbst kurzweg im Walde vor Nürnberg überfiel und in irgend einer Burg verschwinden ließ, bis er ausgelöst wurde, und wiederum, wie er zwei Kölner Kaufleute, die der ganze Handel gar nichts anging, auf der Reise von Frankfurt nach Leipzig „niederwarf" und bis zur Auslösung, die sich jahrelang verzögerte (erst 1511 wurde die Angelegenheit durch die Vermittlung des Grafen von Königstein beigelegt), in irgend einem Schlupfwinkel festhielt, war nicht bloß gegen alle Reichsgesetze, sondern dieses Verfahren, wenn es sich verallgemeinerte, machte Friede und Ordnung überhaupt unmöglich. Daß ein solches System ohne die Unterstützung guter Freunde als Helfershelfer und Hehler überhaupt nicht durchführbar war, läßt sich aus jedem einzelnen Falle deutlich ersehen. Übrigens geht aus der angezogenen Darstellung bei Ennen doch soviel hervor, daß sich der Kölner Handel ein wenig anders verhielt, als Götz nach seinem geschwächten Gedächtnisse ihn erzählt. Götz ist eben nicht aus bloßem, großmütigen Rechtsgefühle als Rächer des gedrückten Rechts aufgetreten, sondern er hat in beiden Fällen seine Kosten und Mühewaltung in Rechnung zu bringen nicht unterlassen. Bezeichnend in dieser Richtung ist seine Äußerung bei Gelegenheit des Stromerschen Handels, bei dem er offenbar infolge der markgräflich Ansbachischen Vermittlung zu kurz gekommen zu sein glaubt. Und die Kölner anlangend, so haben sie ihm schließlich ungefähr das Zehnfache von dem bezahlen müssen, was die gut oder schlecht begründete Forderung des Stuttgarter Schneiders ursprünglich betragen hatte. Daß Kaiser und Reich bei dem zweiten Vorgange von den Kölnern zwar angerufen, sich im Grunde doch nur zum Scheine gegen den Friedensbrecher geregt haben, hat in jenen Tagen wenigstens niemand in Verwunderung gesetzt.

Sogenannte Fehden dieser Art hatten auch die Eigentümlichkeit, daß sie, wie die Friedensschlüsse Napoleons, auch wenn beigelegt, immer schon wieder eine neue Fehde in ihrem Schoße trugen. So hatte bei Gelegenheit des Kölner Handels der Bischof Georg von Bamberg, ein geborener Schenk von Limburg, den Unmut Götzens auf sich gezogen. Denn dieser

zweifelte, ganz in seiner Art, nicht im geringsten daran, daß er auf dem Gebiete des Hochstiftes Bamberg seine Geschäfte betreiben dürfe wie im eigenen Hause, und daß der Bischof gebunden sei, seine mehr als zweideutigen Unternehmungen zu dulden oder gar zu unterstützen. Götz wäre mit seinen vermeintlichen Beschwerden gegen den Bischof gewiß vor jedem Gerichtshofe von vornherein abgewiesen worden, einen solchen Weg zu betreten, kam ihm aber auch gar nicht in den Sinn. Er machte vielmehr den Anschlag, den Bischof auf dem Wege nach dem Sauerbrunnen bei Göppingen niederzuwerfen und so an ihm Vergeltung zu suchen. Der Anschlag wurde aber zur nicht geringen Entrüstung seines Urhebers zufällig vereitelt, und er mußte sich begnügen, statt des Bischofs einen Bambergischen „Bundesrat und einen einspännigen Reiter" abzufangen und so zu seinem Zwecke zu gelangen. Das alles verläuft und wird erzählt, als hätte es gar nicht anders sein können. Von Reichsgewalt und Reichsgericht ist keine Rede, in der Regel tritt irgend ein Vermittler auf und versöhnt die Entzweiten. So in diesem Falle der Herzog Ulrich von Württemberg, mit dem Götz bereits in näheren Beziehungen stand, die freilich mit der Zeit verhängnisvoll genug für ihn geworden sind. Der Bischof von Bamberg sah wohl, daß dies zwar nicht der ehrenvollere, sicher aber gewissere Weg war, vor dem unruhigen und rachsüchtigen Ritter Ruhe zu bekommen. Im allgemeinen gehört es in der That zu den Charakterzügen der Zeit, daß man sich ebenso leicht entzweite als vertrug. Indes auch diese Regel erlitt ihre Ausnahme: gegen den Bischof von Bamberg wenigstens hat in der Seele unseres sonst keineswegs geradezu bösartigen Ritters der Stachel tief gehaftet. Dies geht auch aus der bekannten Scene im Hirschen zu Heidelberg hervor, die Götz nahezu ein halbes Jahrhundert später noch mit so hoher Genugthuung erzählt.

Eine Genugthuung dieser Art hätte er sich am Ende gönnen mögen, es sollte aber anders kommen. Die beiden Triebfedern, die wir bereits nachdrücklich genug als die charakteristischen Motive eines solchen Handels bezeichnet haben, Raufluſt und Gewinnsucht, verlockten ihn nach einiger Zeit zu einer Gewaltthat in größerem Stile, die nicht verfehlte, allgemeines Aufsehen in einem guten Teile des Reiches hervorzurufen, und die für seine Zeit und für ihn selbst ungemein bezeichnend ist. Wir meinen die sogen. „Nürnberger Fehde" vom Jahre 1512, und mit ihr sind wir im Mittelpunkte unserer Erörterungen angelangt. Glücklicherweise sind wir über den Hergang und den gesamten Verlauf nach Wunsch unterrichtet: freilich zum allerwenigsten durch die Aufzeichnungen Götzens. Denn wüßten wir nichts darüber, als was er uns selbst erzählt, so wären wir mit unserer Untersuchung bald zu Ende. Nach seiner Darstellung ist er schlechthin der

Unschuldige und die Nürnberger sind die einzig Schuldigen, während in der That in diesem Falle der unbefangene Richter ihn und seine Helfershelfer für allein schuldig und die Nürnberger für die schlechterdings grundlos Angegriffenen erklären muß. Auf welcher Seite der Wolf zu suchen sei, bleibt dieses Mal keinen Augenblick lang zweifelhaft. Ebensowenig giebt uns Götz irgendwie Anhaltspunkte für die Bedeutung und den Umfang, den dieser Handel angenommen hat und den man sich nicht leicht zu groß vorstellen kann. Die Nürnberger sind es aber, die dafür gesorgt haben, daß wir über die ganze Angelegenheit so vollständig als möglich unterrichtet sind. Der Rat von Nürnberg hat bekanntlich sein Archiv in musterhafter Ordnung gehalten. So hat er nach seiner löblichen Gewohnheit über diese Fehde des Jahres 1512, wie früher und später über ähnliche Ereignisse, auf Grund der sorgfältigst gesammelten Akten eine vollständige Geschichte desselben zusammenstellen lassen, die als „Götzen von Berlichingen Fehde" in einem Prachtbande von 358 beschriebenen Blättern in Pergament in Nürnberg resp. in München aufbewahrt wird und von uns nach Muße benutzt werden konnte*). Diese Darstellung ist nun keineswegs einseitig; sie giebt alles Material, das zur Sache gehört und zu erreichen war. Aber man ist darum doch nicht ausschließlich auf sie angewiesen. Das Nürnberger Archiv verwahrt außerdem noch einen Band, der als eine Ergänzung des Vorhergehenden zu betrachten ist, obwohl er vieles enthält, was sich dort wiederholt findet. Der Entstehung nach ist er jedoch älteren Datums als jener: aber auch dies ist nicht alles. Es gehören weiter hieher die Briefbücher der Jahre 1512—1515, worin die Aktivkorrespondenz des Nürnberger Rats gesammelt wurde, die einen Achtung gebietenden Einblick in die Umsicht und Rührigkeit desselben, zumal in der Behandlung seiner auswärtigen Interessen gewähren. Zu Nürnberg finden sich aber zugleich die Originale einer Anzahl von Schreiben, die außerhalb der Stadt entstanden und von wesentlichem Belange sind. Hiezu kommen noch Aktenstücke, die ursprünglich dem Bamberger Archive angehörten und inzwischen nach München gelangt sind. Auch in Würzburg ist manches hieher gehörige vorhanden, weil, wie wir, wenn auch nur

*) Der eigentliche offizielle Titel ist langatmiger und lautet: „Götzen von Berlichinger und seiner Helffer vhedlich thatten und geleitsbruch, die sie gegen einen Erbaren Rat zu Nürnberg und den Iren geübt haben, und was darauf und dagegen durch einen rate, auch unsere gnädigen Herren, den Bischoff von Bamberg und Markgraf Friedrichen zu Brandenburg, in der gnaden gleit sy eins Rathsverwandte beschedigt haben, bey Rö. Kay. Majestet verordnete Commissarien, auch gemeine Versammlung des Punds zu Schwaben, und andere Orten bis in das drit Jar gehandelt, und im ende zu einem erlichen Bericht gelangt ist."

kurz, berichten werden, das Hochstift in höchst sonderbarer und noch völlig unbekannter Weise in die vorliegende cause célèbre verwickelt erscheint. Dieses Material, soweit es Nürnbergischen Ursprungs ist, hat bereits Müllner in seiner bekannten großen handschriftlichen Chronik dieser Stadt (s. das Jahr 1507) benutzt (womit zu vergleichen Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I^6, 137 Anm. 1); dagegen ist es dem Grafen von Berlichingen-Rossach in seinem erwähnten Werke nur teilweise bekannt geworden, nämlich soweit etwa, als die in den beiden erwähnten handschriftlichen Bänden enthaltenen Aktenstücke auch sonst im Originale sich noch finden. Weiter kommen hiebei die Verhandlungen des Schwäbischen Bundes in Betracht, in welche die bekannte Publikation Klüpfels immerhin einen ergiebigen, wenn auch nicht überall erschöpfenden Einblick verstattet. Was Götz selbst bei dieser Gelegenheit an Rechtfertigungsschreiben ausgehen ließ, wie z. B. an die Stadt Heilbronn, ist schon im vorigen Jahrhundert zum Teil im Druck veröffentlicht worden. Andere Archive, wie z. B. das Stuttgarter und Karlsruher, würden uns ohne Zweifel noch manche schätzbare Ergänzung zu dem uns vorgelegenen Material bieten können, wir sind aber der festen Ansicht, daß solches an dem Thatbestande, wie er sich uns ergeben hat, und also auch an der Beurteilung desselben nichts wesentliches mehr ändern würde.

Unsere Absicht ist es nun nicht, auf Grund der versprochenen zahlreichen Zeugnisse hier eine eingehende Darstellung des in Rede stehenden Herganges zu geben. Der Mühe würde es sich gewiß verlohnen, und der zukünftige Biograph Götzens wird sich dieser Aufgabe nicht entziehen können. Wir dagegen wollen hier nur soweit darauf eingehen, als nötig erscheint, das Ungenügende und Dürftige der Berichterstattung in den Denkwürdigkeiten desselben zur Evidenz zu bringen. Es kommt vor allem darauf an, die Urheberschaft der Fehde festzustellen; die Schuldfrage wird dann keine Schwierigkeit machen. Götz leitet seine betreffende Erzählung mit folgenden Worten ein (vgl. S. 46 in der Ausgabe des Grafen von Berlichingen-Rossach): „So will ich niemand bergen, Ich hatt Willen auch denen von Nürnberg feind zu werden, und ging schon mit der sachen umb, und dacht Du mußt noch ein Handel mit dem Pfaffen, dem Bischoff von Bamberg haben, damit die von Nürnberg auch in das gespiel gebracht werden" u. s. w., Worte, die an Aufrichtigkeit in der That nicht viel zu wünschen übrig lassen. Fortfahrend erzählt er dann, daß er am 22. Mai 1512 in bischöflich Bambergischem Geleite eine beträchtliche Anzahl Nürnberger Kaufleute, die eben von der Leipziger Messe zurückkehrten, überfallen, ausgeraubt, mit sich geführt und in entlegenen Orten untergebracht habe. Jedoch müssen wir der Vollständigkeit

wegen hinzusetzen, daß er sie alsdann nicht eher entließ, bis sie die ihnen auferlegte Schätzung erlegt hatten. Alles übrige zunächst dahingestellt, welche Ursache der Verfeindung mit den Nürnbergern und eines Attentats der Art giebt Götz von Berlichingen an? Es sind zweierlei (a. a. O. S. 47). Einmal sagt er, ein Knecht derer von Nürnberg habe im Jahre 1507 einen markgräflich Ansbachischen Diener, Fritz von Lidwach (von Neudettelsau) niedergeworfen und in eine der Burgen der Nürnberger entführt. Vorausgesetzt, daß sich dies alles so verhält, was hatte Götz von Berlichingen damit zu thun? Nun ja, heißt es weiter, Hans von Seckendorf, markgräflicher Hofmeister, ein Verwandter von jenem Fritz von Lidwach, habe die diesem widerfahrene Behandlung sehr übel vermerkt, — und da habe er, nämlich Götz, ihn als seinen Verwandten, der ihm gut geneigt, ersucht, ihm die Ausfechtung dieses Handels zu überlassen: „das ist mein Ursach an die von Nürnberg." Doch nein, es ist nicht die einzige Ursache, denn Götz hatte sich einen Knecht gedingt, mit Namen Georg von Geißlingen, der aber zur Zeit noch im Dienste des Junkers Eustach von Lichtenstein stand und in diesem Verhältnisse von einigen Nürnbergischen Knechten bei irgend einem zufälligen Zusammentreffen tödlich verwundet wurde. Was blieb ihm also anderes übrig, als Anwendung von Gewalt? Da sonst niemand „der Katze die Schelle anhängen" wollte, mußte der „treuherzige Götz von Berlichingen" sich der beiden Geschädigten annehmen. Dies sind die Gründe zu einem Landfriedensbruche, wie er selbst in jenen Tagen als ein außerordentlicher erschien. Wiederholen wir es doch noch einmal: der Streit war vom Zaune gebrochen und nach unserer Anschauungsweise, die auch damals nicht etwa vereinzelt stand, mußte man ein solches Vorgehen des Ritters mit der eisernen Hand mit einem ganz anderen Namen als dem der Ritterlichkeit bezeichnen. Götz hat eben, wie er in der oben angeführten Stelle selbst zugiebt, einen Vorwand haben wollen, um mit den Nürnbergern anzubinden, mochte derselbe noch so nichtig, noch so weit an den Haaren herbeigezogen sein. Er selbst konnte sich in keiner Weise über die Nürnberger beschweren, er spricht auch nicht mit einer Silbe von etwas dergleichen. Fritz von Lidwach, als dessen Rächer er auftritt, hat ihm hiezu in keiner Weise einen Auftrag gegeben; auch das giebt Götz selber zu. Es bleibt also nur noch Hans von Seckendorf übrig, dessen Recht, seinen Verwandten als Rächer aufzustellen, wenn von einem solchen überhaupt gesprochen werden könnte, sicher von dem Augenblicke an erlosch, wo dieser selbst, seiner Freiheit und Selbstbestimmung zurückgegeben — und das war er längst —, in der Lage war, seine Sache in der Art, wie es ihm gutdünkte, zu führen. Götz hat aber sich all' dieser so naheliegenden Erwägungen entschlagen, er ist in

der That angriffsweise vorgegangen und hat von den Nürnbergern in dieser Angelegenheit Rechenschaft und Sühne gefordert. Die Nürnberger bestritten allerdings seine Berechtigung, sich in diese Angelegenheit einzumischen, aber von allen Seiten bedrängt, und wissend, wessen ein Mann wie er fähig sei, nahmen sie sogar, nicht ohne sich im übrigen zu verwahren, die Vermittelung des Markgrafen von Ansbach und des Bischofs von Würzburg an, konnten sich aber nicht entschließen, die hohe Entschädigungsforderung, die Götz stellte, zu leisten. Es nutzte ihnen nichts, daß sie zugleich nachwiesen, daß der „Kälbersberger" — so hieß jener Knecht — zur Zeit, als er Fritz Lidwach niederwarf, nicht mehr ihr Diener gewesen sei, und daß sie mit diesem Handel überhaupt nichts zu schaffen gehabt; ebensowenig frommte es ihnen, daß sie den Beweis führten, Georg von Geißlingen sei, noch keineswegs in Götzens Dienste stehend, bei einem zufälligen Zusammentreffen von einigen ihrer Leute zufällig und ohne ihr Zuthun tödlich verwundet worden, und daß der Kaiser, an den sie sich in dieser Sache gewendet, sie von aller Verantwortlichkeit freigesprochen habe*). Alles umsonst; Götz ließ sie nicht mehr los. Auch dann nicht, als Fritz von Lidwach, wie die erhaltene Originalkorrespondenz bezeugt, von den Nürnbergern zur Rechenschaft gezogen, ausdrücklich erklärte, er habe Götz von Berlichingen keinen Auftrag zu feindlichem Vorgehen gegeben und er habe keinen Anspruch auf Genugthuung von ihrer Seite, und zugleich Götz aufforderte, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen und ihn den Nürnbergern gegenüber nicht in Ungelegenheit zu bringen. Götz ließ sie nicht mehr los, eben weil er, so sagt er ja selbst, den Willen hatte, denen von Nürnberg feind zu werden.

Und so beschloß er das auszuführen, was von länger her geplant war, unter einem so nichtigen Vorwand, auf Grund eines Vorfalls, der ihn nicht einmal persönlich betroffen hatte, und den außerdem die angeblich Beteiligten förmlich in Abrede stellten.

---

*) Diese Angabe der Nürnberger erhält ihre volle Beleuchtung durch die Erzählung Müllners (in seiner angeführten Chronik zum Jahre 1507), nach welcher der Bruder des Getöteten, Hans von Geißlingen, wegen jenes Vorfalles der Stadt Nürnberg Feind geworden, sie dafür in der beliebten Weise heimgesucht hat. Daraufhin haben die Nürnberger beim Kaiser gegen denselben Klage geführt und dieser hat (d. d. Freiburg 1507. Dezember 23) ihn nebst seinen Helfershelfern in die Acht erklärt. Unter diesen Helfershelfern nennt Müllner unter anderen auch Götz von Berlichingen selbst und jenen Fritz von Lidwach, der ihm einige Jahre später den Vorwand zu seinem Angriffe auf die Nürnberger hergeben mußte. Ja nach Müllner hat die erwähnte Niederwerfung desselben im Zusammenhange mit den Feindseligkeiten Hansens von Geißlingen gegen die Nürnberger gestanden, — was seine und Götzens Sache eher verschlimmern als verbessern würde.

Wenn man Götz nun weiter erzählen hört, so müßte man meinen, den Überfall der Nürnberger Kaufleute, den er bei Forchheim glücklich ausführte, habe er kurzweg und auf eigene Faust und mit eigenen Mitteln unternommen. Dem ist aber nicht so. Vielmehr hat Götz umfassende Vorbereitungen dazu getroffen und einen guten Teil der gesamten fränkischen Ritterschaft zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt, die sich teils persönlich, teils durch ihre Knechte und weiterhin durch Gewährung des Unterschlupfs und der Unterbringung der „Gefangenen" an diesem Raubzuge beteiligten. Es ist nicht anders, mit einer Räubergeschichte höchst vollkommener und zugleich höchst unrühmlicher Art haben wir es hier zu thun, und die Teilnehmer machen den Eindruck einer Gesellschaft von Gründern der neuesten Zeit. Sie erscheinen in den verschiedensten Rollen: außer dem unvermeidlichen Hans von Selbitz, der, nebenbei bemerkt, ein gründlich roher und verwilderter Geselle war, die Namen der Grumbach, Fuchs, Rosenberg, Geyer, Hutten, Thüngen, Brandenstein, Krailsheim, Absberg u. s. w., als das Haupt aber, als „Prinzipal", unser Götz nebst seinem eben genannten edlen Freunde. Auch das Ansbachische Gebiet hat eine Anzahl Genossen geliefert, die sich jedoch entfernten, sobald sie ihren Anteil an dem unmittelbaren Raube in der Tasche hatten. Die Einzelheiten des Überfalls, der Beraubung, der Wegführung der Überfallenen über den Main und Kissingen in die Gegend der Rhön und zum Teil bis über Fulda hinaus muß man in den schon angeführten beiden handschriftlichen Bänden nachlesen. Es ist dies alles in der That lehrreich und vielfach fesselnd, weil man so eingehende Berichte über solche Vorgänge nicht so häufig findet. Freilich mußten die Gefangenen, als sie endlich ihre Schätzung aufgebracht hatten und freigegeben wurden, eidlich geloben, von allem, was sie gesehen und gehört, nichts zu verraten, ein Gelübde, von dem sie selbstverständlich in ihrer Heimat sofort entbunden worden sind. Von all diesen Dingen, soweit jenes Unternehmen den Charakter eines von weit her und umfassend angelegten Compagniegeschäftes hatte, bekommen wir bei Götz nichts zu hören. Ebenderselbe behauptet zugleich ausdrücklich, er sei „so frumb" gewesen, daß er bei dem Überfalle nichts an sich genommen habe, außer „was Nürnbergisch war". Die Sache steht aber so, daß, wenn er selbst sich genügsam erwiesen hat, seine Spießgesellen einen solchen Unterschied nicht gemacht haben. Es ist urkundlich bezeugte Thatsache (s. das Werk des Grafen Berlichingen-Rossach, Register Nr. 33 S. 91 und Register Nr. 37 S. 92), daß drei Kaufleute aus St. Gallen und ein Florentiner, die sich den Nürnbergern auf der Rückkehr von Leipzig angeschlossen hatten, ebenfalls ausgeraubt worden sind, weshalb sie auch später von der Entschädigungssumme, zu der die Übelthäter verurteilt wurden, ihren be-

treffenden Anteil erhalten haben. Für solche Kleinigkeiten dürfen wir aber von unserem so vielbeschäftigten Ritter kein Gedächtnis verlangen.

Zunächst war das Unternehmen also geglückt. Jedoch die Genugthuung über die gewinnreiche Heldenthat blieb nicht völlig ungetrübt. Zunächst wäre es Sache des Bischofs von Bamberg gewesen, sich gegen den geschehenen Frevel zu erheben. Denn in seinem Gebiete war er begangen worden und nach dem geltenden Recht war er für den geschehenen Schaden verantwortlich. Aber entschlossener als der Bischof war die Stadt oder der Rat von Nürnberg, der sofort mit gewaltigem Nachdruck gegen die Frevler auftrat und den Bischof mit sich fortriß. In der That, der Rat von Nürnberg hat die wahre Bedeutung des ausgeführten Streiches im vollem Umfange erkannt und hat denn auch seinen ganzen Einfluß und all' seine nicht geringen Hülfsquellen in Bewegung gesetzt, um an den Urhebern desselben die verdiente Vergeltung zu üben. So ist denn auch bereits am 5. Juli 1512 die Reichsacht über dieselben ausgesprochen worden, schade nur, daß die Vollziehung derselben noch im weiten Felde stand. Dem Kaiser waren alle diese Händel unerwünscht und er hätte sie lieber gütlich beigelegt. Selbstverständlich wurde auch der Schwäbische Bund zur Aktion aufgerufen, aber seine Organisation brachte es eben mit sich, daß bis zu bestimmter Beschlußfassung, geschweige denn bis zum Losschlagen geraume Zeit verging.

Die nächste Haltung Götzens ist nun wieder ganz in seiner Art. Verhandlungen zum gütlichen Ausgleich, die inzwischen nach der herrschenden Gewohnheit eingeleitet wurden, sind gar nicht nach seinem Geschmack. Er besteht nach wie vor fest darauf, daß er im Rechte sei: er berechnet sogar den Nachteil, welcher ihm dadurch erwuchs, daß er sich auf Vermittelung einließ, anstatt den begonnenen Krieg fortzusetzen. Er hat auch in der That sobald als möglich wieder auf diese Bahn eingelenkt und trotz Kaiser und Reich, trotz Acht und Reichskammergericht zwei Überfälle auf Nürnberger Kaufleute — den einen bei Ochsenfurt und den andern bei Mergentheim — unternommen, Überfälle, die sich zwar an Ausdehnung und Zahl der Teilnehmer nicht mit dem Forchheimer Attentat messen können, aber, was Dreistigkeit und leidenschaftliche Verhöhnung der Gesetze anlangt, dasselbe noch übertreffen. Es sei gleich hier bemerkt, daß bei dem Mergentheimer Überfalle der Komtur oder seine Beamten so lässig und zweideutig sich benahmen, daß er deshalb zur Verantwortung gezogen wurde und die Zahlung eines Teils der vereinbarten Entschädigungssumme übernehmen mußte. Und um das Bild dieser höchst romantischen Geschichte nicht unvollständig zu lassen, sei wenigstens erwähnt, daß Hans von Selbitz ungefähr zur selben Zeit einen räuberischen Überfall auf die Stiftbambergische Stadt

Vilseck ausführte, der mit Unthat und Vergewaltigungen ernstester Art verknüpft war.

Kaiser und Reich sahen dem Wirrsal noch immer ratlos und thatlos zu, bis sich endlich, von den Nürnbergern getrieben, der Schwäbische Bund wirklich erhob und wenigstens an Hans von Selbitz, beziehungsweise an dessen Besitzungen, ein Exempel statuierte. Viel mehr geschah aber doch nicht: der geächtete Götz selbst war immer noch nicht von der strafenden Gerechtigkeit zu erreichen. Nur seine Lehngüter hatte der Bischof von Würzburg auf kaiserlichen Befehl, jedoch unter höchst zweideutigen Umständen, eingezogen, während seine Verbündeten von der fränkischen Ritterschaft, darunter mehrere Würzburgische Amtleute, vor das Kammergericht geladen, zum Reinigungseide zugelassen und alle, die sich dessen weigerten, ebenfalls in die Acht erklärt wurden. Alle so Betroffenen wurden aber von ihren Freunden und Standesgenossen keineswegs im Stiche gelassen: man verlegte sich wieder auf vermittelnde Verhandlungen. Der Kaiser selbst, von ganz anderen Gedanken erfüllt, wünschte so rasch als möglich eine gütliche Beilegung. Es wurden Tagfahrten in Schweinfurt und Haßfurt abgehalten und Vergleichsvorschläge gemacht, die aber im Verhältnis zu dem angerichteten Schaden dem Bischof von Bamberg und noch mehr den Nürnbergern unannehmbar erschienen. So vergingen über zwei Jahre, bis endlich auf einer Versammlung des Schwäbischen Bundes zu Augsburg ein wirklicher Vergleich zu stande kam. Kraft diesem mußten Götz und seine Helfer und Helfershelfer die Summe von 14 000 Gulden erlegen, wogegen sie aus der Acht entlassen und für gerechtfertigt erklärt wurden. Zu dieser Summe hat Götz 2000 Gulden beigetragen, das übrige ist von seinen hohen Gönnern, dem Herzog Ulrich von Württemberg, dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Komtur von Mergentheim und, zum relativ größeren Teile, von dem Hochstifte Würzburg geleistet worden, nicht etwa aus bloßer Großmut, sondern weil sie auf verschiedene Art als nähere oder entferntere Beschützer der Friedensbrecher in den Handel verwickelt erschienen. Das Hochstift Würzburg war in doppelter Weise dabei in Anspruch genommen, teils weil ihm die Einziehung der Götzischen Lehen wider seinen Willen zugemutet worden war und in Anrechnung gebracht wurde, teils weil eine Anzahl angesehener Persönlichkeiten und Beamten des Stiftes sich als gute Freunde der Ächter kompromittiert hatten. Ja der Bischof und das Domkapitel waren selbst in den Verdacht der Mitwissenschaft geraten, so daß ihnen der Reinigungseid auferlegt werden konnte. Über dieses Moment erhalten wir nicht bloß in dem großen Nürnberger Fehdebuch, sondern auch in unmittelbar Würzburgischen Aktenstücken und in den Recessen des Domkapitels Aufschluß. Das Hochstift Würzburg

so gut als Kurpfalz und Württemberg waren eben nicht Mitglieder des Schwäbischen Bundes. Diese Thatsache erklärt vieles, und man kann behaupten, der ganze Handel wäre unter anderen Umständen kaum möglich gewesen. Indessen die Erörterung, warum jene Fürsten dem Bunde nicht beigetreten, würde uns an dieser Stelle zu weit von unserm Vorhaben abführen.

Götz von Berlichingen war über diesen Ausgang des so großartig und methodisch angelegten Unternehmens, wie sich nicht anders erwarten ließ, höchlichst unzufrieden. Er klagt über treulose Verzagtheit seiner Spießgesellen und über Verräterei der Nürnberger, denen allein er in der That dieses Fiasko zu danken hatte. Es war aber auch ein unerträglicher Gedanke, daß er seine Lage trotz aller Kühnheit und Überlegtheit des Anschlags, statt sie zu verbessern, noch verschlimmert hatte. Und der gute Fritz von Lidwach, in dessen Namen oder dem zuliebe der ganze Handel angeblich in Scene gesetzt worden war, mußte völlig leer ausgehen: in der That, es ist zuguterletzt in keiner Weise mehr von ihm die Rede, was offenbar seinen Wünschen entsprach. Auch Götz weiß nichts mehr von ihm zu sagen: wir betonen diesen Umstand, der unsere Behauptung, daß der Junker von Neudettelsau einen allzu schlecht begründeten Vorwand zu dem Angriffe auf die Nürnberger hergeben mußte, schon für sich allein bestätigt. Götz war indes durch die erlittene Niederlage in keiner Weise gewitzigt worden. Im Gegenteil, sie scheint ihm neue Lust geweckt zu haben, auf der gewohnten Bahn der Gewaltthätigkeiten unbeirrt weiterzuschreiten. Seine wirtschaftliche Lage, die durch das negative Ergebnis der Nürnberger Fehde eine empfindliche Einbuße erlitten, ist offenbar auf seine nächsten Schritte nicht ohne Einfluß geblieben. Die „Mainzisch-Waldeckische Fehde" ist es, die sich zeitlich unmittelbar an die Nürnbergische anschließt und nun zunächst in Betracht zu ziehen wäre. Da wir aber nicht im Besitze neuen Materials dafür sind, soll nur ein weniges über sie bemerkt und im übrigen auf das schon mehrfach angeführte Werk des Grafen von Berlichingen-Rossach und auf Hennes (Albrecht von Brandenburg S. 29 ff.) verwiesen werden, obwohl die Ausführung bei letzterem keineswegs eine erschöpfende genannt werden kann. Götz handelte dieses Mal auf eigene Gefahr, obwohl er ohne die Unterstützung guter Freunde auch jetzt nicht so vieles erreicht hätte. Denn dadurch unterscheidet sich dieser Fall von dem vorhergehenden, daß er zu einem für Götz günstigen Abschlusse führte, und daß er thatsächlich Recht behielt. Freilich hatte er es diesmal mit keinen Nürnbergern zu thun. Es lag überhaupt manches anders. Der Kurfürst von Mainz konnte sich, so befremdend dies klingen mag, weder was die Leistungsfähigkeit noch was Energie und Ausdauer

anlangt, keineswegs mit jenen „Pfefferſäcken“ meſſen. Die Veranlaſſung des Streites hing mit den feudalen Beziehungen zuſammen, in welchen die Berlichingen zu Kurmainz ſtanden. Wenn man Götz hört, ſo war er unbedingt im Rechte und der Gekränkte. Freilich wird man bei ſeinem höchſt unvollkommenen und einſeitig entwickelten Rechtsgefühle dies nicht ohne weiteres hinnehmen können. Indeſſen, wir wollen das, freilich mit allem Vorbehalte, auf ſich beruhen laſſen, weil uns zur Zeit die Akten nicht in der ausgiebigen Vollſtändigkeit vorliegen. Nachdem aber einmal das Zerwürfnis im Gange, und die herkömmliche Vermittelung erfolglos blieb, erhob ſich Götz mit einer erſtaunlichen Entſchloſſenheit und führte Schlag auf Schlag gegen den Mainzer. Er iſt offenbar noch gereizt von der vorausgegangenen Niederlage. Seine ganze Virtuoſität in Erfindung von Anſchlägen und deren Ausführung tritt in geſteigerter Kraft zu Tage; ſeine angeborene Raufluſt und Wildheit brechen unwiderſtehlicher als je durch. Es kommt ihm nicht darauf an, in zwei, drei Ortſchaften des Gegners den roten Hahn auf das Dach zu ſetzen. Ein andermal, im Begriffe anzugreifen, ſieht er ein Rudel Wölfe über eine friedliche Schafherde herfallen, er ruft ihnen „Glück auf!“ zu, „liebe Geſellen Glück überall!“ und hielt dies rührende Zuſammentreffen für ein günſtiges Vorzeichen. Im urſächlichen Zuſammenhange mit dieſer Mainzer Fehde ſteht die „wahre Krönung des Gebäudes“, der Fang, der ihm an dem Grafen Philipp von Waldeck glückte. Graf Philipp war Mainzer Lehensmann und trat gelegentlich gegenüber den ſträflichen Umtrieben Götzens für ſeinen Lehensherrn ein, was für dieſen Grund genug war, ihn als Feind zu behandeln und ſich gewaltſam ſeiner Perſon zu bemächtigen. Es gereicht Götz in ſeinen alten Tagen zu einem wahren Behagen, zu erzählen, wie er den überraſchten Grafen mitten durch das Kölniſche, Waldeckſche, Heſſiſche, Hersfeldiſche, Fuldaiſche, die verſchiedenen fränkiſchen Territorien hindurch und ſchließlich in die Pfalz geführt hat, bis er „ihn gebracht, wo er hingehöret,“ d. h. in irgend einen Schlupfwinkel, den zu nennen er ſich weislich hütet. Was nun? Kaiſer und Reich regten ſich nicht, wenigſtens nicht nachdrücklich genug, obwohl der Handel am Kammergericht anhängig gemacht und die Acht ausgeſprochen worden war. Der Mainzer Kurfürſt allein vermochte nichts: der Schwäbiſche Bund, deſſen Mitglied er war, hielt zwar mehrere Tagſatzungen, kam aber zu keinem Entſchluſſe, und ſo blieb dem abgefangenen Grafen von Waldeck, um wieder zur Freiheit zu gelangen, nichts übrig, als die von Götz geforderte enorme Löſungsſumme von 8000 Gulden zu bezahlen, was ihm keineswegs leicht geworden iſt. Mit dem Kurfürſten Albrecht iſt Götz durch die Vermittelung des Grafen von Mansfeld und Philipp von Solms auf leidliche Bedingungen im

nächstfolgenden Jahre (1517) ausgesöhnt worden. Die Sühne scheint aber keine nachhaltige Wirkung gehabt zu haben, wenigstens läßt es sich anders nicht begreifen, daß im Jahre 1518 mit ausdrücklicher Bezugnahme auf einen im Jahre 1515 verübten Überfall von Kaufleuten im Mainzischen Gebiete gegen Götz ein kaiserlicher Achtbrief ausgehen konnte (Berlichingen-Rossach a. a. O. S. 199).

Wie dem nun sein mag, soviel ist gewiß, Götz stand jetzt auf festeren Füßen als je. Die Einbuße des Jahres 1515 war eingebracht. Er erwarb jetzt von Kunz Schott, einem in jener Zeit gleichfalls vielfach und ebenfalls nicht immer unter den löblichsten Umständen genannten Ritter, die stattliche Burg Hornberg am Neckar, und wir wissen es urkundlich, daß er den Kaufpreis derselben zum größten Teil mit dem Lösegelde, das er dem Grafen von Waldeck auferlegt hatte, entrichtet hat, denn nur auf diesen Kauf kann sich das Schreiben Götzens an den Grafen Albrecht von Mansfeld vom 17. Mai 1517 (Berlichingen-Rossach a. a. O. S. 95) beziehen. In ebendemselben Jahre führte er seine zweite Frau heim: die erste war ihm schon mehrere Jahre früher gestorben.

In dieser Zeit treffen wir ihn zuerst im Kurpfälzischen, sodann im Dienste des Herzogs Ulrich von Württemberg. In der Zwischenzeit hat er indes keineswegs völlig geruht, sondern an verschiedenen Händeln in seiner Art teilgenommen. Ob überhaupt nun die Absicht bei ihm durchgedrungen ist, ein anderes Leben anzufangen, muß dahingestellt bleiben. Doch gerade jetzt, wo er offenbar eine gewisse Ordnung in seine Verhältnisse gebracht hat, streckt das Verhängnis die Hand nach ihm aus und reißt ihn plötzlich aus seiner Bahn. Herzog Ulrich von Württemberg hatte ihn im Anfange des Jahres 1518 zum Amtmann von Möckmühl gemacht, das ungefähr in der Mitte zwischen Jaxthausen und Hornberg liegt. Gleich darauf verwickelte sich Ulrich in jenen Kampf mit dem Schwäbischen Bunde, der zunächst mit seiner politischen Vernichtung geendigt hat. Ganz Württemberg ging für ihn verloren und als ein Flüchtiger mußte er in die Verbannung wandern. Unaufhaltsam war das Bundesheer nach der Einnahme Tübingens und Stuttgarts in nördlicher Richtung vorgedrungen und stand am 10. Mai bei Neckarsulm. Götz saß noch auf der Burg zu Möckmühl, entschlossen, wenn nicht die Stadt, so doch die Feste seinem Herrn zu behaupten. Es war dies aber eine völlig isolierte Stellung, und, wie die Dinge lagen, jeder Widerstand ebenso nutzlos als hoffnungslos. Götz war aber trotzig und starrköpfig genug, es auf das Äußerste ankommen zu lassen. Während das bündische Hauptkorps bei Neckarsulm sich lagerte, wurden zwei Fähnlein „bairischer Knechte" vorausgeschickt, Möckmühl zu beobachten und einzuschließen. Die Stadt ergab sich sofort,

die Burg wollte Götz auch jetzt noch halten. Auf die Stadt war er, weil sie sich kampflos ergeben, höchlichst erbittert, und beschoß sie, da sie jetzt der Stützpunkt seiner Feinde geworden war. Aber auffallenderweise mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln schlecht versehen, beschloß er, mit seinem Häuflein von etwa 80 Mann sich vermittels eines nächtlichen Ausfalls durch das Beobachtungskorps hindurchzuschlagen. Jedoch der Plan mißlang. Götz verlor fast die Hälfte seiner Leute, er selbst erhielt eine Wunde und mußte froh sein, als Gefangener den bairischen Knechten in die Hände zu fallen, die ihm für 2000 Thaler das Leben zusagten, das von den erbitterten Möckmühlern im Ernste bedroht war*). Die Landsknechte haben ihn dem Bundesobersten Herzog Wilhelm von Baiern gegen jene Schätzungssumme ausgeliefert. Götz wurde nun im Namen des Bundes nach Heilbronn in Haft gebracht und hat bekanntlich erst im Jahre 1522 seine Freiheit wieder erhalten, nachdem er Urfehde geschworen und vollen Kostenersatz zugesichert hatte. Das ist der beglaubigte Verlauf dieses Herganges. Leider stimmt aber die Erzählung, die uns Götz davon giebt (a. a. O. S. 51), in einem Hauptpunkte nicht damit überein. Götz sagt nämlich, er habe gegen freien Abzug für seine Person und seine Leute kapituliert, man habe aber diese Kapitulation gebrochen und ihn vertragswidrig, als er aus der Burg friedlich abzog, überfallen u. s. w. Nun liegt es so, daß beide Erzählungen nicht nebeneinander bestehen können. Entweder irrt Götz oder die neuesten Darstellungen (z. B. Stälin, Württemb. Gesch. 4. S. 179, H. Ulmann, Fünf Jahre württemb. Geschichte, Leipzig 1867, S. 165) sind falsch berichtet. Um es kurz zu sagen, uns scheint Götzens Darstellung unzweifelhaft die irrtümliche zu sein. Es ist schon möglich, daß mit ihm wegen der Übergabe unterhandelt worden ist, aber wir halten es in diesem Falle für gewiß, daß diese Unterhandlungen zu einem endgültigen Ergebnisse der Art, wie Götz berichtet, nicht geführt haben. Genug, es liegt hier von seite Götzens ein Irrtum vor. Gegen seine Aussage sprechen bestimmte und in unseren Augen unanfechtbare Zeugnisse, über die man schlechterdings nicht hinauskann. Wir verweisen darüber zunächst auf die beiden oben genannten Werke. Über den mißlungenen Versuch Götzens, sich in der Nacht durchzuschlagen, stimmen alle

*) Nach einer sonst gut unterrichteten Quelle hätten die Nürnberger, die allerdings ihre Repräsentanten beim bündischen Heere hatten, sehr gerne den ihnen verhaßten Götz gegen Erlegung der Schätzung von den Landsknechten übernommen, diese aber das ihm gegebene Wort, ihn an den Bund auszuliefern, nicht brechen wollen. Wenn die Nachricht richtig, oder vielmehr wenn Götz den Nürnbergern ausgeliefert worden wäre, so hätte er seine Rechnung mit dem Himmel machen dürfen.

gleichzeitigen Berichterstatter überein und ihre Glaubwürdigkeit kann in keiner Weise in Zweifel gezogen werden. Ein Bericht wie der des „Hörzugs“ und derjenige von Anton Tucher, um die zwei gewichtigsten zu nennen, schlägt jede Einrede nieder*). Und wenn an Götz ein so schnöder Wortbruch begangen worden, so hätte er, der sonst seine Sache so nachdrücklich zu vertreten verstand, gegenüber dem Herzog von Baiern und dem Schwäbischen Bunde sicher und mit Recht das ihm geschehene Unrecht geltend zu machen nicht unterlassen, umsoweniger, als die Thatsache, um die es sich angeblich handelte, offenbar ohne Schwierigkeit festzustellen war. Und ferner, so gut seine Freunde, wie Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg, die doch auf der bündischen Seite standen, sich seiner lebhaft annahmen, als man in Heilbronn ihm das ritterliche Gefängnis, das ihm verbürgt worden war, verkürzen wollte, um so gewisser wären sie für ihn eingestanden, wenn ihm ein angeblich geschlossener Vertrag, wie der in Rede stehende, nicht gehalten worden wäre. Es sieht dies den Häuptern des Bundes auch gar nicht ähnlich. Zum Überflusse haben wir aber von Götz selbst eine urkundliche Aussage, zwei Tage nach jenem Vorgange geschrieben, worin er unmöglich den ihm angeblich widerfahrenen Vertragsbruch hätte mit Stillschweigen übergehen können, wenn ein solcher gegen ihn wirklich verübt worden wäre. Diese Urkunde liegt nebst anderen auf seinen Konflikt mit dem Schwäbischen Bunde bezüglichen Papieren im Augsburger Stadtarchive, und wir sind durch die Güte des gegenwärtigen Vorstandes desselben in den Besitz einer Abschrift gelangt. In derselben verspricht Götz dem obersten Bundeshauptmann, bis auf weiteres in freie Haft der Stadt Heilbronn sich zu verfügen und dieselbe ohne ausdrückliche Verfügung des Herzogs nicht zu verlassen u. s. f. Worauf es uns dabei ankommt, ist die Thatsache, daß Götz mit nackten Worten berichtet, wie er am 11. Mai nach Mitternacht bei dem Schloß Möckmühl von „etlichen des Schwäbischen Bundes Kriegsvolk gefänglich angenommen und solcher Gefängnis halber, dem obersten Bundeshauptmanne ausgeliefert worden sei.“ Also, mit Ausnahme des Versuches sich durchzuschlagen, ganz so, wie unsere Gewährsmänner berichten, und kein Wort von einem Vertragsbruche oder einer ihm widerfahrenen Vergewaltigung.

*) So des hochlöbl. schwäbischen Bundes Hörzug u. s. w. in Böckings Ausgabe der Werke Ulrichs von Hutten Bd. 3 S. 567. Eben der „Hörzug“ ist auch die Quelle für die in der vorhergehenden Anmerkung enthaltene Notiz. Der Bericht Anton Tuchers an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den auch schon Ulmann kannte, liegt handschriftlich im Kommunal-Archive zu Weimar und stand mir durch die Güte des Herrn Archivrats Burkhardt eine Abschrift desselben zu Gebote.

Diesen Brief hat er, heißt es am Schlusse, mit seiner eigenen Hand unterschrieben, und seine lieben Vettern und Freunde, Herr Ludwig von Hutten Ritter, Wolf von Schaumburg, Amtmann zu Lichtenfels, und Karius Brandenstein haben ihn mit besiegelt. Es scheint uns unter diesen Umständen und auf Grund der angezogenen und beigebrachten Zeugnisse nicht wohl in Zweifel gezogen werden zu können, daß Götzens Erzählung in der von uns vorgetragenen Weise berichtigt werden muß.

Die Zeit der Haft des gefangenenen Ritters in Heilbronn, die, wie erwähnt, bis in das Jahr 1522 gedauert hat, übergehen wir, da sie von anderer Seite (Jäger, Barthold u. s. w.) hinlänglich aufgeklärt worden ist. Bekanntlich hat Götz dem Schwäbischen Bunde Urfehde schwören müssen und sich auf sein Schloß Hornberg zurückgezogen. Das beschauliche, unthätige Leben, wozu er sich nun verurteilt sah, wird ihn schwerlich befriedigt haben. Es ging in der Zwischenzeit auch ohne ihn laut und bunt genug zu im Deutschen Reiche, besonders auf dem Schauplatze seiner früheren Thaten. Im Jahre 1523 unternahm der Schwäbische Bund den bekannten Zug gegen einen guten Freund Götzens von früher her, der zugleich der schlimmste und bösartigste aller Strauchritter war, gegen Hans Thomas von Absberg und dessen Helfershelfer, ein Vorgang, dessen Geräusch bis in die nächste Nähe von Hornberg gedrungen ist und und bei dem auch Götzens Name ein paarmal genannt wird*). In dasselbe Jahr fällt die Katastrophe seines Freundes Franz von Sickingen, dem er seinerzeit in der bekannten Wormser Fehde (1515) Beistand geleistet hatte. Überhaupt hat es von früh an nicht an Beziehungen zwischen beiden Rittern gefehlt, nur daß der Mann von Landstuhl dem von Hornberg unendlich überlegen war. Götzens Denkwürdigkeiten enthalten für diese Jahre aber zugleich eine Lücke, auf die wir hier mit ein paar Worten hindeuten wollen. Es ist nämlich von einem neuen Handel zwischen Götz und den Städten Nürnberg und Augsburg in allem Ernste die Rede. Nach Aktenstücken, die Graf Berlichingen-Rossach (a. a. O. S. 231—235) mitteilt, erscheint Götz im Jahre 1523 sogar aufs neue als der Reichsacht von seiten des Reichsregimentes verfallen, ohne daß die Veranlassung dazu vollständig klar vorliegt. Nach den Verhandlungen auf den Tagfahrten des Schwäbischen Bundes zu schließen, hängt dies aber noch mit älteren Händeln von 1512 und 1515 zusammen (das. Nr. 120 S. 234—235). Wie dem aber sein mag, die drohende Gefahr ist diesmal

*) Zu vergl. die von Baader veröffentlichten Verhandlungen über Thomas von Absberg und seine Fehden gegen den Schwäbischen Bund 1519—1530. Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 1873.

an Götz vorübergegangen und er ist ohne besondere Schwierigkeiten noch vor Abschluß des Jahres 1524 absolviert und aus der Reichsacht genommen worden. Da brach das Jahr darauf der große Bauernkrieg aus, jene Bewegung, die wie ein reißender Bergstrom Süd- und Mitteldeutschland überflutete und in deren Strudel auch Götz hineingerissen worden ist. Wir müssen an dieser Stelle den gesamten Hergang und Verlauf des Bauernkrieges als bekannt voraussetzen und werden uns auf die Berührung einiger Momente beschränken, in Bezug auf welche der Bericht des Ritters eine Ergänzung verlangt oder selbst unseren Widerspruch hervorruft. Denn solche Momente sind in der That vorhanden. Bekanntlich gehen die Urteile über die Rolle, die Götz in dieser Bewegung gespielt hat, nach wie vor erheblich auseinander, Anklage und Verteidigung stehen sich fortgesetzt gegenüber. Götz selbst sucht in seinen bezüglichen Aufzeichnungen jedwede Schuld seinerseits unbedingt abzulehnen und seine Teilnahme, beziehungsweise seine Hauptmannschaft auf reine Nötigung und Vergewaltigung zurückzuführen. Um in diesem allerdings höchst verwickelten Falle einen Standpunkt zu gewinnen, scheint es uns notwendig, die Antecedentien des Angeschuldigten mit in Betracht zu ziehen. Diese dürften wenigstens erklären helfen, wie ein Mann seiner Art den Bauern als ein geeigneter Führer erscheinen konnte, vielleicht auch, wie er, einmal von der Bewegung erfaßt, sich eine Zeit lang von derselben festhalten lassen konnte. Freilich, der Versuch, den er macht, seine Schwiegermutter und einen von ihr unterschlagenen Brief des Pfalzgrafen schlechthin dafür verantwortlich zu machen, daß er den Bauern nicht, wie er beabsichtigt habe, zu rechter Zeit aus dem Wege gegangen, kann schwerlich als ein gelungener angesehen werden. Schon darum nicht, weil sein Vorgeben, er habe fliehen mögen, als es noch möglich war, um die Seinigen und sein Besitztum nicht der Rache der Bauern preiszugeben, nicht Stich hält. Denn wenn er auf die Aufforderung des Pfalzgrafen hin diesem zugezogen wäre, so würde dadurch an der gefürchteten Erbitterung der Bauern sicher nichts geändert worden sein. Und überdies sind zu bestimmte Zeugnisse dafür vorhanden, daß Götz bereits vor dem 24. April mit den Bauern in Unterhandlung gestanden, ferner daß er erst an diesem Tage förmlich in die Vereinigung „der christlichen Brüderschaft“ eingetreten und bald darauf nebst Georg Metzler zum „obersten Feldhauptmann“ des Odenwälder Haufens bestellt worden. Wir behaupten nicht, daß Götz ein solches Verhältnis gesucht habe, aber er hat in sich nicht die Kraft gefunden, sich einer Sache zu entziehen, die er doch selbst mit den schärfsten Worten verdammt. Und er war doch sonst nicht der Mann, der sich zu etwas zwingen ließ. Genug, es steht doch ziemlich fest, daß seine Übernahme

der Hauptmannschaft, wie er es darstellt, nicht die Improvisation oder das Ergebnis von Verhandlungen weniger Tage war; denn schon mehrere Tage vor dem 24. April war die Absicht ruchbar und nach verschiedenen Seiten hin gedrungen (s. Stälin a. a. O. S. 296 Anm.) Für die Erzählung des weiteren Verlaufes der Dinge faßt sich Götz im Verhältnis zur Wichtigkeit des Gegenstandes unbillig kurz. Wir müssen also, um die Lücken auszufüllen, die verschiedenen Schreiben, die Graf von Berlichingen-Rossach (a. a. O. S. 235 ff.) beigebracht hat, sowie das umfangreiche Aktenstück (Nr. IV, das. S. 347 ff.), das die Akten des Prozesses enthält, den Kurmainz gegen Götz wegen der Beschädigungen, die es infolge des Bauernkrieges unter seiner Hauptmannschaft erlitten haben wollte, angestrengt hat, u. a. dgl. zu Hilfe nehmen. Endlich ist hier die handschriftliche Geschichte des Bauernkrieges im Hochstifte Würzburg von Lorenz Fries zu berücksichtigen, die durch die Fülle des urkundlichen Stoffes, die sie mitteilt und aus der sie sich zusammensetzt, für diese Vorgänge von unschätzbarem Werte ist.

Wir treffen Götz als Feldhauptmann der Bauern in Amorbach wieder. Hierher, zu der reichen Benediktinerabtei, die mitten im Mainzischen Gebiete lag, hatte sich der helle Haufe der Odenwälder vom Neckar aus in Marsch gesetzt: ihr nächstes Ziel war die Kapitale von Franken, Würzburg und der Marienberg, der durch eine kombinierte Belagerung der verschiedenen Gruppen der aufgestandenen ostfränkischen Bauern genommen werden sollte. Das Schicksal und die Behandlung der Abtei Amorbach von seiten der Odenwälder war der Natur des Aufstandes entsprechend bekanntlich nicht die sanfteste, und Götz ist hinterher für die vorgefallenen Gewaltthätigkeiten und Beschädigungen mit verantwortlich gemacht worden. Daß er aus der Beute der Bauern verschiedenes an sich brachte und zum Teil seiner Frau zur Verwendung überließ (Berlichingen-Rossach a. a. O. S. 309), erzählt er zwar nicht in seinen Denkwürdigkeiten, giebt es aber später in seiner Verteidigung gegen Kurmainz selber zu, wenn er es auch in seiner Weise zu entschuldigen sucht. Schlimmer ist schon die Thatsache, daß er von Amorbach aus am 4. Mai zugleich mit Jörg Metzler, beide als oberste Feldhauptmänner, an Rat und Gemeinde von Gundelsheim den kategorischen Befehl erließ (Berlichingen-Rossach a. a. O. S. 226, Nr. 122), Schloß Horneck, das bisher Residenz des Deutschmeisters gewesen, zu verbrennen und zu zerstören. Er hat, später darüber zur Rechenschaft gezogen, bei „seiner Seele Seligkeit" erklärt, nichts von der Sache gewußt zu haben, sein Name müsse dabei untergeschoben worden sein u. s. w. (a. a. O. S. 323 u. 324). Wenn es sich um einen einzigen Fall der Art handelte, ließe sich ein solcher Mißbrauch seines Namens wohl denken, und

wir würden so feierlichen Versicherungen am Ende ohne Vorbehalt Glauben schenken: aber die Fälle kehren mehrfach wieder, zum Teil auch unter weniger bedenklichen Umständen. Muß nun in allen übrigen Fällen ebenfalls der Name Götz als mißbraucht und untergeschoben angesehen werden, oder bloß in dem einen Falle, weil derselbe nur Veranlassung hatte, ob dieses einen Falles sich zu verteidigen?

Eine delikate Frage für die historische Kritik — aber sie muß irgendwie beantwortet werden. Die betreffenden Schreiben alle sind von Götz und Metzler u. s. w. nicht unterschrieben, sondern bloß in der Formel: „Wir Götz von Berlichingen" u. s. w. ausgestellt. Es ist also immerhin möglich, daß dies der beliebte Kanzleistil im Heere der aufgestandenen Bauern war und daß, nachdem Götz einmal die Hauptmannschaft angenommen, ohne sein Wissen solche Briefe ausgegangen sind, wie z. B. der in Rede stehende vom 5. Mai, obwohl daraus sicher nicht folgt, daß alle Schreiben der Art, auch die im Lager vor Würzburg, ohne sein Wissen erlassen worden sind. Wenn aber die Möglichkeit denkbar ist, wenn er es so heilig versichert und eine solche Maßregel in seinem Interesse überhaupt nicht liegen konnte, so haben wir keinen Grund mehr, seiner Versicherung zu mißtrauen, obwohl wir bei mehr als einer Gelegenheit seine Angabe im Widerspruche mit der Thatsache stehend gefunden haben. Was folgt nun aber daraus im besten Falle? Jener Mißbrauch seines Namens konnte doch nur geschehen kraft der Thatsache, daß er gegen seine Überzeugung die Hauptmannschaft sich hatte aufdrängen lassen: es war eben doch eine Folge der falschen, zweideutigen Stellung, in die er sich begeben hatte, und er haftete wohl oder übel für alles, was geschah. Das Eigentümliche aber ist in diesem Falle, nicht daß Götz in die Brüderschaft eingetreten ist, was noch ganz andere gethan haben, auch nicht, daß er die Hauptmannschaft wider Willen übernommen hat; sondern daß ihm weder vor- noch nachher zum Bewußtsein gekommen ist, daß, sobald er es einmal, wenn auch unfreiwillig that, die Verantwortlichkeit der Stellung, der er seinen Namen lieh, unfehlbar auf ihn zurückfallen mußte, und daß ihm viel weniger das Böse, das er vielleicht verhinderte, als das Arge, das unter der erzwungenen Ägide seines Namens geschah, auf Rechnung geschrieben werden würde, wie es denn auch wirklich geschehen ist.

Von den übrigen dürftigen Angaben Götzens in betreff des weiteren Verlaufes des Bauernkrieges ist es vor allem eine, die unser kritisches Bedenken herausfordert und die auch seine oben erörterte feierliche Versicherung, wenn wir Recht haben, wenigstens nicht unterstützt. Götz behauptet nämlich (s. Berlichingen-Rossach S. 71) er habe die Hauptmann-

schaft nur acht Tage lang bekleidet „und weret solche Hauptmannschaft nicht über acht Tag," ja, er habe von den Bauern bald darauf, noch ehe sie Würzburg vollends erreicht, Urlaub erhalten, sei aber doch noch geblieben, weil er gleich anfangs gelobt habe, ihnen vier Wochen zu dienen, und er sich ihnen gegenüber nicht dem Vorwurf aussetzen wollte, als habe er ihnen „Gelübde und Pflicht" nicht gehalten. Diese ganze Stelle leidet an Widersprüchen und reizt zum Widerspruche. Daß Götz nur auf vier Wochen sich den Bauern verpflichtet habe, davon liest man sonst nirgends, und er selber erwähnt des Umstandes erst gelegentlich hinterher. Indes eine innere Unwahrscheinlichkeit spricht nicht dagegen. Wenn ihm aber, wie er fortgesetzt beteuert, seine unfreiwillige Stellung bei den Bauern so unbedingt zuwider war, so ist in der That schwer einzusehen, warum er von dem ihm schon während des Marsches nach Würzburg gegebenen Urlaub weiter keinen Gebrauch gemacht und noch volle drei Wochen aus bloßer Ängstlichkeit bei ihnen unter so kritischen Umständen ausgehalten hat. Indes, um es kurz zu sagen, die von Götz behauptete Niederlegung der Hauptmannschaft nach den ersten acht Tagen stimmt so wenig zu allen zeitgenössischen und urkundlichen Zeugnissen, daß wir sie geradezu als unhaltbar zurückweisen müssen. Götz hat vielmehr nach den ersten acht Tagen bis zur Aufhebung der Belagerung des Marienberges und noch darüber hinaus bis zu seiner Entfernung von dem Bauernheere am 29. Mai die Hauptmannschaft ganz in derselben Weise wie vom ersten Tage der Übernahme an bekleidet. Anlangend die zeitgenössischen Berichte, so wird man es unterlassen dürfen, sie zu diesem Zwecke alle einzeln vorzuführen. Die meisten sind übrigens dem Suchenden leicht zugänglich. Jedoch wollen wir nicht versäumen, hervorzuheben, daß Lorenz Fries in seinem angeführten handschriftlichen Werke — und wenn einer gerade über diese Vorgänge genau unterrichtet war, so war er es — von Götz niemals anders denn als Hauptmann der Odenwälder Bauern redet. In den Verhandlungen, die im Verlaufe des Monats Mai z. B. zwischen dem Bauernrat und dem Würzburger Domkapitel gepflogen wurden (14. Mai a. a. O. ff. 82), ergreift Götz nebst „seinem Gesellen Georg Metzler" das Wort. Ausschreiben, wie das besprochene vom 5. Mai, worin Götz und Metzler als die Hauptleute des Bundes irgend eine Anordnung treffen, liegen mehrere vor. Wenn Götz überhaupt nicht mehr Hauptmann war, so hätte man seinen Namen auch nicht einmal mehr mißbrauchen können. Noch am 19. Mai erscheint Götz im Bauernrat „mit etlichen seines Haufens" und teilt mit, daß sie infolge der Nachricht der Niederlage der württembergischen Bauern bei Böblingen entschlossen seien, ihnen zu Hilfe zu ziehen u. s. w. Und wieder als Hauptmann führt ihn Fries wie alle anderen Berichterstatter

bis zum Abmarsche von Würzburg am 7. Mai unmittelbar auf. Über diese Zeugnisse kann man schlechterdings nicht hinaus. Jene Angabe von der Niederlegung der Hauptmannschaft nach den ersten acht Tagen kann ihnen gegenüber nicht bestehen. Wie man sich diesen Widerspruch erklären will, ist uns gleichgültig; ein bloßes Mißverständnis aber wird hier schwerlich vorliegen. Indem wir aus dem uns vorliegenden Material dieses Ergebnis ziehen, soll damit übrigens nicht verschwiegen sein, daß Götz auch nach den ersten acht Tagen seiner Hauptmannschaft stets auf Seite der Gemäßigten stand und nach Kräften überall zu gütlicher Verständigung und Ausgleichung gesprochen hat. So hat er denn auch bei Zeiten in sachlichem und in bildlichem Sinne an den Rückzug gedacht und sich schließlich in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai bei Adolzfuhrt von seinen Bauern getrennt, in dem Augenblicke, als die blutige Entscheidung bevorstand. Er erklärt dies damit, daß eben jetzt die bewußten vier Wochen abgelaufen seien. Ob diese Rechnung aufs Haar stimmt, sind wir nicht in der Lage endgültig zu beweisen, da der Tag, an welchem Götz die Hauptmannschaft übernommen, uns nicht urkundlich überliefert ist. Nach Götzens Rechnung müßte jene Übernahme im Ausgange des Monats April, also etwa sechs Tage nach seinem Eintritte in die „christliche Vereinigung" erfolgt sein, jedenfalls der späteste Termin, der nach der Aufeinanderfolge der Ereignisse, wie sie Götz selbst erzählt, zulässig ist. Ob es übrigens von ihm ritterlich gehandelt war, im Momente der blutigen Entscheidung sich von den Bauern zu trennen, nachdem er seiner eigenen Angabe nach seit drei Wochen ohne förmliche Nötigung bei ihnen verblieben, wäre der Erörterung wert, auch wenn jene Angabe selbst die Prüfung bestanden hätte. Da es aber ausgemacht erscheint, daß Götz die Odenwälder auf dem Rückzug von Würzburg noch angeführt hat, dürfte das Urteil schlimmer ausfallen, selbst wenn jene angebliche Frist von vier Wochen wirklich in der Stunde seiner Flucht ablief. — Es liegt nicht in unserer Absicht, die ferneren Erlebnisse Götzens nach dem Bauernkriege zu erörtern. Er selber faßt sich ungemein kurz, so daß nach unserem Plane es weniger zu berichtigen als zu ergänzen gäbe. Der Prozeß, den der Schwäbische Bund nicht ohne Einwirkung des Mainzer Kurfürsten, der die älteren Kränkungen nicht vergessen hatte, gegen ihn anstrengte, die langwierige Haft in Augsburg, die Entschädigung, zu der er verurteilt wurde, die Urfehde, die er schwören mußte, es sind dies im wesentlichen bekannte Dinge, und das wirklich Neue, was die hierbei erwachsenen Streitschriften zu Tage gefördert haben, wirft mehr ein Licht auf frühere Ereignisse, und davon haben wir Gebrauch gemacht. Zu erwähnen wäre etwa, daß Götz einmal aus seiner Haft in Augsburg entsprungen, aber noch innerhalb der Stadt wieder

eingeholt worden ist. Desgleichen, daß seine Sippen und Standesgenossen sich auch bei dieser Gelegenheit getreu und aufopfernd seiner angenommen haben. Erst im Jahre 1530 erhielt er seine Freiheit und sah er seine Feste Hornberg wieder. Wie schwer wird es ihm geworden sein, diese Urfehde zu halten, die ihm nicht mehr erlaubte, ein Pferd zu besteigen oder die Markung seines Schlosses zu überschreiten. Wenn er sich der gewissenhaften Beobachtung seines Gelübdes rühmt, so glauben wir ihm unbedingt, so oft wir ihm sonst zu widersprechen Veranlassung hatten, weil eine Verletzung desselben einer Verletzung des Kanons der sogenannten ritterlichen Etikette gleichgekommen wäre, das Gesetz, dem er wenigstens dem Buchstaben nach niemals zuwider gehandelt hat. Wann Kaiser Karl V., durch gewichtige Fürbitten bewogen, Götz von der Urfehde entbunden, vermögen wir nicht ausdrücklich nachzuweisen; er selber nennt ebenfalls das Jahr nicht ausdrücklich. Doch muß es noch vor 1540 geschehen sein, weil er im November dieses Jahres wieder handelnd auftritt und zu Gunsten der Markgrafen Albrecht und Friedrich von Brandenburg zugleich mit noch einigen andern guten Freunden den Herzögen Friedrich und Wilhelm von Sachsen Fehde ankündigt (Berlichingen-Rossach a. a. O. S. 113 und 292—293), während in der Zwischenzeit von 1530 bis 1540 tiefe Ruhe herrschte. Götz sagt nur, der Kaiser selbst habe anerkannt, daß er seine Urfehde 16 Jahre hindurch ehrlich und wohl gehalten habe. Diese Rechnung stimmt also nur, wenn wir dies auf die Urfehde des Jahres 1522 beziehen und nicht auf die des Jahres 1530, da sie außerdem nicht zutreffen würde. Die nächsten Jahre hat ihn besonders auch ein Zerwürfnis mit dem Hochstifte Würzburg beschäftigt, da der Fürstbischof Konrad von Thüngen ihm die infolge seiner Teilnahme am Bauernkriege eingezogenen Lehen nicht wieder zurückstellen wollte. Dieser Rechtshandel, den er in seinen Denkwürdigkeiten gänzlich übergeht, und der allerdings nur am grünen Tisch ausgefochten wurde, hat erst nach Bischof Konrads Tode unter seinen Nachfolgern Melchior von Zobel und Friedrich von Wirsberg einen für Götz günstigen Abschluß gefunden. Auch ist er wirklich als ein Sechziger noch zweimal im Dienste des Kaisers, das eine Mal gegen die Türken, das andere Mal gegen Frankreich zu Pferde gestiegen, ohne jedoch Gelegenheit zu besonderen Heldenthaten zu erhalten. Zurückgekehrt lebte er noch eine gute Anzahl Jahre auf seiner stattlichen Burg Hornberg. Er macht aber nicht weiter von sich reden. Sein Blut scheint endlich ruhiger und seine Freude an Fehde und Abenteuer erkaltet zu sein. In dieser Mußezeit hat er, schon halb erblindet, einer Aufforderung Folge leistend, seine Erinnerungen aufgezeichnet oder aufzeichnen lassen und ist endlich im Jahre 1582, über 80 Jahre alt, zu seinen Vätern heim-

gegangen, einen geachteten Namen und wohlbegründeten Besitz seinen Nachkommen hinterlassend.

Götz schließt seine Denkwürdigkeiten mit dem Satze, daß all sein Unglück aus seinem zu großen Vertrauen zu dem Worte seiner Gegner geflossen sei: so oft er auf der Hut gewesen und seinen Feinden nicht vertraut habe, sei es ihm mit Gottes „gnade und hilf glücklich und woll gangen", was sich andere „hoch und niedrig" zur Warnung und zum Exempel dienen lassen sollen. Wir Späteren würden wohl eine andere Nutzanwendung aus des Ritters Unfällen ziehen. Sein Leben, wie viel Geräusch er auch gemacht hat, war für das Vaterland ein verlorenes, weil er für eine bereits verlorene Sache und auf einem verlorenen Posten focht, und weil er, wie die Mehrzahl seiner Standesgenossen, im Widerspruch mit der fortschreitenden Entwickelung der Nation stand, und überdies das eigene beschränkte Interesse an die Stelle des großen allgemeinen setzte. Völlig in den eisernen Ring seines subjektiven Fühlens und Denkens eingeschlossen, stand Götz der großen Zeit verständnislos gegenüber und konnte von Glück sagen, daß er, wenn auch ein paarmal in Untiefen geraten, doch nicht völlig gescheitert ist. Die Nation, wenn sie ihre großen oder groß angelegten Söhne mustert, wird ihn nimmer in deren Mitte suchen, und, alles in allem genommen, wird es als ein unverdientes Glück zu betrachten sein, daß, während so mancher Achill seinen Homer nicht gefunden hat, unser größter Dichter ihn aus dem Bereiche des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen, wohin er unbedingt gehört, mit den Schwingen seines Genius in die Höhe des Außerordentlichen emporgehoben hat.

Wilhelm von Grumbach.

(1503—1567.)

Er entstammte einem im Hochstift Würzburg angesessenen Geschlechte, das zur sogen. fränkischen Reichsritterschaft zählte und dem Ritterort Rhön-Werra einverleibt war. Dieses sein Geschlecht muß von den mächtigen Dynasten dieses Namens wohl unterschieden werden. Die ritterbürtigen Grumbache erscheinen urkundlich noch in der letzten Zeit der gleichnamigen Dynasten und sind nach deren Aussterben in den Besitz mehrerer ihrer Güter gelangt, die nördlich von Würzburg lagen. Ursprünglich eine Abzweigung der sogen. aus der Wetterau eingewanderten Herren von Wolfskeel, mit welchen ihnen auch das Wappen gemeinsam ist, haben sie sich im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts in den Reihen des niederen Adels des Würzburger Hochstiftes, dessen Lehensmänner sie waren, mit Erfolg geltend zu machen verstanden: zwei Würzburger Bischöfe sind in dem genannten Zeitraume aus den Reihen des Gesamtgeschlechtes hervorgegangen. Sie selbst zerfielen wieder in zwei Hauptlinien, die ältere mit dem Sitze zu Burggrumbach, die jüngere zu Rimpar, einem von Würzburg eine Meile entfernten Orte. Der jüngeren Linie gehört der durch seine Bestrebungen und sein Schicksal berühmte Wilhelm von Grumbach an. Sein Vater war Konrad von Grumbach auf Rimpar, seine Mutter eine von Schweigern aus dem württembergischen Franken. Seine Jugend hat er, nach der Sitte der Zeit und seines Standes, auswärts zugebracht; zufolge glaubwürdiger Überlieferung zuerst am Hofe des Fürstbischofs von Würzburg, Lorenz von Bibra, und weiterhin, was noch gewisser ist, am Hofe der Markgrafen Casimir und Georg von Ansbach-Bayreuth, welch letzterer nach dem im Jahre 1527 erfolgten Tode seines Bruders zugleich über seinen, im Jahre 1522 geborenen Neffen Albrecht Alcibiades die Vormundschaft führte. In diesem Verhältnisse hat Grumbach Beziehungen

angeknüpft, die im Verlaufe der Jahre für die Gestaltung seines Lebensganges wie wenige andere entscheidend geworden sind. Im Jahre 1523 hat er sich mit Anna von Hutten verheiratet, bei welcher Gelegenheit ihm sein Vater, der erst wenige Jahre später starb, seine Güter, deren Mittelpunkt Rimpar bildete, abgetreten hat. In dem alsbald ausbrechenden Bauernkriege wird Grumbachs Name wieder genannt; er zog mit gegen die Bauern und stieß in der Nähe von Rothenburg a. d. T. mit dem sogen. „schwarzen Haufen" der Aufständischen zusammen, wobei u. a. auch der bekannte Anführer desselben, Florian Geyer, der eine Schwester Grumbachs zur Frau hatte, umgekommen ist. Die Sage, daß Grumbach diesen seinen Schwager mit eigener Hand erlegt oder ihn hinterlistig habe ermorden lassen, ist eine Erfindung seiner Gegner und einer späteren Zeit. Von da ab tritt Grumbach wieder eine Zeit lang mehr in das Dunkel zurück. Doch erfahren wir soviel, daß er schon jetzt sich wenig Ruhe gegönnt hat und daß ein und der andere Zug seines außergewöhnlichen, aber auch verhängnisvollen Charakters bereits deutlich hervorzutreten anfing. Kein Zweifel, ausgerüstet mit wahrhaft seltenen Gaben des Verstandes und des Scharfsinnes, mit einem Thätigkeitsdrang, der das Unglaublichste zu leisten vermochte, und einer Elastizität ohnegleichen, strebte er früh über die engen Grenzen seiner angeborenen Stellung hinaus und fühlte sich versucht, zu den öffentlichen Verhältnissen und dem Gange der großen Verwickelungen je nach Gelegenheit eine Stellung zu nehmen, welche den schlechtverhehlten Wünschen seines Ehrgeizes und seiner Begierde nach Macht und Besitz vielleicht Befriedigung bringen könnte. Seine väterlichen Güter waren nicht von dem Umfange und der Bedeutung, daß sie einer derartigen Stimmung irgendwie zu genügen vermocht hätten. Sie waren überdies zum größten Teile Lehengüter des Hochstiftes Würzburg und versetzten ihn demnach zu diesem von Haus aus in ein Verhältnis, das Dank seiner rechthaberischen und berechnenden Natur und dem unzulänglich geordneten Zustande des Stiftes schon jetzt zu Mißverständnissen und Reibungen zwischen ihnen geführt hat, die den Anfang des schweren Konfliktes bilden, der im Laufe der Zeit in wachsendem Umfange den Vasallen und das Hochstift als unversöhnliche Feinde einander gegenübergestellt hat. Aus diesen Gründen aber erklärt es sich, wenn wir seit 1538 Grumbach, noch ehe Albrecht Alcibiades großjährig ward, als Amtmann zu Cadolzburg in markgräflichen Diensten finden, und wenn wir weiterhin wahrnehmen, daß Grumbach dem jungen Markgrafen bei der Teilung der fränkisch-zollerischen Lande mit dessen Oheimen als Berater zur Seite gestanden hat. In diesen Jahren ist der Bund zwischen dem älteren, ehrgeizigen und selbstsüchtigen Bestrebungen huldigenden Ritter

und dem jungen, zur Ungebundenheit neigenden und beuteluſtigen Fürſten geſchloſſen worden, der dann ſchwere Proben beſtanden hat, aber zugleich für beide ſo verderblich geworden iſt. Was Grumbach anlangt, ſo beſteht gleichwohl kein Zweifel, daß die Verfolgung ſeiner eigenen Vorteile ihm noch höher ſtand als die Anhänglichkeit an das markgräfliche Haus. Im Frühjahr 1540 hatte er Albrecht Alcibiades an den Hof Kaiſer Karls V. nach Gent begleitet und bei dieſer Gelegenheit in nachhaltiger Weiſe die Aufmerkſamkeit des Kaiſers auf ſeine Perſon gelenkt. Aber ſchon im Juni desſelben Jahres war er eiligſt nach Würzburg zurückgekehrt, wohin ihn der inzwiſchen eingetretene Tod des Fürſtbiſchofs Konrad von Thüngen rief. War er zu dieſem aus ſchon angedeuteten Gründen in geſpannten Beziehungen geſtanden, ſo lag ihm jetzt alles daran, daß derſelbe einen ihm holder geſinnten Nachfolger erhielt. Und in der That war es mit ein Werk ſeiner Bemühungen, daß der eifrigſte Bewerber, der Domdechant Melchior von Zobel, um ſeine Hoffnungen getäuſcht und ihm der Domherr Konrad von Bibra, mit welchem Grumbach verwandt und befreundet war, vorgezogen wurde. Dieſer Erfolg hat ſich freilich ſpäter bitter gegen ihn ſelbſt gewendet, für den Augenblick aber ihm die erſehnten Früchte getragen. Konrad IV. von Bibra war ein wohlwollender, jedoch ſchwacher Charakter, der es Grumbach leicht machte, ihn zu beherrſchen und ſeine Gunſt nach Kräften auszubeuten, wie mißmutig das Domkapitel dem allen auch zuſehen mochte. Grumbach wurde zum Hofmarſchall und zum Amtmann zweier der einträglichſten Ämter des Hochſtiftes ernannt, ſeine alten Irrungen mit dieſem in betreff des Umfanges ſeiner ſtiftiſchen Lehen in ſeinem Sinne entſchieden, ein Teil der Mannslehen in Weiberlehen umgewandelt und ihm überdies noch andere koſtbare Gnadenbezeigungen gewährt. Einem ſich darbietenden Vorteil aus dem Wege zu gehen, war nun einmal nicht ſeine Art; er war aber zugleich nicht frei von der gefährlichen Neigung, ſolche auch mit zweifelhaften Künſten herbeiführen zu helfen. So ließ er ſich in dieſer Zeit mit dem Grafen Wilhelm von Henneberg und fernerhin mit bibraiſchen Geſchlechtsverwandten in Händel ein, deren beabſichtigte Früchte er freilich nicht gepflückt hat, die jedoch auf ſeinen Rechtsſinn kein günſtiges Licht werfen. Nun ſtarb aber Fürſtbiſchof Konrad IV. ſchon im vierten Jahre nach ſeiner Erhebung, und dieſes Ereignis ſtellte plötzlich alle gewonnenen Vorteile Grumbachs in Frage. Der Nachfolger Konrads war der Domdechant Melchior von Zobel, von dem er ſich wenig Gutes zu verſehen hatte und der im Einklange mit dem Domkapitel in der That mehrere der ihm von ſeinem Vorgänger erwieſenen Begünſtigungen widerrief. Schon richtete Grumbach, der dieſen Wechſel der Dinge zwar nicht ändern konnte, aber ſich ihm nur unwillig

fügte, ſein Auge nach auswärts: aber erſt das Jahr darauf legte er ſein Amt als Würzburgiſcher Hofmarſchall nieder, ohne darum den fürſtbiſchöflichen Dienſt gänzlich aufzugeben; äußerlich ſchieden ſie beide, der grollende Biſchof und der gekränkte Ritter, ſogar als leidliche Freunde. Immerhin verſtand es ſich ziemlich von ſelbſt, daß ſich Grumbach, nach einigem Überlegen, jetzt wieder zu dem Markgrafen Albrecht Alcibiades wendete. Auch in der Zwiſchenzeit hatte er ja zu dieſem fortgeſetzt lebhafte Beziehungen unterhalten. Kaiſer Karl V. rüſtete eben zum Kriege gegen die ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten, und der Markgraf trat in ſeine Dienſte, um unter ihm gegen ſeine Glaubensgenoſſen zu kämpfen. Albrecht und Grumbach hatten u. a. auch dieſe Eigenſchaft miteinander gemeinſam, daß ihnen die Frage des Bekenntniſſes, die damals die Welt bewegte, etwas Gleichgültiges war und für ſie höchſtens die Bedeutung eines Mittels zum Zwecke, ſei es irgendwelcher Art, hatte. Grumbach, geborener Katholik, hat ſpäter, um Karl V. zu gefallen, ſich dem Interim unterworfen, und noch ſpäter, ſeiner Umgebung zu gefallen, ſich als Anhänger der Augsburgiſchen Konfeſſion benommen, ohne allerdings kaum zu verbergen, daß er ſich dabei Zwang anthue. Es iſt daher ein offenbarer Irrtum, wenn man in neuerer Zeit glauben machen wollte, daß von dieſer Seite jemals eine ernſthafte proteſtantiſche oder nationale Aktion hätte ausgehen können. Genug, auch Grumbach übernahm jetzt im Bunde mit Albrecht für den Kaiſer die Werbung von Truppen und führte ſie ihm ins Lager von Ingolſtadt zu. Nach der erfolgreichen Beendigung des Krieges iſt Grumbach, wie ſein Herr, nicht ohne Belohnung von ſeiten Karls V. geblieben, ohne jedoch derſelben ſeiner Ausſage nach froh zu werden. In dieſer Zeit gewann es den Anſchein, als ſollte ſich ſein geſtörtes Verhältnis zu dem Hochſtifte Würzburg wieder ebnen. Wenigſtens hat Grumbach ſpäter wiederholt behauptet, daß er in der erwähnten kriegeriſchen Verwickelung dem Hochſtift Würzburg auf Anſuchen Melchiors von Zobel mehrfache gute Dienſte geleiſtet habe. Aber wider Erwarten verſchärfte ſich ſtatt deſſen gerade jetzt der bereits vorhandene Gegenſatz. Nämlich auf dem Augsburger Reichstage des Jahres 1547 trat die fränkiſche Reichsritterſchaft bei dem Kaiſer mit verſchiedenen Forderungen auf, die den Zweck hatten, ſie in ihrer Stellung gegenüber den Landesherren möglichſt ſelbſtändig zu machen. Dieſe Forderungen, die glaubwürdiger Überlieferung zufolge in erſter Linie von Grumbach formuliert und betrieben worden waren, ſtießen aber von ſeiten der beteiligten Fürſten, namentlich Melchiors von Zobel, auf nachdrücklichen Widerſpruch und der Kaiſer ließ ſie daher auf ſich beruhen. Grumbach aber hatte immerhin einen Gedanken ausgeſprochen, den er darum nicht fallen ließ, ſondern auf welchen er in den verſchiedenen

Lagen seines Lebens zurückkam und den er noch in der letzten und kühnsten Epoche seiner Bestrebungen, wenn auch vergeblich, ausgespielt hat. Für die Beziehungen Grumbachs zu dem Würzburger Hofe war indes dieser Vorgang schon jetzt von Folgen. Er schied nun förmlich aus dem Würzburgischen Dienst, machte zugleich Anstalten, sein vasallitisches Verhältnis zu demselben zu lösen und die Lehngüter an seinen Sohn übertragen zu lassen, ohne daß jedoch dieses Geschäft den fortschreitenden Ereignissen gegenüber rechtzeitig zum Abschlusse kam. Um so eifriger schließt er sich nun an Albrecht Alcibiades an, hat aber zugleich überall Auge und Ohr. Er begleitete nach Pfingsten 1548 den Fürsten zuerst zu dessen Oheim, dem Herzog Albrecht von Preußen, wirbt dann im Namen seines Herrn, aber aber auch im mittelbaren Auftrage des Kaisers Truppen für den beabsichtigten Krieg gegen England (Winter 1550), und spätestens im Jahre 1551 tritt er als Statthalter in die oberste Regierungsbehörde des Markgrafen ein. Und gleich darauf vollzieht sich jene folgenschwere Wendung in der öffentlichen Parteistellung seines Fürsten, die diesen in dem bevorstehenden Kriege des Kurfürsten Moritz von Sachsen und seiner Verbündeten gegen Karl V. zum Parteigänger des protestantischen Fürstenbundes gemacht hat. Grumbach hat später versichert, er habe seinem Herrn von diesem Schritt, freilich ohne Erfolg, abzuraten versucht, wie er auch während des Krieges selbst sich ausschließlich der Verwaltung seines Statthalteramtes zu Kulmbach gewidmet habe. Gewiß ist, daß man in Würzburg angesichts der drohenden Rüstungen Albrechts unruhig wurde, und nicht minder gewiß, daß dieser mit dem Vorbehalte, sich an den Anhängern des Kaisers schadlos halten zu dürfen, auf die Seite der Gegner desselben getreten ist. Gegenüber dem, was dann im Verlaufe des Krieges geschehen, ist die Frage von Wichtigkeit, ob jetzt zwischen dem Bischof von Würzburg und dem Markgrafen ein förmlicher Vertrag des Inhalts abgeschlossen worden ist, daß ihre wechselseitigen Lehensleute, ihren Lehensverhältnissen unbeschadet, in dem Dienste des einen oder des anderen sollten verbleiben dürfen. Grumbach hat das später standhaft behauptet, freilich ohne den vollgültigen Beweis dafür erbringen zu können, während man von Würzburgischer Seite höchstens soviel zugab, daß vielleicht dahin zielende Besprechungen gepflogen, aber sicher keine förmliche und bindende Vereinbarung getroffen worden sei. Nach gegenwärtiger Lage der Akten erscheint die letztere Behauptung als die glaubwürdigere. Inzwischen hatte der Krieg der verbündeten Fürsten gegen den Kaiser begonnen; ihre Truppen rückten durch die fränkischen Bistümer in das südliche Deutschland vor. Als aber dann zu Linz ein Waffenstillstand geschlossen wurde, auf dessen Grundlage zu Passau ein Friede verhandelt werden sollte, fügte sich

Albrecht dem nicht, sondern beschloß, auf eigene Hand den Krieg fortzusetzen und sich zunächst an den Hochstiftern von Würzburg und Bamberg und der Reichsstadt Nürnberg schadlos zu halten. Grumbach hat später wiederholt versichert, er habe alles aufgeboten, um seinen Herrn von diesem Entschlusse abzuhalten. Gewiß ist nur, daß Grumbach bei dem Markgrafen im Lager war, als dieser den Angriff gegen Nürnberg eröffnete, und daß er hier den Vertrag vermittelte, durch welchen sich das Hochstift Würzburg Schonung von Albrecht erkaufte, wie sich Nürnberg und Bamberg sie hatten erkaufen müssen. Die Bedingungen, die sich Würzburg gefallen lassen mußte, waren angesichts der offenbaren Rechtlosigkeit des angedrohten Überfalles immerhin hart genug; allerdings ließ sich nicht leugnen, daß, wenn der Markgraf den Einbruch in das Hochstift Würzburg ausgeführt hätte, es diesem noch über allen Vergleich theurer zu stehen gekommen wäre. Nicht minder war der Preis, den sich Grumbach für seine Vermittelung zahlen ließ, hinlänglich hoch: er erhielt vertragsmäßig das ehemalige Frauenkloster Maidbronn und noch sechs Dörfer und Höfe, die wie dieses in der Nähe seines Stammsitzes Rimpar lagen, als Eigentum überwiesen, überdies wurden seine bisherigen Stiftslehen in freies Eigentum umgewandelt, und der Vertrag sofort vollzogen. Grumbach hatte Grund, mit diesem Geschäfte zufrieden zu sein, ob er nun den Gewaltschritten seines Herrn ursprünglich zugestimmt hatte oder nicht. Er war nun plötzlich aus einem mäßig begüterten, auf fremde Dienste angewiesenen Lehensmann ein unabhängiger und verhältnismäßig reicher Edelherr geworden, der sich den meisten anderen in Franken getrost an die Seite stellen durfte. Aber diese Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Schon bei der Ausführung der Vergleichsartikel hatten sich zwischen Melchior von Zobel und Grumbach Meinungsverschiedenheiten eingestellt, und der Markgraf war, um den Ansprüchen seines Günstlings wirksamen Nachdruck zu geben, in das Hochstift eingerückt. Grumbach selbst war inzwischen nach Passau gegangen, um bei den eröffneten Verhandlungen die Forderungen seines Herrn zu vertreten. Diese waren aber ungewöhnlich hochgespannt. Albrecht verlangte die Legitimierung seiner, den drei fränkischen Ständen abgedrungenen Verträge, von welchen der mit Würzburg abgeschlossene, für ihn so vorteilhafte Vergleich Grumbachs füglich nicht zu trennen war. Jene Forderungen erhielten aber die gewünschte Genehmigung nicht, und so wurde zuletzt der Passauer Vertrag abgeschlossen, ohne daß der Markgraf in denselben aufgenommen wurde. Dieser hatte in der Zwischenzeit seinen Raubzug in die rheinischen Stifter hinein fortgesetzt, während Grumbach von Passau wieder nach Franken zurückging. Und hier erreichte ihn nun die unwillkommene Nachricht, daß der Kaiser kraft seiner Macht-

vollkommenheit die in Rede ſtehenden Verträge des Markgrafen mit den drei fränkiſchen Ständen für null und nichtig erklärt und dieſen verboten habe, ſie zu erfüllen. Dieſer Schlag, der zunächſt gegen den Markgrafen geführt wurde, traf in ſeinen Folgen auch Grumbach. Der Fürſtbiſchof von Würzburg ſetzte ihn ſofort von der kaiſerlichen Kaſſation der Verträge in Kenntnis und forderte ihn auf, die ihm als Preis ſeiner Vermittlerrolle abgetretenen Güter wie die Vertragsurkunde ſelbſt zurückzuſtellen. Der Biſchof behandelte den mit Grumbach abgeſchloſſenen Vergleich als ein bloßes Anhängſel des mit dem Markgrafen geſchloſſenen Vertrages, was, ſtreng genommen, freilich nicht nötig war, und vergaß, daß Grumbach ſeiner Zeit durch ſeine, wenn auch gegen einen nicht geringfügigen Preis gebotene Vermittelung das Hochſtift Würzburg von einer großen Drangſal befreit hatte, weil er ihn offenbar als den eigentlichen Urheber derſelben betrachtete. Grumbach ſuchte anfangs zwar durch Ausflüchte Zeit zu gewinnen. Da aber ſein Herr ihm zunächſt keinen Schutz gewähren konnte und zugleich verlautete, daß der Kaiſer mit einem Heere von Kärnthen her im Anzuge begriffen ſei, ſo gab er allen Widerſtand auf und erfüllte die Forderung des Biſchofs. Zugleich mußte er wieder Lehensmann des Hochſtifts werden, weil jene Vereinbarung, nach welcher ſeine Lehengüter in Eigengüter umgewandelt worden waren, mit dem Vertrage überhaupt als gefallen erachtet wurde. So ſah ſich Grumbach plötzlich von der kaum erklommenen Höhe wieder herabgeſtürzt: von allen durch den Vertrag erworbenen Vorteilen blieb ihm ſo gut als nichts in der Hand. Kaum aber hatte Grumbach dieſe Demütigung widerwillig genug über ſich ergehen laſſen müſſen, da trat unerwartet ein gänzlicher Umſchlag in der Lage der Dinge ein. Albrecht Alcibiades war vom Rheine weg plündernd nach Lothringen gezogen, in der Abſicht, in franzöſiſchen Dienſten ſein Glück zu verſuchen. Zur gleichen Zeit zog auch der Kaiſer des Weges daher, um zur Belagerung des von den Franzoſen beſetzten Metz zu ſchreiten. Die Umſtände brachten es mit ſich, daß es Karl V. augenblicklich wünſchenswert erſchien, den Markgrafen mit ſeinen Scharen für ſich zu gewinnen. Der Preis, den er für dieſen mehr als zweifelhaften Handel bot, war, daß er die kurz vorher kaſſierten Verträge des Markgrafen mit den drei fränkiſchen Ständen wieder für rechtsgültig erklärte. Mit dieſer unerwarteten Wendung hängt nun das fernere Schickſal Grumbachs aufs engſte zuſammen. Der Markgraf ließ durch ſeine Statthalter, zu welchen auch Grumbach gehörte, an die fränkiſchen Biſchöfe ſofort das Anſinnen ſtellen, ſich dem jüngſten Befehle des Kaiſers gemäß zu halten, und gab Anweiſungen, gegen die Widerſtrebenden mit Zwangsmaßregeln vorzugehen. Die Biſchöfe hatten ſogleich an das Kammergericht Berufung eingelegt, und

dieſes den Markgrafen auf den Weg Rechtens verwieſen. Dieſer aber war feſt entſchloſſen, ſeine Anſprüche ſo oder ſo zur Geltung zu bringen, und traf feindliche Vorkehrungen. Auch die bedrohten drei fränkiſchen Stände ſchloſſen ſich zum Zwecke der Abwehr enger zuſammen und erweiterten ihren Bund, in welchen der Reihe nach der Herzog Heinrich d. j. von Braunſchweig, der römiſche König Ferdinand und zuletzt ſogar der Kurfürſt Moritz von Sachſen eintraten. Grumbach ſcheint allerdings zunächſt für eine friedliche Beilegung der Verwickelung gearbeitet zu haben. Schon das richtige Verſtändnis ſeines eigenen Vorteiles mußte ihn dieſes wünſchen laſſen. Gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß es ſchwierig iſt, jedesmal ſeine wahren Abſichten zu durchſchauen, weil er es in eminentem Grade liebte, ſtets mehrere Pfeile in ſeinem Köcher zu haben. Er hatte den Markgrafen nach Heidelberg begleitet, wo eine friedliche Schlichtung der Streitfrage, freilich vergeblich, verſucht wurde. Noch ehe jene Unterhandlungen abgebrochen worden waren, hatte er eine Reiſe nach dem nördlichen Deutſchland, ins Braunſchweigiſche, angetreten, um für die Sache ſeines Herrn zu agitieren, aber auch, um Truppen zu werben. Als er nach Franken zurückkam, war der Krieg des Markgrafen wider ſeine Gegner bereits ausgebrochen, und Grumbach befand ſich an der Seite ſeines Herrn, als dieſer Bamberg einnahm. Von hier eilte er zum zweiten Male in die braunſchweigiſchen Lande, um Reiter und Knechte zu werben, ein Geſchäft, auf das er ſich nach allem in beſonders hohem Grade verſtanden hat. Wenn wir nicht die Beſchwerden, die ſpäter Herzog Heinrich gegen ihn geltend gemacht hat, ſämtlich für bloße Erfindung halten wollen — was doch wohl ebenſowenig angeht, als allen Behauptungen Grumbachs keinen Glauben zu ſchenken —, ſo ſcheint Grumbach in dem Gebiete desſelben nicht gar ſanft aufgetreten zu ſein. Schon erſchien aber der Markgraf mit ſeinen zuchtloſen Schaaren ſelbſt, um den Krieg nach Niederdeutſchland zu ſpielen. Hier zweimal geſchlagen, eilte er wieder nach Franken zurück, wo inzwiſchen die Feinde ſeine Erblande eingenommen hatten. Endlich aber ermannten ſich Kaiſer und Kammergericht, und erklärten Albrecht als Landfriedensbrecher in die Acht. Als er auch in Franken unterlag, war für ihn des Bleibens in Deutſchland nicht mehr; er wandte ſich wieder nach Frankreich, dort Dienſte zu nehmen (Juni 1554). Für Grumbach war die Ächtung ſeines Herrn gleichwohl kein Grund, ſich von ihm zu trennen. Er ſpannte vielmehr alle ſeine Kräfte an, die über demſelben ſchwebende Vernichtung abzuwenden, da bei der Stimmung der Gegner die Folgerung nahe lag, daß, im gegenteiligen Falle, ſein eigenes Verderben kaum zu vermeiden ſein würde. Bereits war ein empfindlicher Schlag auf ihn geführt worden.

Während er sich das zweite Mal im Braunschweigischen herumgetrieben, hatte der Bischof von Würzburg (im Juli 1553), zugleich im Namen seiner Verbündeten, sämtliche Besitzungen Grumbachs besetzen lassen und sie unter seine und des Herzogs Heinrich von Braunschweig Verwaltung gestellt. Als Grund dieses Verfahrens, an welches sich nun alle weiteren Verwickelungen anschlossen, hatten sie Grumbachs Beteiligung am Landfriedensbruche des Markgrafen, der Bischof von Würzburg speciell die Thatsache, daß er, ohne seiner Lehenspflicht gegen das Stift ledig zu sein, gegen dasselbe gedient, der Herzog von Braunschweig, daß ihm für die während des Krieges in seinem Lande von Grumbach zugefügten argen Beschädigungen eine Schadloshaltung gebühre, angeführt. Grumbach selbst war fest entschlossen, diesen Schlag, den er als einen widerrechtlichen Gewaltakt betrachtete, rückgängig zu machen. Er erhob eine Klage beim Reichskammergericht auf Herausgabe seiner Güter und trat zugleich im März 1555 formell aus dem Dienste des Markgrafen, ohne indes seine Verbindung mit ihm thatsächlich aufzugeben. Die vereinigten fränkischen Stände, die sich vor Albrecht und Grumbach noch immer fürchteten, leiteten nun ihrerseits einen Achtsprozeß auch gegen diesen bei der erwähnten Instanz ein. Ein Spruch des Reichskammergerichts im Sommer 1555 lautete indes zu Gunsten Grumbachs, aber alle weiteren Einwürfe seiner Gegner waren dadurch nicht abgeschnitten und überdies stand dieser Behörde keine genügende vollziehende Macht zur Seite. Grumbach hatte sich inzwischen nach Koburg gewandt, von da ging er in das nördliche Deutschland an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg, der ihn in die Reihe seiner Diener aufnahm. Zugleich appellierte er in einer gedruckten „Klagschrift" gegen seine Feinde an die öffentliche Meinung und unterließ überhaupt keine Maßregel, sich Freunde zu machen, an denen es ihm in der That nicht fehlte. Versuche, die brennende Streitfrage gütlich beizulegen, die sogar auf einem Reichstage gemacht wurden, liefen nebenher. Grumbach suchte aber vor allem einen neuen Gönner und Beschützer zu gewinnen. Albrecht Alcibiades, der ihm ohnedem schwerlich mehr hätte etwas nützen können, starb am 8. Januar 1557 und bereits einige Monate darauf hatte Grumbach einen Ersatzmann gefunden, den er ohne Zweifel schon seit längerer Zeit für diesen Fall ins Auge gefaßt hatte, nämlich den Herzog Johann Friedrich den Mittleren von Sachsen, den älteren Sohn des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der an seinen Vetter Moritz seinerzeit den Kurhut und einen Teil seiner Erblande verloren und dem Grumbach eben deswegen gleich nach seinem Scheiden von Würzburg sehr gern sich genähert hätte. Der Herzog selbst, von Natur beschränkt, lebte vollständig in dem ihm naheliegenden Gedanken, die ver-

lorene Machtstellung seines Hauses zurückzugewinnen, war aber zugleich gänzlich darüber im Unklaren, daß sein Wunsch ohne eine vollständige Umwälzung der gegebenen europäischen Machtverhältnisse nicht zu verwirklichen und daß eine solche leichter zu wünschen als herzustellen sei. Immerhin war er in dieser seiner Stimmung dem Verlangen eines Mannes, wie Grumbach, in seine Dienste aufgenommen zu werden, leicht zugänglich; nicht bloß ihn nahm er als „Rat" bei sich auf, sondern auch Wilhelm von Stein und noch mehrere andere Genossen und Diener des verstorbenen Markgrafen, die nun herrenlos geworden waren. Grumbach hätte es nicht schwer fallen können, bei dem Kurfürsten von der Pfalz, dessen Diener er dem Namen nach schon seit einiger Zeit war, unterzukommen, er scheint aber den weimarischen Hof jedem anderen grundsätzlich vorgezogen zu haben. Es dauerte in der That nicht lange, so gewann er den fast ausschließlichen Einfluß auf den Herzog, den er bei seiner schon angedeuteten schwachen Seite zu packen wußte und durch die Möglichkeit der Rache an der albertinischen Linie, die er ihm eröffnete, ganz in seine Gewalt lockte. Es ist jedoch kein Zweifel gestattet, daß Grumbach die Macht, die er über den Fürsten gewonnen und den Schutz, den ihm dieser gewährte, hauptsächtich dazu gebrauchen wollte, sich den fränkischen Ständen gegenüber wieder zu seinem behaupteten Rechte zu verhelfen. An Freunden fehlte es ihm, wie wir wissen, auch sonst nicht, aber er konnte sich nicht verhehlen, daß er es mit Gegnern zu thun hatte, die im guten nicht leicht nachgeben würden. Grumbach selbst hatte kein besonders starkes Vertrauen, ich will nicht sagen auf sein Recht, aber auf die Hoffnung, zu demselben zu gelangen, und daher befreundete er sich schon zur Zeit, als er eben erst in den sächsischen Dienst (1557) trat, mit einem Plan der Selbsthilfe, wozu er, der Überlieferung seines Standes getreu, von Haus eine nur zu unwiderstehliche Neigung, die sich mit der entsprechenden Verwegenheit paarte, in sich trug. Es handelte sich dabei um den Anschlag, der Person des Fürstbischofs von Würzburg, Melchior von Zobel, mit Gewalt sich zu bemächtigen, und das Stift so zur Herausgabe seiner konfiszierten Güter und zur Befriedigung aller seiner Ansprüche zu zwingen. Dieser Plan gelangte jedoch aus zufälliger Unentschlossenheit der dafür ausersehenen Werkzeuge für dieses Mal nicht zur Ausführung; doch behielt es sich Grumbach vor, bei nächster Gelegenheit darauf zurückzukommen. So bildete sich schon in dieser Zeit eine Grumbachsche Frage, bekannt unter dem Namen der „Grumbachischen Händel", die von Freund und Feind lebhaft verhandelt wurde, und an die sich schon jetzt die sonderbarsten Befürchtungen knüpften. Auch die offiziellen Gewalten und Instanzen des Reiches, wie z. B. der Frankfurter

Kurfürstentag im Frühjahre 1558, hätten den Streit am liebsten vermittelt und selbst Kaiser Ferdinand that bei den fränkischen Einungsverwandten in diesem Sinne Schritte, schon um gegenüber der prekären allgemeinen Lage jene unbequeme Frage aus der Welt zu schaffen. Aber diese und andere Versuche scheiterten immer wieder an dem Widerstande der fränkischen Bischöfe oder des Herzogs von Braunschweig; und insofern trifft sie allerdings unzweifelhaft mit die Verantwortlichkeit für die kommenden Verwickelungen. Freilich ist auch das Benehmen Grumbachs der Art, daß man, wie sonderbar das erscheinen mag, oft zweifelhaft bleibt, ob er eine gewaltsame Lösung einer gütlichen nicht vorgezogen hätte. Des Herzogs von Sachsen und seines Schutzes war er, obwohl dieser bereits wiederholt ernstlich gewarnt worden war, nach wie vor sicher; klug und verschlagen von Haus aus hatte er auch sonst seine Stellung gesteigert. Noch im Frühjahr 1558 war er gegen eine bestimmte Pension als Oberst in französische Dienste getreten, mit der Verpflichtung, eventuell dem König eine bestimmte Truppenmacht zuzuführen. Dieses Verhältnis war allerdings kein einzeln stehendes, aber Grumbach hat es sein ganzes noch übriges Leben hindurch in leicht erkennbarer Berechnung festgehalten und einen wirksamen Hebel seiner sich immer kühner gestaltenden Pläne daraus zu machen verstanden. Zu derselben Zeit erneuerte er den Versuch, sich des Bischofs von Würzburg mit Gewalt zu bemächtigen; der zweite Versuch mißglückte allerdings wie der erste, dagegen endigte der dritte am 15. April 1558 zwar nicht mit der Wegführung, wohl aber mit der Tötung Melchiors von Zobel. Grumbach hat bei dem Attentat nicht persönlich mitgewirkt, sondern seinen Spießgesellen, die er schon seit langer Zeit zu seiner Verfügung hatte, die Ausführung übertragen, jedoch die vorbereitenden Anordnungen selbst getroffen. Es braucht nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß dieses Ereignis überall im Reiche und darüber hinaus ungeheures Aufsehen machte und daß von vielen Seiten her Grumbach als der eigentliche Anstifter der Ermordung des Bischofs bezeichnet wurde. Er selbst freilich verwahrte sich auf das nachdrücklichste gegen diese Unterstellung: ihm sei es nur um den lebenden Bischof zu thun gewesen, nur dieser habe, wenn er in seine Hände fiel, ihm etwas nützen können; mit dem toten sei ihm nichts gedient. Es war also nach seiner Aussage ein, ursprünglich nicht in Berechnung gezogener, unglücklicher Zufall, der jene Katastrophe herbeigeführt hat. Man kann das zugeben, aber schwerlich in Abrede stellen, daß ein solcher Zufall von vornherein als eine Möglichkeit hätte erwogen werden müssen, zumal wenn man die Werkzeuge ins Auge faßt, die Grumbach mit der Ausführung des Attentats betraut, darunter jenen Christoph Kretzer, der ein persönlicher Feind des Bischofs war, und

von dem auch wahrscheinlich der tödliche Schuß ausgegangen ist: mit ihm hatte Grumbach seit einer Reihe von Jahren in den engsten Beziehungen gestanden. Herzog Johann der Mittlere hat in diesem Vorgange keinen Grund gefunden, Grumbach etwa seinen Schutz oder auch nur einen Teil seines unbedingten Vertrauens zu entziehen. Gerade Grumbach war es, der die Heirat des Herzogs mit Elisabeth, der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, einige Monate später — nicht unbelohnt — vermitteln half. Später ging er nach Frankreich, um seinen bereits erwähnten Verpflichtungen als französischer Oberst nachzukommen und dem König mehrere Fähnlein Reiter zuzuführen. Als dann aber schon im Herbst Friede geschlossen wurde und er sich rüstete, nach Deutschland zurückzukehren, verbreiteten sich Gerüchte verschiedener Art, die aber alle den Inhalt hatten, daß er vorhabe, seine und seiner Freunde frei gewordenen Truppen gegen seine Widersacher im Reiche zu gebrauchen. Der Nachfolger Melchiors von Zobel in Würzburg, Friedrich von Wirsberg, hielt allerdings den von seinem Vorgänger und dem Domkapitel Grumbach gegenüber eingenommenen Standpunkt unerschütterlich fest. Umsomehr Beifall fanden die Versuche, die nunmehr die rheinischen Fürsten machten, eine gütliche Beilegung der Streitfrage zu stande zu bringen. Auf dem Reichstag zu Augsburg im Sommer 1559, wo auch Grumbach mit seinen Freunden persönlich sich einstellte, schien es vorübergehend wirklich soweit kommen zu sollen; aber es fehlte in Wahrheit auf beiden Seiten, allerdings in erster Linie auf Seite seiner Gegner, an dem nötigen guten Willen, und so blieb dem Kaiser zuletzt nichts übrig, als den ganzen Handel wieder auf den Weg Rechtens und an das Kammergericht zu verweisen. Dagegen wurde noch auf demselben Reichstage Grumbachs alter Vertrauter und Parteigänger, Christoph Kretzer, wegen seiner Teilnahme an der Tötung Melchiors von Zobel in die Acht erklärt. Seit dem Mißlingen dieses Sühneversuches wurde es allerdings immer wahrscheinlicher, daß die Grumbachsche Frage irgendwo und irgendwie zu einer gewaltsamen Katastrophe führen würde. Man traute ihm nicht ohne Grund schon jetzt das Äußerste zu und hielt ihn zugleich für den Mann, die Mittel für seine Zwecke aufzufinden und in Bewegung zu setzen. In der That, sein Auge reichte weit und sein Scharfblick war groß genug, die kühnsten Kombinationen zu ersinnen. Schon jetzt hat er die lothringisch-dänische Verwickelung in den Kreis seiner Berechnungen gezogen und angefangen, seinen beschränkten herzoglichen Beschützer durch die stärksten Reizmittel vollends zu umgarnen. Zu gleicher Zeit betrieb er lebhaft den Plan, gegen Würzburg einen förmlichen Kriegszug in Scene zu setzen, um so zu seinem Rechte zu gelangen. Freilich galt es zu diesem und auch noch den

anderen, den Herzog betreffenden Entwürfen, die nötigen Geldmittel aufzubringen, und da ist es denn im höchsten Grade merkwürdig, welche Wege hierzu eingeschlagen wurden. Am bezeichnendsten ist es, wie Grumbach sich anstrengt, eine Springwurzel aufzutreiben, auf Schatzgräberei verfällt, endlich sich mit einem Visionär, einem Bauernjungen aus der Nähe von Gotha, dem sogen. Engelseher, verbindet, der dem verblendeten Herzoge immer wieder neue Aussicht auf große Schätze und auf die Verwirklichung seiner krankhaft-ehrgeizigen Wünsche eröffnete. Die wahre Stellung Grumbachs zu diesen Dingen, namentlich zu den jahrelang fortgesetzten Visionen des Engelsehers ist mit Sicherheit schwer zu bestimmen. Anzunehmen, wie man wohl gethan hat, daß Grumbach den Knaben wissentlich verwendet habe, den Herzog zu täuschen und so immer abhängiger von sich zu machen, wäre der leichteste Ausweg, ist aber doch nicht gestattet; war Grumbach in diesem Falle ein Betrüger, so war er ohne Zweifel zugleich betrogen, und zwar hat er sich selbst betrogen. Man weiß ja, was jene Zeit im Punkte des Aberglaubens zu leisten vermochte, und daß Männer, die sonst zu den gescheidtesten und hellsten Köpfen zählten, in dieser Sache oft auf gleicher Linie mit den unwissendsten und bildungslosesten Zeitgenossen sich bewegten. Und doch können wir uns wenigstens in der letzten Zeit, in der Grumbachs Lage eine verzweifelte wird, des Eindruckes nicht erwehren, daß diese Visionen mit einem so unverkennbarem Raffinement betrieben wurden, daß man sie von Planmäßigkeit kaum ganz freisprechen kann. So sieht man sich freilich einem schwer lösbaren Widerspruche gegenübergestellt, aber vielleicht doch nur einem von der Art, wie sie bei einer Natur, wie die Grumbachs war, wohl vorkommen können. Grumbach hatte im Jahre 1562 samt den Seinigen Aufenthalt auf Hellingen genommen, einem Schlosse bei Koburg, das er käuflich an sich gebracht hatte. Seine Gedanken bewegten sich fortgesetzt in allen erdenklichen Richtungen, kamen aber zuletzt immer wieder auf den Plan eines unmittelbaren Angriffs gegen Würzburg zurück. Eine Zeit lang hatte er in der Furcht geschwebt, es könne, wie über Kretzer, die Acht auch über ihn ausgesprochen werden, und sich aus diesem Grunde mit rachsüchtigen Gedanken gegen den Kaiser und das Haus Österreich selbst getragen; als aber diese Gefahr vorüberging und die sich immer wiederholenden Vermittelungsversuche nach wie vor erfolglos blieben, schritt er zur Ausführung jenes mehr als verwegenen Planes. Die Engel befürworteten ihn, der Herzog war damit einverstanden, alle seine Genossen und Helfershelfer harrten schon längst auf das Zeichen, und die unglaublich verwahrlosten Zustände im Hochstift und in der Stadt Würzburg luden zu solchem Unternehmen von selber ein. Hier hatte man etwas der Art längst befürchtet, und doch

ließ man sich, als es Ernst wurde, überraschen. Grumbach hat, des Außerordentlichen seines Beginnens sich wohl bewußt, angeblich schon ungefähr 14 Tage vor der Ausführung, in seinem und seiner Genossen Namen ein Rechtfertigungsschreiben an seine Freunde und überhaupt an alle vom Adel und der Ritterschaft ausgehen lassen, worin er u. a. das Recht der Selbsthülfe als ihm in diesem Falle unzweifelhaft zukommend erklärt, und mit besonderem Nachdruck, aber freilich nicht überall frei von Sophistik die grundsätzliche Seite seiner Beschwerde hervorhebt. Bekanntlich ist das Unternehmen zunächst vollständig gelungen: die Stadt wurde durch Überrumpelung genommen (4. Oktober 1563). Der Fürstbischof war abwesend: so hielt sich Grumbach an das Domkapitel und zwang dieses, einen Vertrag (am 7. Oktober) zu unterzeichnen, der alle seine Ansprüche und Forderungen legitimierte, ihn in seine entzogenen Besitzungen wieder einsetzte und zugleich Auswirkung der Strafloſigkeit von Kaiser und Reich zusicherte. Tags darauf zog Grumbach mit seinen Schaaren wieder ab und kehrte zu den Seinigen nach Schloß Hellingen zurück. Der Bischof von Würzburg, der gleich darauf in seine Residenz zurückkehrte, bestätigte in der That den abgedrungenen Vertrag, da die Domherren erklärten, daß sie ihre adelige Ehre und Treue für dessen Vollziehung hätten einsetzen müssen. Und in der That ist Grumbach jetzt in den Besitz seiner Güter gelangt und sein Sohn bis in das Jahr 1566 hinein in demselben verblieben. Er war daher von dem Ausgang seines Unternehmens lebhaft befriedigt, und meinte in einem Briefe an seinen herzoglichen Gönner, die Schwierigkeiten seien dabei doch so groß gewesen, daß er und seine Genossen für dieses Gelingen niemandem denn Gott die Ehre geben könnten! Aber diese Befriedigung hielt nicht lange Stand und zu verwundern ist es doch, wie ein sonst so scharfblickender Mann, wie Grumbach, sich in dem Wahne festrennen konnte, daß ein solcher Friedensbruch, wie der eben verübte, straflos bleiben werde. Die Kunde von dem Geschehenen durchlief, wie zu erwarten, möglichst rasch das Reich und gelangte, ehe eine Woche um war, an Kaiser Ferdinand nach Preßburg. Der Kaiser hatte, wie wir wissen, in der Streitfrage zwischen Würzburg und Grumbach bisher keine entschiedene Stellung genommen, jedenfalls sie mehr vom Standpunkte der Opportunität als des überdies nicht ganz klaren Rechtes behandelt. Nun aber, bei dieser Nachricht von der Vergewaltigung Würzburgs, raffte er sich plötzlich zu einem Entschlusse auf, erließ, da Grumbach vermöge der Reichsgesetze bereits ipso facto der Acht verfallen sei, am 13. Oktober ein Achtsexekutionsmandat gegen denselben und seine Genossen und erneuerte es am 6. November: die Kassation des Vertrages vom 7. Oktober war dabei ausdrücklich ausgesprochen. Dieser Schritt des

Kaisers ist nach Lage der Akten nicht, wie freilich schon Grumbach behauptete, von Würzburg aus veranlaßt worden, aber man hat sich doch dort, zumal der Fürstbischof, nach kurzem Sträuben, auf diesen Standpunkt gestellt. Grumbach aber erblickte in der Achtserklärung, die, formell betrachtet, vielleicht nicht ganz unanfechtbar war, und in der Nichtanerkennung des Vertrags ein neues Unrecht, und gab deutlich zu verstehen, daß er, falls ihm der Vertrag nicht gehalten würde, lieber Leib, Leben und Blut daran setzen, als noch länger in Armut und Elend herumziehen wolle. Wie sich nun einerseits unter diesen Umständen sein nie sehr starkes Rechtsgefühl immer bedenklicher verwirrte, so traute man ihm andererseits das Äußerste zu; der landsbergische Bund und die fränkischen Einungsverwandten gingen daran, sich auf Gegenwehr zu rüsten. Zugleich erließ der Kaiser an den Herzog Johann Friedrich den Mittleren selbst den gemessenen Befehl, Grumbach und seinen Genossen seinen Schutz aufzukündigen; der Herzog war jedoch, weit entfernt diesem Befehle nachzukommen, fest entschlossen, Grumbach nach wie vor zu beschützen, in dem Wahne, eben durch ihn noch zur Verwirklichung aller seiner Hoffnungen zu gelangen. Hiermit tritt die Grumbachsche Frage in ein neues und wichtiges Stadium; und er selbst entwickelt von jetzt an die ihm innewohnenden Gaben der Agitation, der Intrigue, der scheinbaren Unerschöpflichkeit seiner geistigen Hilfsmittel oder der verzweifeltsten Verwegenheit in seltener Virtuosität und zugleich auch in unverständlicher Verblendung. Der Reichsdeputationstag zu Worms, der noch einmal Aussicht auf eine Beschwörung des nahenden Sturmes eröffnet hatte, trat zuletzt der kaiserlichen Achtserklärung bei und beschäftigte sich mit den Anstalten, sie zu vollziehen. Auf der anderen Seite hatte die fränkische Ritterschaft sich geregt und bei dem Kaiser eine freilich erfolglose Fürbitte für Grumbach eingelegt. Grumbach selbst kam jetzt auf seinen Lieblingsgedanken zurück, die deutsche Reichsritterschaft überhaupt, verstimmt, wie sie war, unter der Firma ihrer eigenen Interessen, zu seiner Unterstützung aufzurufen. Doch wenn er hier auch einen schwachen Punkt des Landesfürstentums jener Zeit mit Recht erblickte, so hat er sich doch in der Berechnung der Hilfe, die ihm von dorther erstehen konnte, zu seinem Schaden getäuscht. Er hat zwar seine Gegner mit dem Hinweis auf die grollende Ritterschaft und die in dieser Voraussetzung liegende Gefahr zu schrecken und einzuschüchtern gesucht, sogar noch 1564 dem Kaiser Ferdinand ein Bündnis mit ihr gegen die Fürsten vorgeschlagen: aber die Rechnung, wie manche andere, war ohne den Wirt gemacht. An dem Kaiser glitt die Versuchung ohnedem wirkungslos ab und die Ritterschaft ist in der Stunde der Entscheidung wohl oder übel ruhig sitzen geblieben. Grumbach war, angesichts der sich verdüsternden Lage der Dinge, bald nach dem Ende

des Jahres 1564 aus dem Koburgiſchen nach Gotha übergeſiedelt, wo nun auch Johann Friedrich ſeinen dauernden Aufenthalt nahm. Seine Angelegenheit fuhr fort, das Reich in Atem zu erhalten. Der Tod des Kaiſers Ferdinand I. (Juli 1564) hatte an der Lage der Dinge wenig geändert. Kaiſer Maximilian II. ſtellte ſich in dieſer Frage im weſentlichen auf den Standpunkt ſeines Vaters. Auch er wäre einem gütlichen Austrag nicht von vorneherein entgegen geweſen, glaubte aber, zumal als man in Würzburg keine Neigung zu einem ſolchen zeigte, dem Rechte ſeinen Lauf laſſen zu ſollen. Die Situation war daran, akut zu werden: es nahte der Augenblick, wo die Grumbachſche Frage aus einer deutſchen eine europäiſche zu werden drohte. Grumbach war der Mann dazu, ſeine Intereſſen einen ſo weiten Kreis beſchreiben zu laſſen, und die allgemeine Lage derart, daß ſie einem ſolchen Gebaren entgegenkam. Und war es einerſeits die ſich zuſehends vermindernde Hoffnung auf Befriedigung ſeiner Forderung, die ſeine Neigung zu ſo kühnen Entſchlüſſen ſteigerte, ſo war es zugleich wieder dieſe Kühnheit, welche die Befriedigung ſeiner Forderungen immer unwahrſcheinlicher machte. Wir haben hier endlich von einem Verhältniſſe zu reden, das ſchon ſeit einiger Zeit dräuend im Hintergrunde lauerte, in dieſem Jahre aber in den Vordergrund und bald in den Mittelpunkt der ſich vorbereitenden und erfüllenden Kataſtrophe trat. Es ſind dies die Beziehungen Grumbachs und ſeines Schutzherrn zu Kurfürſt Auguſt von Sachſen. Das Verhältnis beider Höfe war von Haus aus ein geſpanntes, und Auguſt, dem die Hoffnungen und Umtriebe ſeines Vetters nicht unbekannt geblieben waren, blickte von Anfang an mit ſchlechtverhehltem Mißtrauen nach Weimar und Gotha. Die Vertrauensſtellung, die Grumbach bei dem Herzoge erobert, hatte jenes Mißtrauen geſteigert, und Grumbach ſeinerſeits nichts dazu gethan, es zu entkräften; hatte er doch ſchon bei Lebzeiten des Albrecht Alcibiades ſich mit feindſeligen Abſichten gegen den Kurfürſten getragen. Dieſer zweifelte daher nie einen Augenblick, daß die Entwürfe ſeines Vetters und Grumbachs gegen ihn gerichtet ſeien. Allerdings, wenn die Wünſche des Herzogs ſich je erfüllen ſollten, ſo mußte der Albertiner die Zeche bezahlen. So lag hier ein Konflikt vor, der die naturgemäße Folge einer vorausgegangenen böſen That war. Freilich können wir Johann Friedrich nicht für den Mann halten, der das Amt des Rächers mit Erfolg durchzuführen berufen geweſen wäre, ſo wenig als ſein Mentor für die grundſätzlichen Seiten des Konfliktes irgendwie innerlich erwärmt war und überdies ſtanden die allgemeinen Verhältniſſe ihren Abſichten durchaus entgegen. Kurfürſt Auguſt ſtellte überall und immer ſein Hausintereſſe, die Behauptung ſeiner überkommenen politiſchen Machtſtellung über jede

andere Rückſicht. Sowie er daher der feindlichen Pläne ſeines Vetters gewiß war, hob er den Handſchuh auf, entſchloſſen, ihnen zuvorzukommen. Er ſtand hierbei in dem großen Vorteile, daß der Kaiſer und das Haus Öſterreich ihm gefällig ſein mußten und ſeinen guten Willen ihren deutſchen und europäiſchen Intereſſen zuliebe nicht entbehren mochten. Der Kurfürſt war zugleich mit dem Könige von Dänemark verbündet; allerdings hatte Grumbach längſt daran gearbeitet, durch das lothringiſche Haus und durch Schweden Dänemark beſchäftigen zu laſſen und den Kurfürſten auf dieſe Weiſe zu iſolieren. Jedoch ehe dieſe und andere Pläne ſolcher Art noch gereift waren, erfolgte von der Gegenſeite her der entſcheidende Schlag. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1566) wurde durch den Kaiſer unter dem Drucke des kurſächſiſchen Einfluſſes und aus Furcht vor weiteren Komplikationen das Achtmandat des Jahres 1563 gegen Grumbach und ſeine Genoſſen erneuert und zugleich auf die Heger und Beſchützer desſelben, d. h. auf den Herzog Johann den Mittleren von Sachſen, ausgedehnt; überdies wurden die Maßregeln für die eventuelle Vollziehung der Acht feſtgeſtellt. Die nächſte Folge dieſes Beſchluſſes war, daß der Biſchof von Würzburg von Grumbachs Gütern, die dieſem laut des erzwungenen Vertrages vom 6. Oktober 1563 zurückgegeben worden waren, wieder Beſitz ergriff. Eine weitere Folge war die feierliche Aufforderung an den Herzog durch eine eigene an ihn abgeordnete Reichsgeſandtſchaft, bei Strafe der Reichsacht Grumbach und Genoſſen unweigerlich und ungeſäumt ſeinen Schutz aufzukündigen. Der Herzog gab aber unter leeren Ausflüchten eine verneinende Antwort und lehnte weiterhin, hartnäckig und ungelehrig wie er war, jedwede Vermittelung ab, offenbar in der verblendeten Vorausſetzung, daß die tollkühnen, abenteuerlichen Berechnungen und Pläne Grumbachs ihn ſelbſt gegen Kaiſer und Reich decken würden. Nun wurde aber wirklich in aller Form die Reichsacht über ihn ausgeſprochen und die Vollziehung derſelben dem Kurfürſten von Sachſen aufgetragen. So trieben die Dinge zur Entſcheidung. Der Grumbachſche Handel war aus einer Rechtsfrage zu einer Machtfrage geworden. Johann Friedrich und Grumbach waren zum Äußerſten entſchloſſen; die Befeſtigungen Gothas und des Grimmenſteins waren ſeit längerer Zeit in dieſer Vorausſicht verſtärkt und nach Kräften zum Zwecke eines längeren Widerſtandes ausgerüſtet. Außerdem ſetzte Grumbach jetzt Himmel und Erde in Bewegung, um ſich in der elften Stunde Hilfe und Errettung zu ſchaffen. Aber alle ſeine kühnen und oft geiſtreichen politiſchen und diplomatiſchen Anſchläge und Kombinationen ließen ihn im Stich. Adel und Ritterſchaft, auf deren Erhebung er gehofft, verhielten ſich ruhig oder hatten höchſtens gute Ratſchläge und Wünſche; der König von Dänemark wußte ſich gegen Schweden

zu sichern, vom französischen Hofe kamen Abmahnungen, statt wirksamer Unterstützung, obwohl Grumbach bereit war, dafür die lothringischen Stifter, soviel an ihm war, zum zweitenmale zu verraten. Das brandenburgische Haus, das für Grumbach allerdings stets offene Sympathie bekannt hatte, mußte es dabei doch bewenden lassen, und wie weit die Unterhandlungen mit den Niederlanden, die damals den Kampf gegen Spanien fochten, überhaupt gediehen sind, bleibt zweifelhaft: außerdem darf man die in diesem Zusammenhange auftauchenden Velleitäten nicht gar zu ernsthaft nehmen. So geschah, was vorauszusehen war: Gotha und der Grimmenstein, aber auch der Herzog, Grumbach und ihre Genossen fielen in die Hände der Belagerer, bez. des Kurfürsten von Sachsen, der nach Rache an seinen Gegnern lechzte und dieses Verlangen jetzt in wenig würdiger Weise stillte. Des Herzogs, wie Grumbachs und seiner Genossen Schicksal ist bekannt. Grumbach selbst wurde nach der barbarischen Gewohnheit der Zeit peinlich verhört und zur Strafe, bei lebendigem Leibe gevierteilt zu werden, verurteilt, das Urteil am 18. April 1567 auf dem Markte zu Gotha an ihm, wie seinen Schicksalsgenossen, die er mit ins Verderben gezogen, in seiner ganzen Grausamkeit vollzogen. Der Kurfürst von Sachsen dachte unedel genug, der Exekution des Urteils wie einem erquickenden Schauspiele anzuwohnen. So war es auch sein Werk, daß Johann Friedrich der Mittlere als Gefangener nach Österreich abgeführt und 27 Jahre hindurch, bis zu seinem Tode, trotz aller eingelegten Fürbitten, daselbst festgehalten wurde. Die Nachricht von dem Strafgericht in Gotha hat nicht verfehlt, weithin im Reiche tiefen Eindruck zu machen, wenn auch die Beurteilung desselben verschiedener Art war. In Würzburg triumphierte man, wie nicht anders zu erwarten, voll Schadenfreude über des verhaßten Gegners Fall. Es hat aber auch schon damals nicht an Stimmen gefehlt, die Grumbach als ein Opfer seiner Widersacher und sein und seiner Genossen jämmerliches Ende als einen Akt der Privatrache, vor allem des Kurfürsten von Sachsen betrachtet haben. Es kann in der That kaum bestritten werden, daß außer seiner eigenen auch fremde Schuld und Leidenschaft, und überhaupt die trostlosen Verhältnisse des Reiches und seiner Verfassung ihn auf der abschüssigen Bahn immer weiter getrieben haben. Der letzte Grund seines Verderbens lag aber doch in ihm selbst: in seiner offenbaren maßlosen Selbstsucht, in seiner Unfähigkeit, die objektive Ordnung der Dinge von seinen persönlichen Interessen und Bedürfnissen zu unterscheiden, und in seiner unbezwingbaren Neigung, um seines individuellen wirklichen oder vermeinten Rechtes willen die Welt in Flammen zu setzen. Ein großer sittlicher Gedanke liegt dem so komplizierten und verworrenen Getriebe seines Lebens

nicht zu Grunde: er hat sich der religiösen und nationalen Frage gegenüber vollständig gleichgültig verhalten und nie, auch wenn er am geschäftigsten erscheint, im Dienste einer solchen gehandelt. So macht bei allen glänzenden Gaben sein Treiben doch nur den Eindruck eines Abenteurers im großen Stile, dem eben diese Gaben schließlich zum Verderben gereichen mußten! Dieses Endurteil kann man aussprechen, ohne darum seinen Gegnern überall Recht zu geben oder sich überhaupt für sie zu erwärmen. — Grumbachs Geschlecht hat sich von dieser Katastrophe nicht wieder erholt. Seine Frau folgte ihm im Jahre 1572 im Tode nach, sein einziger Sohn söhnte sich zwar mit dem Hochstift Würzburg hinterher aus und erhielt den größeren Teil der im Jahre 1566 eingezogenen Güter seines Vaters als Stiftslehen zurück, jedoch vermochte er nicht, der finanziellen Zerrüttung und Überlastung Herr zu werden; von den Enkeln Grumbachs wissen wir nur, daß sie ihre Güter an das Stift abgetreten haben und am Anfange des 17. Jahrhunderts ohne Nachkommen gestorben sind. Die ältere Linie seines Hauses ist zwar von dem Schicksale der jüngeren in keiner Weise mit berührt worden, aber gleichwohl hat sie diese nicht um vieles überdauert, und verschwindet fast zu gleicher Zeit aus der Geschichte.

Die deutsche Memoirenlitteratur.

(1883.)

Nicht allen Verehrern Schillers lebt es vielleicht in der Erinnerung, daß er in den Jahren, in welchen er sich in seiner Art viel mit Geschichte beschäftigte, ein Unternehmen in das Leben rief, welches den Zweck hatte, das deutsche Publikum mit den wichtigsten „Historischen Memoires" des Mittelalters und der neueren Zeit auf dem Wege der Übersetzung bekannt zu machen. Er hatte es dabei nicht etwa bloß auf Schriften der Franzosen, sondern zugleich der Engländer, der Byzantiner, ja sämtlicher Kulturvölker abgesehen. Auch Deutschland war nicht ausgeschlossen, insofern hier Aufzeichnungen, die sich zu seinem Begriff von „Historischen Memoires" eigneten, in nichtdeutscher Sprache vorhanden waren. In der That hat er eines der vorzüglichsten Werke unserer geschichtlichen Litteratur des Mittelalters — dem wir freilich einen anderen Platz anweisen müßten und zudem in einer höchst mangelhaften Übertragung — gleich in die erste Abteilung seiner Sammlung aufgenommen.

Die Frage, ob es denn nicht vielleicht auch „Historische Memoires" in deutscher Sprache gäbe, die es verdienten, seiner Nation in das Gedächtnis zurückgerufen zu werden, scheint sich Schiller überhaupt nicht vorgelegt zu haben. Um billig zu sein, es kann ihm daraus kaum ein Vorwurf gemacht werden, denn waren wir auch an Schriften solcher Art damals nicht schlechthin arm, so lagen doch gerade die vortrefflichsten derselben noch verborgen. Und überdies bleibt es zweifelhaft, ob gerade diese vor seinen Augen Gnade gefunden hätten, denn sie wandeln nicht auf dem Kothurn der hohen Politik und pikanter Staatsaktionen, welchen nun einmal seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich zugewandt war.

Das in Rede stehende Unternehmen ist übrigens bald genug in andere Hände übergegangen und schließlich aufgegeben worden. Seitdem ist ein

volles Jahrhundert abgelaufen und unsere politischen und litterarischen Zustände haben in der dazwischen liegenden Zeit eine gründliche Umwandlung erfahren. Auch die deutsche Memoirenlitteratur ist von diesem Wechsel der Dinge, aber nicht zu ihrem Nachteile, betroffen worden. Die älteren, so lange verborgen gebliebenen Schätze wurden gehoben und haben zugleich eine Vermehrung erfahren, die niemanden gleichgültig lassen kann. Unter diesen Umständen dürfte es als kein überflüssiges Beginnen erscheinen, auf diesem Gebiete einmal Umschau zu halten und unsere Leistungen in demselben im Zusammenhang zu betrachten. Die weit verbreitete Vorliebe für diese Art Litteratur und ihr enger Zusammenhang mit der Geschichtschreibung können allein schon dazu ermuntern. Vielleicht wird sich auf diesem Wege ergeben, daß wir hinter den verwandten Schriften der Franzosen und Engländer keineswegs so weit zurückstehen, als wir die längste Zeit selbst geglaubt haben.

Es wird kaum nötig sein, zu diesem Zwecke das Wesen der Memoiren und wodurch sie sich von der eigentlichen Geschichtschreibung unterscheiden, näher zu erörtern. Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß, während der Geschichtschreiber die gesicherten Thatsachen, auf welche es ihm ankommt, am liebsten für sich selber sprechen läßt, sie aber in ihrem inneren Zusammenhang vorführt und seine Person dabei möglichst weit zurückdrängt, der Verfasser von Denkwürdigkeiten aber in der Mitte der Erzählung und, wenn man will, als Hauptperson seine Stellung nimmt oder doch den geschilderten geschichtlichen Vorgängen nicht zu fern gestanden haben darf, dagegen auf die gleichzeitigen allgemeinen Ereignisse und Verhältnisse nur insoweit eingeht, als er sie kennen gelernt hat und sie irgendwie auf ihn eingewirkt haben. Die Bericht erstattende Person wird also immer die Hauptsache sein und von ihrer Bedeutung und Stellung das Maß der Belehrung und des Reizes abhängen, welches ihre Erzählung gewährt. Die Selbstbiographie berührt sich aus diesem Grunde auf das engste mit den Memoiren und läßt sich in der Regel nicht gut davon ausscheiden. Wir unsererseits wenigstens werden sie daher grundsätzlich in den Kreis unserer Betrachtung mit einbeziehen, denn sie verhält sich zu den andern, wie die Biographie zur Geschichtschreibung. Denkwürdigkeiten politischen Inhalts nehmen zwar überall den Vorrang ein, aber aus allen Berufszweigen und Lebensverhältnissen sind bekanntlich Aufzeichnungen hervorgegangen, die man aus der Reihe der Memoiren nicht ausschließen kann. Nicht bloß Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, sondern auch Gelehrte, Künstler und Dichter u. s. w. haben mit Erfolg zur Feder gegriffen, ihr Leben und Wirken mit eigener Hand der Nachwelt zu überliefern. Auch Frauen treffen wir in diesen Reihen —

in Deutschland allerdings seltener als z. B. in Frankreich — sie erfahren ja oft genug die bedeutendsten Schicksale, oder kommen doch in die Lage, den Zustand der Gesellschaft in nächster Nähe kennen zu lernen, nicht zu reden von ihrem Bedürfnis und ihrer Befähigung, empfangene Eindrücke festzuhalten und lebhaft wiederzugeben. Der subjektive Charakter aller solcher Aufzeichnungen darf freilich niemals vergessen werden, denn die apologetische Absicht herrscht hier in der Mehrzahl der Fälle vor und fordert demnach mehr als bei andern Geschichtsquellen zur Vorsicht heraus, so daß, was für den harmlosen Leser die reichste Quelle des ungemischten Genusses, für das kritische Urteil leicht der Grund zu abwägendem Zweifel wird.

I.

Das Mittelalter ist der Memoirenlitteratur nicht günstig gewesen. Selbst bei dem Volke, welches das meiste Geschick dazu mitgebracht hat, bei den Franzosen, finden wir Anfänge einer solchen nicht vor dem Ablaufe des 13. Jahrhunderts. Die Ursachen dieser Erscheinung waren verschieden. Gewiß ist, der echte Geist dieser Epoche war der Geltendmachung der Persönlichkeit, dem Kultus der Individualität nicht hold. Trotz aller erbaulichen Heiligenleben hat die echte Biographie — von der Selbstbiographie nicht zu reden — niemals recht gedeihen wollen. So kam es, daß wir über die Entwickelung der bedeutendsten Männer jener Zeit meist gar nicht unterrichtet sind. So ziemlich von keinem, zumal aus dem Laienstande, erfahren wir, wie er der geworden ist, als den ihn die Geschichte kennt. Unter diesen Umständen kann es uns umsoweniger wundern, zu hören, daß keine der großen Gestalten des Mittelalters sich angetrieben fühlte, über sich selbst das Wort zu ergreifen. Ist es doch schon eine Seltenheit, wenn ein Fürst, wie unser Kaiser Friedrich I., um seinem Geschichtschreiber sichere Anhaltspunkte zu geben, durch seine Kanzlei eine Übersicht über den Inhalt einiger Jahre seiner Regierung zusammenstellen ließ. Sein Enkel, Kaiser Friedrich II., hätte wohl die litterarischen Voraussetzungen zu einem solchen Unternehmen besessen: stand er doch dem herrschenden Geiste des Jahrhunderts frei und selbständig genug gegenüber. Gleichwohl scheint ihm niemals ein Gedanke der Art in den Sinn gekommen zu sein, und doch hat gerade er sich am wenigsten darüber täuschen können, daß seine leidenschaftlichen Gegner sicher dafür sorgen würden, sein Bild so entstellt als möglich auf die Nachwelt zu bringen. Aber auch der allgemeine Zustand der Bildung und Litteratur hat dazu beigetragen, jene negative Erscheinung hervorzurufen. Im Stande des Klerus war wohl vielfach die schriftstellerische Gewandtheit, aber offenbar nicht

die Neigung zu solchen Versuchen vorhanden, und dem Stande der Laien fehlte, auch wenn die Stimmung dazu vorhanden gewesen wäre, die schriftstellerische Gewandtheit. Fast keiner von diesen beherrschte die lateinische Sprache in dem Grade, daß er sich ihrer zu solch einem Zwecke hätte bedienen können, und eine deutsche Prosa hat sich bekanntlich erst viel später entwickelt. Aus diesen und anderen Gründen, die hier unerörtert bleiben sollen, geschah es, daß nicht eher, als bis das Mittelalter anfing von seiner Höhe herabzugleiten und die gelehrte Kultur unter der Einwirkung der vorausgeeilten Italiener und Franzosen allmählich die Laienkreise durchdrang, auch bei uns diese Art geschichtlicher Aufzeichnungen, die in erster Linie das erwachte Selbstgefühl der Persönlichkeit zur Voraussetzung hat, wenn auch langsam und mit Unterbrechungen zum Durchbruch kam.

Die Anfänge unserer Memoirenlitteratur schließen sich an das luxemburgische Kaiserhaus an. Ein Fürst höchsten Ranges, der die volle Bildung der Epoche in sich aufgenommen hatte oder doch übersah, Kaiser Karl IV. ist es, der den Reigen eröffnet. Wir haben von ihm eine in lateinischer Sprache geschriebene und auf der Grundlage von Tagebüchern und sonstigen Notizen in der Form von Denkwürdigkeiten abgefaßte Geschichte seiner Jugend, die mit seinem sechzehnten Jahre beginnt und mit seiner Wahl zum römischen König abbricht. Seine eigene, so merkwürdige und bewegte Regierung in derselben Weise zu beschreiben, hat er schwerlich jemals beabsichtigt. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens mögen ihn, wie man mit Recht vermutet, davon zurückgeschreckt haben. So kam es, daß er die Schilderung des wichtigsten Teiles seines Lebens einer fremden, wenn auch von ihm erkorenen Hand überließ. Gleichwohl darf man behaupten, daß mit diesem Werke des Luxemburgers die deutsche Memoirenlitteratur in würdiger Weise eingeweiht worden ist, wie wenig auch die Gesichtspunkte und Entwürfe seines Urhebers in Deutschland selbst ihren Schwerpunkt gefunden haben.

In gerader Linie und auf dem gelegten Grunde hat sich die in Frage stehende Litteratur nun freilich nicht fortgesetzt. In den Kreisen der städtischen Geschichtsschreibung begegnen wir zwar bald genug Aufzeichnungen, die den Ton von Denkwürdigkeiten anschlagen, wie z. B. das Gedenkbuch des Nürnberger Patriziers Ulmann Stromer. Mit einigem Rechte dürfte man ein solches selbst von dem Werke, welches den Namen Eberhard Windeckes führt und die Geschichte Kaiser Sigmunds, des Sohnes Karls IV. behandelt, behaupten. Allerdings ist dasselbe nur ein „Sammel- und Bilderwerk", aber es birgt doch die meisten Elemente in sich, aus welchen ein echtes Memoirenwerk hätte geschaffen werden können.

Es dauert indes nicht lange, so stoßen wir auf Bruchstücke von Aufzeichnungen einer deutschen Frau, Helene Cottanner, die zwar nur ein paar Jahre umfassen, aber die Gattung vollkommen repräsentieren. Die Verfasserin hat im Dienste einer Tochter Kaiser Sigmunds, Elisabeth, der Witwe König Albrechts II., gestanden und erzählt, was sie selbst erlebt hat. Sie ist durch Gustav Freytag, der auf ihren Bericht aufmerksam gemacht hat, berühmt und populär geworden. — Die „Reisen des schwäbischen Ritters Jörg von Ehingen nach der Ritterschaft" (1440—1460) halten sich zu kurze Zeit in Deutschland auf und gehen in der Darstellung zu bald in den Ton der Reisebeschreibung über, als daß wir mehr Aufhebens von ihnen machen möchten; es lag aber hier ein Stoff vor, aus welchem bei höheren Absichten und entsprechender litterarischer Gewandtheit sich ein fesselndes Bild des ritterlichen Lebens hätte gestalten lassen. Dagegen ist noch fast gleichzeitig aus ritterlich-historischen Kreisen eine Schrift hervorgegangen, die als eine kostbare Probe dynastischer und politischer Memoiren mit Recht gilt: nämlich die „Denkwürdigkeiten hohenzollerischer Geschichten" von Ritter Ludwig von Eyb, die sich mit den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg und noch mehr mit dem Markgrafen Albrecht Achilles beschäftigen. Der letztere ist der eigentliche Held des klugen Ritters, der sich voll Bewunderung für ihn zeigt. Der Berichterstatter ist demnach freilich nicht die Hauptperson der Erzählung, doch stand er den erzählten Ereignissen meist als Mithandelnder unmittelbar nahe und ist mit ganzer Seele bei der Sache. Kein anderes Fürstenhaus jener Zeit darf sich eines so einsichtigen und so anhänglichen Dieners rühmen, wie Ritter Ludwig war.

Waren wir bisher im Süden des Reiches festgehalten, so begegnen wir noch am Ende des 15. Jahrhunderts einem Memoirenwerk, das auf dem echt bürgerlichen Boden einer norddeutschen Stadt entstanden ist. Es sind das die „Denkwürdigkeiten des Halleschen Rathsmeisters Marcus Spittendorf", die erst vor wenigen Jahren veröffentlicht worden sind. Sie behandeln eine äußerst wichtige Episode aus der Geschichte der genannten Stadt (1472—1478), einen Kampf des Halleschen Patriciats — der sogenannten Pfänner — mit den demokratischen Elementen und dem Landesherrn, dem Erzbischof Ernst von Magdeburg aus dem Wettinischen Hause, in welchem Kampfe die herrschende Stellung der „Pfänner", zugleich aber auch die Autonomie von Halle untergegangen ist. Spittendorf stand an der Spitze der unterliegenden Partei und wurde in empfindlicher Weise in ihre Katastrophe mit verwickelt. Seine Aufzeichnungen, in schlichter, tagebuchartiger Gestalt, aber voll Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschrieben, sind von apologetischer Absicht nicht frei; jedoch könnte man

deshalb nicht sagen, daß er wider seine Gegner ungerecht würde. Hat doch Spittendorf offenbar nicht an die Veröffentlichung derselben gedacht und sie nur zu seiner eigenen Befriedigung und gleichsam um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, niedergeschrieben.

Einen sichtbaren, aber nicht überraschenden Aufschwung nimmt die deutsche Memoirenlitteratur unter der Einwirkung der humanistischen und reformatorischen Bewegung. Das unwiderstehliche Erwachen des individuellen Bewußtseins, der sich selbst bestimmenden Persönlichkeit konnte nicht verfehlen, im Zusammenhang mit der allgemeinen Stimmung der Geister und dem Sturze der mittelalterlich-scholastischen Schranken, in der angedeuteten Richtung befruchtend und belebend zu wirken. Die Epoche des Humanismus, die mit der Zeit Kaiser Maximilians I. sich zum guten Teile deckt, kommt hierbei in erster Reihe in Betracht. An die Aufzeichnungen des Wiener Arztes Johannes Tichtel (1477—1492) soll hier nur erinnert werden. Sie sind in der primitivsten Form gehalten und überwiegend schlichtesten Inhalts. Der Verfasser war übrigens ein gelehrter Mann, zugleich Professor an der Universität, und stand zu dem Humanistenkreise, der sich in Wien um Kaiser Max gesammelt hatte, zumal zu Konrad Celtis, in nahen Beziehungen. Er hat sich daher auch der lateinischen Sprache bedient. Der Kaiser selbst hat sich bekanntlich die litterarische und künstlerische Verherrlichung seiner Person und seiner Unternehmungen eifrig angelegen sein lassen. Er hat ein paar Werke unternommen und zum Teile unter der Mitwirkung Dritter ausführen lassen, wie den Teuerdank und den Weißkunig — von anderen Aufzeichnungen und Diktaten nicht zu reden —, die trotz des dichterischen Gewandes, in welches sie gehüllt sind, in das Gebiet der Memoiren hinüberstreifen.

Mit den ritterlich-litterarischen Neigungen Maximilians berühren sich die Denkwürdigkeiten eines seiner Zeitgenossen: „Die Geschichte und Thaten Wilwolts von Schaumburg". Der Held dieser höchst anziehenden Aufzeichnungen, dessen Wiege auf fränkischem Boden gestanden hat, ist zwar nicht zugleich ihr Verfasser, aber nicht minder gewiß bleibt, daß er an der Entstehung derselben maßgebenden Anteil genommen hat. Als den „Buchsetzer", wie man sich damals auszudrücken pflegte, d. h. als den schriftstellerischen Urheber des Buches hat man in neuester Zeit mit bestechender Wahrscheinlichkeit den jungen Ludwig von Eyb vermutet, einen Sohn jenes älteren Ludwig, dessen Denkwürdigkeiten wir bereits berührt haben. Der jüngere Eyb erscheint allerdings zu der ihm zugeschriebenen Arbeit schon insofern geeignet, als er die Feder wie das Schwert zu führen verstand. Wie dem aber sein mag, diese „Geschichten und Thaten" müssen zu den gelungensten Leistungen unserer Memoiren-

Litteratur gerechnet werden. Sie entrollen vor uns das Bild eines tapferen Ritters, der aber zugleich zu noch andern Dingen zu gebrauchen war. Allerdings ist von einer romantischen „Buhlschaft" und manchem Turnierabenteuer die Rede, auch ein paar diplomatische Missionen werden berichtet, in der Hauptsache jedoch bewegt sich die Erzählung um kriegerische Thaten und berührt auch gelegentlich das Gebiet der Politik. Die Schilderungen sind voll Anschaulichkeit und mit gestaltender Kraft entworfen, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Buch bekannter zu werden verdient, als dies bisher der Fall zu sein scheint.

Hat Wilwolt von Schaumburg noch in keiner Beziehung zu dem erwachten Humanismus gestanden, so gilt dies um so gewisser von Hermann von Butzbach und seinem „Wanderbüchlein", das in deutscher Bearbeitung unter dem zutreffenden Titel der „Chronik eines fahrenden Schülers" vor einigen Jahrzehnten an das Licht getreten ist. Diese „Chronik" ist autobiographischer Natur und liefert zur Kenntnis der socialen Seite der humanistischen Bewegung, wie sie in der charakteristischen Erscheinung der sogenannten „fahrenden Schüler" zum Ausdruck kam, einen höchst lehrreichen Beitrag. Der junge Butzbach stammte aus dem schönen Miltenberg am Main und gelangte nach einer recht abenteuerlichen Wanderung in die berühmte Schule von Deventer, wurde zuletzt Priester und fand in dem bekannten Kloster Laach ein Asyl, wo er 1526 die müden Augen schloß. Er gehört zu jenen Anhängern des Humanismus, die zwar den Bruch mit der alten Kirche vermieden, aber zugleich tapfer für die klassischen Studien eintraten. Ein wohlgesinnter und kenntnisreicher Mann, hat er sich die Freundschaft des Abtes Trithemius zu gewinnen gewußt. Seine Erlebnisse, die er mit seinem Eintritt in das Kloster schließt, werden in anspruchsloser Form vorgetragen und machen den Eindruck der Glaubwürdigkeit. Ähnliche Schilderungen eines fahrenden Schülers hat Thomas Platter, der bekannte Basler Drucker und Schulrektor, in seiner in deutscher Sprache abgefaßten Selbstbiographie niedergelegt. Er schildert uns in fesselnder Weise seinen wundersamen Lebensgang, von seinen Anfängen als armer Hirtenknabe in Wallis beginnend, die verschiedenen Stadien hindurch bis zu seiner dauernden Niederlassung in Basel und bis in sein hohes Alter hinein. Von dem Vater angeregt hat dann Thomas Platters Sohn, Felix, in der Gestalt eines Tagebuches, das die Jahre von 1536 bis 1559 umfaßt, als bereits gemachter Mann und in seiner Vaterstadt hochangesehener Arzt, seine Jugendgeschichte geschrieben. Das Lehrreichste darin ist der Bericht über seine Reise nach Montpellier, wo er an der damals so berühmten medizinischen Fakultät die Arzneiwissenschaft studierte. Nicht minder anziehend erzählt er die Geschichte

seiner Niederlassung in Basel und seine Verheiratung, bricht aber gleich darauf ab, so gern wir ihm noch länger zuhören möchten. Bereits in dem Leben seines Vaters erhalten wir ein anschauliches Bild von der Vereinigung des humanistischen und reformatorischen Elementes. Noch deutlicher beinahe führen uns diese Verbindung die Denkwürdigkeiten eines anderen Schweizers, um diese Bezeichnung vorweg zu nehmen, vor Augen. Wir meinen die „Sabbata" des St. Gallers Johannes Keßler, der unter anderen ebenfalls die Freuden und Leiden des fahrenden Schülers kennen gelernt hat. Seinen ausführlichen Mitteilungen hat er den Namen „Sabbata" gegeben, weil er sie in der Muße der Feierstunden niederzuschreiben pflegte. Sie gehören, wie ihr Herausgeber mit Recht gesagt hat, zu den lieblichsten litterarischen Erscheinungen der Reformationszeit. Keßlers Schicksale sind merkwürdig genug, um überall mit Teilnahme gelesen zu werden. Schlichten bürgerlichen Kreisen entstammend, hatte er den Trieb nach Höherem gefühlt und die Wanderung nach Wittenberg unternommen, die ihn im Gasthof zum Bären in Jena zu jener so charakteristischen Begegnung mit Luther geführt hat. In Wittenberg ganz für die neue Lehre gewonnen, kehrte er mit dem Entschlusse, ihr sein Leben zu widmen, in seine Vaterstadt zurück. Da er aber hier für den Sieg derselben zunächst geringe Aussichten fand, erlernte er das Sattlerhandwerk und gründete sich auf dem Boden desselben ein bescheidenes Heim. Als jedoch weiterhin, dank der Initiative Joachim Watts, des ihm befreundeten, ausgezeichneten Bürgermeisters in St. Gallen und unter seiner eigenen Mitwirkung die Sache der Reformation offiziell zur Anerkennung gelangte, trat Keßler aus seiner Zurückgezogenheit hervor und wurde Lehrer an der lateinischen Stadtschule. Später erhielt er das Amt eines Predigers an der Stadtkirche und starb 1574 als Antistes der evangelischen Kirche St. Gallens. Aus diesen wenigen Andeutungen läßt sich schon schließen, welch hohen Wert die Bekenntnisse eines so vorzüglichen Mannes haben müssen. Man hat sie nicht uneben das „gute Gewissen der Reformationszeit" genannt. Was ihre Form betrifft, so sind sie zwar kein Kunstwerk, doch weiß Keßler stets den rechten Ausdruck zu finden und versteht es, ebenso vortrefflich zu erzählen, als den auftretenden Gestalten Leben einzuhauchen.

II.

So sind wir bereits mitten in die Reformationszeit hinein geraten. Ein hervorragendes Werk über die gewaltigen Vorgänge haben wir in der Gestalt von Denkwürdigkeiten nicht, wie wir z. B. ein solches, rein geschichtliches von Sleidan besitzen. Luther hat wohl einmal daran ge-

dacht, über sich selbst das Wort zu nehmen, ist aber im Gedränge seines Lebens leider nicht zur Ausführung seiner Absicht gelangt. Ebensowenig hat einer seiner Kampfgenossen über seinen Anteil an der gewaltigen Umwälzung ein halbweg umfassendes Bekenntnis abgelegt. Wie ganz anders ist doch dieser Litteraturzweig bei den Franzosen und Engländern in der großen Epoche ihrer Geschichte vertreten! Freilich lagen hier die Verhältnisse vielfach anders, und gingen nicht wie bei uns die meisten Helden dieser Bewegung mitten im Kampfe dahin. Melanchthon wäre wohl der Mann dazu gewesen und er hat auch lange genug gelebt, aber die hereinbrechenden theologischen Zänkereien mögen ihm den Mut dazu genommen haben. Von den übrigen Freunden Luthers ist zunächst nur Spalatin (gestorben 1546) zu nennen. Tief eingeweiht in die Gänge der kursächsischen Politik und zugleich litterarisch hinlänglich gebildet, besaß er in hohem Grade das Zeug und den Beruf dazu, von seinem Standpunkte aus ein erschöpfendes Bild von jenen Vorgängen, welchen er so nahe stand, zu entwerfen. Dazu ist er aber nicht gekommen. Seine Annalen der Reformation und seine Biographie Friedrichs des Weisen und seiner beiden nächsten Nachfolger streifen wohl an die Form von Memoiren, ohne sie jedoch irgendwie durchführen zu wollen. Ein ähnliches gilt von den Berichten des Myconius und Ratzeberger.

Um so begieriger greift man nach den Kommentaren Kaiser Karls V., welcher durch ein wahres Verhängnis in dem entscheidendsten Momente zur Herrschaft über das deutsche Volk berufen worden ist. Karl hat diese Kommentare zu einer Zeit diktiert, in welcher er auf der Höhe der Macht stand und war dabei, wie wenig er sie immerhin für die Veröffentlichung bestimmte, doch gewiß von der Absicht geleitet, ein Bild seiner Thaten in seinem Sinne zu hinterlassen. Die Kritik hat den Inhalt des Buches bedeutend genug gefunden, aber in den Kreis unserer Betrachtungen fallen sie doch nur mittelbar. Dieses nicht gerade aus dem Grunde, weil sie der Kaiser in spanischer Sprache diktiert hat und darauf eine französische Redaktion folgen ließ, sondern weil er, von seinem universellen Standpunkte aus, keine Sympathie und kein Verständnis für unsere wahren Interessen verrät und gepflegt hat. — Aus seiner Umgebung hat sich keiner über das, was er erlebte und ausführen half, eingehend vernehmen lassen; nur von einem einzigen seiner Räte, Vigilius von Zwichem, haben wir ein Tagebuch über die Zeit des schmalkaldischen Krieges, das lehrreich genug, jedoch in der primitivsten Form angelegt ist. Da wehte vom Hofe König Ferdinands I. doch eine andere Luft! Einer seiner Staatsmänner, Freiherr Sigmund von Herberstein (gest. 1556), der sich durch seine Epoche machenden Schriften über Rußland einen so

hohen Namen erworben, hat zugleich eine ausführliche Geschichte seines Lebens hinterlassen, die durch ihren reichen Inhalt, die anschauliche Beschreibung seiner Gesandtschaften an den russischen und polnischen Hof und an die Pforte einen hervorragenden Platz einnimmt. Herberstein war offenbar ein ausgezeichneter Diplomat, wie Deutschland wenigstens in jener Zeit nicht viele hervorgebracht hat. Von einem Kunstwerke ist auch seine Autobiographie weit entfernt; dagegen aber erweisen sich seine Beobachtungen um so wertvoller, seine Mitteilungen um so zuverlässiger. — In den Kreis der Interessen des Habsburgischen Hauses und im besonderen Karls V. ragt ein anderes, entschieden memoirenhaftes Werk hinein, dessen Held der Pfalzgraf und spätere Kurfürst Friedrich II. ist. Der Verfasser, Thomas Hubert aus Lüttich, war Sekretär des genannten Fürsten und hat seine „Annalen" in lateinischer Sprache und breiter Ausführung abgefaßt; sie sind bereits früher und noch einmal in unserm Jahrhundert von Eduard von Bülow in das Deutsche übertragen worden. Thomas Hubert will im Grunde nur die Schicksale seines Herrn schildern; er hat jedoch an denselben meist unmittelbaren Anteil gehabt und ist auf den abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen, die den Pfalzgrafen durch halb Europa führten, sein ständiger Begleiter gewesen. Von Natur sorglos und leichtsinnig, ein gründlich mißbrauchtes Opfer der Berechnungen Karls V., hat der Pfalzgraf den erwarteten Dank vom Hause Österreich nicht geerntet. Spät, erst nach dem kinderlosen Hingang seines Bruders zur Herrschaft und zur kurfürstlichen Würde gelangt, hat er die Durchführung der Reformation in der Rheinpfalz trotz des schlecht verhehlten Grolles des Kaisers geschehen lassen. Den anziehendsten und anschaulichsten Theil der Memoiren bildet die Erzählung der Irrfahrten, der Hoffnungen und Enttäuschungen des Pfalzgrafen, der es gewagt hatte, längere Zeit hindurch zu der Schwester Karls V. sein Auge zu erheben. Man kann sich bei dieser Schilderung vielfach des Eindrucks nicht erwehren, als lese man von einem wieder erstandenen irrenden Ritter und seinem witzigen Knappen, nur daß schließlich für den Fürsten alles, den Punkt der Heirat ausgenommen, einen guten Abschluß findet. Thomas Hubert, der selbst nicht bloß ein wackerer Geselle, sondern zugleich von ungewöhnlicher Bildung und litterarischer Gewandtheit war, hat sich, fürchten wir, für seine guten Dienste durch den Kurfürsten zuletzt nicht hinlänglich belohnt gefunden.

Das kriegerische und tumultuarische Leben dieser Zeit hat übrigens in der Gestalt von Erinnerungen und Selbstbekenntnissen noch verschiedene Beleuchtungen, zum Teil sogar in recht origineller Weise, erhalten.

Die Aufzeichnungen Sebastian Schertlins sind bekannt. Sie begleiten den deutschen Condottiere, der zugleich ein ebenso gewandter

Diplomat als berufener Feldhauptmann war, durch ein langes, bewegtes und nicht ergebnisloſes Leben. In ſchlichter Form, ohne viel Umſtände zu machen, erzählt uns der praktiſche Mann, der an den wichtigſten militäriſchen und politiſchen Aktionen beteiligt geweſen iſt und ſeinen Vorteil niemals aus den Augen verloren hat, ſeine Erlebniſſe, ſeine Gewinnſte und Verluſte und wie er als Sieger aus den bedenklichen Fährlichkeiten hervorgegangen iſt. Lernen wir in Schertlin den fähigen und glücklichen Emporkömmling, einen selfmade man kennen, der nicht beſſer erſcheinen will, als er war, ſo ſtellt ſich uns Götz von Berlichingen in ſeinen Denkwürdigkeiten als der ritterliche Haudegen dar, der im Sturme der Zeit und, dank ſeiner eigenen Unzulänglichkeit, trotz des vielen Geräuſches, das er verurſacht, zuletzt ziemlich ruhmlos geſcheitert iſt. Und indem er zur Feder greift, begegnet ihm in ſeiner naiven Denkweiſe das Bittere, daß er, in der Abſicht ſich zu rechtfertigen, neuen Stoff zu neuen Anklagen wider ſich liefert. Als Werk der Litteratur ſind ſeine Memoiren übrigens unbedeutend und haben nur durch die berühmte Dazwiſchenkunft Goethes eine Aufmerkſamkeit erregt, die ſie ſonſt niemals gefunden hätten. Götz berührt in ſeinem Buche, freilich ungern genug, auch den Bauernkrieg und die zweifelhafte Rolle, zu welcher er ſich in demſelben hergegeben hat. Von allen übrigen zeitgenöſſiſchen Berichten über dieſes elementare Ereignis liegt im Grunde ein einziger auf unſerem Wege, und dieſer ſtammt aus einem Lande, das bald genug der deutſchen Bildung mehr als billig entfremdet worden iſt, damals jedoch trotz ſeiner geographiſchen Lage noch mitten in der Bewegung ſtand — nämlich aus Tyrol. Bekanntlich hat die „bäuriſche Empörung" vor dem Lande der Berge nicht ſtill geſtanden und dasſelbe empfindlich überflutet. Eine Schilderung dieſer Sturmflut verdanken wir einem geborenen Tyroler, Georg Kirchmeier, der Hofrichter des Kloſters Neuſtift bei Bozen war. Seine Aufzeichnungen behandeln übrigens nicht den Bauernkrieg in Tyrol allein, ſondern die Geſchichte ſeines Lebens und, in engerem Rahmen, ſeiner Zeit, von 1529 bis kurz vor ſeinem im Jahre 1553 erfolgten Tode. Kirchmeier war ein tüchtiger Geſchäftsmann, konſervativ von Haus aus, jedoch wie jeder denkende und wohlgeſinnte Mann jener Tage von der Notwendigkeit von Reformen, zumal auf kirchlichem Gebiete, feſt überzeugt; erſt die Überſtürzungen der radikalen Partei, beſonders im Bauernkriege, trieben ihn wider ſeinen Willen zur Reſignation. Er war zugleich gebildet genug, ſeine Erlebniſſe in lesbarer Geſtalt niederzuſchreiben. — Über eine andere revolutionäre und noch tollere Epiſode als der Bauernkrieg war, nämlich über den Aufruhr der Wiedertäufer zu Münſter, beſitzen wir ebenfalls von einem Zeitgenoſſen, der den erzählten Vorgängen nahe

genug gekommen war, eine recht merkwürdige und lehrreiche Aufzeichnung. Der Verfasser, Heinrich Gresbeck, ein einfacher Schreiner seines Zeichens, hatte, von dem allgemeinen Taumel fortgerissen, eine Zeit lang in untergeordneter Stellung dem Aufruhr gedient, bis er, als die Gefahr von außen her näher rückte, sich besann, zu den Belagerern überging und ihnen ein bewährtes Mittel zur Überrumpelung der Stadt an die Hand gab, ohne jedoch den erwarteten Lohn für seinen Verrat zu erhalten. Diese höchst bedeutsamen Vorgänge, die Entwickelung des Aufruhrs und den Fall von Münster, erzählt Gresbeck aus dem Gedächtnis in lebhafter, anschaulicher und volkstümlicher Weise, wie er ja selbst ein Mann aus dem Volke war; die Tiefe der Erscheinungen bleibt ihm freilich verschlossen. Seines Verrates schämt er sich nicht, weil er ihn zunächst im Interesse seiner Selbsterhaltung und aus Ekel über das Erlebte ausgeübt hat. Völlige Unparteilichkeit dürfen wir freilich von ihm nicht erwarten; er haßt die Häupter des Aufruhrs, namentlich jene, die von auswärts gekommen waren, zugleich darum, weil er sie für die verführte Menge verantwortlich macht.

Die noch übrige Zeit bis zum Ausbruche des großen deutschen Krieges — das Zeitalter der Gegenreformation — ist ziemlich arm an Schriften, wie wir sie suchen. Der allgemeine Rückgang in dem politischen und geistigen Leben unserer Nation, der die nächsten Menschenalter kennzeichnet, macht sich auf dem Gebiete der Geschichtschreibung überhaupt, wie der Memoirenlitteratur im besonderen, empfindlich bemerkbar. In den Tagebüchern des westfälischen Edelmanns Caspar von Fürstenberg (gest. 1618) läßt sich, wenn auch ungesucht, der Geist jener Gegenströmung deutlich wahrnehmen. — Das Gedenkbuch des Kölners Hermann Weinsberg, das bis an die Grenze des 16. Jahrhunderts herabreicht, bewegt sich, was seinen Wert anlangt, auf der mittleren Linie. Der Verfasser, Licentiat der Rechte, war Advokat und Assessor am hohen weltlichen Gerichte seiner Vaterstadt und ein wohlangesehener Mann. Sein Gedenkbuch ist in einfacher, anspruchsloser Form gehalten, die Einträge, kürzer oder weitläufiger, werden nach den einzelnen Jahren gemacht und wir erfahren über die verschiedensten Vorgänge in Köln und Umgegend recht vieles, das besonders für die Sittengeschichte wichtig, ohne daß die philiströse Persönlichkeit des Autors uns eine wärmere Teilnahme einzuflößen vermöchte.

Höchst bedeutend treten uns jetzt Pommern und Schlesien, die bisher ferne geblieben, entgegen. Dort ist es der Stand des gelehrten Bürgertums, hier des ritterlichen Adels, der seinen Vertreter stellt. Die Tagebücher des Stralsunder Bürgermeisters Nikolaus Gentzkow, eines

hochgebildeten Juristen, erweisen sich für die allgemeine Kulturgeschichte und die Geschichte Pommerns und Stralsunds für die Jahre 1558—1567 ungewöhnlich ergiebig und ziehen uns durch die tüchtige Persönlichkeit des Urhebers nachhaltig an. Um ein beträchtliches höher freilich sind die Memoiren eines jüngeren Landsmannes Gentzkows, des Bartholomäus Sastrow, zu stellen, der 1603 als Bürgermeister von Stralsund in hohem Alter gestorben ist. Man wird nicht fehl gehen, wenn man diesen Aufzeichnungen einen Ehrenplatz unter unseren bürgerlichen Denkwürdigkeiten überhaupt einräumt. In der übrigens hinlänglich freien Form der Autobiographien und in behaglicher Fülle geschrieben, sind sie getragen von der Absicht des Verfassers, seinen Nachkommen für die wunderbare Führung seines Lebens Zeugnis abzulegen, aber auch ihn vor der Nachrede seiner Gegner zu rechtfertigen und endlich, so viel an ihm, zu einer authentischen Kenntnis alles dessen, was er selbst erlebt und innerhalb seines Gesichtskreises sich ereignet, beizutragen. Sastrows Leben war ein sehr bewegtes; verschiedene Stellungen haben ihn tief und auf längere Zeit in das Reich hinein und selbst bis nach Rom geführt. Zuerst hat er im Dienste des pommerschen Fürsten, dann der Stadt Greifswald und endlich von Stralsund, als Gentzkows mittelbarer Nachfolger im Bürgermeisteramt, gestanden. Erst spät hat er zur Feder gegriffen: ein unterrichteter Mann, schreibt und erzählt Sastrow gut und versteht es, die sich ihm aufdrängende Masse des Stoffes zu bewältigen und zu gestalten. — Als ebenbürtiges, aus ritterlichem Kreise stammendes Seitenstück stellen wir die äußerst originellen und anziehenden Denkwürdigkeiten des schlesischen Junkers Hans von Schweinichens daneben. Gleich beim ersten Erscheinen haben sie die empfehlende Aufmerksamkeit Goethes auf sich gezogen und erst vor einigen Jahren eine authentische, aber gar zu kühl gehaltene Textausgabe erfahren. Geboren 1550, zeichnet Junker Hans in den Jahren 1575 bis 1600 das unmittelbar Erlebte, bis zu den Getreidepreisen herunter, von Jahr zu Jahr höchst sorgfältig und in einem anmutend naiven Tone auf. Es ist ein unvergleichliches Sitten- und Kulturbild, das hier vor uns aufgerollt wird. Das Leben und Treiben an den Fürstenhöfen der Piasten, auf den Schlössern des schlesischen Adels wird in seltener Anschaulichkeit und heiterer Echtheit uns vorgeführt. Aber auch die Reise ins Reich, die Junker Hans als Begleiter des Herzogs Heinrich IV. von Liegnitz, eines Fürsten mit immer leeren Taschen und arg leichtem Sinne, unternimmt und was er uns von seinem Aufenthalt in Augsburg, am Hofe zu Heidelberg und Kurköln berichtet, läßt an pikanten Andeutungen und Zügen nichts zu wünschen übrig. Hans war zwar kein gelehrter Mann, aber er verstand es, gut zu beobachten und zu erzählen, und hat sich auch weiterhin als Biograph seines Herrn hervor-

gethan. — Augsburg war in jener Zeit noch immer eine der erſten Städte im Reich, obgleich ſeine Blüte durch den Umſchwung der Zeiten, aber auch durch die undeutſche Politik Karls V. geknickt worden war. Hier ſchrieb im erſten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts ein geborener Tyroler, Lucas Geizkofler, die Geſchichte ſeines Lebens bis zu ſeiner Verheiratung (1590). Ein geſchulter Juriſt, wie er war, hatte er, dank den lockenden Anerbietungen mehrerer katholiſcher Höfe, die Wahl gehabt, eine vielbegehrte Stellung zu gewinnen, aber als guter Proteſtant es vorgezogen, ſeine Unabhängigkeit zu bewahren, was nicht hinderte, daß die Fugger ihn als Rechtskonſulenten fortgeſetzt gebrauchten. Geizkoflers Aufzeichnungen ſind in mehr als einer Beziehung von Wert. Er hat ſeine Studien in Straßburg, Paris und Dôle gemacht, in Paris hat er die Bartolomäusnacht, allerchriſtlichſten Angedenkens, erlebt und was er uns darüber erzählt, iſt intereſſant genug; in Dôle hat er den juriſtiſchen Doktorgrad erworben und man wird ſeine Beſchreibung der damals bei der Promotion üblichen Gebräuche immer gern leſen.

Wer ſich die allgemeinen Zuſtände Deutſchlands im Jahrhundert des großen Krieges und zumal die Beſchaffenheit der damaligen Litteratur in das Gedächtnis zurückruft, wird für den Gegenſtand, der uns beſchäftigt, wenig Erfreuliches erwarten. Der Rückgang in allen kulturellen Fragen, der ſich bereits im vorausgehenden Menſchenalter vernehmlich angekündigt hatte, vollzieht ſich jetzt mit betrübender Deutlichkeit. Man hätte zwar vieles zu erzählen Gelegenheit und Veranlaſſung gehabt; aber man fand offenbar, angeſichts des troſtloſen Jammers, nicht die Stimmung dazu. Keine der halbwegs beteiligten Perſönlichkeiten des entſetzlichen Konfliktes hat zum Wort gegriffen, den meiſten wurde nicht einmal die Zeit dazu gelaſſen, ſie erlebten die Wiederkehr des Friedens nicht. Ein Buch wie der Simpliziſſimus iſt gewiß unübertrefflich, aber ein geſchichtliches Buch im techniſchen Sinne des Wortes iſt es eben doch nicht. Die zahlreichen Relationen und Zeitungen kommen, ſo lehrreich und unentbehrlich ſie auch ſind, für unſere Zwecke ebenfalls nicht in Rechnung. Die „Memoires“ des pfälziſchen Staatsmannes Johann von Rußdorf, ſpät genug aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren zuſammengeſtellt, teilen höchſt wertvolle Materalien mit, ohne jedoch förmliche Aufzeichnungen zu bringen. Mit um ſo größerem Danke nehmen wir unter dieſen Umſtänden die beiden Tagebücher des jüngeren Chriſtian von Anhalt entgegen, zumal ſie wichtige Momente des verhängnisvollen Jahres der Schlacht am weißen Berge behandeln. Von bekannten litterariſchen Namen der kriegeriſchen Epoche begegnen uns auf unſerem Wege einzig und allein die Khevenhiller, ein urſprünglich aus der Oberpfalz nach Öſterreich ausgewandertes

Geschlecht, in welchem der Sinn für geschichtliche Aufzeichnungen erblich war. Am bekanntesten ist der Verfasser der „Annales Ferdinandei", Franz Christoph, geworden. Sein sterbender Vater hatte ihn ermahnt, die eigene und anderer Geschichten aufzuzeichnen und zugleich an das Beispiel erinnert, dem er selbst und sein Bruder nachgefolgt sei und welchem nun auch der Sohn nachfolgen möge. Das erwähnte große geschichtliche Werk Franz Christophs ist ein überwiegend stoffliches, kunstloses, beinahe formloses Annalenwerk, in welches er allerdings die Aufzeichnungen seines Oheims, Johann Khevenhiller, und seine eigenen, aus Tagebüchern geschöpften Erinnerungen über ihre Gesandtschaften nach Spanien aufgenommen hat. Eine Selbstbiographie Franz Christophs liegt noch ungedruckt.

Auch die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, die ja noch fortgesetzt unter den Nachwirkungen des großen Krieges steht, hat wenig Erhebliches an Memoiren hervorgebracht. Die deutschen Höfe und der deutsche Adel litten schwer an der tiefen Gesunkenheit der Nation und auch das deutsche Bürgertum war vollständig entmutigt und entkräftet. — Mit doppelter Genugthuung verweilen wir daher bei der Selbstbiographie des Schlesiers Friedrich Lucä. Geboren zu Brieg 1644, studierte er als Reformierter zu Heidelberg, Utrecht, Nymwegen, Leyden und in Frankfurt a. d. Oder Theologie. Nach Hause zurückgekehrt fand er als Hofprediger zuerst eine Stellung in seiner Vaterstadt und dann in Liegnitz, sah sich aber nach dem Aussterben des Piastengeschlechtes und der Besitzergreifung seiner Fürstentümer durch die unduldsamen Habsburger gezwungen, auszuwandern und eine neue Heimat zu suchen. Diese gewann er zuerst als Metropolitan in Kassel, weiterhin in Spangenberg und zuletzt in Rothenburg an der Fulda, wo er im Jahre 1708 als Oberpfarrer gestorben ist. Überhaupt ein fruchtbarer historischer Schriftsteller, hat Lucä seine Autobiographie, wie es scheint, erst in höherem Alter geschrieben. Leider bricht sie mit dem Jahre 1686 plötzlich ab und alle Nachforschungen nach einer Fortsetzung sind bisher wenigstens erfolglos geblieben. Die Beschreibung des interessantesten Theiles seines Lebens haben wir jedoch sicher vor uns; die Schilderung seiner Studienzeit, seiner Reisen, der Zustände in Brieg und Liegnitz, seiner Verdrängung und des Aufenthaltes in Kassel liefert Bilder, die ihre Wirkung nicht verfehlen. Was Lucä auch sonst an Schriften hinterlassen hat, sein Andenken in der Litteratur ist wesentlich an diese seine Aufzeichnungen geknüpft. — In einen ganz anderen Kreis führen uns die Denkwürdigkeiten der Herzogin und späteren Kurfürstin Sophie von Hannover. Die Tochter des Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart, die

Freundin von Leibniz, die Stammmutter der Könige von Preußen und England, eine geistvolle und erleuchtete Frau, hat in den Tagen der Verstimmung und Vereinsamung den Entschluß gefaßt, zu ihrem eigenen Troste die Erinnerungen ihres Lebens aufzuzeichnen und sich so von ihrer Verbitterung zu befreien, ähnlich wie ihre Nichte, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans durch ihren ausgedehnten Briefwechsel, an welchem wir uns heute alle erfreuen, sich für die Unbilden ihres Schicksals zu entschädigen suchte. Die Herzogin schreibt in erster Linie aus dem Gedächtnis, doch hat sie auch einige andere Hilfsmittel, wie Briefe, Tagebücher u. dergl. zugezogen. Nicht Zeitgeschichte ist es, was sie berichtet, sondern ihr eigenes Schicksal, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, ihre Liebe und ihr Haß, aber alles lebhaft, witzig, warm, glaubwürdig, oder nur mit leicht erkennbaren Irrtümern versetzt. Der Herausgeber der Memoiren hat jedoch mit Recht bemerkt, daß in ihnen mehr als die sanften Züge der Weiblichkeit, die scharfe Zunge vorherrscht, „die den Gegner vernichtet, auch den Freund nicht schont und selbst der Mutter gegenüber die schuldige Pietät vergißt", — ein Umstand freilich, der weder den Genuß, noch die Belehrung abzuschwächen vermag, welche diese Bekenntnisse, die in ihrem Jahrhundert einzig dastehen, uns entgegenbringen.

III.

Das 18. Jahrhundert eröffnet unseren Betrachtungen eine glänzende Perspektive und führt die deutsche Memoirenlitteratur bald auf eine Höhe, auf welcher sie den Vergleich mit den verwandten Leistungen der übrigen Nationen wenig mehr zu scheuen braucht. Allerdings ist der Fortschritt nicht ein plötzlicher: und wie hätte er das sein sollen? Nur allmählich lockern sich und fallen die Fesseln, die den deutschen Geist so lange niedergehalten hatten. Von den deutschen Höfen und dem deutschen Adel, die noch immer einen guten Teil der nationalen Kultur in sich beschließen, strömt zunächst nicht eine solche geistige Kraft und Produktivität aus, daß wir sofort eine reiche Ernte halten könnten. Eine Selbstbiographie wie die des preußischen Feldmarschalls D. Gn. von Natzmer, die erst neuerdings veröffentlicht worden ist, setzt sich selbst ein bescheidenes Ziel. Die Denkwürdigkeiten Christophs von Dohna schlagen freilich einen höhern Ton an. Sie beschäftigen sich mit dem Hofleben und den Zuständen unter dem ersten preußischen Könige und erzählen uns in französischer Sprache so manches, was wir sonst nicht erfahren: nur kann die Bericht erstattende Persönlichkeit keine lebendige Teilnahme erwecken. Erst die Thronbesteigung Friedrichs des Großen führt im Zusammenhange

mit dem Aufblühen unſerer nationalen Litteratur den willkommenen Umſchwung herbei, der dann im Verlaufe eines Jahrhunderts zwar manchen Wechſel, aber keinen Stillſtand mehr erfährt.

An der Spitze ſteht der große König ſelbſt. Bekanntlich hat er neben ſeinen Thaten, die mit ihrem Ruf die Welt erfüllten und eine Neugeſtaltung Deutſchlands vorbereiteten, noch Zeit für eine ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit gefunden, die für ſich allein ausreichen würde, einem Menſchenleben den beneidenswerteſten Inhalt zu verleihen. Um dabei ſtehen zu bleiben, worauf es uns an dieſer Stelle allein ankommt, Friedrich hat über ſeine wichtigſten politiſchen und militäriſchen Aktionen eine Reihe von Aufzeichnungen hinterlaſſen, die, wenn man ſie nicht geradezu in den Kreis der Memoirenlitteratur einreihen will — was vielleicht doch der Sache am nächſten kommt — für jeden Fall ihren Platz zwiſchen ihr und der reinen Hiſtorie angewieſen erhalten müſſen. Man hat in neueſter Zeit ſich wiederholt mit ihnen beſchäftigt, und auch aus dieſem Grunde dürfen wir uns über ſie kürzer faſſen. Der Zeit des Urſprungs ſowohl, als dem inneren Werte nach ſteht die Geſchichte des erſten und zweiten ſchleſiſchen Krieges, welcher der König die Bezeichnung der „histoire de mon temps“ gegeben hat, obenan. Wie bekannt, war die längſte Zeit nur die jüngere Redaktion gedruckt und iſt erſt vor wenigen Jahren der urſprüngliche Text in ſeinem ganzen Umfange veröffentlicht worden. Trotz verſchiedener formeller und von der Natur der Dinge gebotener ſachlicher Abänderungen, hat auch die jüngere Bearbeitung den memoirenhaften Charakter inſoweit bewahrt, daß man ſie mit Recht den Kommentaren Cäſars verglichen hat. Im Sinn ihres Urhebers ſollte nur die zweite Redaktion Geltung haben, die erſte hat er als bloße Jugendarbeit zurückgelegt. Es iſt jedoch von kompetenter Seite die Meinung ausgeſprochen worden, daß das Beſte, was die jüngere Redaktion auszeichnet, ſich auch bereits in der älteren findet, nur daß bei dieſer mehr die hiſtoriſche Tendenz, bei jener aber der didaktiſch-militäriſche Zweck vorherrſche. Friedrich beſitzt die Gabe der Erzählung und Charakteriſtik in hohem Grade und hat ſich die ſorgfältige formelle Feilung ſeines Werkes nicht umſonſt und grundſätzlich angelegen ſein laſſen. Was aber den Wert desſelben vom ſachlichen Geſichtspunkte aus in rühmlicher Weiſe erhöht, iſt das treffende hiſtoriſche Urteil, verbunden mit dem eifrigen Streben nach Wahrheit und nach Gerechtigkeit gegenüber dem politiſchen wie militäriſchen Gegner. — Die Geſchichte des dritten ſchleſiſchen, d. h. des ſiebenjährigen Krieges ſteht als Werk der Litteratur, alles in allem genommen, nicht auf dieſer Höhe; aber es teilt doch eine Reihe von Vorzügen mit der „histoire de mon temps“. Nach des Königs eigener Angabe ſtückweiſe nach dem

Ende jedes Feldzuges und unter dem frischen Eindrucke der eben vollzogenen Thatsachen entworfen, wurden unmittelbar nach dem Friedensschlusse die einzelnen Teile in eine einheitliche, zusammenhängende Form gegossen: so wurde die Wirkung einer auf einen Wurf und in einem Zuge entstandenen Komposition erzielt. Die letzte Gruppe der geschichtlichen Aufzeichnungen Friedrichs ist unter dem Namen der „Denkwürdigkeiten vom Hubertusburger Frieden bis zum Frieden von Teschen" bekannt und besteht aus drei voneinander unabhängigen Teilen. Die innere und äußere Politik seines Staates in dem nächsten Jahrzehnt nach dem Schlusse des großen Krieges, die erste Teilung Polens und endlich der bayerische Erbfolgekrieg bilden die Hauptmomente dieser Skizzen, denn von einer erschöpfenden Darstellung ist und sollte nicht die Rede sein. Es sind in der That „Denkwürdigkeiten", aus welchen das Bild der behandelten Zustände und Vorgänge in der Gestalt reflektiert, wie sie dem Geiste des Königs vorgeschwebt und Form gewonnen hatten. Mit der Sorgfalt, wie die früheren umfassenden Aufzeichnungen sind sie allerdings nicht gearbeitet; aber aus jeder Zeile spricht der gewissenhafte Regent seines Staates, der scharfblickende Staatsmann, der durchdringende Menschenkenner.

Indes nicht bloß den genialen König, sondern auch das Oberhaupt des Deutschen Reiches, Kaiser Karl VII. aus dem wittelsbachischen Hause, treffen wir in jenen Jahren unter den Verfassern von Denkwürdigkeiten. Freilich kann und will er in keiner Weise mit seinem großen Zeitgenossen wetteifern. Die Aufzeichnungen beider Fürsten haben nur die Sprache gemein, in der sie schreiben. Karl Alberts Memoiren sind Tagebücher und fern von jeder litterarischen Aspiration. Sie beschäftigen sich überwiegend mit den Vorgängen des österreichischen Erbfolgekrieges, welchen der Wittelsbacher im Bunde mit Frankreich gegen Maria Theresia geführt und der ihm kein Glück gebracht hat. Es ist im Grunde eine düstere Atmosphäre, in welche uns der erlauchte Verfasser versetzt. Wie schwer liegt sein Schicksal, die verhängnisvolle Stellung, in die er sich begeben, auf ihm, und wie wenig ist er seinem Unternehmen gewachsen! Er handelt und schreibt im Glauben an sein gutes Recht, aber der Erfolg war gegen ihn. Sein Tagebuch ist übrigens eine wichtige geschichtliche Quelle, und nicht ohne Teilnahme für den Fürsten, der nicht des Glückes Freund war, legen wir es aus der Hand.

Die Erwähnung Friedrichs des Großen legt uns die Erinnerung an seine Schwester Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth und ihre Memoiren von selber nahe. Leider tragen diese nicht dazu bei, ihren Nachruhm zu erhöhen. Es steht jetzt fest, daß man ihnen allzulange Glauben geschenkt hat. Die neuesten Untersuchungen von Ranke und Droysen

haben überzeugend dargethan, daß ihnen ein so geringer Grad von Glaubwürdigkeit zukommt, daß man sie aus der Reihe der geschichtlichen Quellen streichen muß; denn auch wo sie Wahres berichten, ist es mit Unwahrem verquickt. Um sich für die Verbitterung über ihre Lage zu rächen, läßt die geistreiche Prinzessin ihrer bösen Zunge freien Lauf und schildert die Zustände am Berliner Hofe im falschen Lichte, wobei sie in ihrer Malice selbst den eigenen Vater nicht verschont. Diesen verdächtigen Ergießungen des Unmuts der Markgräfin begegnet man in den Denkwürdigkeiten des Baron K. L. von Pöllnitz wieder. Während seine beiden früheren Publikationen, obwohl es darin an Selbstbekenntnissen nicht fehlt, so ziemlich der verdienten Vergessenheit verfallen sind, liegt die Sache bei seinem in Rede stehenden späteren Werke einigermaßen anders. Dasselbe hat Anerkennung gefunden, ist viel gelesen und benützt worden. Der materielle Wert der einzelnen Abschnitte erweist sich bei näherem Zusehen freilich als ein sehr verschiedener. Für die Schilderung der Zeit des Großen Kurfürsten und König Friedrichs I. hat Pöllnitz Schriften geplündert, die zum Teil selbst nicht einmal original sind. Aber auch die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth hat er, wie bereits angedeutet, ausgeschrieben und in seiner Weise aufgeputzt. Die Bedeutung und Brauchbarkeit seines Buches beginnt erst da, wo er wirkliche Memoiren schreibt und Selbsterlebtes und Selbstgesehenes berichtet. Das gilt besonders von den Anfängen Friedrichs des Großen, der ihn eine Zeit lang in seiner Nähe geduldet hat. Daß Pöllnitz nicht schlecht erzählt und plaudert, braucht kaum erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden; er ist nicht umsonst in die Schule der Franzosen gegangen. Aus der Umgebung des Königs hat weiter niemand Aufzeichnungen hinterlassen, die neben seinen eigenen genannt werden könnten. Von Hertzberg, der übrigens noch viel mehr der Zeit seines Nachfolgers angehört, haben wir wohl Denkschriften, aber keine Memoiren. Es kann sein, daß angesichts der litterarischen Rührigkeit Friedrichs, die ja kein Geheimnis war, keiner seiner Diener sich gerade ermutigt fühlte, ihm Konkurrenz zu machen. Die einzigen, die sich mit seiner Epoche beschäftigen, sind die „Historischen und politischen Denkwürdigkeiten des Grafen Eustach von Görtz", aber auch diese sind erst aus seinen hinterlassenen Notizen und Papieren zusammengestellt, keineswegs von ihm selbst redigiert worden. Graf Görtz hat sich allerdings in bedeutenden Stellungen bewegt und ist Friedrich nahe genug gekommen; wir erfahren daher aus diesen seinen Mitteilungen vieles, was wir nicht entbehren möchten, wie z. B. über den Fürstenbund, den bayerischen Erbfolgekrieg u. dergl.

Von anderen Zeitgenossen des Königs, die zugleich mit ihm in

Berührung gekommen sind und Aufzeichnungen hinterlassen haben, dürfen ein paar nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Von dem Prinzen Karl von Hessen, dem jüngeren Bruder des Landgrafen und späteren Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, dem Sohne des seiner Zeit zum Katholizismus übergetretenen Landgrafen Friedrich II. und einer Tochter König Georgs II. von England, existieren in französischer Sprache geschriebene Denkwürdigkeiten, die, wie es scheint, den größeren Teil seines langen Lebens umfassen. Dieselben sind, obwohl als Manuskript gedruckt, in ihrem ganzen Umfange nicht veröffentlicht worden, nur ein Abschnitt daraus, der über die ersten vier Jahrzehnte berichtet, ist im Jahre 1866 in deutscher Übertragung herausgegeben worden. Prinz Karl hat zwar den größten Teil seines Lebens in Dänemark und im Dienste des dänischen Staates zugebracht; er ist aber gerade zu Friedrich dem Großen in ziemlich nahe Beziehungen getreten und berichtet uns mehreres Interessante von ihm. Er erzählt überdies gut und man liest ihn mit Vergnügen. Der Prinz war keine geniale, aber eine edle und liebenswürdige Persönlichkeit und war zugleich Zeuge so mancher wichtiger Vorgänge, so daß der bereits öfter ausgesprochene Wunsch, sein Memoirenwerk möge endlich in seiner Vollständigkeit mitgeteilt werden, sich als vollkommen berechtigt erweist. — Die „Denkwürdigkeiten des Freiherrn A. F. von der Asseburg" (gest. 1799), die im Jahre 1842 unter der Flagge Varnhagens von Ense an das Licht getreten sind, gehören ebenfalls überwiegend der Zeit des großen Königs an. Mit den Memoiren des Grafen von Görtz haben sie das eine gemeinsam, daß sie in der vorliegenden Gestalt ebenfalls nicht unmittelbar von dem Manne herrühren, dessen Namen sie tragen. Erst vierzig Jahre nach des gedachten Freiherrn Tode sind sie von einer jüngeren befreundeten Hand, aus seinem litterarischen Nachlasse, hergestellt worden. A. F. von der Asseburg hat zuerst in landgräflich hessischen, dann in dänischen und endlich in russischen Diensten gestanden. Hauptsächlich in der Diplomatie verwendet, hat er einen guten Teil der damaligen Höfe Europas und speciell Deutschlands kennen lernen und konnte in der That vieles erzählen. Dem Texte sind zahlreiche Aktenstücke beigegeben, die man in solcher Fülle immer willkommen heißt.

Der Geschmack an dieser Art Litteratur scheint in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts überhaupt gewachsen zu sein. Das bereits eingangs erwähnte Unternehmen Schillers hängt ja doch wohl damit zusammen, selbst wenn man es in erster Linie als eine Geld- und Buchhändlerspekulation ansehen müßte. Es ist auch denkbar, daß das Beispiel König Friedrichs auf die Verbreitung der Vorliebe für solche Aufzeichnungen nicht wirkungslos geblieben ist. Die Übertragung oder Bearbeitung

der Denkwürdigkeiten Benvenuto Cellinis durch Goethe steht notorisch mit der journalistischen Rührigkeit Schillers in Verbindung. Goethe hat der Memoirenlitteratur von jeher besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit gerne daran, daß Jung-Stillings Autobiographie seiner Zeit durch sein unmittelbares Eingreifen dem deutschen Publikum vorgelegt worden ist. Damals sind übrigens auch sonst manche Selbstbiographien von Schriftstellern verschiedener Art entstanden, von welchen ich wenigstens Semlers Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt, hervorheben will, weil sie ein einfach gehaltenes, aber höchst anziehendes Bild eines sich emporarbeitenden jungen Gelehrten entwirft. Freilich, Bekenntnisse eines gefeierten litterarischen Namens, wie die J. J. Rousseaus waren — haben wir die längste Zeit entbehrt. Unsere Litteratur mußte ja überhaupt erst die Höhe der Klassizität erstiegen haben, ehe an so etwas zu denken war. In Goethes „Dichtung und Wahrheit", worin die Geschichte seines Lebens bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar erzählt wird, haben wir das Werk erhalten, das wir jedem ähnlichen getrost an die Seite stellen dürfen und von keinem übertroffen wird. Ob man „Dichtung und Wahrheit" mehr als Selbstbiographie oder mehr als Denkwürdigkeiten aus einem so bedeutenden Leben betrachten will, darauf kommt am Ende wenig an. Desgleichen erscheint die Frage, ob der Autor bei seiner Darstellung seiner Phantasie nicht zu freien Spielraum gestattet habe, von geringer Wichtigkeit; die Hauptsache und für die Beurteilung entscheidend ist, daß uns trotz einiger mit untergelaufener Gedächtnisfehler und trotz des unleugbaren Waltens des poetischen Elementes, doch ein in meisterhafter Sprache sicher gezeichnetes Bild der ersten fünfundzwanzig Jahre des Dichters und zugleich eine unübertroffene Schilderung der litterarischen Zustände seiner Zeit, die für alle späteren Litterarhistoriker schlechthin bindend geworden ist, geboten wird. Wir besitzen von Goethe noch verschiedene andere Aufzeichnungen und Mitteilungen, die ein memoirenhaftes Gepräge tragen; so z. B. seine Briefe über die „Campagne in Frankreich", die „Tages- und Jahreshefte" und dergl., angesichts seiner erwähnten Hauptleistung wird es jedoch an dieser Stelle genügen, an dieselbe erinnert zu haben.

Wir dürfen jedoch nicht länger zögern, zu den politischen Denkwürdigkeiten, die auf die Epoche Friedrichs des Großen gefolgt sind, überzugehen. Sie gehören der Geschichte des Falles und der Erhebung des preußischen Staates an. Eine so ernste und große Zeit, die so viele Persönlichkeiten in hoch verantwortliche Stellungen versetzte, konnte nicht verfehlen, die Litteratur der Bekenntnisse und Selbstrechtfertigungen beträchtlich zu vermehren. Dieses ist in Wahrheit auch der Fall gewesen. Eine erhebliche Anzahl

von Staatsmännern und zum Teile auch von Feldherren hat sich veranlaßt gesehen, ihren Anteil an den außerordentlichen Ereignissen zu schildern und erfahrenen Tadel zurückzuweisen. Allerdings, so groß ist die Zahl von Denkwürdigkeiten, wie sie von Frankreich ausgegangen sind, unsererseits nicht geworden. Doch erklärt sich diese Thatsache bis zu einem gewissen Grade schon aus dem Umstande, daß bei uns nicht wie in Frankreich infolge des Sturzes des Kaiserreiches die geschichtlichen Persönlichkeiten von mehr als zwei Jahrzehnten sich plötzlich vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung und einer neuen ihnen widerstrebenden Ordnung der Dinge gestellt sahen.

Wir beginnen mit den Memoiren Chr. Wilhelms von Dohm, die bis in die Zeiten Friedrichs d. Gr. zurück und in das neue Jahrhundert herüberreichen. In ihnen kommt die Gattung politischer Denkwürdigkeiten zum vollen und breiten Ausdruck. Dohm, der allerdings stets nur in zweiter Linie gestanden, schildert uns nicht bloß seinen eigenen Anteil an den Staatsgeschäften, sondern umfaßt zugleich die in seinen Gesichtskreis überhaupt fallenden Vorgänge. Als gut fundierte, nüchterne Berichterstattung eines mithandelnden Zeitgenossen sind daher seine Ausführungen von erheblichem Wert und eine ergiebige Quelle für die Geschichte jener Zeit, wenn sie auch die Vergleichung mit andern Berichten und Zeugnissen nicht entbehren können. Dohm war ein fähiger und wohlgeschulter Geschäftsmann, der zugleich gut, wenn auch nicht vorzüglich zu schreiben verstand, aber keineswegs eine hohe und ideale Natur, wie sein Eintritt in die Dienste König Jerômes deutlich verrät. — Von den leitenden Staatsmännern Preußens in jener kritischen Epoche sind Haugwitz und Hardenberg in diesem Zusammenhang zu nennen. Von den „Mémoires" des ersteren ist bisher nur ein Bruchstück bekannt geworden; dagegen hat Ranke vor einigen Jahren die „Denkwürdigkeiten des Fürsten von Hardenberg" herausgegeben, die zu den bedeutendsten ihrer Art gehören. Der spätere Staatskanzler sah sich durch die Angriffe, die aus der Nähe von Haugwitz und im besonderen von Lombard gegen ihn ausgingen, veranlaßt das Wort zu ergreifen, und seine Thätigkeit als Mitleiter der preußischen Politik in den Jahren 1804 bis zum Frieden von Tilsit durch eine eingehende Schilderung derselben zu rechtfertigen. In der vorliegenden Gestalt hatte er sie zwar nicht zur Veröffentlichung bestimmt und sich vorbehalten, sie später noch einmal umzuarbeiten, wozu er freilich Muße und Stimmung nicht mehr gefunden hat. Aber auch so legen sie von der hohen Bildung seines Geistes und einer hinlänglichen litterarischen Gewandtheit ein günstiges Zeugnis ab. Eine beträchtliche Anzahl teils in den Text eingeschalteter, teils durch den Herausgeber wegen ihres Umfanges in den Anhang verwiesenener Aktenstücke erhöht und ver-

stärkt den Wert der Aufzeichnungen selbst. Anlangend die objektive Glaubwürdigkeit derselben, so ist die Darstellung der ersten Jahre von Hardenbergs ministerieller Wirksamkeit nicht ohne Anfechtung geblieben. Und in der That scheint ihm der Beweis, mit welcher er die Verantwortlichkeit für die nicht glückliche Leitung der preußischen Politik der angedeuteten Zeit von sich ab- und auf fremde Schultern hinüberwälzen will, nicht ganz gelungen zu sein.

Der Nachfolger Hardenbergs im Ministerium war — freilich nicht auf lange — der Freiherr von Stein. Seine eminente geschichtliche Bedeutung liegt aber nicht nur in dieser ebenso kurz bemessenen als fruchtbaren Thätigkeit, sondern in der ganzen Summe seines Wirkens für die Befreiung Deutschlands vom napoleonischen Drucke und für eine würdige Neugestaltung unseres nationalen Daseins. Stein hat indes keine einläßliche Schilderung seines Lebens oder eines Teiles davon hinterlassen; nur eine knappe Skizze desselben hat er niedergeschrieben, die weiter nichts sein konnte als etwa ein Leitfaden für seinen zukünftigen Biographen, der ihm in Pertz ja auch erstanden ist. Dagegen haben wir innerhalb des letzten Jahrzehnts über einen Mann, der längere Zeit hindurch an Steins Seite gearbeitet hat, nämlich über den Minister Theodor von Schön, reichliche Mitteilungen erhalten, welche man mit Fug und Recht als Denkwürdigkeiten charakterisieren darf, obwohl die Redaktion nicht von ihm selbst herrührt. Der „Aus den Papieren" Schöns gesammelte Stoff fließt in hohem Grade ergiebig und illustriert die Autobiographie Schöns, die den größeren Teil seines Lebens behandelt und den seltenen Mann in seiner Eigenart schlicht und anschaulich an uns vorüberführt. Bekanntlich hat sich an diese Veröffentlichung über gewisse Ansprüche, die Schön auch an einen Teil der gewöhnlich Stein zugeschriebenen Verdienste um die Regeneration Preußens erhob, eine ziemlich lebhafte Erörterung geknüpft, bei welcher er nicht völlig recht behalten hat. Man bekommt auch in der That gelegentlich den Eindruck, als sei er für seinen Nachruhm allzusehr besorgt gewesen, oder doch als glaube er um so größer zu erscheinen, je mehr er die staatsmännische Anlage Steins einschränke, und das letztere thut er, trotz aller Anerkennung, in Wahrheit hinlänglich und mehr als billig.

Aus der Zeit König Friedrich Wilhelms III. und der Freiheitskriege wäre nun noch vieles anzuführen. So die Erinnerungen der Gräfin von Voß, welche sich zwar nicht mit Politik, sondern mit der Schilderung des Lebens am Berliner Hofe unter den beiden nächsten Nachfolgern Friedrichs des Großen beschäftigen. Ferner die Denkwürdigkeiten von Eickemeier, Massenbach, v. d. Marwitz, Nostitz, Müffling,

Reiche, Knesebeck, Wolzogen, Henckel von Donnersmark, E. Moritz Arndt, von Herzog Eugen von Württemberg, der als General in russischen, von Hans von Gagern, der in nassau-oranischen, ferner die des Kanzlers Müller, der in weimarischen Diensten stand. Sie verfolgen zum Teile eine apologetische Absicht und müssen von diesem Gesichtspunkte aus gewürdigt werden. Wer wüßte nicht, wie viel Staub Massenbachs Memoiren aufgewirbelt haben! Litterarisch gemessen findet sich unter der genannten Reihe nichts Ausgezeichnetes, aber manches Originelle, worunter die Autobiographie Nettelbecks und die „Bekenntnisse" E. M. Arndts obenan stehen. In den „Charakterzügen und historischen Fragmenten aus dem Leben Friedrich Wilhelms III." von Eylert macht sich die Persönlichkeit des Verfassers zwar hinlänglich breit, jedoch ohne uns ein wärmeres Interesse abgewinnen zu können. Viel höher steht die Selbstbiographie G. D. Eilers. Seine „Wanderung durchs Leben" führt uns in verschiedene Kreise, auch nach Berlin, und bereichert unsere Kenntnisse der inneren Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in dankenswerter Weise. Als Werk der Litteratur darf sie zu den besten ihrer Gattung gezählt werden. — An dieser Stelle gedenken wir endlich des Mannes, der als Meister auf dem Gebiete, das uns hier beschäftigt, anerkannt wird und diesen Litteraturzweig mit Erfolg als eine Specialität kultiviert hat — nämlich Varnhagens von Ense. Seine Denkwürdigkeiten und andere Mitteilungen berühren Politik und Litteratur zugleich, reden eine wohlgefeilte und glatte Sprache, lassen den Erzähler niemals aus dem Gesichtskreise verschwinden, berichten Bedeutendes und weniger Wichtiges, und alles dieses mit so durchdachter Kunst, daß dem Verfasser ein besonderer Platz in den Reihen der deutschen Memoirenlitteratur zugestanden werden muß. Um diese Leistung zu einer in ihrer Art einzigen zu machen, fehlt ein Einziges, nämlich die wirklich große Persönlichkeit. Wie klein und kleinlich diese sein konnte, haben die nach seinem Tode veröffentlichten Tagebücher nur allzu deutlich bewiesen.

Über Preußen hinaus richtet sich zum Schluß unser Blick auf das übrige Deutschland und Österreich. Um zunächst bei letzterem stehen zu bleiben, so hat der österreichische Staatsmann, zu dessen System es gehörte, auch der wohlbegründeten öffentlichen Meinung Trotz zu bieten, nach seinem Sturze gleichwohl das Bedürfnis gefühlt, noch aus seinem Grabe heraus, an sie und an das Urteil der Nachwelt Berufung einzulegen und sich durch eine Selbstbiographie und die Vorlage zahlreicher Aktenstücke den erfahrenen Anfechtungen gegenüber zu rechtfertigen. Dieser Versuch ist nun freilich nicht recht gelungen. Die Denkwürdigkeiten des Fürsten Metternich liegen zwar noch nicht abgeschlossen vor uns, sind aber doch soweit ge-

ziehen, daß man sich ein Urteil darüber erlauben darf. Das mitgeteilte urkundliche Material erweist sich allerdings wichtig genug, jedoch die Selbstbiographie hinterläßt keinen durchweg wohlthuenden Eindruck. Es fehlt nicht bloß an Gedächtnisfehlern und Widersprüchen: was vielleicht noch mehr bedeuten will, wir erhalten das Bild eines Staatsmannes, der um vieles besser und weiser erscheinen möchte, als er in Wirklichkeit war, und häufig nur jenen alten Satz, daß die Welt durch wenig Weisheit regiert wird, bestätigt. Zugleich erhält der Leser oft den Eindruck, als hätte er eine Übersetzung aus dem Französischen vor sich, was dem gesamten Bildungsgange des Fürsten und des Jahrhunderts, aus welchem er hervorgegangen ist, ja in keiner Weise widersprechen würde. Von Metternichs so hochbegabtem Gehilfen, dem Ritter von Gentz, besitzen wir zahlreiche Mitteilungen, die sich aber bis zu der Form von wirklichen Memoiren selten erheben. Seine Tagebücher, die aus seinem Nachlasse herausgegeben worden sind, bringen uns in deutscher und französischer Sprache zwar viele interessante Geständnisse und Notizen, werfen aber in die Aktionen der großen Politik der Restaurationszeit — welcher er nahe genug gestanden — nur zerstreute und zusammenhanglose Streiflichter. Die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten von Schwarzenberg", die Prokesch aus dessen Papieren zusammengestellt hat, entbehren in zu hohem Grade die persönliche Mitwirkung des Fürsten, als daß wir von unserem Standpunkte aus bei ihnen verweilen müßten. Dagegen hat eine Frau, die in Wien geboren, ihr ganzes Leben dort zugebracht und als fruchtbare Romanschriftstellerin seiner Zeit sich eines gewissen Rufes erfreut hat — Karoline Pichler — eine Selbstbiographie hinterlassen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen wollen. Von Politik erfahren wir begreiflicherweise nicht viel daraus, umsomehr jedoch über das litterarische und sociale Treiben jener Zeit in der „Kaiserstadt", was wir uns wohl gefallen lassen können.

Mit besonderer Heftigkeit hat der Sturm der Revolutionsjahre das alte Bayerland erfaßt und, indem er es beträchtlich vergrößerte, es zugleich vollständig umgestaltet. Für die Kenntnis der inneren Zustände des Kurfürstentums und speciell der Hauptstadt, seit der Zeit des Kurfürsten Max III., der Epochen Karl Theodors und König Max' I. hindurch sind die schlichten Aufzeichnungen und Notizen Lorenz von Westenrieders nicht zu verachten. Der Verfasser, ein geborener Münchner und seines Berufs ein Priester, der sich zugleich vielfach als populärer Schriftsteller und als Historiker versucht hat, ist den gleichzeitigen in seinen Gesichtskreis fallenden Vorgängen mit Aufmerksamkeit, aber auch seit dem Anfang des Jahrhunderts nicht ohne wachsendes Mißtrauen gefolgt. Als Stimmungsbild

aus dem gebildeten Kreise Altmünchens liest man seine tendenzlosen Bekenntnisse mit Teilnahme. — Um vieles reichere und bedeutendere Belehrung freilich läßt sich aus den Memoiren schöpfen, die der Urheber jenes Umwandlungsprozesses der altbayrischen Lande, der Minister von Montgelas, hinterlassen hat. Von dem umfassenden Werke ist bekanntlich der zweite Teil, welcher die auswärtigen Verhältnisse behandelt, in deutscher Übertragung erschienen, während der erste, der inneren Landesverwaltung gewidmete Teil nur in wenigen Exemplaren lithographisch vervielfältigt worden ist. Kann nun freilich die Übersetzung den Urtext nicht völlig ersetzen, so giebt sie doch ein höchst wertvolles Bild von dem durchgreifenden Wirken des gewaltigen Staatsmannes, der Bayern zum modernen Staate gemacht hat. Sein klarer, politischer Blick tritt auch hier zu Tage, er überschaut mit seltener Schärfe die weitgedehnten politischen Situationen. Dabei befleißigt er sich einer erfreulichen Objektivität, welcher er nur in seltenen Fällen, und dann mit entschiedener Berechtigung, untreu wird. So ragt sein an wertvollen Nachrichten und treffenden Bemerkungen reiches Werk über das Maß gewöhnlicher Memoiren weit hinaus. Freilich müssen wir, wohl gerade deshalb, auf den intimen Reiz derselben verzichten: wir lernen nur den Staatsmann kennen, nicht den Menschen, der als Charakter von großer Eigenart nicht minder unser Interesse erweckt als „le premier ministre révolutionnaire“.

Auf Montgelas kommt auch der vielberufene Ritter Karl von Lang in seinen Memoiren mehrfach zu sprechen. Diese sind seit längerer Zeit bekannt und haben vor einigen Jahren eine neue Ausgabe erfahren. Das Urteil über den Verfasser der Hammelburger Reisen und über seine Selbstbekenntnisse steht längst fest und brauchen wir uns dabei nicht lange aufzuhalten. Langs Charakter hat nicht unverdiente Bedenken erweckt. Er trägt seine Unarten, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, auch in seinen Denkwürdigkeiten zur Schau, und das Erträglichste dabei ist, daß der Lästermund sich unwillkürlich selber nicht verschont. Unter seiner Hand wird alles zu einem Zerrbilde, was immerhin zu bedauern ist; denn er war in der Lage, über die Zeiten, die er erlebte und die Vorgänge, die er kennen lernte, erwünschte Aufschlüsse zu geben.

Zuletzt in der Reihe, an Wert jedoch nicht die letzten, seien die „Lebenserinnerungen“ Johann Georg Rists erwähnt, die erst vor einigen Jahren im Druck erschienen sind. Diese ziemlich umfassenden Aufzeichnungen zählen leicht zu dem Besten, was wir in dieser Art und in deutscher Zunge überhaupt besitzen. Rist hat zwar einem außerdeutschen Staate — nämlich dem dänischen — gedient, aber seine deutsche Herkunft und Bildung hat er niemals vergessen. In formeller Vollendung schildert

er uns seine diplomatische Laufbahn, die ihn nach Madrid und London, nach Paris, St. Petersburg und Moskau geführt hat. In die Zeit seines Aufenthalts am russischen Hofe fällt die Ermordung des Zaren Paul. Für uns Deutsche bietet sein Bericht über seine amtliche Wirksamkeit als dänischer Resident in Hamburg in dem kritischen Jahre 1813 das meiste Interesse. Bald darauf schloß er sein öffentliches Wirken und kehrte in seine Heimat nach Holstein zurück, wo den hochgebildeten Mann eine „Muße mit Würde" erwartete. Mit diesem Rückzug brechen zugleich die Lebenserinnerungen ab. —

Das letzte Menschenalter hat noch eine große Anzahl Konfessionen und Memoiren gesehen, die, wenn wir erschöpfend sein wollten, an dieser Stelle genannt werden müßten. Welche bunte Reihe steht vor uns, von den Denkwürdigkeiten Steffens und Friedrich von Raumers angefangen bis zu den Bekenntnissen Hackländers und Louis Schneiders herab! Die Zahl derselben wird sich ohne Zweifel fortgesetzt vermehren; es hängt dies teils mit der wachsenden Leichtigkeit der schriftstellerischen Produktion, teils mit der zunehmenden Neigung der Menschen, dem Urteile der Mit- und Nachwelt an die Hand zu gehen, eng zusammen. Wollte man optimistisch urteilen, könnte man vielleicht auch sagen, das wachsende Gefühl der Verantwortlichkeit des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit liegt dieser Erscheinung zu Grunde. Wie dem jedoch sein mag, die Besorgnis liegt immerhin nahe, daß auch in dieser Richtung am Ende des Guten zu viel geschehen möge, denn nicht jeder, der sich selbst interessant erscheint, ist es darum schon vor der Gesellschaft und der Welt.

Frau Baron von Oberkirch.

(1896.)

Der Name der Frau Baron v. Oberkirch ist lange Zeit mehr als billig übersehen worden. Erst neuerdings hat man angefangen, ihn auf Grund ihrer Denkwürdigkeiten öfter mit einer Art von Anerkennung zu nennen; nur könnte man nicht sagen, daß ihr damit schon das volle Recht widerfahren sei. Folgende Betrachtung hat den Zweck, diese Lücke auszufüllen.

Frau v. Oberkirch gehört zu den Frauen, die allerdings — zunächst als Schriftstellerinnen — selbst dafür gesorgt haben, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; ohne dies wäre sie mit hundert anderen der Vergessenheit anheimgefallen. In ihren Aufzeichnungen enthüllt sich eine nicht unbedeutende Persönlichkeit, namentlich in dem ersten Teile, wo sie als Freundin der späteren Kaiserin von Rußland Maria Feodorowna und Begleiterin auf deren Reise nach Frankreich in sehr interessante Verhältnisse tritt; aber auch späterhin, als sie zum zweiten- und drittenmale nach Paris geht, weiß sie über das der Revolution entgegenreifende Frankreich höchst lehrreiche Beobachtungen mitzuteilen. Zwischen Deutschland und Frankreich stehend, als Tochter des entwendeten Elsasses, versteht sie es überhaupt, ihre Selbständigkeit zu bewahren. Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß sie eine höchst originelle Frau bleibt, mag sie ihr Schicksal hierhin führen oder dorthin, und daß sie uns anzieht, mag sie von noch so verschiedenartigen Erfahrungen Bericht erstatten. Sie hat mit Goethe und Wieland verkehrt und andererseits Beaumarchais, und wie die Schöngeister an der Seine alle heißen mögen, kennen gelernt. Sie hat mit dem Mömpelgarder Hof, dem Zarewitsch Paul, dem späteren König Max von Bayern und einer ganzen Reihe von angesehenen Persönlichkeiten nähere oder fernere Berührung gehabt. Der Versailler Hof, der Kardinal-

fürſtbiſchof von Straßburg und deſſen Freund Caglioſtro haben ihre Aufmerkſamkeit erregt und ihr Urteil herausgefordert. Es erſcheint uns gewiß, daß ſie in der Regel ein treffendes Urteil über Menſchen und Dinge abzugeben weiß, wenn ſie auch gelegentlich irrt oder ihrer Überzeugung untreu zu werden ſcheint. Wem in ihrer Lage wäre dem Krater von Paris gegenüber ein ähnliches nicht begegnet? Im Durchſchnitt wahrt ſie ſich doch meiſt den geſunden Sinn und verſteht es, die Unabhängigkeit ihrer Meinung zu behaupten. Sie ſchreibt ihre Erinnerungen zu einer Zeit, in der das alte Frankreich dem Untergange nahe und ſein Verhängnis bereits im Gange iſt (1789), ſie erkennt das ganz gut, nur verſteht ſie das Gotteſurteil nicht, das ſich vollziehen will. Es entgeht ihr nicht, daß ſie Ereigniſſe berichtet, die ihre Erziehung und Grundſätze verdammen, die aber die Epoche, in der ſie lebt, nur zu deutlich charakteriſieren. Zu ihren Aufzeichnungen hat die Großfürſtin von Rußland den Anſtoß gegeben, die Fortſetzung derſelben, die Beſchreibung ihres Aufenthaltes zu Paris 1784 und 1786, hat ſie aus freien Stücken hinzugefügt; ſtets jedoch iſt es derſelbe Geiſt, der die Feder führt. So dürfte es immerhin der Mühe wert ſein, die Verfaſſerin und ihre Beobachtungen näher kennen zu lernen. Doch füge ich hinzu, daß es mir nur darauf ankommt, das Weſentliche ihrer Aufzeichnungen zu betonen und nicht, die ganze Summe ihres Inhalts klarzulegen.

Sie entſtammt dem elſäſſiſchen Geſchlechte der Waldner von Freundſtein, eine Abſtammung, auf die ſie ſtolz genug geweſen iſt. Ihr Geburtsort war das Schloß Schweighauſen im Oberelſaß, nicht gar weit von der Stadt Mülhauſen gelegen. Ihre Verwandtſchaft war zahlreich und angeſehen genug; einen Wurmſer rühmt ſie als mütterlichen Großvater. Als gute Elſäſſerin hat ſie ſich lebhaft gefühlt. Im Jahre 1789, als ſie ihre Denkwürdigkeiten ſchrieb, ruft ſie einmal aus: „O mein teures Land Elſaß, nichts hat dich aus meinem Herzen vertilgen können, nichts iſt mit dem Glanze deiner Natur zu vergleichen. Ich begreife die Begeiſterung für ein ſolches Land, man muß darauf ſtolz ſein, es giebt ſeinen Kindern alles!“ In hiſtoriſchen Dingen des Elſaſſes iſt ſie ungewöhnlich gut unterrichtet. Auf Männer, wie Schöpflin, Herzog u. a. m., kommt ſie öfters zurück. Freilich führt ſie gerade ihr Enthuſiasmus in die Irre und läßt ſie die Kritik vielfach in Stich. Allerdings hat ſie dieſer Enthuſiasmus nicht abgehalten, ihre Aufzeichnungen in franzöſiſcher Sprache zu verfaſſen, ſo lieb ihr auch die Sprache des deutſchen Elſaſſes war, was ſie auch vor Marie Antoinette ohne Scheu bekannte.

Eine Epoche in ihrer Jugend und ihrem Leben überhaupt bilden die engen Beziehungen zu der Familie der Fürſten von Mömpelgard. Das

Mömpelgardſche Gebiet, zwiſchen Wasgau und Jura gelegen, war nicht deutſcher, ſondern romaniſcher Natur. Seit dem 14. Jahrhundert auf dem Wege der Verheiratung in die Hände der Grafen von Württemberg gelangt, war ſein Schickſal ſeitdem voller Wechſel geweſen. Der Herzog Karl Eugen hatte ſeinen Bruder Friedrich Eugen im Jahre 1769 zum Statthalter des Ländchens ernannt. Wer ſich über dieſe Dinge näher unterrichten will, den verweiſen wir auf ein im Jahre 1887 in Stuttgart erſchienenes vortreffliches Schriftchen „Mömpelgards ſchöne Tage“ von Profeſſor Dr. Otto Schanzenbach. Friedrich Eugen war offenbar ein ausgezeichneter Fürſt und führte mit ſeiner Gemahlin Friederike Dorothea Sophie, Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt, einer Nichte Friedrichs des Großen, eine überaus glückliche Ehe. Ihre älteſte Tochter Sophie Dorothea, die ſpätere Gemahlin des Zaren Paul, wurde von dem Fürſtenpaar nach Mömpelgard eingeladen und ſeit dieſer Zeit bildete ſich die enge Freundſchaft zwiſchen Sophien und dem Fräulein Waldner aus, die für das Leben dauern ſollte und die letztere auch nach der Verheiratung der Prinzeſſin wiederholt und auf längere Zeit nach Mömpelgard geführt hat. Dieſer Beſuch alſo war das erſte folgenreiche Ereignis in dem Leben des Fräulein v. Waldner. Die nächſte bedeutungsvolle Erfahrung machte ſie, als Marie Antoinette als Braut des franzöſiſchen Dauphins auf der Reiſe nach ihrer neuen Heimat in Straßburg Station machte. Dieſer Beſuch erweckte bekanntlich Senſation in der ganzen näheren, ja weiteren Umgebung der Stadt. Auch Fräulein Waldner, die jetzt 16 Jahre zählte, erſchien daſelbſt und wurde der Braut ebenfalls vorgeſtellt. Unſer Goethe hielt ſich damals, wie er das in „Dichtung und Wahrheit“ ſelbſt erzählt, auch in Straßburg auf; er begeht dann freilich den Fehler, von Antoinette immer nur als Königin ſtatt als Dauphine zu ſprechen. Fräulein v. Waldner ſpricht von dem Pavillon auf einer Rheininſel und der Tapiſſerie, die das Schickſal der Medea darſtellte, der sotte tapisserie, die, wie ſie ſagt, das Entſetzen der Dauphine hervorgerufen habe. Das Entſetzen Goethes, wie er das ſelbſt erzählt, war freilich größer. Daß er ſchon jetzt Fräulein Waldner kennen gelernt habe, iſt jedoch nicht zu glauben. Dieſe Bekanntſchaft iſt einige Jahre jünger, wie wir bald hören werden.

Inzwiſchen beſchäftigte ſich die Waldner mit anderen Dingen. Der Tod des Königs Ludwig XV., die Thronbeſteigung Ludwigs XVI., deſſen Krönung zu Reims, die Erhebung Malesherbes' zum Miniſter, die Aufhebung der Jeſuiten nehmen ihre volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Straßburger Proteſtanten insbeſondere waren über das Verſchwinden der Jeſuiten hoch befriedigt. Doch, ſagt ſie, wolle ſie ſich darüber nicht äußern. Sie ſei in allem, was die Mönche und die katholiſche Religion anlangt,

nicht kompetent. Über ihre gut protestantische Gesinnung kann indessen kein Zweifel bestehen, wie das z. B. die Befriedigung bezeugt, mit welcher sie die Nachricht von der Gleichstellung der Protestanten durch Ludwig XVI. erzählt. Im Jahre 1775 kam Goethe mit seinem jungen Herzog auf der Reise in die Schweiz auch nach Straßburg und hat wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit Fräulein Waldner, die für Geister, wie er, empfänglich genug war, kennen gelernt. Nach seiner Rückkehr nach Weimar hat er an sie seine „Claudine" mit einem Briefe gesendet, und durch ihn kam auch Fräulein v. Waldners litterarische Verbindung mit Wieland zustande, die aber keine persönliche Bekanntschaft zur Folge hatte. Im Jahre 1776 hat er ihr seine Glückwünsche zu ihrer Verheiratung mit dem Baron v. Oberkirch überschickt. Herr v. Oberkirch war im Verhältnis kein ganz junger Mann mehr und hatte unter anderem auch den Kriegszug nach Amerika mitgemacht. Er war kein bedeutender Mann, doch war er auch bei der Regierung von Straßburg beteiligt. Die Ehe mag eine Konvenienzheirat gewesen sein, aber nach allem, was wir wissen und was sie selbst erzählt, war es keine unglückliche. Es ist in neuester Zeit allerlei gesprochen und darüber geschrieben worden, namentlich von Herrn Froitzheim, der als Ritter Lenzens gegen Goethe aufgetreten ist und den Beweis zu führen gesucht hat, daß Goethe bei dieser Heirat die Hand im Spiele gehabt habe: er habe mit Herrn v. Oberkirch Lenz nach Weimar gesprengt, da dieser in Fräulein v. Waldner verliebt war und man einen Skandal befürchtet habe, wenn er zur Zeit der Heirat in Straßburg bliebe. Wir haben keine Neigung, uns auf diesen Streit tiefer einzulassen. Frau v. Oberkirch erwähnt den unglücklichen Dichter gar nicht. Das würde allerdings die Frage noch nicht endgültig entscheiden. Daß Lenz eine ernste Neigung zu Fräulein Waldner gefaßt hatte, die vielleicht tiefer ging als manche andere, kann man zugeben, sowie daß die Waldner davon gewußt hat; aber sicher nicht, daß sie diese Neigung geteilt oder gar ermuntert hat. Das wäre in jeder Weise zu viel behauptet. Es geht nämlich aus allem klar und deutlich hervor — von anderem zu schweigen — daß die Reise Lenzens nach Weimar längst vorbereitet war: so erscheint die Annahme, er habe sich mit ernsthaften Absichten getragen, als eine Verkennung aller konkurrierenden Verhältnisse und ein vollkommenes Unrecht. Fräulein v. Waldner hatte schöngeistige Neigungen und insofern mag sie sich für Lenz interessiert haben; aber weiter zu gehen, halten wir für unmöglich, so bedauernswert auch Lenz in diesem Falle wie in anderen Fällen erscheinen mag. Sein späteres Verhältnis zu Goethe und was alles ihn von Weimar hinwegtrieb, soll von uns hier nicht erörtert werden. Fräulein Waldner sagt gelegentlich des erwähnten Briefes von Goethe: „Ich habe stets die Personen von Genie geliebt, und wäre ich reicher gewesen,

ſo hätte mir die Rolle des Mäcenas durchaus behagt; ich habe Verbindungen mit ihnen ſo viel als möglich aufgeſucht und man wird hinlängliche Proben davon im Verlaufe dieſer meiner Denkwürdigkeiten finden.“ Den Dichter Lenz hat ſie mit keinem Wort erwähnt. Seine Zudringlichkeit oder ihre Freundlichkeit gegen ihn kann man zugeben; darüber hinaus iſt ſie gewiß nie gegangen und einen Vorwurf, es ſei denn der des Mitleids mit dem Dichter, wird man gegen ſie nicht erheben dürfen.

Im Jahre 1777 iſt ihr eine Tochter geboren worden, die ſpäter den Grafen v. Montbriſon geheiratet hat: es iſt dies ihr einziges Kind geblieben. In demſelben Jahre kam Kaiſer Joſeph II. nach Straßburg, ſpäter kam er auch nach Mömpelgard, wo ſie ihn in nächſter Nähe kennen und würdigen lernte. In dem Schloß Ollweiler, das ihrer Familie gehörte, fand ſich öfter eine glänzende Geſellſchaft ein, darunter Prinz Max von Zweibrücken, der damals als Oberſt in franzöſiſchen Dienſten ſtand: von dem heiteren Lebemann entwirft ſie eine prächtige Charakteriſtik. Nach Straßburg zurückgekehrt, machte ſie mit ihrem Gemahl ihre Aufwartung bei dem Fürſtbiſchof Kardinal Rohan und kam hier mit Caglioſtro in Berührung, in deſſen Händen der Fürſtbiſchof völlig gefangen lag. Sie erzählt allerlei von ihm, was in neuerer Zeit jedoch ſchon bekannt geworden iſt. Ihr Gemahl fand kein Behagen an ihm, während ſie ſelbſt nicht in gleichen Grade von ihm und ſeinen Äußerungen ſich abgeſtoßen fühlte. Später freilich, als die Halsbandgeſchichte ſpielte, änderte ſie ihre Meinung über ihn vollſtändig.

In dieſer Zeit, wo das Projekt des Zarewitſch Paul und ſeiner Gemahlin bereits im Gange war, wurde in Straßburg das Feſt der hundertjährigen Vereinigung der Stadt mit Frankreich in aller Pracht gefeiert. Sie giebt eine kurze Beſchreibung davon und ſpricht von einem Feſtgedicht, das den Sitten von Straßburg entnommen war und den Zweck hatte, die alten Antipathien zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen zu beſiegen, eine Antipathie, die, wie ſie ſagt, noch immer beſtand. Der Beifall, den dieſes Unternehmen fand, war nicht ganz freiwillig; freilich, ſetzt ſie hinzu, verſteht das gemeine Volk das Franzöſiſche nur ſehr wenig. Man hätte ſich auch erinnern können, ſagt ſie weiter, daß zu einer Zeit, wo das Schauſpiel nichts koſtete, es ebenfalls nicht zufrieden geweſen war. „Meine Herren,“ hätten die Landleute geſagt, „wir ſind geblieben bis zum Ende, gebt uns wenigſtens etwas zu trinken!“ Nun ſetzt ſich die Reiſe nach Paris in Bewegung. Das großfürſtliche Paar von Rußland nimmt den Weg über Venedig, während die Frau v. Oberkirch mit ihrem Gemahl den Weg durch Lothringen einſchlug. Von den großen Geſchlechtern Lothringens macht Frau v. Oberkirch die Bemerkung, daß ſie ſelten an den franzöſiſchen

Hof gingen und ſich nicht als Franzoſen betrachteten. Straßburg gefiel ihr übrigens beſſer als Nancy. „Wir ſind weniger elegant, wir ſind aber ernſthafter, wir ſind aber auch würdevoller und halten mehr an uns. Es iſt freilich leicht, ehrbar zu ſein, wird man vielleicht ſagen, wo die Verſuchungen mangeln und die Sitten ſtrenge ſind und wo der geringſte Verſtoß durch allgemeinen Tadel geſtraft wird. Zu Nancy, wie zu Paris, wie an dem Hofe iſt das Leben ein ganz anderes. Vergnügen und Galanterieen führen dort das große Wort; ernſthafte und gemeſſene Perſonen werden dort als prüde behandelt; Worte und Handlungen haben da eine Leichtfertigkeit, die, ohne zu Böſem zu führen, wie ich gern glauben will, es wenigſtens befürchten oder beargwohnen läßt. Ich begreife, daß die Vermutung nahe liegt, ich begreife aber auch, daß man, um gerecht und unparteiiſch zu ſein, ſein Urteil überlegen und es ſiebenmal in ſeinem Kopfe hin und her bewegen muß, wie der Weiſe empfiehlt. So will ich auch thun."

Endlich erblicken ſie die Hauptſtadt und treffen dort mit dem Großfürſtenpaar zuſammen. Das Wiederſehen iſt überaus herzlich. Die Oberkirch iſt bis zu Thränen gerührt. Wir werden von der Beſchreibung des Aufenthaltes in Verſailles und Paris uns auf die Mitteilung des Wichtigſten und Anziehendſten beſchränken. Die Maſſe deſſen, was wir zu hören bekommen, ſtimmt mit dem, was andere, z. B. Grimm und Weber berichten, oft überein.

Zuerſt giebt ſie eine Schilderung des Großfürſten und ſeiner Gemahlin. Den Großfürſten anlangend, iſt ihr Urteil günſtig, aber keineswegs ſchmeichleriſch. Die Großfürſtin betreffend, weiß ſie ſtets nur das Rühmlichſte zu ſagen. Ihre Bemerkungen über das Gefolge wollen wir der Kürze wegen übergehen. Wichtiger iſt die Beſchreibung des erſten großfürſtlichen Beſuches in Verſailles. Ludwig XVI. erſcheint auch hier ſchüchtern und die Begegnung erſchien dem Großfürſten etwas kalt. Das Zuſammentreffen der Großfürſtin mit der Königin war befriedigend. Als Marie Antoinette von der engen Freundſchaft der Frau v. Oberkirch mit der Großfürſtin hörte, begrüßte ſie dieſelbe auf das herzlichſte, Frau v. Oberkirch wird von nun an zum Beſuch des Theaters, der Oper u. ſ. w. geladen und giebt ſich von da an dieſer Neigung leidenſchaftlich hin. Sie ſieht die Königin mit dem Grafen von Artois und ihren anderen intimen Freunden Komödie ſpielen; daß der König aber in ſeinen Räumen ſich mit Schloſſerarbeiten beſchäftigt, findet ſie für einen ſo großen Herrn gar zu kleinlich.

Genug, alle Herrlichkeiten von Verſailles und Paris muß ſie im Gefolge des großfürſtlichen Paares ſehen und kennen lernen. Auch

Beaumarchais tritt auf, die Gunst der Königin und selbst des Zarewitsch entscheiden Schritt für Schritt für die Aufführung der „Hochzeit des Figaro". Frau v. Oberkirch lacht am Ende auch darüber, kann sich aber eines peinlichen Gefühles nicht erwehren und erblickt darin, wie in der Aufführung des „Barbiers von Sevilla", den „ersten Stein des Gebäudes", das man gegen das alte Frankreich und den Adel aufgeführt habe. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir wiederholen wollten, was sie, von der Gunst der Umstände begleitet, alles sah und hörte. Interessant ist, was sie von der Heirat des Herzogs von Chartres mit der Tochter des Herzogs von Penthièvre und der Macht der Frau v. Genlis über ihn erzählt; noch interessanter vielleicht ist ihr Bericht über den Besuch des großfürstlichen Paares bei Necker, der damals auf seinem Landsitze in Rouen lebte. Der Großfürst und seine Gemahlin erscheinen ganz für ihn und seine Frau eingenommen, sie selbst aber gegen ihn. Er erinnert sie an Cagliostro. „Er hat nichts Liebenswürdiges, so sehr er sich auch Mühe giebt, es zu sein." Noch mehr mißfällt ihr Frau v. Necker, dagegen findet Fräulein v. Necker Gnade vor ihr. Sie urteilt äußerst günstig über sie und ahnt gewissermaßen deren künftige Bedeutung. Lehrreich ist die Beschreibung eines Hofballes in Versailles und der Pracht, die dabei entfaltet wird. Der König zieht sich bald zurück und erst dann entwickelt sich ungehemmt die Lust bis zum frühen Morgen. Frau v. Oberkirch kann aber der Pracht, die sich da zeigt, und dem Aufwand, der ihr entgegentritt, keinen Geschmack abgewinnen. Über den Grafen v. Artois urteilt sie günstig, und darin hat sie sich entschieden getäuscht.

Unter solchen Genüssen und Eindrücken ging die Zeit, die für den Aufenthalt des großfürstlichen Paares in Paris bestimmt war, zu Ende und sie dachten daran, es zu verlassen. Schmeicheleien und Ehren aller Art hatten sie mehr als genug genossen, alle Welt hatte danach getrachtet, sie damit zu überschütten in Poesie und Prosa. Es wurde beschlossen, daß sie über Belgien und Holland nach Deutschland zurückkehren und Frau v. Oberkirch sie begleiten sollte. Herr v. Oberkirch reiste direkt nach Hause, er hatte der Ehren genug genossen. Frau v. Oberkirch weinte beim Abschied von ihm einige Thränen, sie fühlte wahrscheinlich, daß er mit diesem Aufenthalt ihr ein Opfer gebracht hatte. Jedenfalls erlag ihr Bedenken, sich von ihm zu trennen, den Wünschen des Großfürsten, namentlich der „Gräfin des Nordens".

Man schlug also den Weg nach Belgien und Holland ein und gelangte so den Rhein hinauf nach Frankfurt und Stuttgart. Frau v. Oberkirch war, wie sie sagt, voll von Gedanken an ihre Tochter, ihren Gemahl und ihren Vater. Die Heimreise bot nichts von besonderem Interesse, wobei

wir zu verweilen brauchten. Ein längerer Aufenthalt wurde in Stuttgart gemacht und endlich erfolgte die Trennung. Das Scheiden der Frau v. Oberkirch von der Großfürstin war schmerzlich, sie haben sich, ohne den schriftlichen Verkehr aufzugeben, nicht wiedergesehen. In der letzten Stunde machte die Großfürstin ihr Bekenntnisse von ihrer Lage zu Hause, die die Freundin aber versprochenermaßen mit Schweigen bedecken will. „Was sie mir über ihre und ihres Gemahls Existenz mitteilte, läßt sich nicht wiedererzählen; es ist dies schade, denn diese Denkwürdigkeiten würden dadurch an Interesse gewinnen, aber ich habe versprochen, darüber zu schweigen. Ich konnte die ganze Nacht hindurch nur weinen und der folgende Morgen des 27. September war einer der grausamsten meines Lebens." Sie trennten sich. Frau v. Oberkirch und ihr Vater reisten nach Straßburg, wo sie den Winter zubringen wollten.

Der folgende zweite Teil der Aufzeichnungen verliert einigermaßen an Bedeutung, da das Großfürstenpaar, das bis jetzt im Mittelpunkt der erzählten Dinge stand, in den Schatten zurücktritt. Dagegen tritt die Frau v. Oberkirch wieder unmittelbar in den Vordergrund, und es ist nach wie vor die französische Hauptstadt, in der sie sich bald wieder mit unverkennbarer Vorliebe in den Jahren 1784 und 1786 bewegt, ohne jedoch, wie das erste Mal, von allem, was sie sieht und hört, begeistert zu sein. Ihre Schilderungen von Paris in dieser Zeit sind indes merkwürdig genug; es ist freilich wieder nur die vornehme Welt, die sie kennen lernt, über diesen Kreis hinaus reicht auch ihr Interesse nicht. Manchmal kommt es einem vor, als bestünde, was außerhalb liegt, nicht für sie, und doch billigt sie keineswegs alles, was sie in dieser Welt sieht und hört.

Zunächst treffen wir sie jedoch wieder in Mömpelgard, wo sie nach wie vor ein ersehnter Gast und wie zu Hause war, während ihre Freundin, die Gemahlin des Zarewitsch, im fernen Norden weilte. Jetzt kam sozusagen Paris zu ihr: die Herzogin von Bourbon, die sie seiner Zeit kennen gelernt hatte, erschien jetzt in Mömpelgard. Sie war bei ihrem ersten Aufenthalt in Paris in keine nähere Berührung mit ihr gekommen, da die Großfürstin sich zu ihr nicht hingezogen fühlte. Die Herzogin war eine Tochter des Herzogs von Orleans, also eine Schwester des Herzogs von Chartres. Im Jahre 1770 hatte sie den Herzog von Bourbon geheiratet, der ein Sohn des Herzogs von Enghien war, und ist so die Mutter des jüngeren Herzogs von Enghien geworden, der im Jahre 1803 der grausamen Politik Napoleons zum Opfer gefallen ist. Leider war die Herzogin von Bourbon von ihrem Manne geschieden, der kurze Zeit nach ihrer Verheiratung sich anderen Neigungen zugewendet hatte. Im Jahre 1750 geboren, zählte sie jetzt 33 Jahre; „sie war", berichtet die

Frau v. Oberkirch, „wenn nicht schön, doch äußerst angenehm, raschen Geistes, aber keineswegs schmeichlerisch und von einem erregten, loyalen Charakter; wie sie selbst sagt, ganz eine Condé und in nichts eine Orleans. Freilich war ihr Charakter schwach und unentschieden; sie war niemals sicher, vielmehr leicht zu beeinflussen, daher „führt ihre geringe Festigkeit einen Wechsel ihres Willens mit sich; sie ist gut, aber selbst gegen die Personen, die sie liebt, verschlossen. Sie öffnet ihr Herz nie ganz, sie ist zugleich furchtsam, und so geistreich sie auch ist, sie ermangelt bisweilen vollständig der Gabe der Konversation; sie sagt oft, daß sie alles gesehen, alles kennen gelernt, alles geliebt und daß sie sich doch von allem angeekelt gefühlt hat. Diese widrige Anlage ist bei ihr nicht etwa bloß ein Zufall, denn wenige Frauen haben so viele Hilfsquellen in ihrem Geiste und so viele Mittel, sich damit zu beschäftigen. Sie liebt es, sich mit einigen Freundinnen zurückzuziehen, sie pflegt Künste und Wissenschaften und haßt eine gute Tafel nicht. Sie malt ganz hübsch und spielt die Harfe gut. Sie beschäftigt sich mit Hypothesen von Lavater und mit Entdeckungen Mesmers, überhaupt sie ist ein unruhiger und suchender Geist. Sie will wissen und hat wenig Geduld, zu lernen, sie ist nicht exklusiv und hat sich keiner Partei ergeben; sie schließt sich oft an Menschen von Geschmack an, wenn sie ihr auch an Grundsätzen und Gewohnheiten ganz entgegengesetzt sind, sie läßt jedem seine Meinung und behält die ihre; sie besitzt unendlich viel Grazie des Geistes und eine Originalität, die, wenn sie sich gehen läßt, ihre Unterhaltung sehr pikant macht und die Vortrefflichkeit ihres Herzens anmutig ergänzt."

Während ihres Aufenthaltes in Mömpelgard entführte sie die Frau v. Oberkirch auf die einsamen Spaziergänge, die das Schloß umgeben; stundenlang konnte sie da von den verschiedensten Sachen und Menschen reden. In der Regel wollte sie Frau v. Oberkirch von ihrer Unschuld gegenüber den Verleumdungen überzeugen, unter denen sie viel mehr litt als man glaubte. Sie wollte durchaus die Ruinen des Elsasses kennen lernen und Frau v. Oberkirch unterläßt nicht, bei dieser Gelegenheit ihre geschichtlichen Kenntnisse an den Tag zu legen. Zugleich erzählt sie von den verschiedenen Persönlichkeiten, die in Mömpelgard vorsprachen, z. B. von dem Erzherzog Maximilian, Kurfürsten von Köln, von dem sie freilich nur Lächerliches zu berichten weiß. In dieser Zeit starb ihr Onkel, der Graf Waldner, dessen Titel auf ihren Vater überging. Die Herzogin von Bourbon lud sie mit allem Nachdruck zu einem Besuche in Paris ein, und als Herr v. Oberkirch sich damit einverstanden erklärte, traten sie Mitte Mai 1784 die Reise dahin an.

Sie sah zum zweitenmal Paris mit großem Vergnügen, wie sie nicht

leugnen will. Die Herzogin von Bourbon konnte ihr freilich die Großfürstin nicht erſetzen, gab ſich aber alle mögliche Mühe, ihr das Leben angenehm zu machen. „Die eine war die Freundin ihres Herzens, die andere die ihres Geiſtes.“ Sie hat jetzt freiere Zeit, als bei ihrem erſten Aufenthalt in Paris. Beſonders rühmt ſie die Frau Dietrich, eine Tochter des bekannten demokratiſch geſinnten Ochs von Baſel. Man kann ſagen, ſie machte Furore in den geiſtreichen Kreiſen von Paris. „Es giebt im ganzen Elſaß nur drei Frauen, die ſich durch ihre Konverſation auszeichnen, die Dietrich, die Berkheim und die Oberkirch, die anderen ſprechen, aber unterhalten nicht,“ hat Kardinal Rohan einſt gerühmt. Frau v. Oberkirch fühlte ſich in ihrer Eitelkeit geſchmeichelt, aber ihre Beſcheidenheit wies die ausgeſprochene Ehre zurück. „Es kann ſein,“ ſagt ſie, „daß ich die Konverſation liebe und ſie ſuche, das iſt aber erſt die Hälfte des Weges.“ In der Comédie française, wo ſie eine Loge hatte, ſah ſie wieder die „Hochzeit des Figaro“. „Ganz Paris läuft dahin, jeder ſpricht Böſes von dem Stück und jeder will es ſehen. Es ſteht aber unter dem „Barbier von Sevilla“ und ſeine Wirkung beſteht vor allem in der Verhöhnung des Parterres. Alle, die königliche Familie, die Prinzen und der ganze Hof ſind zu den erſten Aufführungen gelaufen.“ Sie hatte Recht, die Aufführung dieſes Stückes und der Beifall, den es fand, waren Vorläufer der Revolution. Sie fährt fort: „Es iſt das geiſtreichſte Stück, das man ſehen kann, aber ein Meiſterſtück der Unſittlichkeit, ich ſage ſogar der Unſchicklichkeit, und doch wird es auf dem Repertoire bleiben, immer wieder geſpielt werden und amüſieren. Die großen Herren, ſcheint mir, haben großes Unrecht begangen, dem Stücke Beifall zu ſpenden, ſie haben ihren eigenen Wangen eine Ohrfeige gegeben, ſie haben auf ihre eigenen Koſten gelacht und auch andere lachen machen. Sie werden es ſpäter bereuen. Beaumarchais hat ihnen ihre eigene Karikatur präſentiert und ſie haben geantwortet.“ Die Frau v. Oberkirch war auf ſich ſelbſt böſe, daß ſie ſich auch amüſiert hatte; in dieſem Widerſpruch freilich lag ja ein Teil vom Geheimnis des Erfolges.

Am 27. Mai 1784 ging ſie nach Verſailles, nachdem die Königin ſie gelegentlich bemerkt hatte. Frau v. Makau, eine hervorragende Hofdame, war entzückt, eine Elſäſſerin zu ſehen. „Wenig Frauen von dort machen den weiten Weg.“ Über den ihr in Verſailles entgegentretenden Luxus ſpricht ſie ſich wiederum tadelnd aus, doch wurde ſie gerade jetzt am Hofe förmlich vorgeſtellt, bekanntlich eine große Ehre, die ſie auch zu ſchätzen wußte. Der König ſchwieg und hatte höchſtens ein verlegenes Lächeln, die Königin bot wenigſtens einige freundliche Worte. Frau v. Oberkirch hielt die Sache doch wenigſtens für ſo wichtig, daß ſie die ganze Reihe der

Glücklichen aufzählt, Herren und Damen, die im Jahre 1784 das Glück der Präsentation mit ihr teilten. Daß sie auch jetzt alles sah und genoß, was die Umgebung des Hofes und Paris selbst an Genüssen bot, wissen wir bereits. Sie weiß alles vortrefflich zu schildern, ihr Gedächtnis läßt sie nie im Stich und überdies hat sie ihr Tagebuch, das sie seiner Zeit auf den Rat der Großfürstin angelegt und weiter fortgeführt hatte. Die interessantesten Gestalten führt sie uns vor: Florian, Laharpe, den König von Schweden, den Grafen de Lamarck, den Freund Mirabeaus, über den sie sich höchst ungünstig äußert: „cet homme si libertain et perverse“ in allen Dingen, der doch kaum schon in der Mitte seiner Laufbahn stand. Am 24. Juni geht sie nach Versailles, um Abschied zu nehmen. Die Königin war äußerst liebenswürdig und ersuchte sie, ja nicht lange im Elsaß zu bleiben und bald wiederzukommen, denselben Wunsch sprach die Herzogin von Bourbon aus. „Ich liebe Paris, dann liebe ich aber auch mein Geburtsland, meine teueren Berge, wenn ich sie am Horizont erblicke.“

Der letzte Teil der Denkwürdigkeiten erweckt vielleicht geringere Aufmerksamkeit.

Sie eilte zunächst nach Mömpelgard, wo sie unter anderen den Prinzen Heinrich von Preußen traf, dann erzählt sie die bereits bekannte Äußerung von Hengar, mit dem sie in Mömpelgard zusammentraf. Hengar sprach sich bekanntlich mit feuriger Bewunderung über Rousseaus Emil aus, daß er seinen Sohn nach den dort vorgetragenen Grundsätzen erziehe. „Um so schlimmer für Euch,“ habe Rousseau erwidert, „und noch schlimmer für ihn.“ Dann kommt sie auf die Halsbandgeschichte zu sprechen, über die wir gerade nichts Neues vernehmen, nur daß ein gewisses Mitleid für den Kardinal Rohan durchklingt. Weiterhin erzählt sie das Zusammentreffen mit Lady Craven, die mit einem Empfehlungsschreiben von dem Markgrafen von Ansbach nach Mömpelgard kam. Die Craven war ohne Zweifel eine höchst gewinnende Person, während der Markgraf, der bereits im Jahre 1779 sein Fürstentum gegen eine Entschädigung an Preußen abgetreten hatte, mehr Originalität als Talent besaß. Dann ging sie nach Straßburg zurück und fand hier einen Brief von der Großfürstin voll von Klagen und Jammer, namentlich über die Kaiserin Katharina, die ihre Enkel selbst erziehen wollte, u. s. w. Aber bald tritt sie ihre dritte Reise nach Paris an, von ihrem Manne und zugleich ihrer Tochter, die jetzt 10 Jahre zählte, begleitet. Sie macht jetzt die nähere Bekanntschaft von Mesmer, dessen Anhängerin die Herzogin von Bourbon war und dem sie sich nun ebenfalls anschloß. Der Somnambulismus spielte ja, wie bekannt, in Paris gerade bei den vornehmen Geschlechtern eine

große Rolle. Auch das Theater wurde nicht vernachläſſigt. Zugleich klagt ſie über die einreißende Anglomanie und ihren gewaltigen Fortſchritt: ſie macht dafür beſonders den Herzog von Orleans verantwortlich. Dann erzählt ſie von einem Kinderball, einer Sitte, die ihr ganz neu erſcheint und die, wie ſie ſagt, namentlich durch die Frau v. Genlis unterſtützt wird. Aber auch ihre eigene Tochter nimmt daran teil, unterhält ſich vortrefflich und der junge Herzog von Enghien erſcheint dabei als ihr Tänzer. Am 27. Februar 1786 wird ſie zu einem Ball in Verſailles durch die Königin eingeladen, da ſie ſeit ihrer Präſentation Zutritt zum Hofe hat. Sie ſpricht wieder von der ungeheuren Pracht und Verſchwendung, die ſie da erlebt, die Königin geht allen anderen voran, viele junge und reizende Damen treten auf, es wird getanzt, geſpeiſt und nebenher geſpielt. „Was an Geld verloren ging, bedrückte mir das Herz.“ Vom König iſt keine Rede. Wieder beſucht ſie die „Hochzeit des Figaro“, wobei ſie Beaumarchais kennen lernt, der ſich der Herzogin von Bourbon vorſtellt. Dann erſcheint die Herzogin von Kingſton, deren Geſchichte ſie ausführlich mitteilt, die auch heutzutage noch intereſſieren kann.

Am 1. April verläßt ſie aber Paris. Zurückgekehrt, erhält ſie durch die Herzogin von Bourbon noch Nachrichten aus Verſailles und findet unter ihren Papieren eine Liſte von Herzogen, wirklichen Pairs oder ſolchen, die es nur durch brevet waren und deren Namen ſie beifügt. Angeſichts des herrſchenden Geiſtes der Zerſtörung dünkt ihr das wichtig genug, was uns freilich zweifelhaft erſcheinen kann. Mit Teilnahme erzählt ſie den Tod Friedrichs II. Nach Mömpelgard, deſſen Fürſtin ſich vereinſamt fühlt, kann ſie leider dieſen Winter nicht gehen. Ganz Straßburg iſt voll von der Geſchichte und Behandlung des Kardinals Rohan: das einzige, was ſie tröſtet, iſt das Edikt des Königs von Frankreich für die Proteſtanten, denn auch ihr Vater ſtirbt Ende 1788. Der Somnambulismus greift immer weiter um ſich, auch ihr Gemahl kann ſich ihm nicht ganz entziehen. „Das Ende des ungläubigen Jahrhunderts iſt von dieſer unglaublichen Liebe zum Wunderbaren bezeichnet, ich würde ſagen vom Aberglauben, wäre ich, malgré moi, nicht auch ſelbſt davon ergriffen. Das alles bedeutet die Auflöſung der Geſellſchaft. Gewiß iſt, daß noch nie die Roſenkreuzer, die Adepten, die Propheten und alles, was dazu gehört, ſo zahlreich waren und gehört wurden. Die Unterhaltung dreht ſich faſt ausſchließlich um dieſe Dinge, ſie erfüllen alle Köpfe, beſchäftigen alle Einbildungen, auch die ernſthafteſten, und wenn dieſe Memoiren davon viele Spuren bezeugen, ſo iſt dies ein getreues Spiegelbild dieſer Epoche. Unſere Nachkommen werden das mit Mühe glauben, ſie werden nicht begreifen, wie die Leute, die an allem zweifeln, auch an Gott, an die Vorherſagungen glauben können.“

Die Fürſtin von Mömpelgard, die an einem Augenübel leidet, kommt nach Straßburg und Frau v. Oberkirch ſucht ſie nach Kräften zu unterhalten. Die Provinzen ſind ja von Paris aus, namentlich durch die Vorliebe für das Theater, angeſteckt. Die Königin ſelbſt, wie man ſich erinnert, hat das Beiſpiel dazu gegeben. Frau v. Oberkirch meint, man hätte dieſen Vergnügungen entſagen ſollen, ſie hätten Stoff zu Verleumdungen der edlen Fürſtin gegeben, ſie dringen durch alle Winkel Frankreichs und bringen die königliche Majeſtät in Verachtung.

Indeſſen verdüſtern ſich die Zeiten immer mehr, oder beſſer geſagt: die bereits vorhandene Verdüſterung drängt ſich der Verfaſſerin immer deutlicher auf. Der auf ihr laſtenden Empfindung giebt ſie zum Schluſſe noch folgenden ergreifenden Ausdruck.

„Ich habe noch einige Worte hinzuzufügen. Die Ereigniſſe dieſes Jahres, in welchem man die Zukunft vorausſieht, nehmen mir die Feder aus der Hand. Der 14. Juli, der Tag der Einnahme der Baſtille, hat die alte Monarchie ſtürzen ſehen, die neue, die man gründen will, hat keine Wurzeln und wird ſie in Frankreich niemals haben. Infolge dieſes beklagenswerten Ereigniſſes ſind überall Unordnungen entſtanden, z. B. auch in Mömpelgard, das bald in die Hände der Franzoſen fiel; der Schrecken verbreitet ſich im Lande, jeder zieht ſich in ſich zurück, jeder zittert. Wir werden noch mehr erleben."

„Aber meine Aufgabe iſt erfüllt, ich will und kann mehreres nicht ſagen. Ich trage Schmerz in der Seele und den Tod im Herzen. Alles, was ich verehre, geht zu Grunde und was ich liebe, iſt bedroht, ich habe keine Kraft mehr, als zu dulden, und um nichts in der Welt möchte ich die Erinnerung an dieſe ſchrecklichen Tage verewigen. Lebe wohl, du ſüßer Zeitvertreib, lebt wohl, ihr Stunden, gemacht, die Vergangenheit wieder zu beleben. Man muß an die Gegenwart denken. Was die Zukunft anlangt, möge Gott ſie behüten; möge er das Böſe entfernen und uns erretten, möge er Erbarmen haben mit der Menſchheit und ihr verzeihen. Das iſt mein liebſter Wunſch. Unſere Kinder ſind in einem traurigen Augenblick auf die Welt gekommen." —

Ihre bangen Befürchtungen erfüllten ſich nur zu bald: die Revolution brach aus. Sie und ihr Gemahl wurden von der Bewegung gepackt, nachdem ſie das Elſaß erreicht hatten, und zur Haft verurteilt. Erſt nach dem Sturze Robespierres erlangten ſie ihre Freiheit wieder. Weiteres erfahren wir nicht mehr über Frau v. Oberkirch, außer einer Notiz der ruſſiſchen Kaiſerin vom 22. März 1800, worin ſie ihr den Tod des Kaiſers Paul anzeigt. Frau v. Oberkirch ſelbſt iſt am 10. Juni 1803 geſtorben, während wir den Tod ihres Gemahls nicht erfahren. Ihre

Tochter hat den Grafen v. Montbrison geheiratet, der durch die Veröffentlichung ihrer Denkwürdigkeiten für die Erhaltung ihres Andenkens gesorgt hat. Die zweite Ausgabe vom Jahre 1853 hat er mit kleinen Änderungen ausgestattet und sie dem Kaiser Nikolaus, dem Sohne ihrer Freundin, gewidmet. Schon vorher waren sie auch in die englische Sprache übersetzt worden, nur in Deutschland hat man sie die längste Zeit ignoriert. Möge vorstehender bescheidener „Versuch" wenigstens die Aufmerksamkeit unserer Landsleute auf sie lenken, bis eine gewandtere Hand ihr ein würdiges Denkmal setzt. Die Dichtung „Das Mädchen von Oberkirch", mit der sich in neuester Zeit Professor Röthe in Göttingen beschäftigt hat, steht in keinem Zusammenhang mit ihr.

Franz X. Oberthür.

Geboren am 6. August 1745 zu Würzburg als der Sohn wackerer Gärtnersleute und mit tüchtigen Anlagen ausgestattet, wurde er ohne Zweifel früh für eine höhere Laufbahn bestimmt. Entscheidend für die Zukunft des Knaben war, daß er bei Zeiten die Aufmerksamkeit des Domkapitulars Adam Friedrich von Seinsheim erweckte, der, sowie er im Jahre 1755 zum Fürstbischof von Würzburg erhöht war, seine Vorliebe für den jungen Oberthür dadurch bethätigte, daß er ihn in das vom Fürstbischof Julius Echter begründete Knabeninstitut im Juliusspital aufnahm. In diesem Asyle hat Oberthür sieben Jahre zugebracht und von da aus unter der Leitung der Jesuiten das Gymnasium und die ersten Jahre der philosophischen Studien an der Universität absolviert. Die klassische Litteratur hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er hatte Augenblicke, in welchen er sich auf dem Gebiete der schönen Künste das Höchste erreichen zu können zutraute — emporstrebender, aber gutmütiger Ehrgeiz war eine seiner charakteristischen Eigenschaften —: zuletzt entschied er sich aber doch für das Studium der Theologie und zwar nach einigem Schwanken und unter dem Einflusse seines fürstbischöflichen Gönners, für den Weltpriesterstand. Im Jahre 1763 trat er in das Klerikalseminar ein und wendete sich neben den philosophischen und theologischen Studien auf Wunsch des Fürstbischofs, der offenbar größeres mit ihm vorhatte, zugleich dem Studium der Rechtswissenschaft, beziehungsweise des kanonischen Rechtes zu. Im Jahre 1769 wurde er zum Priester geweiht, aber erst im Anfange des Jahres 1771 trat er als Kaplan im Juliusspitale in die praktische Seelsorge ein. Jedoch schon vier Monate darauf unternahm er, wieder auf Veranlassung des Fürstbischofs, zu seiner höheren Ausbildung, namentlich in der Kurialpraxis, eine Reise nach Rom. Sein Aufenhalt in der Weltstadt dauerte ungefähr anderthalb Jahre und er hatte sich über den Mangel

an freundlicher Aufnahme und fördernder Behandlung von seiten der maßgebenden Kreise durchaus nicht zu beklagen. Nicht alles, was er in Rom zu beobachten Gelegenheit fand, erfreute sich seines Beifalls; namentlich wollte es ihm scheinen, daß die „Volksbildung und die sorgfältige christliche Volkserziehung" einigermaßen vernachlässigt würden. Anfangs Juli 1773 traf Oberthür wieder in Würzburg ein, gerade in der denkwürdigen Zeit, in welcher die Aufhebung des Jesuitenordens die bekannten Umwälzungen hervorrief, die sich in einem geistlichen Staate im besonderen Grade fühlbar machen mußten. Der Gönner Oberthürs, der regierende Fürstbischof, war kein Gegner dieser Maßregel und überhaupt dem erneuerten, reformierenden Geiste der Epoche zugewandt. Von Oberthür darf man, ohne fehlzugehen, dasselbe behaupten. Sein enthusiastischer Geist stand für alle Eindrücke des Jahrhunderts und dessen humanitäre, aufklärende Forderungen offen. Genug, seine Zeit war jetzt gekommen. Schon bald nach seiner Heimkehr ernannte ihn Adam Friedrich zum Vikariats- und Konsistorialrat, und wenige Monate darauf (November 1773) übertrug er ihm die erledigte Professur der Dogmatik an der Universität, obwohl nach dem Spruche kompetenter und doch milder Beurteiler Oberthür gerade für diese Disciplin nach seiner ganzen Geistesanlage am wenigsten befähigt war. Im darauffolgenden Jahre gab ihm der Fürstbischof durch die Verleihung einer Präbende am Kollegiatstift Haug zu Würzburg einen neuen Beweis seiner Gunst. Auch zu Karl Theodor von Dalberg, dem späteren Fürstprimas, der zugleich Mitglied des Würzburger Domkapitels war, trat Oberthür schon jetzt in nähere Beziehungen; die Korrespondenz beider geistesverwandten Männer beginnt mit dem Jahre 1774 und verstummt erst ungefähr seit dem Jahre 1790. Dalberg dachte in diesen Jahren wenigstens ungemein hoch von Oberthür und legte ihm (1774) in seiner Überschwänglichkeit das schriftliche Geständnis ab, daß ihm erst durch den Umgang mit ihm das wahre Christentum aufgegangen sei. An wissenschaftlichen Leistungen hatte übrigens Oberthür bislang nichts hervorragendes aufzuweisen. Im Jahre 1776 hatte er den ersten Teil der Dogmatik und Polemik unter dem Titel „Theologia revelata" erscheinen lassen, ohne aber damit bei den Fachleuten einen günstigen Eindruck hervorzurufen. Im Gegenteil: er fand schon jetzt mißgünstige und strenge Richter, die ihn überdies in den Geruch der Neologie brachten. Ein unverkennbares Verdienst Oberthürs dagegen war es, daß er sehr frühe die Notwendigkeit sorgfältiger Quellenstudien für ein fruchtbares Studium der Theologie theoretisch betonte und praktisch in seiner Weise dafür zu wirken suchte. Die von ihm im Jahre 1777 begonnene und bis 1794 fortgesetzte Handausgabe der Väter der ersten Jahrhunderte ist ein Ergebnis

dieſer ſeiner Anſchauung, das ſtrengeren wiſſenſchaftlichen Anforderungen freilich nicht genügt. Auch ſeine Ausgabe des Flavius Joſephus (1782—85, mit lateiniſcher Überſetzung) hat ſich keine beſſere Cenſur verdient; der in Ausſicht geſtellte Kommentar iſt niemals an das Licht getreten. Es hing dieſes Unterlaſſen eben mit einer ſich immer ſtärker entwickelnden Neigung Oberthürs zuſammen, ſich zu gleicher Zeit mit den verſchiedenſten Unternehmungen und Arbeiten zu befaſſen, gern in das Weite zu wirken, und indem er ſtets das Beſte wollte, aller Welt nützen zu wollen. So zerſplitterte er häufig ſeine Kräfte und verlor er oft ſeinen nächſten Beruf aus den Augen. In dieſer Richtung auf das Gemeinwohl liegt am Ende aber auch ſeine eigentliche Bedeutung, und hat er im Verlauf der Zeit in der That Erſprießliches und Bleibendes geleiſtet. Schon jetzt nehmen wir zugleich ſeine Neigung wahr, die dann freilich zunahm, nach allen Seiten hin, mit den verſchiedenartigſten Perſönlichkeiten Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten. Seine erhaltene Paſſivkorreſpondenz legt dafür ein oft überraſchendes Zeugnis ab. Männer und Frauen aller Berufe und Stände ſind in derſelben vertreten. Und hinwiederum iſt es Mittel- und Norddeutſchland, wohin er ſeine Fäden ſpinnt, und es ſind faſt mehr Proteſtanten als Katholiken, mit denen er anknüpft; jedenfalls ſind ihre Beiträge die intereſſanteren. Oberthür war und blieb im Grunde ſeines Herzens zwar ein korrekter Katholik, wenn er auch dem ausſchließlichen Konfeſſionalismus abhold war und eine Vereinigung der Konfeſſionen nicht für ein bloßes Phantom hielt. Doch haben wir mit dieſen Bemerkungen der Zeit beinahe etwas vorgegriffen. Der Tod von Oberthürs Gönner, des Fürſtbiſchofs Adam Friedrich von Seinsheim, und die Erhebung Franz Ludwigs von Erthal (1779) hatte fürs erſte für die Stellung Oberthürs keine merklichen Folgen gehabt. Franz Ludwigs Anſichten von ſeiner Aufgabe und den brennenden Fragen der Zeit waren zwar unverkennbar um einiges ſtrenger als die ſeines Vorgängers, er war von Haus aus von ernſterem und ängſtlicherem Weſen, im übrigen jedoch trat er den Forderungen der Epoche nach Humanität und Aufklärung keineswegs ablehnend entgegen. So geſtaltete ſich anfangs Oberthürs Verhältnis zu ihm freundlich. Als dieſer in Übereinſtimmung mit Dalberg für den von ſeinem Kollegen hart angegriffenen Mainzer Theologen Iſenbiehl lebhaft eintrat und dafür von dorther ſcharfe Anfechtungen erlitt, trug der Fürſtbiſchof ihm dieſes nicht nach, ja er trat ſogar auf ſeine Bitte beruhigend und beſchwichtigend dazwiſchen. Als ferneres Zeugnis der anfänglichen Zufriedenheit Franz Ludwigs mit Oberthür darf die Thatſache dienen, daß er ihn 1780 zum Direktor ſämtlicher Stadtſchulen und zwei Jahre darauf zum wirklich geiſtlichen Rat ernannte. Oberthür hat in der That die

Reform der Stadtſchulen mit Nachdruck in Angriff genommen und einen Plan zu dieſem Zwecke ausgearbeitet, der ſo manche Einrichtung anregte und der Ausführung entgegenführte, die wir heutzutage als ganz ſelbſtverſtändlich betrachten. Allmählich haben ſich aber die guten Beziehungen zwiſchen Oberthür und ſeinem Fürſten getrübt. Die Verſtimmung des letzteren bezog ſich hauptſächlich auf die Wirkſamkeit Oberthürs als Profeſſor der Dogmatik. Wir haben ſchon angedeutet, wie es ſich mit Oberthürs Befähigung in dieſer Richtung verhielt. Die Gabe des ſtreng logiſchen und methodiſchen Denkens und Entwickelns, die dieſe Disciplin erfordert, ging ihm eben ab; dazu kam, daß ſeine Lehrgabe ebenfalls nicht ſeine ſtärkſte Seite war, endlich ließ er ſich überall gerne gehen und machte es ſeinen Gegnern, den Anwälten der ſtrengeren Schule, leicht, ihn zu verdächtigen. Man meinte wohl und behauptete in dieſen Kreiſen, daß ſeine Vorſtellung von dem Weſen der Religion nicht die korrekte ſei und daß er ſie mit Humanität verwechſele u. ſ. w. Beſchuldigungen dieſer Art verfehlten nun nicht, Eindruck auf den von Natur ängſtlichen und mißtrauiſchen Fürſten zu machen und er beſchloß, die erwachſene Schwierigkeit durch das Auskunftsmittel zu löſen, daß Oberthür an die Spitze des zu gründenden „Armeninſtitutes“ als Präſident trete und dafür auf die Profeſſur verzichte; ſelbſt Dalberg riet ſeinem Freunde, dieſes Anerbieten anzunehmen. Letzterer hatte übrigens in derſelben Zeit Oberthür zu beſtimmen geſucht, durch ihren gemeinſamen Freund, den bekannten Geſchichtſchreiber M. J. Schmidt, der ſeit dem Jahre 1777 eine angeſehene Stellung in Wien einnahm, ſich dorthin einen paſſenden Ruf zu verſchaffen und ſo ſich ſeiner unbequem gewordenen Lage in Würzburg zu entziehen. Es ſcheint jedoch, daß Oberthür dieſen Vorſchlag nicht weiter verfolgte, und gewiß iſt, daß er jenen Wunſch Franz Ludwigs, der ihm einen ehrenvollen Rückzug anbot, ablehnend beantwortete. Er mochte es als eine Ehrenſache betrachten, ſeinen Gegnern freiwillig das Feld nicht zu räumen, dies umſoweniger, als er die Meinung der Gegner, daß die Dogmatik nicht ſein wahres Fach ſei, in keiner Weiſe teilte. So entſchloß ſich der Fürſt, deſſen Neigungen ein gewaltſames Vorgehen nicht entſprach, auf eine mildere Weiſe zu ſeinem Ziele zu kommen, d. h. er entzog Oberthür die Vorträge über Dogmatik und beſchränkte ihn auf die Dogmengeſchichte: eine Maßregel, in welcher immerhin eine Minderung ſeiner akademiſchen Stellung und Wirkſamkeit lag. Von dieſer Zeit an hat ſich das Verhältnis zwiſchen Oberthür und ſeinem Fürſten eher noch mehr getrübt, als gebeſſert. Es trat das namentlich im Jahre 1787 zu Tage, als die Univerſität Würzburg die Wahl Dalbergs zum Koadjutor von Mainz mit einer öffentlichen Feier beging und Oberthür die Feſtrede hielt. Franz

Ludwig fühlte sich durch einige Äußerungen in dieser Rede, welche, wie er meinte, Dalberg auf seine Kosten rühmte und jenem gleichsam die intellektuelle Urheberschaft der von dem Fürsten durchgeführten Reformen zuschrieb, schwer gekränkt und unterließ nicht, sich Oberthür gegenüber ausdrücklich dagegen zu verwahren und den schwer empfundenen Irrtum schriftlich zu berichtigen. Oberthür ließ sich übrigens durch Vorgänge dieser Art in seinem Thun und Lassen in keiner Weise beirren. Es begreift sich, daß, seitdem er sich in der Heimat so wenig verstanden sah, er seine im nördlichen Deutschland angeknüpften Verbindungen noch sorgfältiger pflegte. Jena, Weimar, Gotha und Göttingen waren die Orte, wohin dieselben reichten; Männer, wie in erster Linie der ältere Eichhorn, weiterhin Meiners, Böttticher u. s. w., waren es, mit welchen er am häufigsten korrespondierte; auch die Karoline Böhmer und später sogar auch der konstitutionelle Bischof Gregoire befanden sich in dieser Reihe. Aber auch zu dem münsterschen Kreise, der Fürstin Gallitzin, dem Domdechant Spiegel von Desenberg u. a. trat er bald in nähere Beziehungen. Die oben genannten Städte hat er auch wiederholt besucht. Wenn, wie man gemeint hat, hierbei Oberthürs Eitelkeit ein wenig im Spiele war und er sich in der Rolle gefiel, zwischen dem Norden und Süden, den Katholiken und Protestanten freundliche Beziehungen herzustellen, so wäre das wohl die geringere Schwäche, die man ihm vorzuwerfen hätte, und zugleich für jene Zeit nicht der einzige Fall der Art. Auch seine litterarische Thätigkeit ruhte in diesem Jahre mit nichten. Sie war zum Teile populärer Natur, wie die Biographie des Würzburger Professors Adam Ulrichs (zuerst 1784 erschienen), die Lebensbeschreibung eines Mannes, der weniger als Gelehrter und Lehrer, als durch seine Pflege der Landwirtschaft und andere noch weniger interessante Eigentümlichkeiten sich bemerkbar gemacht hatte. Wichtiger war Oberthürs „Idea biblica ecclesiae Dei", von welcher im Jahre 1790 der 1. Band, 1799 der 2. Band, der 6. und Schlußband aber erst 1821 veröffentlicht wurde. Es war dies ein Versuch zu einer neuen Grundlegung der Theologie, getragen von dem Gedanken einer biblischen Idee der Kirche, der jedoch von seiten der wissenschaftlichen Vertreter der Kirche in jenen und in späteren Jahren nur eine abfällige Beurteilung gefunden hat. Eine Neigung zu kosmopolitischer Religionsmengerei und Mangel an Vertrautheit mit dem Geiste und Inhalte der kirchlichen Lehrtradition u. dergl. hat man noch in neuester Zeit daran getadelt. War ja doch auch schon der 2. Band von der Censur in Würzburg beanstandet worden und hatte auswärts gedruckt werden müssen. Nebenher fühlte sich Oberthür durch seinen gut fränkischen Patriotismus auch zu Streifzügen in das Gebiet der fränkischen und würzburgischen Geschichte veranlaßt.

Sein „Taschenbuch für Geschichte, Topographie und Statistik Frankenlands", besonders von dessen Hauptstadt Würzburg erschien in mehreren Jahrgängen von 1795 bis 1797, verfolgte aber nur praktische und populäre Zwecke. Im Jahre 1802 ließ er die Biographie seines Freundes, des bereits erwähnten Geschichtschreibers M. J. Schmidt an das Licht treten, die zwar dessen Bedeutung als Historiker nicht feststellte, aber immerhin einen dankenswerten Beitrag zu seiner Lebensbeschreibung und Charakteristik lieferte.

Der im Jahre 1795 erfolgte Tod Franz Ludwigs von Erthal und die Nachfolgerschaft Georg Karl von Fechenbachs hatte an der allgemeinen Stellung Oberthürs wenig geändert. Oberthür war mit dem neuen Fürstbischof von früher her befreundet und unterließ es nicht, als die Stimmung in Würzburg sich dem neuen Fürsten wenig entgegenkommend erwies, öffentlich in einer Predigt ihm die Wege zu ebnen. Die Regierung G. K. v. Fechenbachs als eines weltlichen Fürsten hat bekanntlich nur bis zum Jahre 1803 gedauert; infolge der Säkularisation ging das Hochstift Würzburg an Kurbayern über. Diese Umwälzung drohte nun auch, noch dazu ganz unerwarteterweise, empfindlich in das Schicksal Oberthürs einzugreifen. Die kurbayerische Regierung schritt nämlich unter anderen Reformen zu einer vollständigen Umgestaltung und Erneuerung der Würzburger Universität und zwar in einer recht gründlichen Weise, die von dem alten Bau keinen Stein mehr auf dem andern ließ. Manche der Professoren aus der fürstbischöflichen Zeit fielen dieser Reorganisation zum Opfer und darunter befand sich zur höchsten Überraschung auch Oberthür. Daß eine Regierung der Aufklärung einen so ausgesprochenen Mann der Aufklärung fallen ließ, mußte mit Recht befremden, und noch heutzutage bleibt jenes Vorgehen dunkel, wenn man nicht annimmt, daß die leitenden Geister der Reorganisation, wie z. B. Schelling, ihn für wissenschaftlich zu gering hielten. Dem sei jedoch wie ihm wolle, Oberthür empfand den Schlag um so härter, je weniger er darauf gefaßt gewesen war, und die Tröstungen namentlich seiner auswärtigen, norddeutschen Freunde mochten ihm ein geringer Ersatz für die erlittene Kränkung dünken. Er war jedoch keineswegs gemeint, sich dabei zu beruhigen, und richtete u. a. ein Schreiben an den Staatsrat von Zentner in München, in welchem er sich in lebhaftem Tone und Selbstgefühl über die erfahrene Zurücksetzung beklagte. In diese Zeit fällt die Entstehung seiner Schrift „die Bayern in Franken und die Franken in Bayern" (Nürnberg 1804), und es liegt die Vermutung nahe, daß sie von dem Wunsche ihres Verfassers auf die Stimmung in München für seine Person fördernd einzuwirken, eingegeben war. Wie dem sein mag, sein Wunsch wurde erfüllt, er wurde am 28. April 1804 wieder angestellt und der theologischen Sektion eingereiht, denn die Fakul-

täten alter Ordnung waren ja aufgehoben worden und katholische und protestantische Theologen in ein und derselben Sektion vereinigt. An dieser Kombination hat Oberthür wohl am wenigsten Anstoß genommen; er hat dann auch als Dekan im Jahre 1805 einem protestantischen Gelehrten das Doktorat der Theologie erteilt. Im übrigen ist seine Wirksamkeit als Lehrer in der Dogmatik auch in diesen Jahren nicht groß gewesen. Um so eifriger lebte er seiner Vorliebe zur Förderung gemeinnütziger Interessen, und wenn man ihm auch eine gewisse Anlage zur Projektenmacherei nicht bestreiten kann, so muß man zugleich zugeben, daß sich darunter höchst zeitgemäße und lebensfähige befanden und daß er durch die Betreibung derselben zum Wohlthäter seiner Vaterstadt geworden ist. So hat er noch in der Zeit Franz Ludwigs von Erthal den Anstoß zur Gründung einer Lesegesellschaft gegeben, als deren letzte und reifste Frucht wir die Gesellschaft „Harmonie" zu begrüßen haben, auf welche die Stadt Würzburg stolz zu sein Ursache hat. So verdankt ihm der sogen. „polytechnische Verein" seine Entstehung, eine für die Bildung des Gewerbe- und Handwerkerstandes unendlich segensreiche Anstalt. Auch mit der Hebung des Theaters scheint er sich gerade in diesen Jahren (1803—1806) und zwar in höherem Auftrage abgegeben zu haben. Schon dem Fürstbischof Franz Ludwig hatte er zum Zweck der Förderung der Sittlichkeit u. a. die Gründung eines Theaters vorgeschlagen, aber bei der bekannten Ängstlichkeit des Fürsten damit keinen Anklang gefunden. Es ist möglich, daß unter G. K. v. Fechenbach das seiner Zeit von Adam Friedrich v. Seinsheim unterhaltene Hoftheater in kleinen Grenzen wiederhergestellt wurde und Oberthür dabei zugezogen wurde. In der sogenannten ersten bayerischen Zeit aber wurde ein öffentliches Theater in Würzburg, es scheint unter staatlicher Mitwirkung, geschaffen und an der Leitung desselben nahm Oberthür „auf höheren Befehl", wie er sagt, wenigstens eine Zeit lang Anteil. Das Ende der bayerischen Herrschaft im Jahre 1806 und die Schöpfung des „Großherzogtums Würzburg" unter dem ehemaligen Großherzog von Toskana hatte in der ersten Zeit keine Änderung in Oberthürs Stellung im Gefolge. Aber als im Jahre 1809 eine im restaurativen Sinne gehaltene Umgestaltung der Universität und der von der bayerischen Regierung getroffenen Einrichtungen beliebt wurde, traf das Los der Beseitigung auch den Repräsentanten der theologischen Aufklärung; Oberthür wurde in den Ruhestand versetzt, und ist seitdem, trotz der dauernden Wiederkehr der bayerischen Regierung im Jahre 1815, als akademischer Lehrer nicht wieder reaktiviert worden. In seiner Weise thätig zu sein, hörte er freilich nach wie vor nicht auf. Noch im Jahre 1807 hatte er ein neues theologisches Werk begonnen, die „biblische Anthropologie", die

im Jahre 1810 in fünf Bänden abgeschlossen wurde. Sie behandelt „die gesamte biblisch-dogmatische Lehre vom Menschen in theologisch-spekulativer Darstellung und will die Idee des Reiches Gottes zur Darstellung bringen". Sie gilt für Oberthürs bestes Werk, wie fachmännische Stimmen sagen, das zwar nicht frei von den Mängeln ist, die allen seinen Schriften anhangen, aber doch das Verdienst hatte, in seiner Zeit anregend zu wirken, und einen achtungswerten Versuch enthielt, die kirchlich-dogmatische Lehre vom Menschen dem allgemeinen Verständnis der Gebildeten näher zu rücken. In diesen Jahren nicht ganz freiwilliger Muße entstand in Oberthür unter andern Projekten auch der Gedanke der Gründung einer „poetischen Gesellschaft" oder einer „Dichter-Akademie", die freilich nicht Gestalt gewonnen hat. Die Gründung einer Zeitschrift „Aurora", zu welcher Oberthür den Anstoß gegeben und die Abfassung seiner Schrift „die Minne- und Meistersänger aus Franken" 2c. (Würzburg 1818) verdanken jenem Plane ihren Ursprung. Die Vorrede zu dieser Schrift ist so recht bezeichnend für den nie ruhenden Geist dieses Mannes, wenn auch der darauf folgende Entwurf zu einem vaterländischen Geisterdrama keine große Vorstellung von seiner poetischen und dramatischen Anlage erweckt. Daß Heinrich Voß den von der bayrischen Regierung (1804) an ihn ergangenen Ruf nicht annahm, bedauert Oberthür vor allem auch darum, weil er sich an dem Wahn ergötzt hatte, Voß würde der Mittelpunkt einer fränkischen Dichterschule werden und eine neue Epoche der fränkischen Litteratur- und Kulturgeschichte begründen! Eine für Oberthür erfreuliche Gestaltung seiner äußeren Lage trat im Jahre 1821 ein, als er durch den König Max I. von Bayern bei Gelegenheit der Reorganisation des Bistums Würzburg zum Mitglied des Domkapitels ernannt wurde, mit der erfreulichen Zugabe, daß er darum seine Pension als ehemaliger Professor aus besonderer Gnade nicht verlor. Die noch übrigen zehn Jahre seines Lebens füllte er mit der Fortsetzung seiner uns bekannten Gewohnheiten aus. Teils beschäftigte ihn die Vollendung bereits angefangener Schriften, wie z. B. „die theologische Encyklopädie", teils die zahlreiche Korrespondenz, teils Reisen zu seinen Freunden, darunter eine letzte nach Thüringen, beziehungsweise nach Weimar, wo ein Besuch bei Goethe allerdings nicht mit der freundlichsten Aufnahme bedacht wurde. Auch sonst versäumte Oberthür, selbstgefällig wie er war, keine Gelegenheit, öffentlich hervorzutreten. Im Jahre 1823 wurden es fünfzig Jahre, seit er zuerst den Lehrstuhl bestiegen hatte; allerdings war dieses halbe Jahrhundert insofern nicht voll, als er seit 1809 in den Ruhestand versetzt war. Oberthür hielt es indes gleichwohl für angezeigt, daß das Gedächtnis dieser Feier nicht unbeachtet vorübergehe und regte, da dies sonst niemand that, selbst

die Angelegenheit bei dem akademischen Senate an und erbot sich sogar, selbst die Festrede zu halten. Das Entgegenkommen des Senates war jedoch wenig ermunternd, schon weil dieser die Jahre der Quieszenz nicht mitzählen wollte, und es scheint, daß Oberthür sich mit einer Feier im verkleinerten Maßstabe bescheiden mußte. Seine Verdienste um die Universität waren bei Lichte besehen auch nicht die größten, um so größer und unverkennbarer aber waren sie für die Stadt, in welcher er durch sein gemeinnütziges Streben sich ein unvergängliches Andenken gegründet hat, das bis auf den heutigen Tag unversehrt fortlebt. Bei manchen Schwächen vertrat Oberthür überhaupt durch seine humane und aufopfernde Gesinnung die Sache der Menschheit, so daß man am Ende doch sagen darf, daß eine große edle Seele in dem oft verkannten Manne lebte. Seine wahrhaft menschenfreundliche Gesinnung hat er noch durch seine letztwillige Verfügung dokumentiert, kraft welcher er sein trotz seiner fortgesetzten Wohlthätigkeit erübrigtes nicht unbedeutendes Vermögen zu Gunsten dürftiger Handwerker und Armenstiftungen vermachte. So möge denn auch sein Angedenken in Segen bleiben!

Eulogius Schneider.

(1877.)

Es ist nicht meine Absicht, im folgenden eine Geschichte des Mannes zu geben, der bereits oft der Gegenstand biographischer Darstellung gewesen ist und über den sich im Laufe der Zeit eine ziemlich ansehnliche Litteratur angesammelt, der überdies Ankläger, wie Verteidiger genug gefunden hat. Ich habe vielmehr vor, den Gang seines Lebens, beziehungsweise die verschiedenen Darstellungen desselben einer Durchsicht zu unterziehen und Irrtümer, die mir aufgefallen sind, zu berichtigen, Lücken, auf die ich gestoßen bin, auszufüllen, Gesichtspunkte, die man umgangen hat, geltend zu machen. Auf diesem Wege wird es, wie ich hoffe, möglich werden, die wahre Bedeutung des vielbesprochenen Mannes festzustellen und den richtigen Standpunkt für die Beurteilung seines Charakters aufzufinden. Aus diesem Grunde wird unsere Betrachtung keineswegs ihren Schwerpunkt in den letzten Akt von Schneiders Leben verlegen, wie merkwürdig derselbe auch mit Recht erscheinen mag und wie gewiß auch gerade er es ist, der ihn von jeher zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit gemacht hat. Es sollen vielmehr die verschiedenen Momente seines Lebens eine möglichst gleichmäßige Berücksichtigung erfahren, wie denn auch in der That in allen gleich viel zu thun übrig gelassen worden ist.

Noch bei Schneiders Lebzeiten ist eine anonyme Schrift erschienen, die sein Leben und seine Schicksale „im Vaterlande" behandelt*). Sie ist die Quelle für alle geworden, die später über ihn gehandelt haben und unzweifelhaft wird man für diesen Teil seines Lebens stets auf sie zurückgehen müssen, weil sich ihr Verfasser offenbar ungewöhnlich gut unterrichtet zeigt. Für den Urheber dieser Schrift hat man einmal den bekannten späteren kurbayerischen Archivar Stumpf gehalten, aber gewiß mit Unrecht. Der Ursprung derselben wird mit größerem Rechte in Bonn

*) Frankfurt a. M. 1792. Eine zweite Ausgabe erschien bereits 1793.

gesucht werden müssen, wenn wir es auch nicht wagen, eine bestimmte Persönlichkeit als Verfasser zu bezeichnen. Schneider hat notorisch zahlreiche Anhänger in Bonn zurückgelassen und nur jemand, der ihm wirklich nahe stand, konnte die bezüglichen Bonner Vorgänge so genau kennen und zugleich über seine früheren Erlebnisse so gut unterrichtet sein. Ja, ich halte es sogar für nicht unwahrscheinlich, daß die Schrift nicht ohne sein Zuthun entstanden ist. Angefeindet, wie er in Straßburg bald genug war, mochte es ihm wünschenswert erscheinen, über seine Vergangenheit authentische Nachrichten an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen und doch den Schein zu vermeiden, als gingen sie von ihm selbst aus. So erklärt sich der Ton der wohlmeinenden Unparteilichkeit, der mit unverkennbarer Absichtlichkeit angestrebt und freilich manchmal wie unwillkürlich verlassen wird. Als Gegenstück zu dieser Schrift erschien drei Jahre nach Schneiders Tod (1797) eine wiederum anonyme Schilderung von seinen „Schicksalen in Frankreich", mit dem wahrscheinlich falschem Druckorte: Straßburg. Auch diese Schrift stammt unverkennbar von einem gut unterrichteten Verfasser, der sicher zum größten Teile Augenzeuge der Vorgänge, die er berichtet, gewesen ist. Eine Parteischrift ist es indes nicht: sie ist zwar von einer wohlwollenden Gesinnung durchdrungen, aber nicht von blinder Voreingenommenheit für Schneider diktiert. Sie ist in hohem Grade lehrreich und ergiebig; freilich alles, was man erfahren möchte, erfährt man aus ihr nicht, und die sorgfältige Prüfung der einzelnen Angaben bleibt hier wie überall geboten*). Eine zusammenfassende Arbeit über Schneider ist erst ein halbes Jahrhundert später von dem Bonner Professor L. Lersch unternommen worden**). Sie behandelt die erste größere Hälfte seines Lebens, die in Deutschland spielt, ausführlich und mit ziemlicher Vollständigkeit, namentlich die Bonner Epoche ist eingehend dargestellt. Erschöpfend freilich ist auch diese nicht; so läßt z. B. die Schilderung von Schneiders Aufenthalt in Stuttgart erheblich zu wünschen übrig. Lersch so gut als allen übrigen, die sich mit Schneider beschäftigt haben, ist die betreffende Hauptquelle, nämlich Werkmeisters Denkwürdigkeiten, unbekannt geblieben. Viel weniger gelungen ist der zweite Teil der Arbeit,

*) Als Verfasser der Schrift vermutet Heiß den Schwaben Cotta, einen Parteigänger Schneiders in Straßburg, der nach sicheren Nachrichten dessen Witwe geheiratet hat. Vergl. Schillers und Cottas Briefwechsel von Vollmer S. 187—193. — Die Schrift: Eulogius Schneiders, ehemaligen Maires (!) zu Straßburg, ernste Betrachtungen über sein trauriges Schicksal, von ihm selbst vor seiner Hinrichtung aufgeschrieben u. s. w. Paris und Leipzig 1792, ist längst als apokryph erkannt und muß aus der Reihe der Quellenschriften ausgeschlossen bleiben.

**) S. Monatsblätter zur A. A.-Zeitung Dezember 1845, Februar 1846.

der die Straßburger Vorgänge darstellt; dazu war Lerſch allerdings auch viel weniger der Mann, wie denn überhaupt ſein Urteil häufig hinter ſeinem guten Willen zurückbleibt. Gerade als eine Ergänzung für dieſen Teil hat F. C. Heitz in Straßburg im Jahre 1862 einen höchſt dankenswerten Beitrag erſcheinen laſſen. Seine „Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider“ gewähren uns alles urkundliche und aktenmäßige Material, wie es beſonders in der von Schneider begründeten und heutzutage ſchwer zugänglichen Zeitſchrift „Argos“ verborgen liegt. Die vorausgeſchickte Skizze von Schneiders Leben iſt allerdings gar zu kurz gehalten, und das Verzeichnis ſeiner vor 1792 abgefaßten Schriften weiſt noch einzelne Lücken auf. Indes vermag dieſer Umſtand den Wert der Buches in keiner Weiſe zu beeinträchtigen. Denn dieſe und die oben erwähnte, vermutlich von Cotta herrührende Schrift enthalten in Verbindung mit dem ſogenannten „blauen Buch“, mit dem 5. Bande von Joh. Frieſes „Vaterländiſcher Geſchichte der Stadt Straßburg“ und Engelhards Fortſetzung der Strobelſchen Geſchichte des Elſaſſes (Bd. 5 u. 6) alles, was zu einem ſelbſtändigen Urteil über den letzten und verwickeltſten Teil von Schneiders Leben nötig erſcheinen dürfte. In dieſem Zuſammenhange iſt aber noch ein anderer verdienter Straßburger Gelehrter zu nennen, nämlich Louis Spach. Dieſer hat in ſeinen „Biographies Alsaciennes“ (Straßburg 1866, Bd. 1, S. 187—321) ausführlich über den erſten Maire von Straßburg, Friedrich von Dietrich gehandelt; ſeine Schilderung iſt zwar etwas zu apologetiſch gehalten, im übrigen aber ein erwünſchter und lehrreicher Beitrag zur Kenntnis der Vorgänge, durch welche Schneiders Charakter auf eine ſo verhängnisvolle Probe geſtellt werden ſollte. L. Spach hat außerdem in dem 5. Band ſeiner Elſäſſer Biographien ſich mit Schneider im beſonderen beſchäftigt, indem er ihn als „Dichter und Schriftſteller“ behandelt. Die Ausführung iſt unterrichtend, jedoch nicht erſchöpfend und gerade darum auch nicht durchweg gerecht: ſie hat aber von vornherein das Verdienſt, den in Rede ſtehenden Mann zum erſtenmal im Zuſammenhange von der Seite her betrachtet zu haben, die in der Regel vor ſeiner politiſchen Wirkſamkeit zurücktreten mußte, und gleichwohl ein weſentliches Moment für die Geſamtauffaſſung bildet. Von eigentlichen Franzoſen hat in neuerer Zeit Charles Nodier in ſeinen „Souvenirs et Portraits de la Révolution“ über Schneider das Wort ergriffen, jedoch ſeine Erzählung iſt ſo verworren und die wenigen glaubwürdigen Angaben ſind mit ſo tollen Unwahrſcheinlichkeiten und Unmöglichkeiten verſetzt, daß nicht ernſt genug vor ihm gewarnt werden kann. Deutſcherſeits haben zuletzt Venedey, Mendelsſohn-Bartholdy und Scherer-Lorenz über Schneider geſchrieben. Das wertvollſte unter dieſen bietet uns Venedey in ſeinen „Deutſchen Republikanern unter der franzöſiſchen

Republik“ (Leipzig 1870). Er teilt uns einiges stofflich Neue mit, was sowohl auf die Bonner als die Straßburger Zeit Schneiders neues Licht wirft, außerdem aber hebt er zum erstenmale den Gegensatz zwischen den deutschen und französischen Demokraten in Straßburg, an dem Schneider hauptsächlich gescheitert ist, in eindringlicher und anschaulicher Weise hervor. Im übrigen ist seine Auffassung nicht eine schlechthin apologetische, jedoch von allem Optimismus wird man sie nicht freisprechen können. Der Aufsatz von Mendelssohn-Bartholdy (Preuß. Jahrbücher 1871) ist offenbar durch Venedeys Buch hervorgerufen und unter den Eindrücken des jüngsten schweren Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich geschrieben. Er beschäftigt sich vornehmlich mit der Katastrophe Schneiders und dem bereits von Venedey nachdrücklich betonten Konflikt der deutschen und wälschen Revolutionsmänner. Der Aufsatz ist offenbar etwas rasch entstanden und daher von verschiedenen Irrtümern durchwachsen, die unter anderen Umständen leicht vermieden worden wären. Die betreffende Darstellung in dem Werke von Scherer-Lorenz steht, was die Auffassung anlangt, ungefähr auf demselben Standpunkt, ohne sich tiefer auf Einzelheiten einzulassen. Eine ganz besonders wichtige Quelle sind Schneiders zahlreiche Schriften, die man am vollständigsten in dem Lexikon verstorbener bayerischer Schriftsteller von Clemens Baader (Bd. 1, S. 211) verzeichnet findet und auf deren bedeutendere wir zu sprechen kommen werden.

Schneider hat am 20. Oktober 1756 in dem damals zum Hochstift Wirzburg gehörigen Flecken Wipfeld am Main, zwischen Kitzingen und Schweinfurt gelegen, das Licht der Welt erblickt. In der Taufe hat er den Namen Georg erhalten und denselben erst bei seinem Eintritt in das Kloster mit einem anderen, Eulogius, vertauscht, diesen aber, seines Wohlklangs wegen, nach dem Ausscheiden aus dem Mönchstande beibehalten. Schneider ist, glaubwürdiger Nachricht zufolge, auf seinen Geburtsort insoferne mit Recht stolz gewesen, als ebenda ungefähr 300 Jahre früher Konrad Celtis geboren worden war; er soll sich auch eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen haben, das Leben desselben zu beschreiben, hat ihn aber wieder aufgegeben und die Ausführung desselben seinem Landsmann Engelbrecht Klüpfel, der dann zugleich auch sein Biograph geworden ist, überlassen**). Schneiders Eltern waren Häckersleute und haben in der Folge ihr mäßiges Besitztum zum größten Teile daran gewendet, ihrem Sohne eine höhere Laufbahn zu eröffnen. In nicht weiter Ent-

*) Der Aufsatz in den Hist. polit. Blättern (Jahrgang 1864) über Schneider ist mir nicht unbekannt geblieben, so wenig als manches andere der Art, was ich hier übergehe, weil es mich ohne Grund zu weit abführen würde.

**) Klüpfel war Professor der Theologie in Freiburg i. Br. Vgl. dessen Necrologium Sodalium et amicorum Litteratorum qui auctore superstite

fernung von Wipfeld, auf der rechten Seite des Maines, lag die Auguſtinerprobſtei Heidenfeld, im 11. Jahrhundert zur Zeit des Biſchofs Adelbero von Wirzburg von der Gräfin Alberada von Banz und deren Gemahl, Markgraf Hermann von Vohburg, gegründet und an die Wirzburger Kirche geſchenkt. Biſchof Adelbero ſtattete dafür die neue Stiftung mit der Pfarrei Wipfeld aus und beſtimmte, daß zu aller Zeit ein Chorherr der genannten Probſtei dieſelbe verſehen ſolle. In der Zeit von Schneiders Kindheit bekleidete dieſes Amt Valentin Fahrmann, ein Bruder des ſpäteren Wirzburger Weihbiſchofs Joſef Andreas Fahrmann, der aber nur dieſes, und nicht, wie faſt ſtets angegeben wird, Fürſtbiſchof von Wirzburg war, eine Würde, zu der bekanntlich vor der Säkulariſation ein bürgerlich Geborener nicht gelangen konnte. Dieſer Heidenfelder Chorherr alſo entdeckte in dem jungen Schneider die Befähigung zu etwas Beſſerem und bewog ſeine Eltern, ihre Zuſtimmung zu geben, daß er ihm in den Anfangsgründen der lateiniſchen Sprache Unterricht erteile. Es iſt kein Zweifel, Schneider war in der That von der Natur mit nicht gewöhnlichen Fähigkeiten ausgeſtattet, und es war erlaubt anzunehmen, daß bei ſorgfältiger und glücklicher Entwickelung derſelben etwas Tüchtiges aus ihm werden könne. Im Sinne ſeines Lehrers und ſeiner Eltern war er nach der herrſchenden Sitte ohne Zweifel für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Mit anderen Worten, es wurde hier, wie in dieſen Kreiſen ſo oft, ſeiner Berufswahl vorgegriffen und ein gefährliches Spiel mit einer noch unentwickelten Menſchenſeele geſpielt. Im Jahre 1768, in ſeinem 12. Lebensjahre, wurde Schneider zum Zwecke ſeiner weiteren Ausbildung nach Wirzburg gebracht. Damals ſaß auf dem Stuhle des heiligen Burkard der Fürſtbiſchof Adam Friedrich von Seinsheim, und herrſchte in der Hauptſache noch das Syſtem, das ſein Vorgänger Julius begründet hatte. Noch ſtand der, wenn auch vielfach angefochtene Orden der Jeſuiten aufrecht und hatte hier mehr als an manchen anderen Orten alle Bildungsanſtalten in ſeinen feſtgeſchloſſenen Händen. Der junge Schneider fand durch ſeine Mittelloſigkeit bald Aufnahme in das mit dem Juliusſpital verbundene, für eine beſchränkte Anzahl armer Schüler beſtimmte Knabenkonvikt und beſuchte von hier aus drei Jahre hindurch das von den Jeſuiten geleitete öffentliche Gymnaſium. Er hat ſpäter bei Gelegenheit ſeiner Antrittsrede in Bonn*) ſich über das durch die Jeſuiten getragene

diem suum obierunt. Friburgi et Constantiae MDCCCIX, wo S. 95—107 Schneiders Lebensabriß zu finden iſt. — Über Klüpfel, geb. 1733 zu Wipfeld, geſt. 1811 zu Freiburg i. Br. vgl. Schreiber, Geſch. der Univerſität Freiburg 3, 195 f.

*) Ich meine die „Rede über den gegenwärtigen Zuſtand und die Hinderniſſe der ſchönen Litteratur im katholiſchen Deutſchland", die bereits der erſten Ausgabe ſeiner Gedichte angehängt iſt.

Lehrſyſtem ſo deutlich und zugleich ſo ungünſtig ausgeſprochen, daß man Grund hat anzunehmen, es ſei in erſter Linie ſeine eigene Erfahrung geweſen, die ihm die Beweismittel für ſein verwerfendes Urteil an die Hand gegeben hat.

Es ſoll hier nicht unterſucht werden, inwieweit ſeine Ausführung in der gedachten Rede zutreffend iſt. Sicher aber hat die ſtreng geiſtliche Erziehung auf eine heiß angelegte und zugleich emporſtrebende Natur, wie die ſeinige war, ungünſtig gewirkt und die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht. Im Jahre 1771 ging Schneider an die Univerſität über. Am 26. November 1771 hat er ſich in das Album der Univerſität als „Joannes Georgius Schneider de Wipfeld ex Hospitali Juliaceo“ und zwar als „Humanista“ eingeſchrieben. Dieſer frühe Übergang zur Hochſchule — denn Schneider zählte erſt 16 Jahre — hängt offenbar mit der eigentümlichen Verbindung zuſammen, in welcher die ſogenannten philoſophiſchen Studien an dem oberen Kurſus des Gymnaſiums und dem unteren Kurſus der Univerſität ſtanden. Jedoch als er ſich für einen Beruf entſcheiden mußte, wählte er nicht den geiſtlichen Stand, für den er urſprünglich beſtimmt geweſen, ſondern ſchrieb ſich der Form nach als Juriſt ein, wozu er vielleicht die wenigſten Anlagen mitbrachte. In Wahrheit aber ging er ſeinen Neigungen und Liebhabereien nach, die in einer ganz anderen Richtung lagen. Die Neigung zur Poeſie und den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften war in ihm bereits durch gebrochen, und er ſcheint in der Hingabe an ſie ſeine wahre Beſtimmung erkannt zu haben. Freilich war an der Univerſität Wirzburg zu dieſer Zeit für Studien dieſer Art wenig Anregung zu holen. Noch immer waren die Jeſuiten im Beſitze ihrer altherkömmlichen Stellung, wenn ſie auch an verſchiedenen Punkten ſchon durchlöchert war. Die aufklärenden und reformierenden Tendenzen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatten ja auch die katholiſche Welt ergriffen, und der damalige Fürſtbiſchof von Wirzburg hatte ſeinerſeits ſich ihnen nichts weniger als feindſelig bewieſen. Der bekannte Hiſtoriker M. J. Schmidt, der entſchieden auf Seite der Reformer ſtand, war der Mann ſeines Vertrauens in allen Fragen, die Schule und Unterricht jeder Abſtufung betrafen. Es fehlte indes gleichwohl noch vieles, um auch beſcheidenen Anſprüchen, gerade in Beziehung auf die allgemeinen Studien gerecht zu werden. So beſtand noch kein Lehrſtuhl für die griechiſche Sprache, und die Vorträge über die philoſophiſchen Disciplinen waren in höchſt unfähige Hände gelegt. Es iſt überhaupt ſchwer zu ſagen, wo und wie ſich Schneider ſeine Kenntnis der klaſſiſchen und modernen Sprachen erworben hat. Er ſchrieb in ſpäteren Jahren ein ziemlich gutes Latein, verſtand es durchaus

ſelbſtändig aus dem Griechiſchen zu überſetzen, und beherrſchte die neueren Sprachen. Angeborene Anlage und Selbſtſtudium ſchienen das beſte dabei gethan zu haben. Eine fühlbare Umwälzung an der Univerſität Wirzburg führte die Aufhebung des Jeſuitenordens herbei. Alles, was bisher unter dem Drucke ſeines Syſtems gelitten hatte, atmete auf, und ein neuer, friſcher Geiſt begann durch die Räume zu wehen, die bisher von dumpfer Stickluft erfüllt geweſen waren. Wie weit Schneider aus dieſer Umgeſtaltung Nutzen gezogen, läßt ſich ſchwer feſtſtellen. Die Überlieferung ſagt, er habe vor allem die philoſophiſchen Studien unter der Leitung Columban Röſers betrieben*). Dieſer Mönch aus dem Benediktinerkloſter Banz wurde erſt nach dem Sturze des Jeſuiten, im Spätherbſt 1773, nach Wirzburg berufen, und es ſteht zu bezweifeln, ob er und die philoſophiſchen Studien überhaupt den jungen Schneider jemals ernſtlich angezogen haben. Schneider fühlte eher zu allem anderen als zu Studien dieſer Art, wie z. B. auch zur Mathematik, fruchtbare Neigung. Das dicke Holz der Wiſſenſchaft zu bohren war, wie auch ſein Stuttgarter Kollega Werkmeiſter, der ihn lang genug beobachtet hat, verſichert, ſeine Sache nicht, und Kant und ſein Syſtem haben ihm niemals eine Teilnahme abgewinnen können. Hätte ſein Geiſt ſich Studien dieſer Richtung hinzugeben vermocht, wer weiß, ob nicht ſein Lebensgang ein anderer geworden und Verirrungen, zumal ſeiner letzten Jahre, vermieden geblieben wären. Schneider war aber nun einmal keine tiefe Natur, ſo reich an Geiſt er ſonſt geweſen iſt. Er neigte zur Leichtlebigkeit, zum Genuſſe des Daſeins, es ſchlug in ihm eine epikuräiſche Ader, und die Wiſſenſchaft hatte in ſeinen Augen keinen Wert, wenn ſie nicht die Mittel bot, das Daſein mit Luſt und Freude zu bekränzen. Dieſe Neigung verſetzte ihn aber gerade in den für ſeine Zukunft kritiſchen Jahren in eine Verlegenheit der verhängnisvollſten Art. Sein leichtfertiger Wandel hatte ihm die Freiſtelle im Konvikt des Juliusſpitals gekoſtet. Die Mittel ſeiner Eltern waren raſch erſchöpft; ſie hatten das äußerſte aufgeboten und kündigten ihm um das Jahr 1775 jede weitere Unterſtützung; das leichtſinnige Leben, dem er ſich ergeben hatte, ſchreckte zugleich ſo manche Gönner, die er ſich gewonnen hatte, von ihm ab; er ſcheint ſich wirklich arge Blößen gegeben zu haben**), —

*) In den „Notes biographiques sur Eul. Schneider“ von Heitz (l. c. S. 1) heißt es, die Wirzburger Hochſchule ſei zur Zeit des Übertrittes Schneiders an dieſelbe von dem Benediktiner Röſer geleitet (dirigée) geweſen. Anderswo tritt dieſer Irrtum in anderer Geſtalt auf. Die Würde des Rektorats lag ſtets in den Händen eines Prälaten höheren Ranges, und oft jahrelang in den Händen eines und desſelben Auserwählten.

**) Sein Gedicht: Empfindungen an meinem 33. Geburtstage (1. Auflage ſeiner Gedichte S. 209) deutet auf dieſe Epoche ſeines Lebens:

genug, seine Stellung in Würzburg wurde unhaltbar, und er sah sich gezwungen, den Schauplatz seiner wenig löblichen Thaten zu räumen.

Nun tritt für die nächste Zeit Schneiders Leben in ein schwer zu erhellendes Dunkel. Sein Charakter, wie am Ende nicht zu verwundern, war an mannhafter Ausbildung zurückgeblieben und der Fond seiner Erziehung, für eine Natur wie die seinige wenig nachhaltig, bereits erschöpft. So kam es, daß er dem nicht unverdienten Schlage, den ihm das Schicksal jetzt versetzte, nicht stand zu halten vermochte. Man sollte meinen, er hätte sich Kenntnisse genug erworben, um sich irgendwie sein Dasein zu sichern, ohne sich selbst aufzugeben. Er scheint aber ratlos vor dieser ihm auferlegten Prüfung gestanden zu haben. Wenn die Überlieferung Grund hat, daß er sich eine Zeit lang mit einer Schauspielertruppe herumgetrieben, so kann das nur in dieser Zeit gewesen sein*). Fest steht, daß er zunächst in seiner Heimat eine Zufluchtsstätte gesucht, sich aber auch hier wie in einigen Ortschaften der Nachbarschaft durch leichtsinnige Streiche rasch unmöglich gemacht hat. Und unter diesen Umständen geschah es, daß er an sich selbst verzweifelnd und um dem drohenden Schiffbruch zu entrinnen, den Entschluß faßte, in den Orden der Franziskaner zu treten, der schon so manchem Gestrandeten ein rettendes Asyl geboten hatte**). Aber mannhaft kann man diesen Entschluß unmöglich nennen, weil er nur das Erzeugnis einer augenblicklichen Verlegenheit war und weil das Betreten einer solchen Bahn für einen jungen Mann, der bereits mit der heiteren Muse den Bund geschlossen hatte und in der Tiefe seines Inneren nichts weniger als theologisch gestimmt war, heute oder morgen unfehlbar mit einem Fiasko endigen mußte. Selbst an sich ehrenwerte Gründe, wie etwa die Pietät gegen seine Eltern, die ihm so viele Opfer gebracht hatten, vermögen an diesem Urteile wenig zu ändern. Wie dem aber sei, der Entschluß wurde ausgeführt, und Schneider — er zählte etwa einundzwanzig

---

Hier nun saß ich im stolzen Artaun und füllte mit Wörtern
Mir das Gehirn und dünkte mir weis' und leerte den Becher
Städtischer Lust mit glühender Zung' und rannte gepeitschet
Von zu schnellem Genuß, nach Sättigung, Ekel, Verzweiflung.

*) So behauptet die Schrift: „Schilderung der neufränkischen Apostel in Straßburg, Schneider, Joh. Jul. Kämmerer, Thadd. Ant. Dereser und Franz Karl Schwind". 1792. S. 6.

**) S. Schneiders Gedichte, 1. Ausgabe S. 210:

„Wie wenn der Sturm ein irrendes Schiff mit Ingrimm ergreifet,
Zehnmal im Wirbel es dreht und endlich am Felsen es hinwirft,
Daß es krachend zerspringt; der Pilgrim mit bebenden Armen
Eines der Trümmer umschlingt und ein nahes Gestade sich träumet;
Also ergriff ich den Entschluß, ein Mönch zu werden, ergriff ihn fest" u. s. w.

Jahre — trat im Jahre 1777 zu Bamberg in das Ordenshaus, das ihm bereitwillig seine Pforten öffnete*). Hiermit beginnt ein neuer Abschnitt in Schneiders Leben, wenn es auch bald offenbar wurde, daß er zugleich mit der Kutte einen neuen Menschen nicht angezogen hatte. Wie aufrichtig seine Vorsätze gewesen sein mochten, sie gingen doch von einer Selbsttäuschung aus. Allerdings hat er die erste Probe bestanden, ist später Priester geworden und hat sieben Jahre lang im Orden ausgehalten, aber nicht ohne daß seine wahre Natur schnell genug sich gegen den auferlegten Zwang auflehnte. Schneider vermochte nicht, seine Vorliebe für die schönen Wissenschaften und die Poesie ganz zu unterdrücken, und doch wurde es sehr übel vermerkt, wenn er nach alter Gewohnheit etwa selbst zur Leier griff und diese Poesien bekannt wurden. Seine theologischen Studien hat er übrigens nicht bloß in Bamberg, wo bekanntlich ebenfalls eine sogenannte Universität bestand, sondern auch in Salzburg fortgesetzt. Seine Biographen schweigen zwar, so viel ich sehe, sämtlich davon, aber es ist darum nicht weniger gewiß. Sein späterer Kollege an der Hofkapelle in Stuttgart, Werkmeister, berichtet das nach seinen eigenen Mitteilungen**), und in der Sammlung seiner Gedichte finden sich ebenfalls ein paar Zeugnisse dafür. Schneider ist nämlich in Salzburg in nähere Beziehungen zu dem Benediktiner Augustin Schelle getreten, der seit dem Jahre 1774 an der Universität daselbst, außer Ethik, Naturrecht und Universalgeschichte auch die orientalischen Sprachen lehrte. Schelle neigte zur freien Richtung wie die Salzburger Hochschule in dieser Zeit überhaupt. Ihm verdankt Schneider die Kenntnisse, die er sich in der hebräischen Sprache erworben hat***). Von Salzburg ist er wieder nach Bamberg zurückgekehrt und, nach einer glaubwürdigen Andeutung, erst jetzt Priester geworden; sicher bezeugt ist, daß er am 7. Juli 1784 in der Franziskanerkirche zu Bamberg seine theologischen Studien durch die Verteidigung einer Abhandlung über das Leben Jesu nach den vier Evangelisten wider die ungläubigen Kritiker in öffentlicher Versammlung zum Abschluß brachte. Diese Schrift und die durch sie bezeugte Thatsache ist sämtlichen Biographen Schneiders bisher unbekannt geblieben. Einen wissenschaftlichen Wert wird man ihr freilich nicht zugestehen können†).

*) Das Jahr 1779 ergiebt sich aus dem schon angezogenen Gedichte Schneiders auf seinen 33. Geburtstag, und noch mehr aus einer Stelle in dem angehängten Briefe an Nicolai, wo er sagt, daß er neun Jahre im Kloster zugebracht habe.

**) S. Werkmeisters Selbstbiographie im 3. Hefte des 6. Bandes der Jahresschrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholiken.

***) Vgl. Schneiders zwei Gedichte an Schelle in der 1. Ausgabe seiner Gedichte (S. 43 u. 45).

†) Der Titel lautet: „Specimen hermeneuticum in vitam Jesu Christi,

Auf Grund der gegebenen Proben seiner theologischen Kenntnisse wurde Schneider noch in demselben Jahre 1784 als „Lektor" in das Franziskanerkloster nach Augsburg abgeordnet. Gerade die Wahl dieses Ortes ist für ihn und seine Zukunft so wichtig geworden, wie es nicht leicht ein anderer hätte werden können. Augsburg war eine paritätische Stadt, Sitz des Fürstbischofs und zugleich eine freie Reichsstadt. Die beiden hier herrschenden Bekenntnisse standen sich seit langer Zeit in offenkundiger Gereiztheit gegenüber. Die Aufhebung des gerade in dieser Stadt sehr mächtigen Jesuitenordens hatte hierin keine oder nur geringe Besserung gebracht; sein wühlender Einfluß blieb nach wie vor bestehen. Der Fürstbischof Clemens Wenzeslaw, der zugleich Kurfürst von Trier war, huldigte zwar gemäßigter Denkungsart, verweilte aber die meiste Zeit außerhalb des Sprengels, und sein Stellvertreter, der Domdechant und Weihbischof Freiherr von Ungelter, der an Unbefangenheit und Verträglichkeit den Kurfürsten noch übertraf, vermochte es gleichwohl nicht, den bösen Geist der Streitlust und der Unduldsamkeit zu bannen. Man darf nur lesen, was Nicolai, der diese Streithähne freilich nicht schonte, über die betreffenden Zustände zu Augsburg gelegentlich mitteilt oder sich mitteilen läßt*). Genug, auf diesem Boden mußte ein gebildeter, geistreicher und duldsam gesinnter Mönch, wie Schneider war, der zugleich mit seinen Anschauungen nicht hinter dem Berge hielt, rasch Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit werden. Man kann sagen, diesen leicht gewonnenen Sympathieen gegenüber, und in dieser ihm so recht sympathischen Atmosphäre erwachten alle seine alten, vielleicht gewaltsam zurückgedrängten Neigungen und er erkannte, was er im Drange der Not preisgegeben hatte. Einzelne seiner Gedichte, die in dieser Zeit entstanden sind, lassen, wenn man es nicht wüßte, eher jeden anderen Urheber als einen Franziskanermönch vermuten. Jedenfalls lassen sie deutlich erkennen, wie unbehaglich es ihm in der Kutte zu Mute war. Zu seinen ernsthafter gehaltenen Dichtungen gehört die Ode auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig, welcher der Speyrer Domdechant Freiherr von Beroldingen den Preis, den er für das gelungenste Gedicht auf jenes Ereignis bestimmt hatte, zuerkannte**). Indes gereicht es Schneider zur Ehre, daß er durch

filii Dei incarnati, secundum quatuor evangelicos contra Horum aliosque huius commatis Incredulos. Bambergae etc. — Die Vorrede nannte unter den zu bekämpfenden Gegnern u. a. Edelmann und Lessing. — Übrigens hat Schneider zu der Abfassung oder doch Verteidigung der Schrift noch einen Gehülfen gehabt, der auf dem Titelblatte auch genannt ist.

*) Reisen Bd. 7 u. 8.

**) Schneiders Gedichte, 1. Ausgabe S. 7 u. 160. — Werkmeister a. a. O. S. 511.

die drückende Lage, in die er geraten war, ernsthafteren wissenschaftlichen Beschäftigungen sich nicht entfremdete. So übersetzte er jetzt das römische Kirchenjournal (1. Jahrgang) aus dem Italienischen (Augsburg 1785) und arbeitete zugleich mit Professor Feder in Wirzburg an der gediegensten seiner litterarischen Unternehmungen, nämlich an einer Übertragung der Reden des Chrysostomus über das Evangelium des Matthäus. Jedoch es war ihm nicht beschieden, ungestraft unter Palmen zu wandeln. Am 25. November 1785 hielt er zum Katharinenfeste seine berühmte Toleranzpredigt, die ihn zwar einerseits erst recht populär machte, andererseits aber die ganze Meute der unversöhnlichen Kläffer gegen ihn in Bewegung setzte. Es fand sich zwar in der Predigt kein häretischer Satz, aber es war doch unerträglich, an dieser Stelle eine Stunde lang von nichts anderem als von Duldung, und zwar von ihr als einem Gebote der christlichen und der bürgerlichen Pflicht, sprechen zu hören. Von diesem Augenblick an hatte er keine ruhige Stunde mehr, und es wollte schon viel heißen, daß vorläufig seine Stellung im Kloster unangetastet blieb. Sicher freilich durfte er sich nicht mehr fühlen. Ob, was vermutet wurde, Schneider durch jenes Wagnis es habe absichtlich zum Bruche treiben wollen, mag dahin gestellt bleiben. Schlechthin unmöglich ist das nicht; man darf ihm wohl soviel Scharfsinn zutrauen, daß er sich über die unausbleiblichen Folgen eines solchen Auftretens schwerlich täuschte.

Genug, Schneider lag seit jenem Oktobertage nicht mehr auf Rosen und sehnte sich nach Erlösung; sie fand sich auch in einer ihm höchst erwünschten Gestalt. Zu den Gönnern in den katholischen Kreisen, die er sich in Augsburg gewonnen und deren Zuneigung er durch seine Toleranzpredigt nicht verscherzt hatte, zählte auch der schon erwähnte Augsburger Weihbischof und fürstbischöfliche Statthalter, Joh. Nep. Freiherr von Ungelter. Dieser war überhaupt ein anerkannter Beschützer und Gönner der Gelehrten und junger hoffnungsvoller Männer. So ist es z. B. er allein, der sich des später berühmt gewordenen Malers Joh. A. Koch in dessen früher Jugend angenommen und ihm seine Zukunft gerettet hat*). Er hat später über Professor Sailer und dessen Gesinnungsgenossen Weber und Zimmer in Dillingen seine schützende Hand gehalten, bis sie mit ihm zusammen einer Kabale ihrer jesuitischen Gegner zum Opfer fielen. Dieser Mann war es, der dem in die Enge getriebenen Toleranzprediger die ersehnte Erlösung bereitete, indem er ihn an den

*) Vgl. von Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst Bd. IX, Jahrgang 1875. (Nur war Ungelter nicht „Bischof von Augsburg", wie er hier genannt wird.)

Herzog Karl von Württemberg als Hofprediger empfahl. Bekanntlich war der Vater des Stifters der Karlsschule, Herzog Karl Alexander, im Jahre 1712, lange vor seiner Thronbesteigung, in Österreich zum Katholizismus übergetreten und hatte auch seine drei Söhne, die ihm der Reihe nach in der herzoglichen Würde nachfolgten, im Katholizismus erziehen lassen. Erst Herzog Friedrich II., ein Enkel Karl Alexanders, der im Jahre 1797 zur Herrschaft gelangte und später die Königswürde gewann, war wieder im evangelischen Glauben erzogen. Auf solchem Wege hatte das katholische Bekenntnis den Weg an den herzoglichen Hof des Landes Württemberg gefunden und in Stuttgart und Ludwigsburg seine Stätte aufgeschlagen*). Unter Herzog Karl Alexander bestand die sogenannte katholische Hofkapelle aus Klostergeistlichen; sein Sohn und Nachfolger Herzog Karl versuchte es zuerst mit Weltpriestern, griff aber zuletzt wieder zu Klostergeistlichen zurück. Er nahm dieses Verhältnis, zumal in den späteren Jahren, ernsthaft genug, und behandelte die Auswahl seiner Kapläne wie eine persönliche Angelegenheit. Er selbst war es auch, der seinen Hofkaplänen den Titel von Hofpredigern gab: auf die Predigt hat er in der That besonderes Gewicht gelegt. Seit dem Jahre 1780 etwa hat er auch den Kultus und die Liturgie mehrfach umgestaltet und in der Messe die deutsche Sprache eingeführt. Zu den angesehensten Mitgliedern der sogenannten Hofkapelle gehörte Balthasar von Werkmeister, den Karl aus der Abtei Neresheim geholt hatte. Dieser huldigte, wie seine Kollegen, einer freien Richtung und hatte sogar für die Aufhebung des Cölibats Partei genommen. Seine Berufung hing mit dem Wunsche des Herzogs, sich vom Papste die Erlaubnis zur Verheiratung mit Franziska von Hohenheim zu erwirken, enge zusammen. Das Nähere darüber ist in der schon genannten Autobiographie Werkmeisters zu finden. Die Stellung der Hofkapläne, die eine Art von Kollegium bildeten, war, so lange der Herzog Karl lebte, eine in fast allen Beziehungen angenehme und behagliche. Sie wohnten sämtlich im alten Schlosse und speisten gemeinschaftlich. In diesen Kreis trat jetzt Schneider ein. Freiherr von Ungelter, der ihn nicht länger der Unversöhnlichkeit seiner Gegner in Augsburg preisgegeben sehen wollte, hatte ihn, wie erwähnt, dem Herzog Karl empfohlen, und dieser lud ihn im Frühjahr 1786 zu einer Probepredigt nach Stuttgart ein. Schneider folgte der Einladung, machte jedoch als Prediger nicht einen durchschlagenden Eindruck auf den Herzog,

*) Vgl. außer der, dem genanntem Buche Werkmeisters eingefügten „Geschichte der ehemaligen katholischen Hofkapelle in Stuttgart 1733—1797", auch Dr. Paul Stälin, „Das Rechtsverhältnis der religiösen Gemeinschaften und der fremden Religionsverwandten in Württemberg nach seiner geschichtlichen Entwicklung". Stuttgart 1870.

und dieſer hielt ihn längere Zeit hin, ohne ſofort die gewünſchte Entſcheidung zu geben. Zuletzt aber, namentlich im Hinblick auf Schneiders Kenntniſſe und ſeine verſchiedenen litterariſchen Leiſtungen, entſchied der Herzog doch zu ſeinen Gunſten. „Loquens contritus est, et nos liberati sumus“ rief der Beglückte bei der erſten Nachricht von ſeiner Ernennung aus und ließ ſich zum Zeichen ſeiner Befreiung ein „Petſchaft“ ſtechen, auf welchem ein Franziskanergürtel in der Form eines Kreiſes durch eine aus den Wolken hervorragende Hand mit dem Meſſer entzwei geſchnitten wurde und mit der Inſchrift: „Secando elusit!“ Indes ſchied Schneider jetzt noch nicht völlig aus dem Orden aus, ſondern wurde nur, glaubwürdiger Nachricht zufolge, von den Vorſchriften desſelben auf Antrag des Herzogs auf beſtimmte Zeit dispenſiert*). Drei Jahre hat er in dieſer Stellung ausgehalten, um ſie dann wieder mit einer anderen zu vertauſchen. Jedenfalls gehören dieſelben zu den glücklichſten ſeines Lebens. Seine Hauptaufgabe war das Predigen in der herzoglichen Hofkapelle. „Ich erwarte von Ihm, daß Er mir die Wahrheit ſagt. Fürſten hören ohnehin ſelten die Wahrheit: wenn ſie dieſelben nicht etwa noch von der Kanzel vernähmen, ſo würden ſie doppelt unglücklich ſein.“ Mit dieſen Worten hatte Herzog Karl ihm ſeine Ernennung mitgeteilt und Schneider hat von dieſer Freiheit hinlänglich Gebrauch gemacht. Ein Teil ſeiner in Stuttgart gehaltenen Predigten liegt vor uns**); man wird ihrem Urheber weder natürliche Beredſamkeit noch Verſtändnis für die praktiſche Seite des Lebens abſprechen können. Über eine gewiſſe Linie freilich erheben ſie ſich nicht, weder an Schwung oder an Tiefe der Gedanken, noch an Adel des Ausdruckes. In der erſten Predigt ſtreift Schneider gelegentlich die Politik im engeren Sinne und bekennt ſich in Beziehung auf den Urſprung der Gewalt eines Herrſchers zu Anſchauungen, die ſich vollſtändig mit der Vertragstheorie Rouſſeaus decken. Aller Wahrſcheinlichkeit zufolge hat der Contrat social einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und fand er in dem Verfaſſer desſelben einen ihm ſympathiſchen Geiſt. Hier, in Stuttgart, hat er auch ſeine ſo bitter angefochtene Toleranzpredigt in Druck gegeben. Zugleich veröffentlichte er drei Bände ſeiner Übertragung der Reden des

*) Das wird durch Schneiders ſchon erwähntes Gedicht an den Freiherrn von Beroldingen (Gedichte, 1. Ausgabe S. 160) und die S. 161 befindliche Anmerkung Schneiders beſtätigt.

**) S. Predigten für gebildete Menſchen und denkende Chriſten von Eulogius Schneider, ehemaliger Herzogl. Württembergiſcher Hofprediger, jetzt Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Bonn. Frankfurt und Leipzig 1790. Die Vorrede enthält die oben angeführte Äußerung des Herzogs.

Chryſoſtomus über das Evangelium Johannes*) und begleitete ſie mit einer Zueignung an den Herzog Karl. In der Vorrede ſpricht er die Überzeugung aus, daß ſeine Arbeit ſich mit der der Mauriner, die eine lateiniſche Überſetzung jener Reden geliefert hatten, wohl meſſen könne, und daß er viele ihrer Fehler vermieden habe. Auch ſonſt iſt die Vorrede leſenswert; ſie zeigt einerſeits, daß er mit ſeinen Gedanken doch tiefer in ſeinem Berufe und Stande lebte, als man vermuten möchte, andererſeits freilich auch, daß er dem ausſchließlich hierarchiſchen Syſteme ſeiner Kirche durchaus als Reformer gegenübertrat. Von ſeinen Gedichten ſind in dieſer Zeit die Ode auf Friedrich den Großen und die „Empfindungen am 33. Geburtstag“ entſtanden. Perſönlich fühlte er ſich die längſte Zeit in Stuttgart befriedigt. Als witziger Geſellſchafter und umgänglicher Lebemann ward er überall gerne geſehen. Nach Werkmeiſters Schilderung, der ihm durchaus unbefangen gegenüber ſteht, war er, was man einen guten Kameraden nennt, der keinen Spaß verdarb und höchſtens hie und da mit ſeinem Beſtreben, zu unterhalten und ſich und die Werke ſeiner Muſe hören zu laſſen, unbequem wurde. Sehr bezeichnend für ihn iſt die Art und Weiſe, wie er den Gedanken einer deutſchen Bibelüberſetzung, den ihm Werkmeiſter in durchaus löblicher Abſicht nahelegte, aufgriff. Sanguiniſch, wie er war, glaubte er ein ſolches Werk in einigen Jahren vollenden und demſelben auf dem Wege leicht zu erreichender Empfehlungen aller Biſchöfe und Erzbiſchöfe Deutſchlands einen ſo allgemeinen Abſatz verſchaffen zu können und eine Summe zu erübrigen, die es ihm erlaubte, jedem Amte zu entſagen und ſich nach Vevey an den Genfer See zurückzuziehen und dort ſein Leben in Freude und Behaglichkeit zu beſchließen. Als ihm aber Werkmeiſter das Übereilte ſeiner Vorausſetzung, jenen Gedanken ſo raſch ausführen zu können, zu Gemüte führte, ließ er denſelben leichten Herzens fallen und kam auch nie wieder darauf zurück.

Die ſchöne Stuttgarter Zeit nahte ſich aber ſchnell genug ihrem Ende. Schneider gehörte offenbar zu jenen problematiſchen Naturen, denen keine Stellung genügt und die ihrerſeits keiner genügen. Er entſchloß ſich noch im Frühjahr 1789 Stuttgart zu verlaſſen und als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften einem Rufe an die vor nicht langer Zeit gegründete Univerſität Bonn zu folgen. Was ihm die Stellung in Stuttgart verleidet oder überhaupt einen Wechſel wünſchenswert gemacht hat, läßt ſich nur annähernd feſtſtellen. Seine urſprünglich feſte Poſition dem Herzog gegenüber hatte ſich allerdings allmählich getrübt. In der Vorrede zu ſeinen von Bonn aus veröffentlichten Predigten erwähnt er des Herzogs zwar im

*) Augsburg 1788 und 1789.

respektvollsten Tone, aber es kann nur auf einer von ihm ausgehenden Mitteilung beruhen, wenn wir in der oben erwähnten Schrift über sein „Leben und seine Schicksale im Vaterlande" lesen, daß er gerade als Prediger die Gunst des Herzogs nicht habe gewinnen können, und daß besonders die erste der später veröffentlichten Predigten wegen des zu freien politischen Tones demselben mißfallen habe. Schneider macht zugleich in dem Gedichte zu seinem 33. Geburtstage die unverhüllte Andeutung, daß er in der Umgebung des Herzogs auf mächtige Feinde gestoßen sei, vor denen sich zu fürchten er allen Grund gehabt habe. Eine nähere Erklärung giebt er jedoch nicht*). Genug, er gab seine Stellung in Stuttgart auf und siedelte nach Bonn über. Die Aussicht, die sich ihm hier eröffnete, als Lehrer der sogenannten „schönen Wissenschaften" wirken zu dürfen, hat ohne Zweifel einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausgeübt. Es war das am Ende doch das Element, das er als sein eigenstes erkannte. Die Berufung hatte sein specieller Landsmann und Altersgenosse Thaddäus Anton Dereser vermitteln helfen, der, ebenfalls Theologe, seit dem Jahre 1783 als Professor der orientalischen Sprachen und der biblischen Hermeneutik in Bonn wirkte. Auch er gehörte der freien Richtung an, wie sie damals an der Bonner Universität, die im Gegensatz zur hyperkonservativen Kölner Hochschule gegründet worden war, unter der Gunst des Kurfürsten Maximilian und des Kurators Freiherrn von Spiegel zum Desenberg die Herrschaft führte. Der Übergang Schneiders von Württemberg nach Bonn war für ihn jedoch immerhin ein Wagnis. Ein Mann von abstrakter Denkungsart wie er, der in sich den Zug zu freien Verhältnissen trug, vor sich selbst, sozusagen, nicht sicher und überall den Einflüssen der Umgebung im hohen Grade preisgegeben war, mußte immerhin in Stuttgart im Banne geordneter Verhältnisse viel geborgener erscheinen als dort am Rhein, in einem geistlichen Staate voller Widersprüche und Gegensätze, vor allem zu einer Zeit, in der alles von Gärung erfüllt war und jeder Augenblick außerordentliche Verwickelungen bringen konnte.

---

*) Gedichte a. a. O. S. 105.

Aber zu kurz umfächelte mich der Zephyr des Glückes:
Bald umschleyerte sich der Himmel mit schwarzem Gewölke,
Und mir blitzte Verderben in tausend Gestalten entgegen,
Denn ich küßte den Staub nicht ab von sterblichen Füßen,
Redete stets wie ich dachte, und sah mit hoher Verachtung
Auf die Künste des Höflings herab. Dies fühlte der Höfling,
Fühlt' es und schwur mir den Tod. Und schon dacht' ich zu sterben;
Siehe! da winkt am Ufer des Rhenus mir Phöbus Apollo!

Allerdings fühlte sich Schneider zunächst in Bonn wie der Fisch im Wasser. Er trat in einen Kreis von Gleichgesinnten ein; die Zurückhaltung, die er sich in Stuttgart noch hatte auflegen müssen, hielt er jetzt offenbar für überflüssig. Aus dem Orden der Franziskaner schied er gänzlich aus, da ihn der Papst auf Bitten des Kölner Kurfürsten säkularisierte, aber Priester ist er selbstverständlich gemäß der Satzung der römischen Kirche nichtsdestoweniger geblieben. Thatsächlich schwamm er jetzt mit allen Segeln im Strome des Geistes der Aufklärung. Ob er, wie man behauptet hat, schon in Stuttgart in den Orden der Freimaurer oder Illuminaten förmlich eingetreten, ist zweifelhaft, er hat es sogar einmal bestritten; es ändert das aber wenig: in der Gesinnung und Wirksamkeit ging er offenbar mit dieser Richtung vorbehaltlos Hand in Hand. Er hat übrigens in den zwei Jahren, die er in Bonn verweilte, als Lehrer und Schriftsteller eine außerordentliche Thätigkeit und Rührigkeit entwickelt. Neben seinen Vorträgen an der Universität gab er zugleich noch Unterricht am Gymnasium und war überdies überall mit Wort und Schrift zur Hand, wo ihn die Gelegenheit rief. So beging er u. a. die Todesfeier Kaiser Josefs II. in Bonn und vor dem Reichskammergericht in Wetzlar mit einer Trauerrede, auf deren Ton man aus seiner uns bekannten und nun sich üppig entwickelnden Anschauungsweise von selbst einen Schluß ziehen kann. Von seinen litterarischen Arbeiten dieser Zeit ist zunächst die Veröffentlichung seiner gesamten Gedichte zu nennen, die er im Jahre 1790 erscheinen ließ. Sie sind der Erbprinzessin Luise von Neuwied gewidmet, deren persönliche Bekanntschaft er gemacht hatte. In wie weit diese Fürstin, die Schneider als geistvoll schildert, von dieser Widmung sich geschmeichelt fühlte, mag dahingestellt bleiben; gewiß ist, der durchschnittliche Charakter dieser Gedichte ist der der Mittelmäßigkeit, auch da, wo der Inhalt sich über das Triviale einigermaßen erhebt. Es findet sich unter ihnen auch eine Ode auf den „Tod Friedrichs des Großen", die freilich die wirkliche Bedeutung des Königs unbestimmt genug zum Ausdruck bringt, für die Stimmung des Verfassers jedoch immerhin bezeichnend ist. Als Vorbilder erkennt man einige Male Klopstock, öfters Wieland; Goethe und Schiller scheinen keine Wirkung auf ihn ausgeübt zu haben. Die Sammlung würde, wenn nicht die Persönlichkeit und die Schicksale des Verfassers immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten, wohl schwerlich eine Reihe von Auflagen erlebt haben. Lehrreich ist ein bisher unbekannt gebliebener Brief, den Schneider zum Zwecke der Erzielung von Subskribenten in Berlin von Bonn aus an Fr. Nicolai richtete, und den wir im Anhange in seiner ganzen Ausdehnung mitteilen. Nicolai war, wie sich das leicht vermuten läßt, schon früher auf Schneider

aufmerksam geworden*). Wohlthuend ist es, zu hören, daß dieser in der Absicht, aus dem Ertrage „die letzten Schulden seines alten Vaters zu tilgen", den Weg der Subskription gewählt hat. Diese Schulden hatte sein Vater kontrahiert, um seinem Sohn die höhere Laufbahn möglich zu machen. Schneiders Charakter gereicht dieses Bemühen immerhin zur Ehre, wenn er damit auch weiter nichts als seine Pflicht erfüllte. Überhaupt ist er mit den Seinigen in fortgesetzter Verbindung geblieben. Schon von Stuttgart aus hat er dieselben reichlich unterstützt und seine Schwester Marianne, deren Ausbildung er gefördert zu haben scheint, hatte ihn, zwar schwerlich schon nach Stuttgart, gewiß aber nach Bonn begleitet und siedelte später mit nach Straßburg über, wo wie ihr wieder begegnen werden. Außer der Herausgabe seiner Gedichte veranstaltete Schneider jetzt die schon erwähnte Sammlung seiner Predigten und widmete sie dem Kardinal Fürstbischof Josef Franz Anton von Passau, einem geborenen Grafen Auersperg, mit dem er zwar niemals eine persönliche Berührung gehabt hat, den er aber „als einen rastlosen Beförderer der Aufklärung und der allein seligmachenden Religion der Menschenliebe bewundert, als einen Beschützer und Freund der Musen liebt." In der Vorrede macht Schneider die Bemerkung, daß er „die hier veröffentlichten zehn Predigten als eine Probe zum Druck bestimmt habe; fänden sie Beifall, so könnten wohl noch einige Bände nachfolgen." Die Ereignisse und Verwickelungen der nächsten Zeit haben aber seinen Gedanken und den Bedürfnissen seines Publikums bald genug eine andere Richtung gegeben. Ebenfalls noch im Jahre 1790 gab er eine in das Gebiet der Ästhetik einschlagende Schrift heraus, zu der ihm der schon erwähnte Kurator der Universität, Freiherr von Spiegel, den Auftrag erteilt hatte**). Diese Schrift gehört unzweifelhaft zu den verdienstlichsten Arbeiten Schneiders, wenn auch die Ausführung, wie er selbst eingesteht, großenteils auf den Werken Eschenburgs, Engels, Riedels u. a. beruht. Sie ist übrigens nicht vollendet. Der vorliegende Teil behandelt nur die allgemeinen Grundsätze und das, was der Verfasser ästhetische Sprachlehre nennt; die Darstellung der Rhetorik und Poetik sollte erst noch folgen, ist aber unterblieben.

Schneider stieß nämlich schon im zweiten Jahre seiner Niederlassung in Bonn auf Schwierigkeiten, die zuletzt seine Stellung untergruben. Als Lehrer am Gymnasium hatte er auch den Unterricht in der Religion zu erteilen. Er that das ungefähr in der Art, in der er früher gepredigt

*) S. Nicolais Reise durch Deutschland ꝛc. Bd. 8 Beilage S. 5.

**) „Die ersten Grundsätze der schönen Künste und der schönen Schreibart insbesondere". Bonn 1790.

hatte, d. h. in allgemeiner Weise, ohne sich viel um dogmatische Sätze zu bekümmern, und ließ sich überhaupt, auch in den übrigen Unterrichtsstunden, im Sinne seiner uns bekannten Weltanschauung zwanglos gehen. Die streng kirchliche Partei, deren Herd Köln war, die aber auch in Bonn Anhänger besaß, hatte ihn von Anfang an mit schlecht verhehltem Mißtrauen und wachsender Erbitterung beobachtet. Indes hat zunächst eine förmliche Anklage, die gegen ihn auf Grund einer langen Reihe angeblich ungebührlicher oder fast häretischer Äußerungen erhoben worden war, mit seiner Freisprechung und einer Niederlage seiner Gegner geendet. Nun veröffentlichte er im Jahre 1791 einen Leitfaden für den Religionsunterricht, den er zunächst für seine Lehrzwecke handschriftlich entworfen hatte, durch den Druck*). Sofort erhob sich der Sturm gegen ihn von allen Seiten. Er wurde als ein Verführer der Jugend angeklagt und das Buch, obwohl es die vorschriftsmäßige Censur passiert hatte, als kirchenfeindlich denunziert. Auswärtige theologische Fakultäten wurden zum Gutachten darüber aufgefordert; die einen, wie Salzburg und Wirzburg, sprachen sich dafür, andere aber dagegen aus. Gleichwohl entrann dieses Mal Schneider seinen Widersachern nicht. Hatte er sich doch auch Blößen anderer Art gegeben. Seit fast zwei Jahren war die französische Revolution im Gange, und Schneider teilte die Aufregung, in welche besonders die Rheinlande durch sie geraten waren, ja er ging in derselben voran. Wo alles wankte und taumelte, wie hätte er, der schon lange nicht mehr sicher auf den Füßen stand, jetzt seine feste Haltung bewahren sollen? Die Zerstörung der Bastille hatte er mit einem Gedichte begrüßt, das, poetisch unbedeutend, nur als eine schwache Nachahmung von Schuberts „Fürstengruft" erscheint, jedoch über seine Sympathie für die Revolution keinen Zweifel übrig ließ. Schneider hat aber auch sonst vor aller Welt seine Meinung über jene Umwälzung bekannt und Propaganda für dieselbe gemacht. Der Grundsatz der Gleichheit hatte nicht erst seit gestern seine verführerische Gewalt über ihn ausgeübt und bei der Heißblütigkeit seines Wesens kam es ganz von selbst, daß er jetzt der Mittelpunkt aller Gleichgesinnten in Bonn wurde. Die Mitteilungen, die Venedey aus den Papieren seines Vaters macht, legen in Verbindung mit anderen Angaben dafür das zuverlässigste Zeugnis ab. Hat doch Schneiders Schwester noch einige Jahre nach seinem Tode sich nach Bonn gewendet, um sich zum Zwecke der Widerlegung der gegen ihn ausgestreuten Verdächtigungen bezeugen zu lassen, daß er bereits in jener Zeit die Grundsätze der Revolution geteilt,

*) „Katechetischer Unterricht in den allgemeinsten Grundsätzen des praktischen Christentums". Bonn 1791. „Meinen jungen Freunden und Schülern gewidmet".

verkündigt und für sie gelitten habe*). Der Kurfürst von Köln hatte den fortgesetzten Angriffen auf seine Hochschule lange Zeit Stand gehalten, aber die Fortschritte der Revolution in Frankreich hatten ihn scheu gemacht: er war an seinem freisinnigen Systeme allmählich irre geworden. Diese Umstimmung bekam nun in erster Linie Schneider zu empfinden. Es ist wohl möglich, daß der Kurfürst ihn auch jetzt nicht hätte fallen lassen, wenn er nur seines kirchlichen Liberalismus wegen angegriffen worden wäre. Von dem politisch Verdächtigen aber zog er die schützende Hand zurück und gab ihm seine Entlassung. Die Gegner Schneiders hatten so wirksam gegen ihn agitiert, daß er bei Nacht und Nebel aus Bonn flüchten mußte. Doch scheint er auf diesen Fall vorbereitet gewesen zu sein: rasch entschlossen schlug er den Weg nach Straßburg ein, seinem Verhängnisse entgegen.

Das Elsaß, und vorab die Hauptstadt desselben, hatten sich der Revolution nicht gerne unterworfen. Indes erlangte, von Paris aus unterstützt, die Verfassungspartei zuletzt den Sieg und als erster Maire der Hauptstadt trat Friedrich von Dietrich an die Spitze von Straßburg. Den nachhaltigsten Widerstand hatte die Durchführung der neuen konstitutionellen Kirchenverfassung gefunden. Es mangelte teilweise an Geistlichen, namentlich an gelehrten Theologen, die sich der neuen kirchlichen Ordnung der Dinge unterwarfen und der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren. So richteten der konstitutionelle Bischof Brendel und der Maire Dietrich ihr Auge auf deutsche Priester, die bereit erschienen, dem neuen Systeme eine Stütze zu werden. Auf diesem Wege war auch an Schneider eine Einladung ergangen, dorthin zu kommen, wie es scheint, schon ehe er sich in Bonn völlig unmöglich gemacht hatte. Er kam um die Mitte des Jahres 1791 in Straßburg an und wurde dort mit offenen Armen aufgenommen, zum Professor der geistlichen Beredsamkeit und des Kirchenrechtes an der katholischen Fakultät und zum Vikar des Bischofs Brendel ernannt; nicht zum Generalvikar, wie fast alle seine Biographen wiederholen. Bekanntlich waren durch Beschluß der Nationalversammlung alle Kapitel aufgehoben; der Bischof umgab sich nur noch mit einer Anzahl Vertrauensmänner, die den Titel „bischöfliche Vikare" führten und allerdings eine Art von Kollegium bildeten. Fast gleichzeitig mit ihm traten eine Anzahl anderer deutscher katholischer Theologen als Professoren in Straßburg auf, wie z. B. Dorsch aus Mainz, Kämmerer aus Heidelberg und Schneiders Landsmann, Thaddäus Anton Doreser, der ihn nach Bonn gebracht hatte und der ihm jetzt in seine neue Heimat nachgefolgt war.

*) S. Venedey a. a. O. S. 40.

Es ist nun nicht meine Absicht, diesen letzten Abschnitt aus Schneiders Leben ausführlich zu schildern. Es ist dies schon oft genug geschehen, wie die im Eingang genannten Schriften beweisen. Ich werde mich daher auch jetzt darauf beschränken, einige Betrachtungen anzustellen, die ich anderswo vermisse, und einige Thatsachen hervorzuheben, die von den Früheren meiner Meinung nach zu rasch abgethan, oder schief beurteilt worden sind.

Kaum in Straßburg warm geworden, stürzte sich Schneider kopfüber in die Politik. Am 12. Juli 1791 legte er im Münster den Eid auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit ab und hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, worin er sich bemühte, „die Übereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsverfassung der Franken" nachzuweisen. Im Dezember desselben Jahres wurde er bereits in den Straßburger Munizipalrat gewählt. Bald führt er im sogenannten Klub der Vaterlandsfreunde, der vorläufig alle Anhänger der Revolution in sich vereinigte, das große Wort, wird einer der Führer der republikanischen und jakobinischen Partei, weiterhin öffentlicher Ankläger am peinlichen Gericht des Niederrheins, tritt in die Dienste des Schreckenregimentes und übernimmt ein gleiches Amt am Revolutionstribunal in Straßburg, wird Mitglied des Sicherheitsausschusses, schickt einige dreißig schuldlose Opfer auf das Schaffot, schwört nicht bloß sein Priestertum ab, sondern huldigt sogar der Göttin der Vernunft — bis das Maß voll ist und ihn sein Schicksal ereilt.

Man hat oft gefragt, wie kam der Mann von einer Gemütsanlage und einer Vergangenheit wie die seinige, zu diesen Verirrungen und Ausschreitungen? Auf den ersten Blick scheint in der That in dieser Metamorphose etwas Rätselhaftes und Unvermitteltes zu liegen. Es will sich nicht recht begreifen lassen, daß Schneider, der bisher als gutmütiger Lebemann sich gezeigt, Liebeslieder gedichtet, theologische und ästhetische Schriftstellerei getrieben, die „allein seligmachende Religion der Menschenliebe" gepredigt, in den Anschauungen der Aufklärung und Humanität gelebt, als Mensch nichts Menschlichem sich ferngehalten, daß dieser Mann nun plötzlich als fanatischer Terrorist auftritt und alle Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen tritt? Indes, bei näherem Zusehen fehlt doch nicht jeder Übergang. Schneider hatte sich mit den allgemeinen reformierenden Tendenzen des Jahrhunderts gründlich erfüllt, er war in die Schule Rousseaus gegangen, er hatte sich darin ein abstraktes Ideal geschaffen und hatte doch vom wirklichen Staatsleben nicht die mindeste Vorstellung, wie so viele andere auch, die, als es auf das Handeln ankam, sich nicht zurecht fanden und auf Abwege gerieten, weil sie den Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht auszugleichen verstanden. Ist es nicht der französischen Nation

im großen ähnlich ergangen, als sie, aller legalen Teilnahme am öffentlichen Leben entwöhnt, sich ein neues verfassungsmäßiges Dasein gründen sollte? Ist es Georg Forster, der freilich ein sehr viel bedeutenderer und edlerer Mensch war, viel anders ergangen? Schneider war überdies von Natur eitel und ehrgeizig, Eigenschaften, die in Koincidenz mit seiner unbedingten Erfahrungslosigkeit in politischen Dingen und dem verwirrenden Eindruck der allgemeinen Situation einen von Haus aus nicht gerade starken Charakter leicht zu Freveln treiben konnten, wie er sie vollführt hat. Eine große Seele war er ebenfalls nicht und so erwachte zugleich der Dämon in seiner Brust, den er bisher gebändigt hatte, und riß ihn zu Schritten fort, für welche die bloße Bezeichnung einer Verirrung in Wahrheit nicht mehr zugelassen werden kann. Die gewissenlose Art und Weise z. B., wie er sich gegen den Maire Dietrich, den Führer der konstitutionellen Partei in Straßburg, der ihm noch dazu den Weg dahin geebnet hatte, benahm, und gegen den er in seiner Zeitschrift Argos mit allen Künsten der Verdächtigung eine unermüdliche Agitation betrieben, wird sich von keinem unbefangenen Standpunkte aus rechtfertigen oder auch nur entschuldigen lassen. In die albernen Anschuldigungen gegen Ludwig XVI. stimmte er rückhaltslos ein, die Republik allein vermochte in seinen Augen Frankreich zu beglücken und zwar nur, wenn die Grundsätze der Jakobiner in ihr verwirklicht wurden. Dem 10. August 1792, dem Sturze des Königtums, jauchzt er jubelnd zu, und der Sturz der Girondisten, der 2. Juni, ruft seine Befriedigung hervor. Er kennt keine ehrendere Bezeichnung als die eines Sanskulotten und ist stolz darauf, der Marat von Straßburg genannt zu werden. Die Jakobiner, die nun hier die Herrschaft in der Hand haben, bilden eine unverhältnismäßig geringe Minderheit, aber mit allen Mitteln der Gewalt und des Schreckens halten sie hier, wie überall, die ganz anders denkende große Mehrheit der Bürgerschaft in den Sektionen im Zaume. Schneiders lebhafter Kummer ist es, daß die bestehende Gesetzgebung und Gerichtsverfassung ihm als öffentlichen Ankläger nicht die Mittel an die Hand geben, des verhaßten Widerstandes Herr zu werden. Darum verlangte er schon im Juni 1793 ein Revolutionsgericht, denn nur durch ein solches glaubte er die im Stillen schleichende monarchische Gesinnung ersticken zu können. Wenn daher vor dem November 1793 die Guillotine in Straßburg und Umgegend so wenig Arbeit hatte, ist das weniger das Verdienst von Schneiders Menschlichkeit, als die Folge des Umstandes, daß ihm die Macht zu strengerem Auftreten fehlte. Als dann das Revolutionstribunal, wie er es schon längst gewünscht hatte, errichtet und die öffentliche Anklage in seine Hände gelegt ward, da hat er, gestützt auf Thatsachen von unglaublicher Nichtigkeit und wie sie nur der äußerste

Fanatismus als Verbrechen ſtempeln konnte, dreißig und einige Opfer auf die Guillotine geſchickt. Das Auffallendſte iſt, daß derſelbe Mann, der in der kirchlichen Frage noch in dieſer Zeit Nachſicht predigte, der politiſchen Oppoſition gegenüber eine ſolche Unverſöhnlichkeit zur Schau trug. Er rühmt ſich zwar, bei Todesurteilen, wie bei den enorm hohen Geldſtrafen, mit welchen er die Übertreter des Maximums belegte, ſtets nur dem Geſetze gemäß verfahren zu ſein, aber wenn je, ſo iſt hier das höchſte Recht zum höchſten Unrecht geworden. Und was ſoll man dazu ſagen, daß es ihn nicht ſtörte, wenn unter ſeiner Mitwirkung bei den verſchiedenen Verurteilungen ſo formlos verfahren wurde, daß der Ankläger zugleich Richter war; wenn er ſich in die Verlegenheit bringen ließ, als ihm die Protokolle der Gerichtsſitzungen, in welchen die Todesurteile gefällt wurden, von St. Juſt abgefordert wurden, ſich damit entſchuldigen zu müſſen, daß er ſie erſt in das Franzöſiſche überſetzen laſſen müſſe! Gewiß hat ſich Schneider nicht, wie ihm ſeine Ankläger wohl vorgeworfen haben, von gemeinen ſelbſtſüchtigen Beweggründen leiten laſſen und ebenſo wenig die eigene Bereicherung geſucht. Aber nicht minder gewiß iſt, daß ſeine Agenten und Werkzeuge ſich Unregelmäßigkeiten in dieſen Dingen zu Schulden kommen ließen, und daß die Aufrechterhaltung der „Geſetze“ überhaupt ungewöhnlich viel Geld gekoſtet hat, wie ein Blick in das blaue Buch auf mehr als einer Seite lehrt.

Nun geſchah es aber, daß die in Straßburg herrſchende Partei ſich ſelber ſpaltete. Daß dieſer Spaltung, außer perſönlicher Rivalität und Eiferſüchtelei, der Gegenſatz des deutſchen und welſchen Weſens zu Grunde lag, wird man nicht wohl in Abrede ſtellen können. Nicht minder ausgemacht iſt, daß zu der Ausbildung dieſes Gegenſatzes der zwiſchen Deutſchland und Frankreich ausgebrochene Krieg weſentlich beigetragen hat. Schneider hat in ſeiner öffentlichen Stellung nichts unterlaſſen, um die Mittel zur energiſchen Führung des Krieges nach Kräften flüſſig zu machen, eventuell Straßburg vor den deutſchen Heeren zu ſchützen. Er hat zu dieſem Zwecke Maßregeln vorgeſchlagen, die an Energie nichts zu wünſchen übrig ließen. Daß er ſo gegen ſein eigenes Vaterland die Waffe ſchliff, ſcheint ihm gar nicht zum Bewußtſein gekommen zu ſein. Da war es denn eine gerechte Nemeſis für ſeine Abtrünnigkeit, daß von ſeinen Gegnern in Straßburg ihm gerade ſeine deutſche Herkunft zum Verbrechen gemacht und daß er, „der Prieſter aus Köln“, offen des verräteriſchen Einverſtändniſſes mit dem Feinde, d. h. zunächſt mit den Öſterreichern bezichtigt wurde! Seine Gegner waren die franzöſiſchen Demokraten, die unmittelbar von Paris aus geleitet wurden und an deren Spitze ſich Monet, der Nachfolger Dietrichs in der Mairie Straßburgs, auch ein ehemaliger Prieſter, befand.

Neben ihnen ſtanden mehrere Konventskommiſſäre, die ſich abwechſelnd bei der Armee und in Straßburg herumtrieben. Einige davon hatte Schneider nachteiliger Verſäumniſſe wegen in ſeiner Zeitſchrift ſcharf angegriffen. Denn an Mut fehlte es ihm überhaupt nicht, wie er das jetzt und in der kritiſchen Situation ſeines Sturzes hinlänglich bewieſen hat. Seit die Franzoſen an Deutſchland den Krieg erklärt hatten und zumal ſeit die deutſchen Waffen vom Glück begleitet waren, konnten die Franzoſen oder doch die herrſchende Partei unter ihnen, ſich des Verdachtes nicht erwehren, daß ſie Straßburgs und des Elſaſſes nicht ſicher ſeien. Zu dem Zwecke nun, die ſchöne Provinz untrennbar an Frankreich zu knüpfen, hielten ſie kein Mittel für wirkſamer, als dem deutſchen Weſen, der deutſchen Sprache und der deutſchen Sitte unerbittlich den Krieg zu erklären. St. Juſt und Lebas, die im Oktober als Konventskommiſſäre im Elſaß und bei der Rhein-Moſelarmee erſchienen, ſchreckten bekanntlich in dieſer Richtung vor keinem Mittel zurück und gingen gerade auf ihr Ziel los. Ebenſo ſtellten ſie an das Vermögen der Straßburger Anforderungen, die keinen Sinn mehr hatten, wenn es nicht zugleich darauf abgeſehen war, die wohlhabende Bevölkerung Straßburgs, und das waren eben die Deutſchen, in einer Weiſe auszuſaugen, daß ſie ſich nie wieder erholen konnte. Außerdem hatten die Führer dieſer Partei mit Zuthun der Konventskommiſſäre die ſogenannte Propaganda nach Straßburg kommen laſſen, eine Geſellſchaft von militäriſch organiſierten, meiſt jüngeren Männern aus dem Inneren Frankreichs, die gleichſam ein Gegengewicht gegen die deutſchen Demokraten und zugleich die Leibgarde der welſchen Gewalthaber bilden ſollten.

Und nun kam die Zeit, in der Schneider an den Folgen ſeiner Erfolge zu Grunde gehen ſollte. Alle Anſtrengungen, die er machte, um ſeine gut revolutionäre Geſinnung zu bekunden, blieben vergeblich. Es begegnete ihm, was den wenigſten revolutionären Machthabern noch erſpart geblieben iſt, nämlich daß jede Partei, die durch die Gewalt und den Schrecken regiert, einen überlegenen Nebenbuhler findet. Daß Schneider einzelne Maßregeln St. Juſts mißbilligt hat, iſt gewiß; ob er ihm und ſeinen Anhängern in dem Grade gefährlich war, daß ſie, wie man behauptet hat, im Intereſſe ihrer Selbſterhaltung ihn vernichten zu müſſen glaubten, muß bis auf weiteres dahingeſtellt bleiben. Nicht minder zweifelhaft erſcheint, ob der Maire Monet und die Propaganda ihn unſchädlich machen wollten, um ungehindert ihre Abſicht, ſich der Verhafteten in Straßburg durch einen Maſſenmord zu entledigen, ausführen zu können. Aus welchem Grunde, kann man fragen, iſt nach der Beſeitigung Schneiders jener Plan nicht wirklich ausgeführt worden? Wir kennen kein äußeres Hindernis, das dem entgegenſtand, und es iſt Thatſache, daß nach Schneiders Sturz die Schreckens-

herrschaft in Straßburg wenigstens keine Steigerung erfahren hat. Der Anhang Schneiders in Straßburg ist auch nichts weniger als groß oder gefährlich gewesen; das hat sich am deutlichsten bei seiner Verhaftung gezeigt, wo sich kein Finger für ihn gerührt hat. So ergiebt sich, daß in dieser Beziehung die Überlieferung auf schwachen Füßen steht, und daß man sich hüten muß, alles zu glauben, was Schneiders Feinde nach seinem Sturze über und gegen ihn ausgesagt haben. Er stand den Franzosen im Wege, wie sie ihm; er war ein Deutscher, er hatte sich den Haß mehr als eines der welschen Machthaber zugezogen, er hatte sich zugleich wirkliche Blößen gegeben — Gründe genug, um seinen Sturz zu erklären. So half es ihm mit Recht nichts, daß er, um den Frevel des Festes der Vernunft mitzumachen, eigens zu diesem Zwecke von einer Rundreise, die er mit der Guillotine auf dem flachen Lande begonnen hatte, vorübergehend nach Straßburg zurückging. Es war ihm nicht Ernst dabei, und seine Feinde werden ihn auch durchschaut haben. Als er seine unterbrochene Rundreise wieder aufnahm, soll er, wenn der Verfasser eines schon angeführten Buches Recht hat*), zu seiner Schwester beim Abschiede geäußert haben: „Ich erwarte, jede Stunde verhaftet zu werden.“ Wenn wir dieser Mitteilung glauben müßten, würde sie auf Schneiders Charakter ein wenig günstiges Licht werfen. Denn welcher halbweg ehrliche Mann wird, im Vorgefühle einer ihn bedrohenden Katastrophe, hingehen und heiraten, d. h. in diesem Falle ein anderes Wesen absichtlich in sein Schicksal verwickeln wollen? Und Schneider ist in der That jetzt fast unmittelbar von Straßburg nach Barr gegangen und hat sich hier mit Sarah Stumm vermählt. That er es, wie andere sagen, weil er hoffte, auf diesem Wege ein zu Gunsten verheirateter Priester gegebenes Gesetz zu seinem Schutze anwenden zu können, so würde das sicher die Sache nicht viel besser machen. Uns scheint aber, alles erwogen, Schneider hat die Gefahr, wenn er sie je überhaupt erkannt, auf keinen Fall so nahe vermutet, denn sonst würde seine ganze Haltung in den kritischen Tagen keinen Sinn mehr haben. Hätte er die Todesurteile, die er in der Woche, die seinem Sturze vorherging, gefällt, um seinen eigenen Kopf zu sichern, so würde das seinem Verstande ebensowenig Ehre machen, als es seinem Charakter unauslöschliche Schande bereiten würde. Seine Verheiratung war bekanntlich eine Improvisation und hat seinen Gegnern eine besonders schwerwiegende Waffe der Anklage gegen ihn liefern müssen, als habe er den einschüchternden Einfluß seines Amtes als öffentlicher Ankläger mißbraucht, um die Zustimmung des Mädchens und ihrer Eltern zu

*) Schneiders Schicksale in Frankreich S. 188.

seiner Werbung zu erzwingen. Jedoch seit den authentischen Mitteilungen, die Emile Campardon aus den Akten über jene Werbung gemacht hat, ist es nicht mehr erlaubt, eine derartige Annahme zu wiederholen. Aus der beglaubigten Aussage, die Sarah Stumms Vater nach Schneiders Sturze gemacht hat, geht hervor, daß die Form der Werbung zwar eine ungewöhnliche, die Zustimmung der Eltern und der Braut aber eine nicht erzwungene gewesen ist*). Dagegen macht ein anderer Vorgang, der Schneiders Heirat unmittelbar vorherging, bei genauer Untersuchung einen entschieden ungünstigen Eindruck und läßt ihn im Lichte eines vollendeten Schreckensmannes erscheinen. Ich habe die Art und Weise im Auge, wie er sich bei der Verheiratung Funks, eines aus Aachen eingewanderten deutschen Priesters, benommen hat. Es ist wieder Campardon, dem wir den authentischen Bericht verdanken**). Am 14. Frimaire (5. Dezember) 1793 wurde in Barr das Fest der Vernunft gefeiert und Schneider mit dem Revolutionstribunal wohnten demselben bei. Die anwesenden Priester, darunter Funk, schworen bei dieser Gelegenheit ihr Priestertum ab. Sodann bestieg Schneider die Tribüne und wendete sich an die anwesenden Jungfrauen mit der Aufforderung, sich in der Weise Funk zur Verfügung zu stellen, daß diejenige von ihnen, auf welche seine Wahl fallen werde, seine Frau werden wolle, auf die Gefahr hin, im Falle der Weigerung als verdächtige und schlechte Bürgerin zu gelten. Er fügte hinzu, daß Funk bei seiner Wahl sich nicht von Rücksicht auf Reichtum, sondern auf Patriotismus leiten lassen werde. Funk traf demgemäß seine Wahl, und sie fiel auf ein junges Mädchen, deren Vater bei der Belagerung von Mainz umgekommen war. Abends versammelte sich dieselbe Gesellschaft wieder im „Tempel" und der Maire der Gemeinde machte den Vorschlag, es solle, angesichts der notorischen Bedürftigkeit des neuen Brautpaares, zur ersten Einrichtung desselben eine Sammlung in der Gemeinde veranstaltet werden. Der Vorschlag wurde in der Fassung angenommen, daß die Sammlung auf den ganzen Kanton ausgedehnt werden solle. Und nun ergriff Schneider wieder das Wort, um den gestellten Antrag zu unterstützen, und zwar mit dem Zusatz, daß ein Verzeichnis der freiwilligen Gaben entworfen und an das Revolutionstribunal eingeschickt werden solle, damit dieses die guten Bürger kennen lerne, — ein Vorschlag, der angenommen und ausgeführt wurde. Am Tage nach

*) Emile Campardon: Le Tribunal révolutionnaire de Paris. Ouvrage composé d'après les documents originaux conservés aux archives de l'empire. Paris 1866. Tome premier, p. 483.

**) Campardon l. c. p. 480.

dieſer muſtergiltigen Probe eines Terroriſten erfolgte Schneiders Heirat. Schneider war ſtets von einem lebhaften Zug zu dem ſchönen Geſchlechte erfüllt geweſen; ſeine Gedichte bezeugen das faſt auf jeder Seite. Und bald nach ſeiner Niederlaſſung in Straßburg, im Oktober 1791, hatte er im Klub einen Vortrag zu Gunſten der Prieſterehe gehalten, der ſo viel Ärgernis erweckte, daß der konſtitutionelle Biſchof Brendel und ſeine geiſtlichen Räte denſelben öffentlich desavouieren zu müſſen glaubten. Gleichwohl hatte Schneider bis zu dieſem Augenblick gezaudert, das in jenem Vortrag empfohlene Beiſpiel der „Empfindſamkeit, des Bürgerſinnes und des Mutes“ ſelbſt zu geben. Nun freilich lag die Sache anders. Er hatte alle Brücken hinter ſich abgebrochen und ſein Prieſtertum abgeſchworen. Die Verhältniſſe, in die er ſich geſtellt hatte, ſchienen nachdrücklicher für als gegen einen ſolchen Entſchluß zu ſprechen und ſo ſchritt er denn kopfüber zur Ausführung. Gleich darauf ging Schneider nach Straßburg zurück, da Monet, der, wie wir wiſſen, nicht ſein Freund war, ſeine Rückkehr in die Hauptſtadt aus dringenden Gründen verlangt hatte, zu einer Zeit, in der übrigens St. Juſt und Lebas von einem Beſuche in Paris noch nicht wieder zurückgekehrt waren*), ſo daß alſo kaum an eine zwiſchen ihnen und Monet abgekartete Intrigue, die Schneider verderben ſollte, gedacht werden kann. Und bei ſeiner Rückkehr geſchah es, daß Schneider in Begleitung ſeiner Frau und der Verwandten derſelben, in einem Sechsſpänner, von einem Dutzend berittener Nationalgarden gefolgt, jenen in der That höchſt undemokratiſchen Einzug in Straßburg hielt, der den Vorwand zu ſeiner Verhaftung und weiterhin zu ſeinem Sturze hergeben mußte. Ein paar Stunden nach ihm trafen die beiden genannten Konventskommiſſäre wieder in Straßburg ein und erließen, von Schneiders Gegnern aufgereizt, den Haftbefehl, dem dann die Ausſtellung auf der Guillotine und die Fortſchaffung nach Paris auf dem Fuße folgten. In Paris wurde der Verhaftete anfänglich in der „Abtei“ und erſt einige Monate ſpäter in la Force untergebracht, um von da am 1. April 1794 die Guillotine zu beſteigen. Es iſt ausgemacht, daß, wenn Schneider in ſeinem Gefängniſſe in Paris ſich ruhig verhalten und Robespierres Unwillen nicht gewaltſam provoziert hätte, ſeine Haft trotz aller Aufſtachelung von ſeiten ſeiner Straßburger Gegner ſich wahrſcheinlich bis zum 9. Thermidor verlängert hätte und er wie hundert andere gerettet worden wäre. St. Juſt und Lebas, die bald nach ſeiner Abführung nach Paris ebenfalls dorthin zurückberufen worden waren, ſcheinen ſich nicht weiter um ihn bekümmert zu haben. Von den Gründen, mit denen Schneiders Ver-

*) S. Hamel, Histoire de St. Just S. 323.

urteilung officiell motiviert wurde, waren die meisten nicht stichhaltig, am wenigsten derjenige, nach welchem er als Verschwörer gegen Frankreich und Verbündeter der Österreicher bezeichnet wurde. Wir wollen Schneider nicht von Schuld freisprechen, aber seine wirkliche Schuld lag auf einer ganz anderen Seite, für die man von seinen Anklägern keine Empfindung verlangen konnte, und für die er sie selbst leider verloren hatte. Über seine Gegner brauchte er sich nicht zu beklagen, er hatte ihnen den Weg zur Macht geebnet und sie handelten nur konsequent, wenn sie ihn beiseite schoben, als sie zu erkennen glaubten, daß er ihrem System im Wege stehe*).

Es war ein weiter, wechselvoller Weg von dem stillen, fränkischen Flecken am Main bis zum Höhepunkte der terroristischen Aktion zu Straßburg und bis zu dem Schaffot auf der place de la concorde in Paris! Die Franzosen und gerade auch diejenigen, die in Robespierre und St. Just ihre Helden verehren, haben nur Worte der Verdammung für Schneider gefunden. Kein Zweifel, sein unverzeihlichstes Unrecht in ihren Augen ist immer nur gewesen, daß er ein Deutscher war, wenn auch zuletzt ein Deutscher wider Willen. Wir unsererseits haben ihm gegenüber einen anderen Standpunkt einzunehmen. Uns ist er der verlorene Sohn, der nicht wieder in das Vaterhaus zurückgekehrt ist. Wir wollen ihn zwar nicht ungerecht schmähen lassen, aber ebensowenig wollen wir sein wirkliches Unrecht beschönigen. Wir geben zu, daß Erziehung und Verhältnisse vieles zu seinen Verirrungen beigetragen haben, wir stellen aber auch nicht in Abrede, daß sein gefährlichster Feind er selbst gewesen ist. Immerhin liegt auch in seinem Leben und in seinem Schicksale eine Lehre, die leicht zu erkennen ist und die unsere Nation gleichwohl lange Zeit und zu ihrem Schaden in den Wind geschlagen hat.

---

*) Schneiders Schwester Marianne, die ihn nach Straßburg begleitet hatte, ist, wie aus Venedeys Mitteilungen (l. c. S. 39—41) bestimmt hervorgeht, nach seinem Sturze dort geblieben und hat sich an einen gewissen Müller verheiratet. Schneiders Witwe hat, wie bereits erwähnt, später dem schon erwähnten Cotta ihre Hand gereicht.

Anhang*).

Bonn, den 26. Juli 80.

Wohlgeborner, Hochgeehrteſter Herr,

Sie erzeigten mir die Ehre, in den Beiträgen zu Ihrer Reiſebeſchreibung meiner auf eine Art zu erwähnen, welche mir nicht anders als ſchmeichelhaft ſein konnte. Mein Schickſal wollte es nicht, daß ich Ihre perſönliche Bekanntſchaft machen ſollte, da Sie durch Bamberg reiſeten, wo ich gerade damals im Franziskanerkloſter war. Der Zwang der Kloſterzucht erlaubte mir nicht, den Verfaſſer des Sebaldus Nothanker aufzuſuchen, ſo ſehr auch dieſes Buch zur Entwicklung des bischen Menſchenverſtandes, das in mir lag, beigetragen hatte. Wäre ich ſpäterhin ſo glücklich geweſen, an einem Orte, den Sie durchreiſeten, zu wohnen: ich würde mich um Ihre Bekanntſchaft, um Ihr Zutrauen und — womöglich — um Ihre Freundſchäft bemühet haben. Vielleicht hätte ich Ihnen in der Streitſache über Kriptokatholizismus und Jeſuitismus ſelbſt aus meiner Geſchichte wichtige Daten liefern können. Da ich in der katholiſchen Kirche, zum Theil von Jeſuiten, erzogen worden, und neun Jahre im Kloſter durchlebt habe, ſo hatte ich Gelegenheit genug, den Geiſt des Katholizismus kennen zu lernen. Eine Predigt über die Toleranz, von welcher auch in Ihrer A. B.**) etwas ſtehet, befreite mich von dem Joche des Mönchthums. Ich lebte als Hofprediger drei Jahre zu Stuttgart, und nun bin ich hier als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften angeſtellt.

Vergeben Sie mir dieſen egoiſtiſchen Eingang zu einer Bitte, die ich an Sie machen möchte. Ich habe mich entſchloſſen, meine Gedichte (von denen Sie eines Ihres Beifalls würdigten) auf das Neujahr auf Subſkription herauszugeben. Ich mußte dieſen Weg ergreifen, weil der Buchhandel in unſern Gegenden erbärmlich, und an keine Belohnung litterariſcher Arbeiten zu denken iſt. Nicht unedler Eigennutz, ſondern die Abſicht, die letzten Schulden meines alten Vaters durch den etwaigen Gewinnſt dieſer Speculation zu tilgen, überwand in mir die Schüchternheit, welche mich bisher von der Bekanntmachung meiner Gedichte zurückhielt. Wie es ſcheint, wird mein Unternehmen ganz gut ausfallen. Es haben

*) Nachfolgenden Originalbrief Schneiders verdanke ich der Güte des Herrn Oberbibliothekars Dr. von Halm in München, der ihn mir zugleich zum Zwecke der Veröffentlichung zur Verfügung geſtellt hat.

**) Allgemeine Bibliothek.

ſich bereits mehrere, zum Theile ſehr anſehnliche Subſcribenten aus verſchiedenen Theilen Deutſchlands gemeldet. Nur wünſche ich, auch nach Berlin einige Exemplare meines dichteriſchen Produktes ſchicken zu dürfen. Ich weiß Niemand, an den ich mich desfalls mit größerem Zutrauen wenden könnte, als an Sie, würdiger Mann! Vielleicht lernen Sie mich dadurch von einer Seite kennen, welche uns in nähere Verbindung bringen könnte. Nie ſoll es Sie reuen, mir eine Gefälligkeit erwieſen zu haben. Prüfen Sie mich.

Vergeben Sie, daß ich Ihnen Auslagen verurſache, die einzig mir nützen. Ich kann den Brief nicht ganz frankiren; ſo gern ich es möchte.

Die Erkenntlichkeit für Ihre Bemühung, mir Subſkribenten zu verſchaffen, ſollen Sie ſelbſt beſtimmen.

Herrn
Herrn Friedrich Nicolai
berühmter Buchhändler
zu
Berlin.
frei bis Weſel.

Ihr(em)
Ergebenſten Diener
Eulogius Schneider
Prof. der ſch. Wiſſenſchaften.

Die Reformation der Universität Wirzburg.

Festrede zur Jahresfeier der Stiftung der Julius-Maximilians-Universität am 2. Januar 1863.

Die deutschen Universitäten, die in verschiedenen Jahrhunderten entstanden sind und bei aller Verschiedenheit der Mittel und Erfolge sich zur Zeit insgesamt im wesentlichen gleicher Verfassung und gleicher Einrichtungen erfreuen, haben keineswegs vom Anfange an eine gleiche Entwickelung durchlaufen. Die wenigsten sind in ihrem gegenwärtigen Grundbestande auch schon ins Leben getreten, — und es sind das die jüngsten, wie etwa Göttingen, Berlin, Bonn —, so ziemlich alle übrigen dagegen sind erst auf Umwegen und unter den mannigfaltigsten Schicksalen, die einen früher die anderen später, bei dem gemeinsamen Ziele angelangt. Zu der letzteren Gruppe zählt auch, wie das schon ihr Name andeutet, und zwar im besonders hohen Grade, unsere Julius-Maximilians-Universität. Trotz vielfacher Reformversuche, trotz mannigfacher Zugeständnisse an die unerbittlichen Forderungen der fortschreitenden Wissenschaft hat sie gleichwohl die längste Zeit ihre ursprüngliche Verfassung in den Grundzügen unverändert bewahrt: bis endlich zu Beginn unseres Jahrhunderts und im engsten Zusammenhange mit den welterschütternden Ereignissen, die auch unserem deutschen Vaterlande eine andere Gestalt gegeben haben, mit einem Schlage jene alte Verfassung gestürzt und durch eine völlig neue ersetzt wurde. Erst durch diesen Akt ist die Universität Wirzburg in die Reihe der modernen Hochschulen eingetreten, und obwohl jener Neubau in seinem ganzen Umfange sich keineswegs erhalten hat und gerade die äußeren Umrisse desselben bald wieder verschwunden sind, so ist doch so viel davon stehen geblieben, daß wir ihm mit Fug und Recht die volle Bedeutung einer Erneuerung, einer Reformation unserer Alma Julia zuschreiben dürfen. Da es nun ein löblicher Brauch ist, daß

der Rektor der Universität, indem er an diesem der Feier ihrer Gründung gewidmeten Tage zu den Mitgliedern der Korporation und zu den versammelten Kommilitonen zu sprechen sich rüstet, sich irgend einen die Interessen der Hochschule berührenden Gegenstand erwählt, so glaubte ich keine ganz verfehlte Wahl zu treffen, wenn ich mich entschloß, jenen angedeuteten, in der Geschichte unserer Universität so außerordentlich wichtigen Reformationsakt zum Thema meiner Festrede zu machen, aber so, daß ich ihn zugleich in der innigsten Verbindung mit den vorausgegangenen hervorragenden Entwickelungsmomenten derselben darstellte, weil erst dadurch die wirkliche geschichtliche Bedeutung dieses Vorgangs klar gemacht werden kann: alles dieses in der festen Überzeugung, daß ich für keine andere Aufgabe mit mehr Sicherheit auf die freundliche Aufmerksamkeit, die gütige Nachsicht und vielleicht auch auf die Geduld der Hochansehnlichen Versammlung rechnen dürfte.

Als der gewaltige Julius im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts den Entschluß zur Gründung einer Universität in der Hauptstadt seines Hochstifts faßte, konnte man sich kaum darüber täuschen, daß in mehr als einer Beziehung die Umstände für ein solches Unternehmen nicht mehr so günstig lagen als einhundert und achtzig Jahre früher, zur Zeit da sein Vorgänger Johann von Egloffstein zum erstenmal die Hand an die Ausführung eines solchen Gedankens gelegt hatte. Damals bestanden überhaupt erst fünf Universitäten im großen deutschen Reiche, und noch dazu im ganzen weiten Südwest desselben eine einzige, die kurz zuvor zu Heidelberg gestiftete. Das wissenschaftliche Leben in unserer Nation war im Aufblühen begriffen, die geographische Lage der neuen Stiftung, als im Herzen eines der bedeutendsten geistlichen Fürstentümer und im Mittelpunkte einer der reichsten und blühendsten deutschen Provinzen, unstreitig eine ungemein vorteilhafte. Wenn gleichwohl, wie bekannt, diese Schöpfung keine Wurzeln geschlagen hat und ihr nur ein kurzes Dasein beschieden war, so darf die Erklärung dieser befremdenden Thatsache keineswegs in allgemeinen und ferne liegenden Ursachen, und am allerwenigsten in den bald darauf beginnenden Hussitenzügen gesucht werden, die doch z. B. der Universität Leipzig — welche jener Bewegung ja überhaupt ihre Entstehung verdankt und der vermeintlichen Gefahr ganz anders ausgesetzt war — nicht im geringsten nachteilig zu werden vermocht hat. Der wirkliche Grund der so schnell eingetretenen Auflösung des neuen fränkischen studium generale liegt vielmehr für jeden, der ihn finden will, mit ausreichender Deutlichkeit in den ungünstigen und verworrenen inneren Zuständen des Hochstifts jener Zeit, die in der notorischen Mißregierung Fürstbischof Johanns II. von Brun einen vielbesprochenen und so niederschlagenden Ausdruck ge-

funden haben. Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß der schnelle Untergang der jungen Anstalt in der geistigen Entwickelung Frankens eine fühlbare Lücke zurückgelassen hat und für die Folgezeit nicht ohne bestimmte negative Wirkungen geblieben ist.

Als nun Fürstbischof Julius nach einem Zwischenreiche von mehr als anderthalbhundert Jahren zu dem gescheiterten Gedanken Johanns von Egloffstein zurückkehrte, bestand jene oben angedeutete Gunst der Zeitverhältnisse nicht mehr. Nicht zu reden von den schweren Schlägen aller Art, die seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts das Hochstift empfindlich heimgesucht hatten: was noch mehr bedeuten wollte, das wissenschaftliche Leben und die Teilnahme der Nation daran war jetzt im Rückschritt begriffen, die Universitäten als Feuerstellen der geistigen Arbeit waren in Verfall geraten, der düstere und unfruchtbare Zank der Theologen aller Parteien hatte das frische Schaffen und Forschen überall in Bann gelegt; und außerdem war, soweit die Universitäten als solche noch etwas zu bedeuten hatten, die Konkurrenz inzwischen ganz außerordentlich gewachsen: sechzehn neue Hochschulen — darunter Freiburg, Ingolstadt, Tübingen, Mainz, Dillingen — waren in der Zwischenzeit gegründet worden.

Und doch hatte, trotz dieser scheinbaren Ungunst der Verhältnisse, sowie Hand an die Ausführung gelegt wurde, die denkwürdige That des erhabenen Fürsten zunächst einen ganz ungewöhnlichen Erfolg. Allerdings, eine hohe Schule innerhalb zweier Hochstifter wollte auch jetzt immerhin noch etwas bedeuten. Jedoch die Hauptsache war das nicht: diese lag vielmehr in der mächtigen Persönlichkeit des Stifters, in der umsichtigen Vorsorge für seine Stiftung und vor allem darin, daß er sie mit einem großen, die Zeit beherrschenden Prinzip in die engste Beziehung setzte. Man weiß, wie der Katholizismus, nachdem er in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine so schwere Niederlage erlitten hatte, sich in der zweiten wie neugekräftigt erhob, um das Verlorene wieder zu gewinnen, zu erobern. Man nennt das die Zeit der Restauration des Katholizismus und der Gegenreformation. Fürstbischof Julius nimmt in dieser Bewegung nicht die letzte Stelle ein, ja er gehört zu den leitenden Häuptern derselben. Es ist bekannt, wie er in der Blüte der Jahre auf den Stuhl des heiligen Burkard erhoben, ein geborener Herrschergeist, freilich in unerbittlicher Ausschließlichkeit in seinem Hochstift das Werk der Gegenreformation durchgeführt und wie er die Seele jenes Bundes gewesen, der bestimmt war, der protestantischen Union ein Gegengewicht zu schaffen, ihr das Feld abzugewinnen, der sogenannten Liga. Im Zusammenhange mit dieser seiner Stimmung und mit dieser seiner Position in der großen Frage der Zeit hat Julius die Gründung seiner Hochschule

behandelt und in ihr das Prinzip gefunden, auf dem er sie aufbaute. Die Mehrzahl der damals bestehenden deutschen Universitäten war ohnedies dem Protestantismus zugefallen, und auch von den treugebliebenen war höchstens Ingolstadt in der Lage, die katholische Sache mit Erfolg zu vertreten. Die neue Stiftung sollte daher nicht etwa bloß eine Landes-Universität, sie sollte eine feste Burg der alten Kirche, sie sollte im eminenten Sinne die hohe Schule des katholischen Deutschlands, aber auch der katholischen Nachbarländer sein. Auf diesem zwar einseitigen, aber unverkennbar großartigen Gedanken ist unsere Universität aufgebaut, von ihm sind die grundlegenden Einrichtungen derselben bestimmt worden. Die theologische und philosophische Fakultät wurden in die Hände des Ordens gelegt, der bei dem Werke der Gegenreformation die meiste Arbeit auch in Franken gethan hatte, und so entstand hier unter den Zuckungen einer neuen Zeit eine hohe Schule wesentlich mittelalterlicher Art. Nicht bloß, daß der größte Teil des äußeren schwerfälligen Apparats, wie ihn das Universitätswesen des Mittelalters entwickelt hatte, mit aufgenommen wurde, sondern, und das ist das Entscheidende, die Anstalt sollte wesentlich eine kirchliche sein. Alle übrigen Fakultäten und die philosophische ausdrücklich — wie das übrigens mutatis mutandis auf den protestantischen Universitäten auch nicht anders gehalten ward — wurden schlechthin in dienende Abhängigkeit von der theologischen Fakultät und von einem bestimmten, ausschließlich kirchlichen System gesetzt. Dieser bei der Stiftung der Alma Julia vorwaltende Grundgedanke hat nun begreiflicherweise die Zukunft derselben auf lange hinaus mitbestimmt. In der nächsten Zeit und namentlich so lange der Stifter lebte, so lange das Prinzip, das sein gesamtes System beherrscht hatte, im vollen Strome, wenn ich so sagen darf, einherfuhr und der seine Gründung beherrschende Orden im Aufblühen begriffen war, erfreute sich die neue Anstalt ganz außerordentlicher Erfolge. Die kühnsten Hoffnungen sahen sich erfüllt: von allen Seiten des Reichs und der Nachbarländer, namentlich Lothringens und Polens, floß zumal auch die adelige Jugend zusammen, in kürzester Zeit hatte die jugendliche Stiftung alle ihre älteren Schwestern überflügelt; sie konnte als die erste hohe Schule des katholischen Deutschlands angesehen werden.

Die brennende Frage für die nächste und fernere Zukunft derselben war nun die, wie lange sich der Standpunkt, auf den sie aufgebaut war und an den ihre Bedeutung, ihr Gedeihen einmal geknüpft erschien, sich würde behaupten lassen?

Wer wüßte nun nicht, daß bald genug die Dinge im großen eine Wendung nahmen, die sich in einer ganz entgegengesetzten Richtung be-

wegte? Nicht zu reden von dem, was Entschlossenheit und Thatkraft anlangt, unersetzlichen Verlust des Gründers, nicht zu reden von der schwedisch-weimarischen Occupation, die die Hochschule zuerst sistierte und dann völlig aus der Bahn zu werfen drohte: das Prinzip selbst, das Julius seiner Stiftung zu Grunde gelegt hatte, erlitt mit dem Ausgange des dreißigjährigen Krieges und in den staatsrechtlichen Bestimmungen des westphälischen Friedens eine Niederlage, die nicht verfehlen konnte, auf die Stellung unserer Universität empfindlich zurückzuwirken. In der That, sie konnte sich bald nicht mehr auf der Höhe halten, auf die sie Julius gehoben hatte, und so sank sie im Verlaufe der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht bloß zu einer gewöhnlichen Landesuniversität herab, sondern lief zuletzt auch Gefahr, überhaupt jede hervorragende Bedeutung in dem Bildungsleben unserer Nation zu verlieren. Der Orden, in dessen Hände gleich bei der Gründung die Hälfte der Fakultäten gelegt worden war und der mit seinem Geiste auch die übrigen zu beherrschen wußte, vermochte trotz aller Anstrengung auf die Dauer nicht mehr die so entstandene Lücke auszufüllen. Auch er und sein selbst von den Gegnern gerühmtes pädagogisches System war nicht imstande, gegenüber den Wandlungen der Zeit, gegenüber einer neuen sich entwickelnden Bildung und dem aus dieser sich gebärenden und am Ende siegreichen Grundsatze der Duldung mit Erfolg seine von allen Seiten bedrohte Stellung zu verteidigen; und noch viel weniger konnte er daran denken, unter diesen Umständen zur Offensive zurückzukehren. Noch in den letzten Jahrzehnten des genannten Jahrhunderts rang sich unsere Nation aus dem Verfalle empor, in welche die kirchliche Entzweiung und der dreißigjährige Krieg sie geworfen hatten. Mit am tiefsten waren die Universitäten aller Parteien gesunken, und auch für sie schlug nun unter dem Wiedererwachen des deutschen Geistes die Stunde der Erhebung, wenn man auch nicht behaupten kann, daß sie selbst zu dieser wohlthätigen Wendung den ersten Anstoß gegeben haben. Unter den mächtigen, alles umfassenden Impulsen, die ein Mann wie Leibniz gab, kehrte die deutsche Nation wieder zu den großen reformatorischen Ideen zurück, die notwendigerweise nicht an das neue Dogma gebunden und die mit der reformatorischen Bewegung des 16. Jahrhunderts zugleich gescheitert waren. Unter den Einflüssen dieser segensreichen Reaktion begann auch für die deutschen Universitäten eine neue Epoche ihrer Geschichte, die man mit gutem Grunde an die Anfänge der Universität Halle anknüpft, die in einem wirklich neuen Geiste, wie er dem jüngsten Umschwung in dem Leben unseres Volks entsprach, sich gestalteten. Der größte Teil der noch überall gehegten mittelalterlichen Dekoration wurde beiseite gelassen, als Aufgabe der Universität wurde die

Pflege und Verbreitung der freien Wissenschaft erklärt und was die Hauptsache war, die verschiedenen Fakultäten in ebenbürtige Selbständigkeit nebeneinander gestellt und bald auch auf die philosophische Fakultät ein besonderes Gewicht gelegt. Die deutsche Sprache, „die bisher noch keinen Katheder entweiht hatte", neben der lateinischen als Katheder sprache zugelassen und damit zugleich eine neue, freiere, zweckmäßigere Art des Vortrags und der Lehre eingeführt. Die Gründung der Universität Göttingen, die ein Menschenalter später erfolgte, hat dann die Reform unserer deutschen Hochschulen besiegelt und ein leuchtendes Muster geschaffen, das den solidesten wissenschaftlichen Geist in der selbständigsten Art mit den Anforderungen der Freiheit und der nationalen Bildung verband, ein Muster, das die Strahlen seines Lichtes weit über alle Kreise unseres Vaterlandes warf und bald ohne Widerrede als dasjenige anerkannt wurde, dem alle übrigen nachzueifern hätten.

Diese Wendung der Dinge hat nun auf unsere Hochschule nicht am letzten zurückgewirkt. Nachdem hier seit dem Ausgange des dreißigjährigen Krieges zuerst ein Stillstand und bald ein Rückgang gefolgt war, hatte sich schneller, als man etwa vermuten möchte, ein Bewußtsein dieses unfruchtbaren Zustandes und in den maßgebenden Kreisen ein unverkennbares Unbehagen geltend gemacht, wenn man sich auch nicht sofort über die wirklichen und inneren Gründe jener Erscheinung klar geworden ist. Dieses Unbehagen wurde binnen kurzem so mächtig, daß schon in der nächsten Zeit die reformierende Hand an die kranke Anstalt gelegt wurde. Das 18. Jahrhundert ist ja überhaupt das Jahrhundert der Reformen, auch in Deutschland, und was insbesondere unsere Hochschule betrifft, so liegt das Bedeutende ihrer Geschichte innerhalb dieses Zeitraumes gerade in den stets wiederholten und gesteigerten Reformversuchen, die von ausgezeichneten Fürstbischöfen in rühmlichem Eifer unternommen worden sind. Diese Versuche haben nun allerdings in Wahrheit ein Ergebnis nicht gehabt, das in entsprechendem Verhältnisse zu dem guten Willen ihrer Urheber und den gemachten Anstrengungen gestanden wäre. Sie haben aber, um das hier vorwegzunehmen, nicht nur den eingetretenen Stillstand gebrochen und einen weiteren Rückgang verhindert, sondern es muß ihnen auch ein doppeltes Verdienst zuerkannt werden: sie haben unsere Hochschule, was man keineswegs von allen deutschen Universitäten in dieser Zeit behaupten kann, wenn auch in unvollkommener Weise in positive Beziehungen zu der neuen Entwickelung auf diesem Gebiete gesetzt, und eben dadurch im Augenblicke der hereinbrechenden Katastrophe, allerdings im Zusammenwirken mit noch anderen Ursachen, das bedrohte Dasein derselben gerettet. Ein neuer Beweis, daß die wahrhaft erhaltende Kraft nicht in der starren

und hartnäckigen Behauptung eines nicht mehr genügenden Zustandes, sondern einzig und allein in der weisen und rechtzeitigen Verbesserung und Ergänzung desselben liegt!

Was nun die angedeuteten Reformversuche des 18. Jahrhunderts anlangt, so habe ich zu unserem Zwecke über dieselben noch folgendes zu bemerken.

Sie erstrecken sich, wie gesagt, auf den ganzen Verlauf desselben; das Bedeutendste in dieser Beziehung ist unter Karl Friedrich von Schönborn, dem dritten der ausgezeichneten Fürstbischöfe, die dieses erlauchte Haus dem Hochstifte Wirzburg gegeben hat, zum zweiten unter Adam Friedrich von Seinsheim und endlich unter dem unvergeßlichsten von allen, unter Franz Ludwig von Erthal unternommen worden. An die Verfassung selbst hat man allerdings niemals die verbessernde Hand gelegt; auch an die ursprünglich adoptierte mittelalterliche Auffassung der Aufgabe und Stellung der Universität hat man in der Theorie wenigstens nicht gerührt: aber nach zwei Seiten hin ist man doch vorwärts gegangen. Einmal durch die Erweiterung der Fakultäten, durch die Aufnahme neuer Lehrfächer; das gilt vorzugsweise von der juristischen Fakultät, für deren Vervollkommnung das unabweisliche praktische, reichs- und staatsrechtliche Interesse des Hochstifts stritt. Auf diesem Wege ist die juristische Fakultät seit Ickstadt allmählich zu einer Bedeutung gelangt, die auch im Norden des Reichs nicht übersehen worden ist und der gegenüber die zurückbleibende theologische Fakultät den ihr prinzipiell eingeräumten Vorrang thatsächlich bald nicht mehr behaupten konnte. Später als die juristische und im engsten Anschluß an den älteren Siebold hat sich die medizinische Fakultät gehoben. Sie war die längste Zeit an Lehrern und Schülern die verödetste; nun aber hat sie infolge der Sorgfalt der zwei vorletzten Fürstbischöfe noch vor Ablauf des Jahrhunderts einen plötzlichen und seitdem wachsenden Aufschwung genommen. Die theologische und philosophische Fakultät sind am längsten, wie es kaum anders sein konnte, zurückgeblieben. Nicht als hätte der reformierende Eifer der Fürstbischöfe nicht auch sie berücksichtigt — die verschiedenen neuen Studienordnungen galten vielmehr gerade der philosophischen Fakultät —: aber man konnte die Zauberformel nicht finden, die den lähmenden Bann zu lösen vermocht hätte. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, die allgemeinen Wissenschaften haben, die ehrenwerten Ausnahmen ausgenommen, bis zur Säkularisation an unserer Universität die Stellung und die Pflege nicht gefunden, ohne die eine hohe Schule moderner Art undenkbar ist. Wenn wir abziehen, was Grebner und Ignaz Schmidt auf dem Gebiete der Geschichte geleistet haben, — der vortreffliche J. G. von Eckart war dem Lehrkörper ja nicht aggregiert: — so können wir nicht umhin, falls

wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, einzugestehen, daß namentlich die eigentliche Philosophie, ferner die Mathematik und die Philologie, was ihre wissenschaftliche Entwickelung anlangt, nicht die wünschenswerte Förderung erfahren haben, und daß die betreffende Lehrthätigkeit in Methode und Erfolg auch bei bescheidenen Anforderungen bald genug viel zu wünschen übrig ließ, obwohl fast volle drei Jahre auf diese Studien verwendet wurden. Die Wurzeln dieser Übelstände lagen übrigens weniger in den Personen, als in dem Systeme und in den allgemeinen Verhältnissen. Man beharrte in diesem spezifisch-philosophischen Jahrhunderte — freilich nicht hier allein — viel zu lange bei einer Philosophie, die diesen Namen nicht mehr verdiente; man setzte ferner die philosophischen Studien mit den oberen Klassen des Gymnasiums in eine widerspruchsvolle Verbindung und schuf so einen philosophischen Lehrkursus für das Gymnasium und wieder einen für die Universität: so konnte es nicht ausbleiben, daß der erste den zweiten neutralisierte. Die betreffenden Professoren, manchmal nicht einmal der deutschen Nation angehörig, wechselten allzuhäufig und standen überhaupt der neuen Bildung unseres Volkes meist vollkommen fremd gegenüber: die ganze Art des Vortrags endlich, die Methode des Unterrichts, die Behandlung der Studierenden trug wohl den Charakter einer Schule, aber nicht den einer hohen Schule an sich. Was die Vernachlässigung der Philologie anlangt, so litt namentlich die griechische Sprache darunter: überhaupt hat man sich zu einer geistvollen und höheren Auffassung der Alten nicht erhoben, obwohl die wohlthätigen Wirkungen der niederländischen Philologen sich bereits über Deutschland ergossen und die „Königin der Universitäten", nämlich Göttingen, unter Geßner das leuchtende Beispiel einer sachgemäßen und ansprechenden Pflege dieser Fächer gab. Dieser unerquickliche Zustand der allgemeinen Wissenschaften mußte zugleich unfehlbar auf die übrigen Fakultäten zurückwirken und sie im Fortschreiten hemmen. Es kann uns demzufolge nicht verwundern, zu hören, daß in dem berüchtigten Prozesse der Nonne Renata vom Kloster Unterzell am Main, die im Jahre 1749 zu Wirzburg als Hexe verbrannt wurde, auch die juristische und medizinische Fakultät ihre volle Zustimmung zu den Voraussetzungen eines solchen Verfahrens im allgemeinen — das wie kaum irgend etwas anderes eine unauslöschliche Beschämung der menschlichen Vernunft bleiben wird —, gegeben haben, und das zu einer Zeit, wo Karl Friedrich von Schönborn bereits zwanzig Jahre vorher die erste umfassende Reform unserer Hochschule vollzogen hatte. In dieser Beziehung, was die philosophischen Studien und die wissenschaftliche Freiheit anlangt, kam man eben nicht vorwärts. Die Reformen Adam Friedrichs von Seinsheim wälzen drei Jahrzehnte später

den Stein des Sysiphus mit denselben löblichen Absichten und doch wieder ohne den gewünschten Erfolg. Der Grund des Mißlingens war, daß man immer nur die Folgen des Übels ins Auge faßte, aber die Quellen desselben bestehen ließ. Man goß überdies den neuen Wein, wenn ich so sagen darf, immer wieder in die alten Schläuche, häufte Vorschriften auf Vorschriften und sorgte doch nicht für die geeigneten Werkzeuge, sie auszuführen. Der ehrliche Bönicke in seinem Grundrisse der Geschichte unserer Universität deutet, nachdem er die Reformen Adam Friedrichs von Seinsheim besprochen, nicht ohne bittere Wehmut an, daß all die schönen Verordnungen den gewünschten Erfolg schon darum nicht haben konnten, weil die betreffenden Organe widerstrebten, und sie so nur halb oder gar nicht ausgeführt wurden. Das ging so tief, daß selbst die Aufhebung des Ordens, in dessen Händen das Schicksal gerade der allgemeinen Wissenschaften von Anfang an gelegen hatte, einen viel weniger befreienden Einfluß auf dieselben ausübte, als man den gewöhnlichen Voraussetzungen zufolge vermuten möchte. Die Wahrheit zu sagen: es scheint beinahe als hätte der ganze Staatsorganismus umgestaltet werden müssen, wenn die Reformen der Universität, die doch ein Teil desselben war, den gewünschten Erfolg haben sollten.

Und nun kam Franz Ludwig. Man braucht den Namen dieses Fürsten nur zu nennen, um an den Edelsten von allen, in deren Händen je Stab und Schwert vereinigt geruht haben, zu erinnern. Fürst und Priester zugleich, und zwar beides in der vollsten und reinsten Bedeutung des Wortes, hat er sich der Erfüllung seines Berufes mit einer Einsicht, einer Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit hingegeben, die nur mit einem höheren Grade von Entschlossenheit hätte ausgestattet sein sollen, um ihn nicht bloß zu den besten, sondern auch zu den ersten seiner Zeit zu zählen. Sein Verhältnis zu unserer Hochschule anlangend, — denn nur davon darf ich heute reden — hat er sich seinen Absichten zufolge seinen Standpunkt hoch über seinen Vorgängern genommen. Der kühne Geist des Jahrhunderts schreckte ihn nicht zurück, und gerne hätte er die Universität, die seit dem Ende des 17. Jahrhunderts den Charakter der bloßen Landesuniversität kaum mehr überwunden hatte, auf die Höhe einer wirklichen deutschen Hochschule erhoben, ohne daß er befürchtet, darum die Grundlage, auf der sein Kirchenstaat ruhte, verlassen oder erschüttern zu müssen. Sein Scharfblick hatte längst erkannt, worauf es hiebei ankam, daß vor allem die philosophische Fakultät emancipiert und in ihrem gesamten Bestande erneuert werden mußte. Er hegte in seiner edlen Seele die höchste Achtung vor der Philosophie als solcher, die eben jetzt unter den Einflüssen Kants den Geist der deutschen Nation umzuwandeln im Begriffe war,

und er wagte es, ihr an unserer Hochschule eine Stätte zu bereiten. Auch darüber täuschte der Vortreffliche sich nicht, daß alles vereinzelte Reformieren und das bloße Pletzen und Flicken zu nichts führe, daß man vielmehr die Universität auf neue Grundlagen stellen und gründlich reorganisieren müsse, wenn sie in ein entsprechendes Verhältnis zu der modernen Wissenschaft und zu der gegenwärtigen Bildungsstufe der deutschen Nation gesetzt werden sollte. Es stand damals ein Mann an seiner Seite, der diese Absichten in ihrem vollen Umfange verstand und der, ganz ein Sohn seiner Zeit, am besten dazu berufen war, vermöge seiner erleuchteten Einsicht, seiner hohen Bildung dieses Werk der Reformation unserer Hochschule mit Erfolg durchführen zu helfen; ein Mann, den schon in der nächsten Zeit auf einem größeren Schauplatze eine schwierigere Stellung erwartete, dessen Seele erfüllt war von Liebe zur Menschheit und zu seinem Volke, und dem es zuletzt doch beschieden war, in nicht unverschuldeter Tragik um die Frucht seines freilich falsch gewendeten Patriotismus getäuscht zu werden; ein Mann, dessen Name an unserer Universität trotz alledem immer nur mit warmer Dankbarkeit genannt werden darf — nämlich Karl Friedrich von Dalberg, der spätere Fürstprimas und Großherzog von Frankfurt. Als Dompräbendar zu Wirzburg machte er während seines vierjährigen Rektorats (1784—88) eine Reihe von Reformvorschlägen, die den Kern der Sache trafen, deren kühle Aufnahme von seite der Fakultäten aber recht deutlich zeigte, wie unfähig diese waren, den löblichen Absichten des Fürsten zu folgen. Dalberg endlich sprach es aus, wozu bisher doch niemand den Mut gefunden hatte, daß, um der Universität gründlich aufzuhelfen, neben Ehre und Mitteln noch ein Drittes nötig sei, nämlich Freiheit, — d. h. Freiheit der Lehre, der Wissenschaft, der Presse. Im Prinzip schrak, wie gesagt, Franz Ludwig vor dieser Forderung nicht zurück, aber ein Zauderer, wie er war, der in gewissenhafter Ängstlichkeit den Augenblick des thatkräftigen Entschlusses nur schwer zu finden vermochte, ließ er die Frist zu einem Umbaue der Hochschule im Sinne Dalbergs ungenützt verstreichen. Im einzelnen ist allerdings und zwar in allen Fakultäten nicht wenig Gutes und Zweckmäßiges, manches sogar Bedeutende erreicht worden, zumal in der Fakultät, die noch am weitesten zurück war. Sogar eine gelehrte Zeitschrift ist gegründet worden, die Frequenz und der Ruf der Universität auch in Norddeutschland, sind in dieser Zeit wieder merklich gestiegen — aber zu einer wirklichen Reorganisation kam es nicht, wie sie doch die Zeit und die stillen Absichten Franz Ludwigs verlangten. Es blieben so eine Reihe von Mißständen bestehen, die mächtig genug waren, auch die Wirkungen der wirklich vollzogenen Verbesserungen abzuschwächen oder gar zu neutralisieren. Ich

hebe aus der großen Anzahl derselben nur die bedeutendsten hervor. Zunächst die zu ängstliche Beobachtung des Anciennetätsprinzips, „dieses Grabes aller freien Thätigkeit und dieses Ruhebettes aller Nachlässigkeit“; ferner die noch immer nicht verlassene Gewohnheit, irgend ein Lehrfach auf irgend einen Lehrer zu übertragen, auch wenn derselbe sich dafür niemals speciell vorgebildet hatte; dann der viel zu enge Gesichtspunkt, welchen man bei Anstellungen und Berufungen aus landsmannschaftlichen und noch mehr aus konfessionellen Rücksichten vorwalten ließ, und wodurch man sich die Möglichkeit, die besten und die tüchtigsten Kräfte zu gewinnen, grundsätzlich abschnitt; desgleichen die unzureichende Dotation der Universität, die noch dazu mit Lasten für völlig fremde Zwecke überbürdet war; die meist geringe Besoldung der Professoren, wodurch diese zur Zersplitterung ihrer Thätigkeit veranlaßt wurden; die nicht gesetzlich gewährleistete freie Bewegung derselben in Lehre und Schrift und endlich der notorisch festgewurzelte Schlendrian eines Teiles der Lehrer selbst, dem gegenüber der edle Ehrgeiz eines Franz Ludwig oft ohnmächtig blieb, und der doch auch in den allgemeinen Verhältnissen des Staates mannigfache Unterstützung fand. Ein bestimmtes Resultat ward aber trotz alledem erreicht: nämlich die Unhaltbarkeit der veralteten und doch noch zu Recht bestehenden Einrichtungen war evident geworden und die Anstalt selbst durch die nie ruhende Reformthätigkeit in unverkennbare Gärung geraten. Das Bewußtsein der vorhandenen Übelstände und das lebhafte Verlangen, sie gründlich beseitigt zu sehen, hatte allmählich die Korporation selbst ergriffen; es hatte sich in ihrem Schoße eine Reformpartei gebildet, die nur auf eine Gelegenheit harrte, ihre stillen Wünsche laut aussprechen zu dürfen.

Diese Gelegenheit ist nun nicht lange ausgeblieben. Schon sieben Jahre nach Franz Ludwigs Tode ist sie eingetreten, freilich in einer so umfassenden und radikalen Weise, wie sie weder Dalberg, noch die entschlossensten Reformer an der Hochschule erwartet oder gewünscht hatten.

Die Katastrophe, die schon längst gedroht, brach über das Hochstift herein: die Säkularisation. In Folge des Luneviller Friedens und der Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses fielen die beiden Hochstifter Bamberg und Wirzburg als Entschädigungsobjekte an den Kurfürsten Max Joseph von Bayern, und schon am 3. September 1802 — also vor dem definitiven Abschluß — wurde die Besitzergreifung vollzogen. Das tausendjährige Reich des Krummstabes war zu Ende und eine neue Ordnung der Dinge begann. Die kurbayrische Regierung in den Händen eines seine Zeit vollkommen repräsentierenden Staatsmannes wie Montgelas, hatte bereits in den alten Provinzen ihr durchgreifendes, auf-

klärendes, umwälzendes System hinlänglich dokumentiert, um die neuerworbenen in keiner Täuschung darüber zu lassen, was sie zu erwarten hatten. Und dieselbe warf sich auch sofort auf die Organisation der ihr zugefallenen fränkischen Fürstentümer mit der Thatkraft und Rührigkeit eines glücklichen, aber auch besonnenen Gewinners, der das ihm zugefallene behaupten und entwickeln will. Dieser grundsätzlich und energisch reformierende Eifer hat nun ganz besonders auch unsere Universität betroffen und mit einem Schlage die Veränderungen herbeigeführt, welchen ich einleitend die Bedeutung einer Erneuerung, einer wirklichen Reformation zugeschrieben habe.

Die kurbayrische Regierung hatte sich gleich in der ersten Zeit der Besitzergreifung mit einer Botschaft an die fränkischen Fürstentümer gewendet, die in einer hier ganz ungewohnten Sprache unter anderem den Entschluß verkündete, eine Universität ersten Ranges in Franken herzustellen. Nun mußte freilich vorerst die Frage entschieden werden, ob Wirzburg oder Bamberg der Sitz dieser neuen großartigen Anstalt werden sollte? Eine Zeit lang schwankte in der That die Entscheidung, zumal Bamberg einflußreicherer Fürsprecher sich erfreute; zuletzt aber entschied man sich doch für Wirzburg, dessen Ansprüche ja in jeder Beziehung begründeter waren und welches sich zumal durch die unermüdlichen Reformen des letzten Jahrhunderts ein unverkennbares Anrecht auf Berücksichtigung und Erhaltung seiner Hochschule erworben hatte. Und nun wurde nicht länger gezaudert; die Staatsregierung schritt sofort zu der versprochenen und beschlossenen Reorganisation der Einen fränkischen Hochschule. Die Universität selbst war bereits mit ihren Vorschlägen vorangegangen, sowie sie Kunde von den Plänen der Regierung erhalten hatte, und gerade die Haltung und Richtung dieser Vorschläge beweist in der überraschendsten Art, wie tief die Überzeugung von der Notwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung schon in der fürstbischöflichen Zeit sich der Korporation bemächtigt und wie nur zwingende Rücksichten derselben zurückhaltendes Schweigen auferlegt hatten. Die eigentliche Seele der Reorganisationsarbeit war der General-Landeskommissar der fränkischen Fürstentümer, Graf Friedrich von Thürheim. Dieser Mann hat auf das Schicksal unserer Hochschule einen so gewaltigen und nachwirkenden Einfluß ausgeübt, daß wir mit Fug und Recht an diesem Platze seiner mit einigen Worten gedenken, wenn er auch später in der Zeit der Abspannung sich nicht auf der Höhe seiner Jugend zu behaupten vermocht hat. Er stammte aus einer schwäbischen Familie und hatte die Grundlagen seiner Bildung in der Karlsschule zu Stuttgart erhalten. Mit einem reichbegabten Geiste ausgestattet, auch er, was Licht und Schattenseite anlangt, ganz

ein Sohn der neuen Zeit, war er das geeignetste Werkzeug, die Politik Montgelas' in Franken durchzuführen. Sein Ehrgeiz konzentrierte sich vor allem auf den kühnen Gedanken, hier eine hohe Schule zu gründen, die sich das höchste Ziel setzen und von allen übrigen ähnlichen Anstalten das Beste in sich aufnehmen sollte. Noch von der Karlsschule her hatte er eine Reihe von Verbindungen mit ausgezeichneten jungen Gelehrten unterhalten, die er jetzt zu jenem Zwecke in Bewegung setzte. Indes führten die Reorganisationsarbeiten, deren amtlicher Mittelpunkt in München lag, nicht so schnell zu einem definitiven Ergebnis, als viele gewünscht oder vielleicht auch gefürchtet haben. Das ganze Jahr vom Herbste 1802 auf 1803 war mit den Vorberatungen und Einleitungen ausgefüllt, durch welche sich die Erwartungen und Befürchtungen auf die angekündigten Entschlüsse der kurbayrischen Regierung immer höher spannten. Wie das zu geschehen pflegt, es verbreiteten sich inzwischen die mannigfachsten, für viele auch beunruhigenden Gerüchte über das, was da kommen sollte. War doch die Universität seit dem Tode Franz Ludwigs in vielen Beziehungen wieder zurückgegangen, wozu die unruhigen kriegerischen Zeiten allerdings mit beigetragen hatten.

Da endlich, am 11. November 1803, erschien die mit so verschiedenen Stimmungen erwartete Organisationsakte der Universität Wirzburg. Angesichts ihres Inhalts kann nun freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß im Vergleiche mit ihren hochgehenden und grundsätzlichen Neuerungen, die einen vollständigen Bruch mit der überlieferten Verfassung der Hochschule in sich schlossen, alle vorausgegangenen Reformversuche im Lichte unbedingter Harmlosigkeit und Einfalt erscheinen; und doch liegt die sittliche Berechtigung eben dieser Umwälzung gerade in den unzulänglichen Erfolgen eben dieser vorausgegangenen ein volles Jahrhundert ausfüllenden Reformversuche. Man kann diese Umgestaltung unserer Universität auch eine Säkularisation derselben nennen, indem sie einerseits systematisch und vollständig ihres mittelalterlichen Charakters als einer kirchlichen Anstalt entkleidet und andererseits zu einer allgemeinen Staatsbildungsanstalt, die keinem besonderen Interesse fortan zu dienen habe, umgeschaffen ward, — und eben darin liegt der charakteristische Unterschied einer Hochschule alten und neuen Datums. Ich werde mich übrigens bei der Schilderung dieser Umwälzung auf das wesentlichste beschränken und nur die prinzipiellen Momente und soweit sie durch ihre Nachwirkung bleibende Bedeutung haben, hervorheben.

Was nun die neue Verfassung und die damit zusammenhängenden Bestimmungen und Einrichtungen anlangt, so trat hiebei der kühne Neuerungsgeist der kurbayrischen Regierung am schlagendsten hervor.

Es wurde nämlich die altherkömmliche Einteilung in Fakultäten gänzlich aufgehoben und dafür die ganze Summe der Lehrfächer in zwei große Klassen der allgemeinen und der besonderen Wissenschaften, und diese wieder in eine Reihe von Sektionen geschieden, die alles menschliche Wissen umfassen und vertreten sollten. Begreiflicherweise konnte dabei die alte Rangordnung der Fakultäten nicht mehr bestehen; die theologische Fakultät bildete nun eine Sektion in der Klasse der besonderen Wissenschaften wie die der Heilkunde, der Rechtskunde u. s. w. Das Eigentümliche hiebei aber ist, daß nun auch der protestantischen Theologie — wie das übrigens schon das Plenum selbst in seinen obenerwähnten Vorschlägen beantragt hatte — an der Universität eine Stätte eingeräumt und daß sie mit der katholischen zugleich zu einer einzigen Sektion unter dem jene Zeit so recht bezeichnenden Namen „Sektion der für die Bildung des religiösen Volkslehrers erforderlichen Kenntnisse" vereinigt wurde, in der die betreffenden Professoren ohne Unterschied des Bekenntnisses nach dem bloßen Dienstalter ihre Plätze einzunehmen hatten. Aber nicht in diesen Dingen liegt in meinen Augen das Bedeutsame dieser Vorgänge. Die Zulassung der protestantischen Theologie war am Ende doch nur ein Akt der Zweckmäßigkeit; sie wurde wieder aufgehoben, als Bayern zwölf Jahre später an Erlangen eine specifisch protestantische Hochschule gewann. Die Aufhebung der Fakultäten und die neue Einteilung in Klassen und Sektionen — die als Prinzip betrachtet vielleicht doch eine Zukunft hat und für die vom Standpunkte der allgemeinen Wissenschaften vieles spricht — hat sich fürs erste nicht erhalten und hat am Ende auch nicht den Kern der Sache getroffen, der glücklicherweise nicht von ihr abhing. Aber auch davon völlig abgesehen, bleibt noch Bedeutendes, Wohlthätiges, Nachwirkendes genug übrig. Einmal fiel mit der alten Verfassung der größere Teil des veralteten mittelalterlichen Apparats, der eben nur mehr eine Form war und wie ein Gespenst, das niemand mehr scheute, in die Gegenwart hereinblickte. Das Kanzellariat und das Prokanzellariat, Würden, die längst allen Inhalt verloren hatten, wurden gänzlich abgeschafft, dafür aber die Kuratel, wie sie z. B. in Göttingen von Anfang an bestanden hat, eingeführt und zunächst in die Hände des Grafen von Thürheim gelegt. Der Rektor oder Prorektor, wie er zunächst noch hieß, der bisher regelmäßig außerhalb der Korporation gesucht worden war, sollte fortan, und darauf lege ich ein besonderes Gewicht, durch freie Wahl aus der Mitte der Professoren hervorgehen, was freilich an fast allen Hochschulen Deutschlands bereits der Fall war. Der Senat war zwar nicht, wie man vielleicht erwarten möchte, der große, d. h. aus allen ordentlichen Professoren bestehende, wie

das unter normalen Verhältnissen sicher die rationellste, wenn auch nicht die bequemste Gestaltung desselben bildet; aber obwohl in der vorausgegangenen Zeit neben dem engeren auch ein weiterer Senat, das sogenannte Plenum, vom Anfange an bestanden hatte: so war doch der jetzt adoptierte kleine Senat insoferne ein Fortschritt, als er nicht als eine Repräsentation der Fakultäten im Senat, wie das Plenum, sondern als eine aus den Fakultäten durch Wahl aller Professoren geschaffene Vertretung der Interessen der Gesamtkorporation als solcher — die bekanntlich leicht von dem Interesse einer einzelnen oder mehrerer Fakultäten abweichen können — aufgefaßt wurde. Ferner erscheint jetzt zum erstenmale eine kameralistische, oder wie sie sich bald lieber nannte, eine staatswirtschaftliche Sektion. Bisher waren im Verlaufe des 18. Jahrhunderts einzelne Lehrfächer dieser Kategorie allerdings vorübergehend bedacht worden, nun aber wurde im großartigsten Stile eine eigene Sektion für sie gegründet. Außerdem wurde das Privatdozententum offiziell aufgenommen, dieses Institut, das, wenn es von allen Seiten richtig verstanden und behandelt wird, als eine Pflanzschule der Universitätslehrer und als ein Kampffeld der jungen Talente nirgends verfehlen kann, den wohlthätigsten Einfluß auszuüben. Endlich wurde bei Anstellungen und Berufungen die überlieferte landsmannschaftliche und, zur Beschämung noch so mancher protestantischen Universität, die konfessionelle Ausschließlichkeit aufgehoben, deren grundsätzliche Festhaltung mit der Entwickelung der modernen Wissenschaften nun einmal nicht mehr vereinbar ist. Kurz, was seiner Zeit Dalberg als eine Lebensbedingung unserer Hochschule verlangt hatte, nämlich nebst Ehre und Mitteln — Freiheit: das wurde jetzt grundsätzlich und in der umfassendsten Weise gegeben, die Freiheit der Wissenschaft, der Lehre und der Presse, und jede Bevormundung innerhalb der Zwecke und Funktionen der Universität entfernt.

Was nun die Organisation und Ausstattung der einzelnen Sektionen anlangt, so wiederhole ich, daß man es auf eine deutsche Hochschule im weitesten Sinne des Wortes abgesehen hatte und, so weit es die Zeit gestattete, diesen Entschluß auch ausgeführt hat. Von diesem Gesichtspunkte aus wurden Berufungen der ausgezeichnetsten Lehrer aller Fächer von den verschiedensten deutschen Hochschulen eingeleitet und mehrere schon in der nächsten Zeit verwirklicht, wie die von Döllinger, von Hofen, Paulus, Niethammer, Hufeland; wie sich denn überhaupt kaum ein hervorragender Gelehrtenname jener Tage in Deutschland findet, den man in der Umgebung des Grafen Thürheim nicht ins Auge gefaßt hätte. Und doch kann man nicht sagen, daß man darum die bereits vorhandenen noch

brauchbaren Lehrkräfte unbilligerweise zurückgesetzt oder gar beseitigt habe. Was ferner diese Reorganisation besonders wohlthuend auszeichnet, ist die grundsätzliche gleichmäßige Berücksichtigung aller Fakultäten oder Sektionen und die sichtliche Bemühung, das größtmögliche Gleichgewicht unter denselben herzustellen. Die radikalste Veränderung hat die philosophische Fakultät, die jetzt als Klasse der „allgemeinen Wissenschaften" figuriert, erfahren. Und das mit Recht; denn sie war ja weiter als jede andere hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben. Das wollte am Ende wenig heißen, daß die philosophische Sektion nun über alle anderen gesetzt wurde; aber es war doch auch damit angedeutet, daß man auf sie das meiste Gewicht legte und daß man das fruchtbare Gedeihen des Ganzen von ihrem Gedeihen insbesondere sich abhängig dachte. Und in der That, die schöpferische Kraft der Reorganisation hat sich auf diesem Gebiete im eminenten Grade bewährt. Es ist auch kein Geheimnis, daß der damals verhältnismäßig noch junge, aber schon im hohen Ansehen stehende Schelling in diesen Dingen von dem Grafen Thürheim vorzugsweise zu Rate gezogen worden ist. Da war nun von wesentlicher Bedeutung, daß endlich die überlieferte Verbindung der philosophischen Studien mit dem Gymnasium völlig aufgehoben und überhaupt ein sogenannter philosophischer Kursus nicht eingeführt wurde. Die beliebte Auffassung der allgemeinen Wissenschaften als Vorbereitung für die Fachstudien ist so wenig stichhaltig, daß es sich leicht nachweisen ließe, daß dieselben dort am wenigsten geblüht haben oder blühen, wo eine solche Einrichtung bestanden hat oder noch besteht. Ferner wurden erst jetzt durchweg die halbjährigen Kurse für alle Vorträge auch bei uns eingeführt, während sie bis in die jüngste Zeit jährliche gewesen waren, und man doch nie ein Ende gefunden hatte. Jetzt erst wurde als allgemeine Sprache der Vorträge die deutsche aufgestellt, während noch Franz Ludwig und Dalberg auch in dieser Beziehung mit ihren Wünschen gescheitert waren. Besonders zweckmäßig und wohlthätig war dann auch ein Grundsatz, den die Reorganisation einführte, nämlich die Konkurrenz, diese so wirksame Gegnerin der Bequemlichkeit und mancher anderer Schwächen der menschlichen Natur. Die kurbayrische Regierung hatte nicht bloß für die Vertretung verschiedener Richtungen, z. B. in der eigentlichen Philosophie, mit rühmlicher Umsicht Sorge getragen und auch für die Geschichte eine Anzahl von Vertretern aufgestellt, sondern selbst in der Jurisprudenz und Medizin die doppelte Besetzung der Hauptfächer beschlossen, so daß diese in jedem Halbjahre abwechselnd vorgetragen werden konnten. Vordem waren unter den allgemeinen Wissenschaften Mathematik und Philologie am wenigsten gepflegt worden, um so entschlossener war man jetzt, auch hierin das Versäumte nachzuholen. Man

dachte bereits an die Gründung eines philologischen Seminars und unterhandelte zu diesem Zwecke u. a. mit Creuzer und Heinrich Voß, dem zugleich die Direktion des Gymnasiums übertragen werden sollte. Man dachte außerdem an die Gründung einer großartigen gelehrten Zeitung, ähnlich der Jenaer Litteraturzeitung, oder an die Verpflanzung dieser selbst nach Wirzburg. Überhaupt wurde die litterarische Produktion zwar nicht, wie Franz Ludwig seiner Zeit die Anwandlung dazu verspürt hatte, den Professoren vorgeschrieben, aber empfohlen und begünstigt: und auch das entsprach der vorherrschenden hohen Vorstellung von der Bestimmung einer wahren Universität, die einerseits die gewonnenen Ergebnisse der Wissenschaft verarbeiten und verbreiten, andererseits aber auch an der Förderung und Entwickelung derselben aktiven Anteil nehmen soll.

Ich würde Ihre Geduld auf eine viel zu schwere Probe stellen, wollte ich hier den vollen Inhalt der großartigen Tendenzen dieser Reorganisation unserer Hochschule erschöpfen, so lehrreich das auch für uns alle wäre. Ich muß mich mit diesen sehr unvollkommenen Andeutungen begnügen, die jedoch, wie ich denke, ausreichen werden, die Bedeutung dieser Umgestaltung klar zu machen und meine Auffassung derselben als einer zeitgemäßen wohlthätigen Reformation unserer Universität zu rechtfertigen, die denn auch mit Recht neben dem Namen ihres Gründers auch den ihres Erneuerers führt. Leider war es der bayrischen Regierung nicht vergönnt, ihr Werk zu Ende zu führen. Sie war noch mitten in der Ausführung ihres Programmes begriffen und die heilsamen Folgen der begonnenen Umgestaltung hatten sich durch gesteigerte Frequenz und ein aufblühendes wissenschaftliches Leben an ihr eben erst fühlbar gemacht: als eine Bestimmung des Friedens zu Preßburg mit einem Schlage alles Errungene wieder in Frage stellte und einer zweifelhaften Zukunft preisgab. Der jetzt zum König erhobene Kurfürst von Bayern trat bekanntlich in diesem Frieden das Fürstentum Wirzburg gegen Salzburg und Tirol an den Großherzog Ferdinand von Toskana ab, der auch sofort die Regierung des ihm überwiesenen Landes übernahm.

Diese Episode der Herrschaft des Hauses Lothringen-Toskana hat in der Wirzburgischen Geschichte wesentlich die Bedeutung einer Restauration, wenn auch nicht einer rohen Restauration. Die durch die Säkularisation herbeigeführte Vernichtung der Selbständigkeit des Hochstifts, die Vereinigung desselben mit Kurbayern, das oft gewaltsame Vorgehen der neuen Regierung hatte das Selbstgefühl der eingebornen Bevölkerung mehrfach gekränkt. Das neue Fürstenhaus wurde nun schon darum mit unverhehlter Befriedigung aufgenommen, weil es die verlorene politische Selbständigkeit des Landes wieder brachte, davon nicht zu reden, daß

man mit Grund von ihm erwarten durfte, daß es konservativer und mit mehr Schonung des Hergebrachten, des Bestehenden verfahren würde. Dieser Wechsel der Dinge hat nun in erster Reihe unsere Universität betroffen; er trat hier ganz besonders fühlbar zu Tage, weil kaum anderswo der grundsätzliche Unterschied des bayrischen und des großherzoglichen Systems sich deutlicher äußern konnte. Von einer Festhaltung des großartigen Standpunktes vom Jahre 1803 war denn auch keine Rede mehr; derselbe wurde vielmehr in den wesentlichsten Punkten preisgegeben. Man hat zwar nicht geradezu wieder an die fürstbischöfliche Zeit angeknüpft, ließ aber doch die eben erst angebahnte Reorganisation fallen und zog sich auf einen bescheideneren, aber auch ungleich engherzigeren Standpunkt zurück. So wurde der eben erst eingeführte Senat wieder aufgehoben und an seiner Stelle ein nichtssagendes Professorenkollegium als Plenum gesetzt. Ebenso wurden die Fakultäten wieder hergestellt; das war zwar an sich nicht das schlimmste, was geschehen konnte, aber man löste zugleich nicht bloß die theologische, sondern auch die staatswirtschaftliche Sektion gänzlich auf. Das Privatdozententum — das doch in den paar Jahren seines offiziellen Bestehens keine Gelegenheit gehabt hatte, viel Unheil anzurichten — wurde nichtsdestoweniger kassiert. Am empfindlichsten traf diese Reaktion die philosophische Fakultät. Eine Anzahl von Professoren, die die kurbayrische Regierung berufen hatte, wurde in den Ruhestand versetzt, das Prinzip der mehrfachen Vertretung der wichtigsten Fächer grundsätzlich beseitigt, überhaupt die Selbständigkeit der Fakultät, die Freiheit der Lehre und der Wissenschaft in allem Ernste in Frage gestellt.

Indes, noch ehe die großherzogliche Regierung ihr Werk vollendet hatte, erreichte ihr Dasein selbst ein Ende. Der Sturz Napoleons vereinigte das ehemalige Fürstbistum Wirzburg zum zweitenmale und dauernd mit der Krone Bayern, und es entstand für unsere Hochschule die wichtige Frage, ob die Regierung König Maximilians I. den großartigen Reorganisationsplan, den sie im Jahre 1806 hatte unvollendet lassen müssen, wieder aufnehmen und vollends durchführen werde? In der ersten Zeit strebte dieselbe allerdings bis auf einen gewissen Grad zu der damals verlassenen Position zurück und machte die gröbsten Fehler des großherzoglichen Systems gegenüber der Verfassung der Universität und der Freiheit der Lehre wieder gut: aber sie hat sich in keiner Weise versucht gefühlt, wieder zu der Reorganisation des Jahres 1803 zurückzugreifen. Wer wüßte es nicht, daß die Stimmungen in den maßgebenden Kreisen damals einem raschen Umschwung entgegengingen, den der Sturz Montgelas' deutlich genug bezeichnet. Dann folgten überhaupt in Deutschland Ereignisse, die bekanntlich der freien Entwickelung der Uni-

versitäten nichts weniger als günstig waren. Unter der Ungunst dieser Verhältnisse hat auch unsere Hochschule gelitten und sich von den hohen Intentionen der kurbayrischen Epoche immer weiter entfernt. Jedoch die Grundzüge, wenn ich so sagen darf, die Grundmauern der Reorganisation waren so tief gelegt und so fest gerichtet, daß sie durch kein Mißgeschick erschüttert oder verschüttet werden konnten. Stand doch der Geist, aus dem sie hervorgegangen war, in so unlösbarem Zusammenhang mit der Gesamtkultur unserer Nation, daß eine offene Anfechtung derselben notwendigerweise zu einem Angriffe auf diese selbst geworden wäre. Sie sind daher auch stehen geblieben und bilden das geistige Fundament, auf dem auch wir alle uns bewegen. Es kann mir zwar nicht in den Sinn kommen, zu fordern, daß unsere Universität zu der ideellen Höhe der oft genannten Reorganisation zurückgeführt werde, — es ist ja ohnedem dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen —: aber das Eine scheint mir eine ausgemachte Sache, daß in derselben der Weg für immer vorgezeichnet ist, auf welchem das Gedeihen und der Aufschwung unserer Gesamtkorporation am nächsten erreicht werden kann, auch wenn wir das Excentrische, Abstrakte, Gewaltsame, wie es jene Zeit mit sich brachte, davon abziehen und zurückweisen.

Wenn ich nun auf diese Erneuerung unserer Universität ein so großes Gewicht lege, so ist meine Meinung darum nicht, daß dadurch die Dankbarkeit, die wir dem ersten Stifter derselben schuldig sind, irgendwie geschmälert werden dürfe. Allerdings möchte dieser Dank nicht so aufzufassen sein, daß wir etwa von den großen, dazwischenliegenden Errungenschaften etwas Wesentliches preisgeben — und eine solche Zumutung ist uns auch niemals gemacht worden —: Eines aber, denke ich, giebt es, wodurch wir alle unsere dankbare Gesinnung gegen den erhabenen Stifter durch die That dokumentieren, Eines, in dem ehrliche Gegensätze sich leicht zum friedlichen Kampfe vereinigen können: nämlich der feste und durch Thaten geweihte Vorsatz, seine Stiftung durch weise Ausbeutung ihrer Mittel und durch unermüdliche Anstrengung aller Kräfte zu entwickeln und zu vervollkommnen, wie es der gerechten Anforderungen der Gegenwart und der wahren Pietät gegen einen bedeutenden geschichtlichen Namen einzig und allein würdig ist. Ein solches Ziel ist des Eifers eines jeden wert! Wetteifern wir daher in treuer Erfüllung unserer Pflichten, in der Förderung echt kollegialischen Sinnes, in der Achtung aller Rechte und der Rechte aller, in der Entwickelung eines werkthätigen Gemeinsinnes, in der Unterordnung unserer persönlichen Interessen unter die großen Interessen der Korporation, in der gewissenhaften Hingebung endlich an unseren Beruf, der ja mit

Recht zu den schönsten, beneidenswertesten zählt. Gewiß, einer Dankbarkeit dieser Art wird der Segen nicht entgehen; er wird das um so weniger, als das Schicksal unserer Hochschule in den Händen eines Fürsten ruht, der in echt königlichem Sinne ein Hort der Wissenschaft, ein Schützer jeder geistigen Thätigkeit, ein gerechter Lenker seines Volkes ist, und von dessen Haupte der Herr der Herren die schützende Hand niemals zurückziehen wolle!!

Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg.

Ein Vortrag, gehalten am 19. Februar 1885 zu Würzburg.

Ich weiß nicht, ob den geehrten Lesern die Erinnerung an den Damenfrieden des Jahres 1529 geläufig ist? Derselbe setzte einem blutigen Kriege zwischen Kaiser Karl V. und dem König Franz I. von Frankreich ein erwünschtes Ziel. Er führt diesen Namen, weil zwei erlauchte Frauen, die Tante des Kaisers, Margarete, und die Mutter des Königs, Louise von Savoyen, ihn zuwege gebracht haben. Die beiden streitenden Fürsten und ihre Staatsmänner hatten sich im Verlaufe des Krieges dermaßen wider einander erbittert, daß in ihrer Umgebung die Meinung auftauchte, es bleibe nichts anderes übrig, als das ersehnte Friedenswerk in weichere und glattere Hände zu legen. Dieses Auskunftsmittel wurde in der That ergriffen und sah sich vom Erfolge gekrönt. Der Friede von Cambray, der eben aus diesem Grunde der „Damenfriede" heißt, kam zustande. Allerdings hat er sich keiner langen Dauer erfreut, jedoch darf dieser Umstand dem Verdienste seiner erlauchten Urheberinnen billigerweise keinen Abbruch thun, und zwar um so weniger, als jener Damenfrieden der einzige dieses Namens ist, von welchem die Geschichte zu erzählen weiß. Dagegen berichtet sie bekanntlich von mehr als einem unheilvollen Kriege, welchen angeblich die Leidenschaft „stolzer Königinnen" verschuldet, und macht sie für den Untergang manch eines blühenden Reiches verantwortlich. Ob dieses immer mit Recht geschieht, müßte freilich erst von Fall zu Fall untersucht werden. Die Übung dieser ritterlichen Pflicht bleibe indes einer anderen Feder, oder doch einer anderen Zeit überlassen und es sei mir für dieses Mal gestattet, von einem Frauenkriege zu erzählen, der zwar keineswegs in den Regionen der hohen Politik spielt, dagegen das eine unbedingt voraus hat, daß seine Thatsächlichkeit keine Zweifelsucht und keine Kritik zu scheuen braucht. Er gehört unserem

Jahrhundert an. Seine Geschichte ist zwar bisher nicht geschrieben worden, das Aktenmaterial liegt jedoch ziemlich vollständig vor und schon manchen Forscher der Gegenwart hat es beschäftigt.

Indem ich also an das Werk schreite, erfüllt es mich mit Genugthuung, die Versicherung vorausschicken zu dürfen, daß wir vor den Schrecknissen dieses Krieges nicht zu bangen brauchen. Er hat sich von den Gräueln gewöhnlicher Kriege freigehalten. Blut fließt nur in der Gestalt des nicht besonderen Saftes der Tinte, die Stelle blitzender Schwerter vertreten schneidige Zungen, und Kugeln und Pfeile treten nur in der Form fernhin treffender Worte auf. Und was nicht wenig trostreich erscheinen muß, niemand unter den Kämpfenden bleibt auf dem Platze, sie verlassen zuletzt alle, wenn auch nicht gerade freiwillig, aber mit heiler Haut das Schlachtfeld, und der Sturm der Zeit führt sie nach den verschiedensten Himmelsrichtungen auseinander. Eines ist eigentümlich: es sind nicht etwa hochgeschürzte Amazonen, oder andere sagenhafte Gestalten aus dem Mägdelande, die wir bei diesem unfriedlichen Gebahren treffen, sondern alles wohlerzogene deutsche Hausfrauen, sorgsame Gattinnen, zärtliche Mütter von fleckenloser Vergangenheit, mit Ausnahme allerdings einer einzigen, über welche wir uns aus guten Gründen erst verständigen müssen. Aber eben sie ist die Hauptperson in diesem Drama, die Großmacht unter den kriegführenden Parteien, der Mittelpunkt des Kampfes. Fragt man nach dem Schauplatz dieses Krieges, so erweist sich als solcher nicht irgend eine blutgetränkte Ebene unseres deutschen Vaterlandes, sondern die trotz ihrer Umfestigung friedliche Stadt Würzburg, ja, was noch viel seltsamer klingt, die hohe Schule dieser Stadt, unter deren friedlichem Dache das boshafte Geschick die „streitenden Königinnen" zusammengeführt hat. Und die Männer dieser kriegerischen Frauen stehen nicht etwa im Dienste des Kriegsgottes, sondern sind wohlverdiente Lehrer der Weltweisheit, der Jurisprudenz, der Arzneikunde, ja sogar der Gottesgelahrtheit, alles hochgebildete, mitunter berühmte Diener ihrer Wissenschaft. Die Kampflust ihrer besseren Hälfte teilen die wenigsten derselben, es ist ihnen vielmehr die längste Zeit nicht recht behaglich dabei zu Mute, nur ungern entschließen sie sich, Partei zu nehmen und wie die Götter Homers sich unter die Streitenden zu mischen.

Was ist denn aber der Gegenstand des Streites, des Krieges, wird man wissen wollen? So berechtigt diese Frage erscheint, es ist keineswegs leicht, darauf eine bündige Antwort zu geben. Um indes der Wahrheit treu zu bleiben und keine falschen Erwartungen zu erwecken, sei nicht verschwiegen: es ist durchaus kein Streit um die höchsten Güter der Menschheit, er trägt zumal auf den ersten Blick ein recht kleinliches und klein-

städtisches Gepräge. Handelt es sich doch zunächst um nichtige Eifersüchteleien, Klatschereien, Rivalitäten, wie solche zu allen Zeiten, auch in der gewähltesten Gesellschaft, wie die Menschen einmal sind, vorzukommen pflegen. Wäre es daher nicht der Schauplatz des Streites und sein Hintergrund, sein Zusammenhang mit den großen geistigen und politischen Entwicklungen der Zeit, träten nicht eine Reihe merkwürdiger Menschen dabei auf — so möchten wir diesen Krieg immerhin seinem Schicksal überlassen und würdigere Gegenstände für unsere Aufmerksamkeit suchen. Indes, ein solcher hochbedeutender Zusammenhang ist wirklich gegeben; er führt uns zugleich mitten in die Krisis hinein, kraft welcher eine angesehene deutsche Hochschule, lange Zeit die feste Burg der Jünger Loyolas, in engster Verknüpfung mit den gewaltigen Umwälzungen der Epoche den unwiderruflichen Übergang aus dem Banne der abgestorbenen Ordnungen früherer Jahrhunderte in die freiere Form moderner Gestaltung siegreich vollzog. Es ist nicht zu viel behauptet, die ganze gebildete Welt des damaligen Deutschland hat jene Vorgänge mit ungeteilter Spannung und Teilnahme begleitet, und ist sogar teilweise in Mitleidenschaft gezogen worden. Unter diesen Umständen dürfte es nicht ungerechtfertigt erscheinen, dieselbe der Gegenwart in das Gedächtnis zurückzurufen.

Versetzen wir uns zu diesem Zwecke in den Anfang unseres Jahrhunderts. Das heilige römische Reich deutscher Nation erkracht in allen Fugen und sein Geschick will sich erfüllen. Aber noch ehe ihm der Gnadenstoß gegeben wird, erfolgt der vernichtende Hauptschlag in der Gestalt der Säkularisation: die geistlichen Staaten, groß und klein, werden zu Gunsten der weltlichen Fürsten, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Verluste an Land und Leuten erlitten, eingezogen und verteilt. Pfalzbayern hatte bei dieser Gelegenheit seine linksrheinischen Gebiete verloren, und wurde jetzt unter anderem durch die beiden Hochstifte Würzburg und Bamberg schadlos gehalten. Auf diesem Wege sind die Bayern zuerst nach Franken gekommen. Die beiden Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg wurden auf Wartegeld gesetzt, und blieben fortan auf ihr geistliches Amt beschränkt, auf welches wenigstens ihre Vorgänger nicht immer den höchsten Wert gelegt hatten. Und nun verstand es sich ganz von selbst, daß das durchgreifende, aufklärende System, welches der mächtige Minister Montgelas bereits in den alten bayerischen Landesteilen durchzuführen begonnen hatte, zugleich auf die neuerworbenen Provinzen ausgedehnt wurde. Die Bevölkerung des Hochstifts Würzburg hat sich aus verschiedenen Gründen nicht gerade leichten Herzens in den Wechsel gefügt. Der Verlust der staatlichen Selbständigkeit wurde um so schwerer empfunden, als das neue System in dem ehemaligen Kirchenstaate manche

Wunde schlug und viele Interessen verletzte. Die Durchführung der neuen Organisation in den fränkischen Provinzen war in die Hände des General-Landeskommissärs, des Grafen von Thürheim gelegt. Aus einem ursprünglich schwäbischen Geschlechte stammend, ein begabter und zugleich glänzender Kavalier, hatte der Graf in der Karlsschule zu Stuttgart seine Ausbildung erhalten und dort mit dem jungen Schiller einen innigen und nachhaltigen Freundschaftsbund geschlossen. In der Politik huldigte er vollständig den Grundsätzen seines Meisters Montgelas, und erwies sich als brauchbaren Genossen in der Ausführung der Pläne desselben. Einem dieser Pläne müssen wir näher treten. Gleich bei der Besitznahme der fränkischen Provinzen durch die bayerische Regierung war in München die Idee aufgetaucht, in der Mitte derselben eine Hochschule ins Leben zu rufen, welche den höchsten Anforderungen genügen könne. Es war eine Zeit lang zweifelhaft, ob die geplante neue Schöpfung nach Würzburg oder Bamberg verlegt werden sollte; in beiden Orten bestanden von früher her bereits solche, freilich im Sinne der strengen altkirchlichen Richtung gegründete Anstalten, nur mit dem Unterschiede, daß die Universität Würzburg eine viel normalere und bedeutsamere Geschichte aufzuweisen vermochte, und den Anforderungen der fortschreitenden Zeit in einem Maße entgegengekommen war, daß das unbefangene Urteil kaum hätte darüber schwanken mögen, welche von beiden Konkurrenten den Vorzug verdiene. Dagegen erfreute sich Bamberg eines höchst einflußreichen Anwaltes seiner Ansprüche in der Person des Dr. Adalbert Friedrich Marcus, des Direktors des von dem im Jahre 1795 verstorbenen Fürstbischof beider Hochstifte, Franz Ludwig von Erthal, gegründeten Krankenhauses.

Ein genialer Arzt und bewährter Organisator, hatte Marcus die ihm anvertraute Stiftung auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit geführt und verstand es auch jetzt, auf den Grafen Thürheim eine maßgebende Einwirkung auszuüben. Für welche der beiden konkurrierenden Städte jedoch die in Frage stehende Entscheidung immer fallen mochte, für ausgemacht galt, daß bei der Reorganisation einer der beiden alten Hochschulen die Konfession der Professoren außer Frage bleiben sollte. Bereits waren mit einer Anzahl angesehener Gelehrten Unterhandlungen eingeleitet und zum Teile durchgeführt. Unter den Auserwählten befand sich in erster Linie der jugendliche Friedrich Schelling, der in dem noch frischen Ruhme der von ihm vertretenen Naturphilosophie glänzte. Zu den eifrigsten Anhängern dieses seines Systems gehörte Marcus, und eben er war es, der den Grafen Thürheim für die Berufung Schellings bestimmt hatte. Aber aus eigener Initiative hatte der Graf die Berufung Dr. Wilhelm von Hovens als Professor der Pathologie bewirkt; er war und blieb mit diesem,

wie mit Schiller, von der Karlsschule her, in treuer, nachhaltiger Freundschaft verbunden. Hoven, zur Zeit Physikus in Ludwigsburg, hatte sich längst nach einer akademischen Stellung gesehnt und war gerade jetzt nahe daran, dank den Bemühungen Schillers, eine medizinische Professur in Jena zu erhalten. Als nun aber Thürheims Anerbietungen an ihn gelangten, blieb er keinen Augenblick zweifelhaft, welche Wahl er zu treffen habe. Die Universität Jena, die sich damals gerade in einer bedenklichen Krisis befand, sollte außer Schelling noch mehrere geschätzte Lehrkräfte an die geplante neue fränkische Hochschule abgeben. So den gediegenen Juristen Gottlieb Hufeland, einen geborenen Danziger, den Vertreter der protestantisch-rationalistischen Theologie, Eberhard Gottlob Paulus, weiterhin Friedrich Immanuel Niethammer, der, Theolog und Philosoph zugleich, sich später um das Schulwesen Bayerns hoch verdient gemacht hat und der Gründer des noch blühenden Geschlechts dieses Namens geworden ist. Und so werde es denn gleich in diesem Zusammenhange erwähnt, daß sich wenige gelehrte Berühmtheiten jener Zeit finden, an deren Berufung nach Franken jetzt nicht in allem Ernste gedacht worden wäre, so Daub, Schleiermacher, Savigny u. s. w.; in den wenigsten Fällen freilich ist aus verschiedenen Gründen diese rühmliche Absicht verwirklicht worden.

Schelling, Paulus und von Hoven trafen eben in Würzburg ein, als sich die Hauptfrage, Würzburg oder Bamberg, zu Gunsten des ersteren entschied. Die Gründe für diese Wahl lagen nahe genug und sind bereits angedeutet worden. Genug, an der Schöpfung des Fürstbischofs Julius Echter, eines der Häupter der Gegenreformation in Deutschland, sollte das Experiment der Neugestaltung gemacht werden. Den gerechten Anforderungen der neueren Zeit an eine Anstalt der Art entsprach sie, sowohl was Einrichtungen als Personen anlangt, allerdings nur mehr im geringen Grade, obwohl im letztverflossenen halben Jahrhundert das alte System auch hier gründlich erschüttert worden und manche Neuerung eingedrungen war. Die Universität zählte immerhin eine Reihe von achtbaren Namen, an der Spitze einen ausgezeichneten, den Physiologen Ignaz Döllinger, den Vater des berühmten Theologen. Am tiefsten lag die philosophische Fakultät darnieder; sie mußte daher die beschlossene Umgestaltung, sollte sie überhaupt einen Sinn haben, am gründlichsten treffen. Daß Änderungen überhaupt geboten seien, war übrigens auch die Meinung wenigstens eines Teiles der älteren Professoren. Eine Anzahl von ihnen hatte sogleich, als es bekannt wurde, daß Würzburg bayerisch werde, sich mit einer Vorstellung in diesem Sinne nach München gewendet, während andere von der angeblichen Notwendigkeit solcher Neuerungen nichts wissen wollten.

Die bayerische Regierung verfolgte indes unbeirrt die betretene Bahn. Die bekannte Organisationsakte vom 3. November 1803 enthielt die ganze Summe der geplanten Neuerungen und ließ von den überlieferten Einrichtungen wenig mehr bestehen. Sie bedeutete in Wahrheit eine Säkularisation der fürstbischöflichen Hochschule und stellte ein so durchgreifendes und umfassendes Programm auf, wie das anderwärts, auch bei den Universitäten neuer Ordnung, wie z. B. Halle und Göttingen, nirgends auch nur annähernd geschehen war. Manche der getroffenen Maßregeln gingen in der That unverkennbar zu weit, wie die Aufhebung der Fakultäten und noch viel mehr die Vereinigung der katholischen und neuberufenen protestantischen Professoren der Theologie in eine einzige „Sektion". Gleichwohl ist es gewiß, daß, wenn die Würzburger Hochschule seitdem mit den übrigen deutschen Universitäten wetteifern kann, dieses als das Verdienst jener Organisation anerkannt werden muß. Das Echte und Zweckmäßige hat sich behauptet, und was des Guten zu viel war, das hat die heilende Zeit von selbst auf das richtige Maß zurückgeführt. Ein wunderbares Schauspiel war es immerhin, das hier in Scene gesetzt wurde. Ganz Deutschland hielt mit Staunen seine Augen dahin gerichtet. Nicht alle glaubten an die Haltbarkeit dessen, was da geschaffen wurde. Goethe z. B. spricht mit Beziehung darauf in einem Briefe an Schelling skeptisch genug von einem Zustande, „der sich auf sonderbare Weise bildet." Die Schwierigkeiten blieben in der That nicht aus, entwickelten sich jedoch der Natur der Dinge gemäß nur langsam und zuletzt führten die wechselnden Zeitverhältnisse plötzlich einen vollständigen Zusammenbruch der neuen Schöpfung herbei. Vorderhand leuchtete aber alles in hoffnungsvollem Glanze. Ein neues Licht war über Würzburg aufgegangen, ein gutes Stück der modernen deutschen Wissenschaft und Geisteskultur mit einem Schlage in die Gründung Julius Echters hineingetragen. Insoferne bilden diese drei Jahre der ersten bayerischen Herrschaft in Franken eine höchst merkwürdige Episode in der Geschichte der Universität Würzburg, wenn das Ganze auch wie eine Lufterscheinung kam und zerfloß. Der geistvolle Vertreter der neuesten Philosophie, der mit den Häuptern der romantischen Schule auf das engste zusammenhing, stand unter den Auserwählten als Persönlichkeit und Lehrer obenan und noch war man keineswegs am Ende der beschlossenen Neuerungen angelangt.

Es wird Zeit, daß wir uns nach unsern kriegerischen Freundinnen umsehen. Die Frauen, die hierbei in Frage kommen, sind Frau Karoline Schelling, Frau von Hoven, Frau Sophie Paulus, Frau Hufeland und weiterhin Frau Niethammer. Um die Reibungen, die sich zwischen ihnen

entwickeln, zu verstehen, müssen wir vorausschicken, daß die Familien Schelling, von Hoven, und Paulus Privatwohnungen innerhalb der Universität, beziehungsweise in dem unmittelbar angrenzenden sogenannten adeligen Seminar, das inzwischen aufgehoben worden war, angewiesen erhalten hatten. Paulus und von Hoven wohnten in dem einen Flügel, Schelling in dem anderen gegenüber. Für die guten Beziehungen der Frauen der Neuberufenen kam zunächst vieles auf die Stellung an, welche ihre Männer zu einander nahmen. Und man hätte wohl erwarten mögen, daß sich diese so eng als möglich aneinander schließen würden, da sich einige von ihnen, wie Schelling und Paulus, schon in Jena näher gestanden und sich überdies darüber nicht täuschen konnten, daß die eingeborene Bevölkerung die Abneigung, die sie der bayerischen Herrschaft entgegenbrachte, auch auf sie, die von ihr gerufen waren, übertragen würde. Zu einer solchen einträchtigen Haltung haben sie sich indes nicht erhoben. An diesem Umstande war zum Teile der prinzipielle Gegensatz schuld, der sich bald genug gerade zwischen Schelling und Paulus entwickelte, und zum noch größeren Teile freilich die Spannung, die aus verschiedenen Gründen unter ihren Frauen um so schärfer zum Ausdruck kam, je näher sie sich jetzt räumlich gerückt sahen. Die weitaus bedeutendste dieser Frauen war offenbar Karoline Schelling, und es besteht kein Zweifel, daß sie durch ihre geistige Überlegenheit und den herausfordernden Gebrauch, den sie gelegentlich davon machte, mit und ohne Willen zu der leidigen Entzweiung vieles beigetragen hat. Nicht minder gewiß jedoch bleibt, daß sie durchaus nicht allein dafür verantwortlich gemacht werden darf. Diese Frau ist gerade im Verlaufe der letzten zwei Jahrzehnte so vielfach der Gegenstand der eingehendsten und treffendsten Erörterungen gewesen, daß wir das Wesentliche ihrer Vergangenheit wohl als bekannt voraussetzen dürfen. Als sie in Würzburg auftrat, hatte sie bereits ein vielbewegtes Leben hinter sich, dessen voller und oft bedenklicher Inhalt erst in der neuesten Zeit so recht bekannt geworden ist. Ihr Aufenthalt in Mainz, wohin sie nach dem Tode ihres ersten Gemahls ihre Jugendfreundschaft mit der Frau Georg Forsters geführt hatte, bildet den eigentlich kritischen Punkt in den Irrgängen, in welche das Wirrsal der Zeit und ihre eigene Natur sie gestürzt hat. Ihre bürgerliche und moralische Existenz hat in diesem Zusammenhang Schiffbruch gelitten. Damals ist Wilhelm Schlegel als der Retter in der Not erschienen und hat ihr, unbekümmert um das Urteil der Welt, den höchsten Dienst erwiesen, welchen unter den gegebenen Verhältnissen ein Mann einer Frau leisten kann. Schlegel hatte Karoline als junge Witwe während seiner Studentenzeit in Göttingen kennen gelernt und war durch den unwiderstehlichen Zauber ihrer Persönlichkeit und die Überlegenheit

ihrer Begabung und ihrer Bildung gefesselt worden. Damals hatte sie seine Huldigungen zurückgewiesen, jetzt dagegen nahm sie keinen Anstand, den ihr erwiesenen Dienst mit ihrer Hand zu bezahlen. Am 1. Juli 1798 wurde der Ehebund geschlossen, der zwei grundverschiedene Naturen aneinander knüpfte. Die Neuvermählten schlugen ihren Wohnsitz in Jena auf, wo W. Schlegel, einer Aufforderung Schillers folgend, kurz vorher sich niedergelassen hatte. In Jena schien ein neues Leben für Karoline beginnen zu wollen. Die zweideutige Vergangenheit der letzten Jahre lag hinter ihr und ihre Elastizität ohnegleichen entfaltete ihre volle siegreiche Kraft. Sie wurde rasch der Mittelpunkt eines geistreichen und litterarisch strebsamen Kreises. Ihre wieder aufgeblühte fascinierende Liebenswürdigkeit und der Reichtum ihres Geistes übten eine überwältigende Wirkung aus, nur mit der Beschränkung, daß in demselben Grade, in welchem die Männer ihr huldigten, die Frauen sich von ihr abgestoßen fühlten. Sie wurde zugleich die Gehülfin ihres Mannes bei seinen ästhetischen und kritischen Arbeiten und hat sich wohl gelegentlich selbst produzierend versucht. Kein Zweifel, man erhält den Eindruck, daß sie wohl das Zeug dazu besaß, in größerem Umfange als Schriftstellerin aufzutreten. Man hat es ihr sogar zum Lobe angerechnet, daß sie dieser Versuchung widerstand. Diesen Standpunkt vermögen wir um so weniger zu teilen, als nicht abzusehen ist, was sie davon hätte abhalten sollen, wenn sie je die rechte Anwandlung dazu verspürt hätte. Wie dem aber sein mag, wer ihre litterarische und geistige Anlage kennen lernen will, muß ihre Briefe lesen, die seit 15 Jahren in stattlicher Fülle vor uns liegen. Diese Briefsammlung, die bereits mit Karolinens 13. Lebensjahre beginnt, steht in ihrer Art einzig da und gehört der Litteraturgeschichte an. Sie fesselt uns, auch wenn der einigermaßen leichtfertige Ton, mit welchem sie manchmal ernste Dinge behandelt, uns abstoßen will.

Bezeichnend erscheint es in diesem Zusammenhang immerhin, daß sie über Schiller sich gern in der absprechendsten Weise erging und dazu beigetragen hat, daß die Beziehungen des Schlegelschen Kreises zu dem Dichter bald einen gereizten Charakter annahmen. Wir erwähnen diese Thatsache auch aus dem besonderen Grunde, weil dieses Mißverhältnis sich später in Würzburg fortgesetzt hat. Wie bekannt hatte aber die Verbindung Karolinens mit W. Schlegel keinen Bestand. Dieser mußte dem um so viel jüngeren Schelling weichen, dessen Gestirn eben jetzt im Aufgehen begriffen war. Schelling war als neu berufener Professor noch im Jahre 1798 nach Jena gekommen. Als Verkünder eines neuen philosophischen Systems, der Naturphilosophie und des transcendentalen Idealismus, war er trotz seiner Jugend bereits eine Berühmtheit und

überdies eine selbstgewisse, imponierende Persönlichkeit. In den Schlegelschen Kreis eingetreten, brachte er hier bald eine Umwälzung hervor, die in erster Linie in das Verhältnis zwischen Schlegel und seiner Frau empfindlich eingriff. Karoline fühlte sich zu dem Philosophen, der um 12 Jahre jünger war als sie, mächtig hingezogen und als ihre Tochter Auguste, die zwischen ihm und ihr zu stehen schien, im Jahre 1802 starb, fiel das letzte Hindernis, das beide auf die Dauer hätte trennen können. Die Scheidung Karolinens von Schlegel wurde mit gegenseitigem Einverständnis durch den Herzog von Weimar in gesetzlicher Weise vollzogen und der Segen des Priesters legitimierte eine Neigung, die bereits die Kritik herausgefordert hatte. Auf diesem Wege ist Karoline endlich nach einer vorausgegangenen stürmischen Lebensfahrt in den sicheren Hafen gelangt und die geistig ebenbürtige und mitarbeitende Frau des Mannes ihrer freien Wahl geworden. Schelling hat es verstanden, sie zu bändigen, und sie hat in seiner warmen Zuneigung ein dauerndes und fortan vorwurfsfreies Glück gefunden.

Diese Frau also war es, die im Herbste 1803 als Gefährtin Schellings in Würzburg erschien und ihren Wohnsitz innerhalb der Universität aufschlug. Es braucht kaum erst ausdrücklich bemerkt zu werden, daß ihr Auftreten um so gewisser Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde, als sie keineswegs zu den zurückhaltenden und sich bescheidenden Naturen gehörte. Sie war zugleich in der Überzeugung gekommen, daß ihr Gemahl an Geist und Verdienst alle seine Kollegen überrage und erwartete, daß die Welt dieser ihrer Meinung willig beipflichten werde. Späterhin hat man ihr überdies wohl nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, sie habe zugleich die Hoffnung gehegt, den nicht geringen Einfluß, den Schelling vorläufig auf die Leitung der Universitätsangelegenheiten ausübte, mit ihm teilen zu dürfen und der herrschende Mittelpunkt der Gesellschaft zu werden. Ohne Zweifel besaß sie die nötige geistige Begabung und gesellschaftliche Gewandtheit zu einer solchen Rolle, und in der That traf sie ungesäumt in ihrer häuslichen Einrichtung verschiedene Maßregeln, die einer solchen Absicht wie freilich auch ihren sonstigen Neigungen entsprachen. Sollte sie aber einen solchen Plan mit Erfolg durchführen, so setzte das freilich ein doppeltes voraus. Einmal kam es darauf an, daß Schelling den maßgebenden Einfluß innerhalb der Korporation, der ihm zunächst zugefallen war, aber auch das ihm zugewandte achtungsvolle Vertrauen von seite des Kurators der Universität, des Grafen von Thürheim, auf die Dauer behauptete; ferner erhob sich die Frage, ob seine Kollegen und deren Frauen, auf die sie sich doch zunächst angewiesen sah, geneigt waren, sich einer solchen Ober-

herrschaft widerspruchslos unterzuordnen. Und gerade von dieser Seite erfuhren die Berechnungen der Frau Schelling den ersten Widerstand und zwar handelte es sich hierbei zunächst um die Familien Paulus und von Hoven, mit welchen die Schellings, wie wir wissen, so nahe zusammen wohnten. Zwischen Schelling und Paulus hatte sich bereits in Jena ein stiller Gegensatz ausgebildet, der sich jetzt in Würzburg, dank der grundverschiedenen Anlage ihrer Naturen, schnell verschärfte. Schelling nahm an dem dürren Rationalismus, den Paulus vertrat, Anstoß, und wiederum der mystische Charakter, welchen Schellings System eben damals anzunehmen im Begriff war, galt bei Paulus für Obskurantismus und Charlatanerie. Ja dieser ging, zwar aus Überzeugung, aber doch in seiner schleichenden Weise bald zu einer feindseligen Haltung gegen Schelling über und vergaß den gemeinsamen Gegner. Der andere Hausgenosse von Hoven, der Jugendfreund Schillers, war ein harmloser Mann und von umgänglichem und verträglichem Wesen; von einem grundsätzlichen Gegensatz zwischen Schelling und ihm konnte überdies keine Rede sein. Der Jurist Hufeland, der ebenfalls mit von Jena gekommen war, wohnte nicht in der Universität, suchte in der guten Gesellschaft Würzburgs seine Anknüpfungspunkte und ließ im übrigen die Dinge an sich kommen. Niethammers Berufung war eben erst im Werke.

Bei dieser Lage der Dinge befand sich die Friedenspartei unter den Männern vorläufig unzweifelhaft in der Majorität und die Entscheidung hing also von den Frauen ab.

Frau Schelling kennen wir. Wie bemerkt, sie war sich den Hausgenossinnen gegenüber ihrer Überlegenheit bewußt und hoffte, sie an ihren Triumphwagen spannen zu können. Die Frauen Paulus und von Hoven durften sich, was geistige Begabung und gesellschaftliche Gewandtheit anbelangt, nicht entfernt mit ihr messen, aber sie brachten ihre eigenen Gewohnheiten mit und besaßen Selbstgefühl genug, über ihre Unabhängigkeit eifersüchtig zu wachen. Außerdem war ihnen die Vergangenheit der Frau Schelling nicht ganz unbekannt geblieben, während sie, auf ihr gutes Gewissen pochend, sich keinen Vorwurf zu machen brauchten. Frau Paulus war keine bedeutende, aber eine tüchtige Frau, zugleich in ihren früheren Tagen von einer Anmut, die Goethes Beifall gefunden hatte. Frau von Hoven lebte ganz in der Verehrung ihres Mannes und betrachtete mit Mißtrauen alles, was seine Liebe zu ihr irgendwie zu beeinträchtigen drohte. Aber sie war zugleich eine leidenschaftliche Natur, wie das ihre Briefe bezeugen, die sie von Würzburg aus an die ihr befreundete Frau Charlotte von Schiller gerichtet hat, und die gedruckt vorliegen. Kein

Zweifel, sie trägt an der Verbitterung, die bald die Hausgenossinnen unter einander ergriff, einen Teil der Schuld.

In den ersten Wochen hatten die Hausgenossinnen in dem unvermeidlichen Verkehr die guten Formen beobachtet. Jedoch es dauerte nicht lange, so brach der Krieg aus. Frau von Hoven hatte die Schelling schon bei einem Besuche in Ludwigsburg kennen gelernt und infolge des empfangenen unangenehmen Eindrucks, wie sie einmal schreibt, der Begegnung mit derselben in Würzburg „mit Bangen" entgegengesehen. Karoline hatte, gewiß ohne sich etwas Arges dabei zu denken, aber ganz in ihrer etwas koketten Art, ihre hinreißende Liebenswürdigkeit gegen Herrn von Hoven entfaltet. Frau von Hoven jedoch hatte das falsch verstanden und nährte seitdem eine unüberwindliche Abneigung gegen dieselbe in ihrem Herzen. Ihr Mann redete zwar zum Frieden und suchte seine Frau mit der Erwägung zu trösten, „daß auch mit dem Teufel gut auszukommen sei, wenn man ihn erst kenne," aber dieser Trost hielt wohl oder übel nicht lange vor. Hatte man sich anfangs Zwang angethan, und hatten die vier Frauen Schelling, Paulus, von Hoven und Hufeland eine „hübsche Quadrille formiert", so löste sich diese binnen kurzer Zeit auf, und der Krieg ward erklärt, der sich in dem Gegensatze zwischen den Frauen Schellings und von Hovens konzentrierte. Es war der Kampf der übermütigen Genialität einerseits und der reizbaren Selbstgenügsamkeit andererseits, der sich entspann. Frau von Hoven redete sich ein, die Schelling wolle sie hofmeistern und verlange von ihr, sie solle ihrem Beispiele folgen und sich in Toilette, Einrichtung, Geselligkeit auf einen großen Fuß setzen. Diese widerstand aber solchem Ansinnen und wurde, wenn sie recht berichtet, dafür „träge und geizig" gescholten, ja den Titel einer „schwäbischen Küchenmagd" schreibt sie an Frau von Schiller, habe ihr die erbitterte Gegnerin in ihrem Ärger gegeben. Dazu kam ein anderes. Der Kurator und Generallandeskommissär Graf von Thürheim schloß sich, so oft er in Würzburg weilte, kraft der alten Jugendfreundschaft, enge an Professor von Hoven an, und war der tägliche Gast im Hause. Das vermerkte Frau Schelling gewaltig übel; sie hätte den so einflußreichen Kavalier lieber bei sich gesehen und konnte den Verdruß nicht unterdrücken. Das Ende war, daß Frau von Hoven sich ganz von ihr zurückzog, und daß Frau Paulus, bestimmbar, wie sie war, und von ihrem Manne in diesem Falle ohnedem nicht zurückgehalten, ihrem Beispiele folgte. Der Grimm war groß. Mit Genugthuung erinnerte sich Frau Paulus in einem Briefe an Frau von Schiller, daß der Dichter der Glocke noch in Jena die damalige Frau Schlegel mit dem Spottnamen „das Übel" belegt habe. Ein anderer Beiname der Frau Schelling war „Dame Lucifer". Den

Ursprung desselben vermögen wir zwar nicht nachzuweisen, er wird aber von ihren Widersacherinnen häufig und mit unverkennbarem Wonnegefühl wiederholt. So verdüsterte sich das gegenseitige Verhältnis der drei, von der Natur der Dinge aufeinander angewiesenen Familien immer mehr. Schelling selbst fing an, einer bitteren Verstimmung zu verfallen. An Gegnern in seiner nächsten Umgebung fehlte es ihm überdies nicht. Der Professor der Theologie, Franz Berg, der schon früher feindlich gegen ihn aufgetreten war, setzte jetzt die Angriffe gegen seine Philosophie fort. Paulus schloß sich ihm unter der Hand an und bemühte sich, der Naturphilosophie durch die Berufung eines weiteren Philosophen an der Universität ein Gegengewicht zu schaffen. Auf diese Weise ist Johann Jakob Wagner, der dem Gedächtnis der älteren Generation noch bis zur Stunde nicht völlig entschwunden ist, nach Würzburg gekommen. Schelling hat sich seiner Berufung nicht widersetzt, aber sie trug doch nicht dazu bei, seine Verstimmung zu mildern, zumal es ein öffentliches Geheimnis war, daß sein ursprünglicher Gönner, der Graf von Thürheim, von seiner Philosophie nicht mehr so günstig dachte wie ehedem und den Einflüsterungen seiner Gegner nachgegeben hatte.

Genug, der Himmel hatte sich umwölkt und im Kreise der Neuberufenen war Zwietracht eingerissen. Was die Frauen anlangt, so ließ sich die sonderbare Wahrnehmung machen, daß auch unter den Gegnerinnen der Frau Schelling keineswegs ein volles Einverständnis herrschte, und daß sie im Grunde nur in der Abneigung gegen diese wahrhaft übereinstimmten. Als im Verlaufe des Jahres 1804 der bekannte Übersetzer Tassos und Ariosts, Johann Dietrich Gries, der in Jena ebenfalls ein Verehrer Karolinens gewesen war, zu einem Besuche nach Würzburg kam, entging ihm zu seiner Überraschung die Unbehaglichkeit dieses Zustandes und vor allem die Enttäuschung, unter welcher Schelling litt, mit nichten. Eine ähnliche Wahrnehmung machte Johann Heinrich Voß, der im Herbst desselben Jahres zum Zwecke seiner Information in Würzburg vorsprach. Es bestand nämlich in den maßgebenden Kreisen in München der Plan, Voß nach Baiern, beziehungsweise nach Würzburg zu ziehen, ihn an die Spitze eines zu gründenden philologischen Seminars zu stellen, ja unter Umständen ihm die Leitung des gesamten gelehrten Unterrichts im Lande zu übertragen. Für eine Maßregel, wie die zuerst genannte, war es allerdings hohe Zeit: der gedachte Organisationsplan des Jahres 1803 hatte gerade auf die Förderung der allgemeinen Studien das Hauptgewicht gelegt und noch war; die Philosophie ausgenommen, in dieser Richtung nur wenig geschehen. Das dringendste Bedürfnis war ohne Zweifel die Hebung der klassischen Studien und Voß wäre wohl in vieler Hinsicht der rechte

Mann dazu gewesen, vorausgesetzt, daß man sich entschloß, ihn zu diesem Behufe mit den erforderlichen Vollmachten auszustatten. Als nun aber gerade in derselben Zeit der neue Studienplan, der in München von seinen Gegnern ausgearbeitet worden war, genehmigt und veröffentlicht wurde, schwand seine Neigung, dem Rufe zu folgen, die ohnedies niemals stark gewesen war, vollends, und er lehnte nicht bloß entschieden ab, sondern gab zugleich seiner Mißbilligung jenes Studienplanes lauten Ausdruck. So zerfiel auch dieses Projekt und ein Ersatz für den Zurückgeschreckten wurde in der nächsten Zeit nicht gefunden. Dagegen war im Sommer des Jahres 1804 endlich Niethammer, ein Landsmann von Schelling und Paulus eingetroffen. Er war als Oberpfarrer der kleinen protestantischen Gemeinde, die sich eben erst gebildet hatte, aber auch als Mitglied des Konsistoriums und der theologischen Sektion an die Universität berufen worden. Ein näheres Verhältnis zwischen dem Schellingschen Hause und den neuen Ankömmlingen hat sich indes gleichwohl nicht entwickelt. Frau Niethammer, durch ihre erste Ehe die Mutter des noch in bester Erinnerung stehenden Erlanger Philologen und Pädagogen Ludwig Döderlein († 1863), eine gebildete und gediegene Dame, hat offenbar den näheren Verkehr mit Frau Karoline nicht gesucht.

Wie erwähnt, war schon Voß bei seinem Besuche in Würzburg die Verstimmung und Vereinsamung Schellings aufgefallen; er schrieb das dem Umstande zu, daß der Anspruch desselben auf eine Art Oberherrschaft an der Universität sich nur vorübergehend verwirklicht habe. In der That konnte Schelling über diese Wendung der Dinge gelegentlich recht bitter werden und ließ der Stadt entgelten, was in dem gegebenen Falle in ganz anderen Ursachen begründet war. „Diese weinreiche Tiefe", schreibt er einmal an Windischmann, „ist doch ein verruchtes Nest." Er richtete daher hie und da mit leiser Sehnsucht seine Blicke nach auswärts. Eine der bedeutendsten Verbindungen, die er von früher her sorgfältig unterhielt, war die mit Goethe. Der Dichterfürst war dem jugendlichen Philosophen seit seinem Auftreten in Jena mit warmer Sympathie entgegengekommen und hat ihm dieselbe unwandelbar bewahrt. Eine notorische Verwandtschaft der allgemeinen Anschauungen beider Männer hat bei diesem Verhältnisse mit gewirkt. Ein Bindeglied ihres gegenseitigen Verkehrs in diesen Jahren war der junge Martin Wagner, ein geborner Würzburger und ein eben heranreifendes künstlerisches Talent, das die besten Hoffnungen erweckte. Goethe hatte ihm einen in Weimar ausgesetzten Kunstpreis zuerkannt und nahm jetzt die Protektion Schellings für denselben nicht umsonst in Anspruch. Zwischen Schelling und Wagner hatten sich auf Grund dieser Anregung dauernde freundschaftliche Beziehungen

entwickelt. Frau Schelling war in demselben Grade eine ausgesprochene Verehrerin Goethes, wie sie sich gegen Schiller ablehnend verhielt. Von einer persönlichen Annäherung zwischen Goethe und ihr ist allerdings nichts sicheres bekannt. Darf man ihrer Gegnerin Frau Paulus glauben, so hätte Karoline in Würzburg deutlich zu verstehen gegeben, daß der Dichter zu ihren Verehrern gehöre. „Sagen Sie doch Goethe gelegentlich", schreibt die Paulus an Charlotte von Schiller, „daß Madame Lucifer ihm die Ehre anthut, auf eine bescheidene Art merken zu lassen, daß er zu ihren stillen Verehrern gehört. Er wird sich gewiß auf diese Auszeichnung nicht wenig zu gute thun." Wie dem nun sein mag, eine ausgesprochene Sympathie hat Goethe bekanntlich für eine jüngere Freundin Karolinens, Pauline Gotter, die spätere zweite Frau Schellings, gehegt und in dem Briefwechsel beider Frauen kommt Karoline auf Goethe wiederholt und in warmem Ausdruck zu sprechen. Von einem Besuche, den Wilhelm Schlegel, der frühere Gemahl der Frau Schelling, in Würzburg machte, erwähnt diese in ihren Briefen nichts; er verkehrte besonders mit Paulus, ist aber auch an Schellings Thüre nicht vorübergegangen. Man kann sich die boshaften Glossen denken, welche Karolinens Freundinnen bei dieser Gelegenheit gemacht haben. Von einer Seite her liegen sie zum Überflusse gedruckt vor. Man fühlt sich versucht, zu fragen, wie sich Karoline darein gefunden hätte, wenn Schiller, dem gegenüber sie kein gutes Gewissen hatte, in Würzburg erschienen wäre? Die Aussicht auf diesen Besuch in der Frankenstadt hat nämlich in der That bestanden. Des Dichters Jugendfreunde, Graf Thürheim und Professor von Hoven, hatten ihn dringend eingeladen und er seinen Besuch für das Jahr 1805 zugesagt. Statt dessen kam die Trauerkunde seines Todes und die Stadt Würzburg war um eine stolze Erinnerung ärmer.

Die von Voß angedeutete Vereinsamung Schellings darf man indes nicht mißverstehen: sie darf nur von dem Maße der enttäuschten Ansprüche auf eine herrschende Stellung innerhalb der Korporation und dessen, was damit zusammenhing, gemessen werden. Dem Hause Schelling fehlte es deswegen nicht an Freunden, die dort ein- und ausgingen. Dahin gehören: der Rektor des Gymnasiums zu Würzburg, Klein, ein treuer und nicht unbefähigter Anhänger der Identitätsphilosophie; der Professor der Staatswissenschaften, Hartleben, der von Salzburg gekommen war; der Professor der Medizin, Köhler; Regierungsrat Sturz u. s. w. Marcus aus Bamberg erschien wiederholt in Würzburg und war der sichere Gast Schellings. Daran reihen sich jüngere Männer, die der Ruf desselben nach Würzburg geführt hatte, wie z. B. der junge Lorenz Oken, der dann am längsten, und nicht ohne Erfolg, für die Naturphilosophie gewirkt hat.

Frau Karoline verstand vortrefflich, es den Gästen in ihrem Hause behaglich zu machen. Sie gab gelegentlich, z. B. an dem Geburtstage ihres Mannes, Gesellschaften, die weder an Zahl der Geladenen, noch an anregender Bewirtung zu wünschen übrig ließen. Auch was die Stadt sonst an Annehmlichkeiten und Zerstreuungen bot, wurde nicht verschmäht. So das Theater unter der Leitung eines Grafen Soden, an dessen künstlerischen Leistungen solche Besucher, die Besseres, wie das Theater in Weimar, genossen hatten, freilich vieles vermißten. Oder es wurden mit den Getreuen des Hauses gemeinsame Ausflüge in die benachbarten Ortschaften unternommen, und Frau Schelling weiß hübsch davon zu erzählen, wie sie z. B. in Dürrbach sich bei dem Ortsschulzen einlogierten und dann bei Mondenschein, teils zu Fuß, teils zu Pferd, in die Stadt zurückkehrten. Ein süßer Trost für Karoline und eine wahre Erlösung war es, als in Folge einer neuen Verteilung der Universitätsräumlichkeiten die Familien Paulus und von Hoven eine Wohnung im sogenannten Borgiasbau angewiesen erhielten und bezogen. Auch Schellings war dieser Tausch zugedacht, sie wußten es aber einzurichten, daß sie in der alten behaglichen Wohnung bleiben durften. „Hier sind wir allein", schreibt Karoline, „und haben Ruhe und Frieden, der sich unter jenen feindseligen und hinterlistigen Hausgenossen immer nur mit Kunst hätte behaupten lassen, vor denen man sich hätte wehren müssen, was dann schon Krieg ist." Es muß übrigens der Gerechtigkeit zu Ehren ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Karoline in ihren zahlreichen Briefen aus dieser Zeit über ihre Gegnerinnen keinen so feindseligen Ton anschlägt, wie diese, und namentlich Frau von Hoven, es über sie thun. Nur wenn sie auf Paulus zu sprechen kommt, wird sie bitter, während sie sonst sich lieber mit einer scherzhaften Wendung abfindet. Der „schleichende Apostel", „Shylock", ja der „niederträchtige Paulus" u. dergl. sind die Ehrennamen, deren sie sich über ihn bedient. Zuletzt trug sie freilich ihre Abneigung gegen die Frau von Hoven auch auf deren Mann über. Als dieser, obwohl Protestant, Oberarzt des Juliusspitals geworden, unterläßt es Karoline nicht, seine darüber zur Schau getragene Genugthuung lächerlich zu machen. Freilich gab sich von Hoven gelegentlich Blößen, die zum Spott herausforderten, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam. Er verkehrte mit den jungen Studierenden der Medizin in höchst freundschaftlicher Weise und das war gewiß nur löblich. Indes vermag man sich des Eindrucks nicht zu erwehren, als habe er hiebei manchmal des Guten zu viel gethan.

In der geschilderten Lage der Dinge in Würzburg bereitete sich indes eine erfreuliche Unterbrechung, freilich auch eine ebenso unerwartete wie gründliche Unterbrechung vor. Der Grund davon lag in den allgemeinen

politischen Verhältnissen. Im Herbst 1805 brach der dritte Koalitionskrieg aus, Österreich zog im Bunde mit Rußland das Schwert gegen den neuen Cäsar und Kurfürst Maximilian von Bayern hielt es im Interesse seiner Selbsterhaltung für angezeigt, sich in dem beginnenden Kampfe auf die Seite Napoleons zu stellen. Und als die Österreicher über den Inn gingen und sich in Bayern ausbreiteten, flüchtete der Kurfürst mit seinem Hof nach Würzburg. Man kann sich vorstellen, wie tief dieser Besuch in alle Verhältnisse der Stadt eingriff. Um das zahlreiche Gefolge des Kurfürsten unterzubringen, mußten die Professoren, die das Jahr zuvor im Borgiasbau neue Wohnungen bezogen hatten, dieselben räumen und, so gut es eben ging, in Privathäusern Unterkunft suchen. Nur Schellings, die ihre alte Wohnung behauptet hatten, blieben auch jetzt in ihr unangefochten. Graf Montgelas, der leitende Minister der bayerischen Politik, der seinen Herrn begleitet hatte, war bei dem Grafen Thürheim im Präsidialgebäude abgestiegen. Diese vorübergehende Anwesenheit des Hofes brachte dem Hause Schelling manchen erwünschten und zum Teil vornehmen Besuch, an welchem Frau Karoline ihre Freude hatte und den zu verzeichnen sie nicht unterließ. Es war übrigens zum ersten Male, daß der Kurfürst von Bayern seine neuerworbenen fränkischen Provinzen besuchte. Die Aufnahme, die er zunächst in Würzburg fand, war freilich ziemlich kühl und zurückhaltend. Die Bevölkerung war österreichisch gesinnt, das bayerische, aufklärende System hatte sich bisher nur wenige Anhänger zu gewinnen verstanden. Als der neue Landesherr vor dem prächtigen Residenzschlosse vorfuhr, da war der weite große Platz fast menschenleer und nur die offizielle Welt im Schlosse selbst zum Empfange versammelt. Indes der Kurfürst kehrte sich nicht daran. Gleich am anderen Tage durchwanderte er, wie er dieses ja auch in München zu thun pflegte, die Straßen ohne jede Begleitung, erwiderte die Grüße der Vorübergehenden freundlich, besuchte die Kaufläden u. s. w., und siehe, es dauerte nicht lange, so schmolz das Eis und der menschenfreundliche Fürst war auf dem besten Wege, auch hier ein populärer Mann zu werden. Den öffentlichen Anstalten, vor allem dem Juliusspitale widmete er eine sorgfältige Aufmerksamkeit. Dasselbe that nicht bloß Graf Montgelas, sondern auch die Frauen des Hofes, in erster Reihe die Kurfürstin mit ihren Töchtern. Als eifrige Protestantin besuchte sie auch den evangelischen Gottesdienst und beschenkte die der jungen Gemeinde angewiesene Kirche reichlich. Freilich zeigte es sich recht bald, daß der Anschluß Bayerns an Frankreich auch seine Unbequemlichkeiten und Lasten für Stadt und Land im Gefolge hatte. Würzburg bekam noch während der Anwesenheit des Kurfürsten französische Einquartierung und auch die Professoren sahen sich von diesen

ungebetenen Gästen nicht befreit. Das Juliusspital wurde mit erkrankten Franzosen belegt und lief Gefahr, in ein französisches Lazarett umgewandelt zu werden. Jedoch wußte sich von Hoven in seiner Eigenschaft als Oberarzt mit Nachdruck der Fortdauer dieser Belästigung seines Spitals zu widersetzen, so daß für die bedauernswerten unfreiwilligen Eindringlinge anderweitig gesorgt wurde.

Nahezu fünf Wochen hatte der Aufenhalt des kurfürstlichen Hofes, der bald ein königlicher werden sollte, gedauert. Als sich aber — nach der Katastrophe Macks bei Ulm — die Gefahr nach Osten verzog, kehrte der Kurfürst nach München zurück und die sich selbst überlassenen Würzburger gingen wieder wie früher ihren herkömmlichen Geschäften und Pflichten nach. Unsere Freundinnen waren seit der Übersiedelung der Familien Paulus und von Hoven in Privatwohnungen sich noch fremder geworden und beobachteten sich nur mehr aus der Entfernung. Die feindselige Gesinnung zwischen ihnen war freilich dieselbe geblieben, und kein Zweifel, auch wenn das Schicksal es ihnen gestattet hätte, noch länger in derselben Stellung zu verbleiben, die Entzweiung hätte sich schwerlich wieder gemildert, so tief war die Erbitterung gedrungen. Aber es war anders mit ihnen beschlossen. Der Feldzug der Austro-Russen, so unglücklich bei Ulm begonnen, hatte noch unglücklicher bei Austerlitz geendigt. Napoleon diktierte dem Kaiser Franz den Frieden von Preßburg, der die Todesstunde des deutschen Reiches einläutete und den Rheinbund in nächste Aussicht stellte. Der Kurfürst von Bayern wurde mit einer Königskrone bedacht und mit Tirol und Ansbach verstärkt, mußte aber dafür das ehemalige Hochstift Würzburg an den Großherzog Ferdinand von Toskana, einen Bruder des Kaisers Franz, abtreten. Mit anderen Worten, der bayerischen Herrschaft in Unterfranken war damit ein plötzliches Ziel gesetzt.

Welchen Eindruck die Nachricht von diesem Beschlusse in Würzburg machte, braucht kaum des näheren ausgemalt zu werden. Die Gegner der bayerischen Herrschaft — und sie bildeten die Mehrheit — jubelten; denn sie hatten diese stets nur als eine mit Gewalt aufgedrungene Fremdherrschaft betrachtet und ertragen. Nun sollten sie die bitter entbehrte Selbstständigkeit zurückerhalten und einen Prinzen des beliebten Hauses Österreich als Landesherrn begrüßen. Die Fremdenkolonie, zumal an der Universität, nahm dagegen die Kunde von der bevorstehenden Veränderung mit entgegengesetzten Empfindungen auf. Sie täuschten sich über ihre Unbeliebtheit bei der einheimischen Partei schon lange nicht mehr, und dazu kamen nun Demonstrationen, über deren unholde Deutlichkeit kein Zweifel gestattet war. Was sollte nun, angesichts des unvermeidlichen Systemwechsels, aus

den Fremdlingen werden? Daß ihres Bleibens nicht lange sein werde, darin stimmten sie überein; bei Lichte besehen, konnten sie es auch kaum wünschen. Höchstens mochten sie sich mit der Erwägung trösten, daß man sie nicht über Nacht wegschicken könne und daß die bayerische Regierung, die sie ins Land gerufen, die Verpflichtung, eventuell für sie zu sorgen, unumwunden anerkannte. Das großherzogliche Ministerium erklärte sich nun nicht gerade abgeneigt, mit dem Lande auch die fremden Professoren zu übernehmen, aber es hätte sie gegenüber dem Drängen der Eingebornen schwerlich auf die Dauer schützen können. Daher entschlossen sich dieselben der Reihe nach, ohne das Experiment des Verbleibens zu machen, lieber freiwillig den Platz zu räumen und in Bayern eine Unterkunft zu suchen, die ihnen dann auch allen zu Teil geworden ist. Schelling war der erste, der diesen Entschluß faßte und sich in gar keine diesseitigen Unterhandlungen einließ. Er reiste sofort nach München und fand dort eine seinen Neigungen und Gaben angemessene Stellung. Frau Karoline blieb zunächst in Würzburg zurück, bis die brennende Frage entschieden und die Auflösung des Haushalts besorgt war. So erlebte sie den sich vollziehenden Umschwung der Dinge in nächster Nähe, und es ist ergötzlich, die einzelnen Vorgänge und namentlich die Vorbereitungen der Altwürzburger zum festlichen Empfange des neuen Landesfürsten und schließlich dessen feierlichen Einzug in seine neue Hauptstadt von ihr beschrieben zu lesen: sie verstand es ja, ebenso anmutig zu erzählen als boshaft zu sein.

In Würzburg ging jetzt in der That eine vollständige Restauration vor sich. Das verhaßte bayerische Aufklärungssystem wurde Stück für Stück hinweggefegt und nach Kräften die alten unterbrochenen Einrichtungen, zumal in Sachen der Kirche und der Schule, wieder hergestellt.

Unsere guten Freundinnen sahen sich mittlerweile nach den verschiedensten Himmelsrichtungen auseinander geführt. Auf den „Frauenkrieg" war kein „Herrenfrieden", überhaupt kein Friedensschluß gefolgt, sondern der rauhe Kriegsfürst der Epoche war dazwischen getreten und hatte Ruhe geboten. So trennten sich die Entzweiten unversöhnten Sinnes und selbst aus der Entfernung zuckte gelegentlich noch in ihren unbeschwichtigten Herzen die Flamme des alten Hasses auf. Frau Karoline ist übrigens bereits im Jahre 1809 mitten aus der Befriedigung ihrer dritten Ehe abberufen und einige Zeit darauf durch ihre jugendliche Freundin und Goethes Liebling, Pauline Gotter, ersetzt worden. Das Gedächtnis ihrer Widersacherinnen, lebte, als auch an sie die Reihe kam, innerhalb des Kreises ihrer Familie fort; das Andenken an die „Dame Lucifer" dagegen hat sich in immer weitere Kreise verbreitet und ist, wie bereits bemerkt, in den letzten zwanzig Jahren erst recht und dauernd erneuert worden. Es gehört fortan

im Guten wie im Bösen der Geschichte an. — Die Genugthuung der Würzburger über die Beseitigung der bayerischen Herrschaft und die wiedergewonnene staatliche Selbständigkeit sah sich indessen bald auf schwere Proben gestellt. Dieses neue Großherzogtum war, wie die rheinbündischen Staaten mehr oder weniger alle, im Grunde nicht viel mehr als eine Provinz des französischen Kaiserreichs und der Großherzog das willenlose und mißbrauchte Werkzeug der napoleonischen Gewaltpolitik. Die wirkliche Macht ruhte in den Händen des französischen und nebenbei des österreichischen Gesandten. Unter diesen Umständen konnten die Altwürzburger sich bald der Erkenntnis nicht entziehen, daß sie einen zweifelhaften Tausch gemacht, und so nahm der Feuereifer für die zweideutige Herrlichkeit, die überdies so empfindliche Opfer auferlegte, allmählich sichtbar ab. Und als endlich Napoleon unwiderruflich stürzte und die bösen Bayern, deren Aufklärungseifer in der Zwischenzeit allerdings um einige Grade abgenommen hatte, wiederkamen, da war die Stimmung, zumal in der fränkischen Hauptstadt, unverkennbar verändert: man fügte sich nicht bloß mit Fassung, sondern zum Teile sogar mit Genugthuung in das Unvermeidliche. Es hat in der That nicht lange gedauert, so wuchs das alte Hochstift kräftig in den bayerischen Staat hinein, der unter dem Schutze seiner Verfassung bald ein selbständiges politisches Leben begann, und, trotz lange andauernder Unklarheit der Meinungen, seitdem nie mehr vergessen hat, daß er nicht bloß sich, sondern zugleich dem einen großen Vaterlande unzertrennbar angehört.

Alexis von Tocqueville.

(1868.)

Oeuvres complètes d'Alexis de Tocqueville publiées par Madame de Tocqueville. Tome I—IX. Paris 1864—1866.

Die Leſer brauchen ſich angeſichts der voranſtehenden Aufſchrift nicht etwa vor ausführlichen Betrachtungen über die berühmten zwei Hauptwerke Tocquevilles zu fürchten. Solche ſind von verſchiedenen Seiten her ſchon oft und eingehend angeſtellt worden, daß es kaum gerechtfertigt wäre, ſie noch einmal zu unternehmen. Wir ſetzen vielmehr als ausgemachte Thatſache voraus, daß Tocqueville als politiſcher Schriftſteller und als Geſchichtſchreiber eine ausgezeichnete, eine europäiſche Stellung einnimmt. Dagegen ſind wir allerdings der Anſicht, daß mit Erörterungen der angedeuteten Art der Gegenſtand noch keineswegs erſchöpft iſt. Denn einmal beruht die litterariſche Bedeutung Tocquevilles doch nicht ausſchließlich auf ſeinen zwei Hauptwerken, ferner war er nicht bloß ein vortrefflicher Schriftſteller, ſondern, was vielleicht noch mehr ſagen will, auch ein ſeltener, ein ausgezeichneter Menſch, ein origineller und erprobter politiſcher Charakter, wie das neuere Frankreich nicht gerade viele hervorgebracht hat und allem Anſcheine nach in der nächſten Zeit noch weniger hervorbringen wird. Dürfen uns bei manchem an ſich bedeutendem Autor ſein Leben und ſeine äußeren Beziehungen mit Recht gleichgültig laſſen, ſo nehmen ſie bei dieſem Manne unſere höchſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Tocqueville hat ſich unter ſo eigentümlichen Umſtänden entwickelt und ſich in ſo bedeutenden Verhältniſſen bewegt, daß dieſe, auch von allgemeineren Geſichtspunkten aus betrachtet, unſere volle Teilnahme verdienen. Er iſt mit der Geſchichte des franzöſiſchen Geiſtes und beſonders mit der politiſchen Geſchichte ſeines Volkes ſeit der letzten Zeit der Reſtauration bis zur Wiederherſtellung des Kaiſerreichs und darüber hinaus auf das innigſte

verwachsen. Er hat auf die Stimmung der Geister in den großen, brennenden Fragen und heiligsten Interessen der Menschheit auch außerhalb seiner Nation in der neuen wie in der alten Welt einen unverkennbaren Einfluß geübt und übt ihn noch. Mit einem Worte: obwohl das Jahrzehnt noch nicht um ist, seit sich das neidische Grab über ihm geschlossen, er gehört der Geschichte an, und es ist der Mühe wert, ihm seine Stelle anzuweisen. Was wir also im Folgenden beabsichtigen, ist nichts anderes, als die Gesamterscheinung des Mannes zur Anschauung zu bringen und die Beziehungen nachzuweisen, in welchen er zu seiner Zeit und zu seinen Zeitgenossen gestanden. Die persönlichen, litterarischen und politischen Momente sind es, die wir aufsuchen, deren Zusammenhang und innere Einheit wir feststellen wollen. An den nötigen Hilfsmitteln hierzu fehlt es nicht, seit die Gesamtausgabe von Tocquevilles Werken vor uns liegt. Es ist kein geringes Verdienst, das sich sein Freund und Gesinnungsgenosse, Gustav von Beaumont, durch die Besorgung derselben erworben hat. Außer den beiden Hauptwerken sind in ihr die zerstreuten und bisher zum Teil ungedruckten Aufsätze und Essays Tocquevilles parlamentarischer, politischer, historischer und anderer Art vereinigt, namentlich auch alles, was sich in dem Nachlasse teils ausgeführt, teils nur skizziert an Vorarbeiten für die Fortsetzung des Werkes über „das alte Staatswesen und die Revolution" vorgefunden hat. Dem Umfange und dem Inhalte nach mit das Wichtigste ist aber die hier zum erstenmale veröffentlichte Korrespondenz Tocquevilles, die, wie das bei seiner Persönlichkeit und seinen mannigfachen bedeutenden Verbindungen nicht anders sein konnte, durch Eigenart und Ergiebigkeit sich in gleich hohem Grade auszeichnet. Es ist das ein kostbarer Beitrag zu der Charakteristik ihres Urhebers nicht minder wie zu der neuen und neuesten Geschichte Frankreichs, schade nur, daß ein großer Teil der Briefe Tocquevilles an Beaumont aus nur allzu begreiflichen Gründen vor der Hand von der Veröffentlichung ausgeschlossen werden mußte. Bei der innigen Freundschaft, die von frühe an zwischen beiden Männern bestanden und unwandelbar durch das Leben gedauert, konnte es nicht ausbleiben, daß in ihrem brieflichen Verkehr wichtige Fragen und Verhältnisse mit einer Offenheit berührt wurden, die zur Zeit in Frankreich nicht ertragen wird. Indes füllen sich diese Lücken, so schmerzlich man sie empfindet, soweit sie nicht unmittelbare Thatsachen betreffen, bis auf einen gewissen Grad von selber aus, sobald einmal die Grundlagen festgestellt sind, auf denen der genannte Meinungsaustausch beruht hat.

Ähnliche Rücksichten hat der Herausgeber aber auch bei der Auswahl der Korrespondenz Tocquevilles mit dessen englischen Freunden walten

lassen zu müssen geglaubt, und wenn auch in den einzelnen Fällen die Zahl der zurückgehaltenen Briefe vergleichsweise lange nicht so groß ist, so können wir diese Notwendigkeit gleichwohl nur tief bedauern, wenn wir auch seine Gründe zu achten wissen, weil die Zahl jener englischen Freunde eine größere war und in der Reihe derselben die ausgezeichnetsten Namen des neueren Englands glänzen.

Herr von Beaumont hat endlich seine Verdienste um den allzufrüh geschiedenen Freund durch eine Biographie desselben, die den fünften Band der gesamten Werke eröffnet, gekrönt. Dieselbe zeichnet sich durch die Sachkenntnis und Hingebung aus, die dem ganzen Unternehmen nachgerühmt werden müssen. Unsere Absicht ist es nun nicht, bei dem folgenden Versuche etwa mit dem Franzosen zu wetteifern; die biographischen Momente werden vielmehr für uns nur insofern in Betracht kommen, als sie zur Feststellung des Gesamtbildes von selbst gehören.

In der französischen Revolution hat man bekanntlich eine Reihe von Beispielen erlebt, daß Mitglieder des alten Adels sich den neuen befreienden Ideen anschlossen. Es geschah das meist nicht infolge ruhiger Überlegung, sondern der Sturm der Begeisterung riß auch sie mit fort. Auch Alexis von Tocqueville, ein Epigone des revolutionären Zeitalters, und gleichfalls jenem alten Adel angehörig, hat sich den neuen Ideen angeschlossen und ist als ihr warmer und beredter Verfechter aufgetreten. Das Unterscheidende ist aber, daß er auf ganz anderem Wege zu jenem Standpunkte gelangt ist. Er stand nicht mehr unter dem unmittelbaren und unwiderstehlichen Eindruck jener Bewegung, die sich unter dem Beifallsjauchzen der Völker mit dem Anspruche erhoben hatte, ein neues Zeitalter der Freiheit und Gleichheit zu begründen. Als er im Jahre 1805 geboren ward, war die vernichtende Katastrophe bereits eingetreten und hatte der Bändiger der Revolution soeben den ehernen Fuß auf ihren Nacken gesetzt und sich auf dem improvisierten Kaiserstuhle niedergelassen. Die Überlieferungen seiner Familie, die Einflüsse seiner Erziehung wiesen ihn nicht minder in eine ganz andere Richtung. Sein Vater, der Graf von Tocqueville, war ein strenger Legitimist und nach der Restauration ein getreuer Diener der Bourbonen, der seinen contrerevolutionären Standpunkt überdies in einem eigenen geschichtlichen Werke (Philosophische Geschichte der Regierung Ludwigs XV.) niedergelegt hat. Mit den ersten Familien des altkönigl ichen Frankreich verknüpften ihn enge verwandtschaftliche Bande. Einen charakteristischen Zug seines Standes, einen lebhaften Familiengeist, hat er denn auch sein ganzes Leben hindurch unwandelbar festgehalten. Überhaupt, die aristokratischen Eindrücke seiner Jugend haben sich niemals verwischt, im Herzen und in seinen Gewohnheiten ist er immer Aristokrat

geblieben. Auch der Unterricht, den er genoß, war nur dazu angethan, ihn in diesen Zauberkreis zu bannen. Derselbe war dürftig genug; in das klassische Altertum nur in sehr unvollkommener Weise eingeführt, ist er niemals recht heimisch darin geworden. Griechische Geschichte z. B. hat er erst spät aus dem berühmten Werke seines Freundes Grote näher kennen lernen. Umsomehr zu bewundern ist es unter allen diesen Umständen, mit wie sicherem Tritte Tocqueville bei seinem Eintritt in das Leben sich zurechtgefunden und sofort die principielle, selbständige Stellung eingenommen hat, die er dann unverändert festhielt und an den Thatsachen entwickelte. Nicht die Neigungen seines Herzens, sondern sein ausgezeichneter Verstand, getragen von einer edlen und freien Seele, rissen ihn von den beengenden Traditionen seines Geschlechtes los und ließen ihn dem Geiste des Jahrhunderts mit scharfen Augen und ohne Zucken in das Antlitz blicken.

Während in Frankreich die liberale und contrerevolutionäre Partei in heißem Kampfe um die Herrschaft rangen, ist ihm in der Stille die bange Erkenntnis aufgegangen, daß die Zeit der Aristokratie unwiderruflich vorüber sei und daß die Zukunft der Demokratie gehöre, die Erkenntnis, daß es wahre Staatsweisheit sei, dieser unaufhaltsamen Entwickelung nicht blinden Widerstand zu leisten, sondern sich an ihre Spitze zu stellen und sie so zu leiten, daß die wahre Freiheit und die Würde der Menschheit bei ihrem Siege nicht etwa mehr verliere als gewinne. Denn die Freiheit erschien ihm die Krone des menschlichen Daseins und alles übrige ohne sie wertlos. „Ich habe stets die Freiheit aus Instinkt geliebt, und alle meine Erwägungen führen zu keinem anderen Ergebnis, als daß ohne sie keine sittliche und keine politische Größe auf die Dauer denkbar ist.“ Diese Erkenntnis, daß die Herrschaft der Demokratie unaufhaltsam und daß ihre Gefahren nur durch die Bewahrung der Freiheit zu vermeiden seien, hat sich in ihm sodann mit jedem Tage und mit jeder neuen Erscheinung befestigt und die Gewalt einer tiefen, den ganzen Menschen beherrschenden, nie wieder verlassenen Überzeugung gewonnen. Es ist unter diesen Umständen aber auch klar, daß er von Anfang an zu keiner der bestehenden Parteien sich bekennen konnte. Schon für diese Zeit gilt, was er zehn Jahre später über sich schreibt: „Man will mit aller Gewalt aus mir einen Parteimann machen, und ich bin es doch nicht. Man schreibt mir Leidenschaften zu, und ich habe doch nur Meinungen; oder vielmehr ich habe nur eine Leidenschaft, die Liebe zur Freiheit und zur menschlichen Würde. Alle Staatsformen sind in meinen Augen mehr oder weniger vollkommene Mittel, um diese heilige und legitime Leidenschaft der Menschen zu befriedigen. Man liebt nur abwechslungsweise demokratische oder aristokratische Vorurteile. Vielleicht hätte ich jene oder

dieſe, wenn ich in einem anderen Jahrhundert oder in einem anderen Lande geboren wäre. Aber der Zufall meiner Geburt hat mich leicht genug vor den einen und den anderen bewahrt. Ich kam zur Welt am Ende einer langen Revolution, die das Alte zerſtört und nichts Neues von Dauer geſchaffen hatte. Die Ariſtokratie war tot, als ich zu leben anfing, und die Demokratie exiſtierte noch nicht. Mein Inſtinkt konnte mich alſo weder blind auf die Seite des einen noch des anderen treiben. Ich bewohnte ein Land, das im Verlaufe von vierzig Jahren ſo ziemlich alles verſucht hatte, um nichts feſtzuhalten. Ich konnte mich daher nicht leicht politiſchen Täuſchungen hingeben. Da ich ſelbſt dem alten Adel Frankreichs angehörte, hegte ich keinen Haß oder natürliche Eiferſucht gegen die Ariſtokratie, und da dieſer Adel verachtet war, hatte ich keine natürliche Vorliebe mehr für ihn; denn man ſchließt ſich mit Eifer doch nur an das an, was lebt. Ich ſtand ihm nahe genug, um ihn gut zu kennen, und fern genug, um ihn ohne Leidenſchaft zu beurteilen. Dasſelbe gilt gegenüber der Demokratie. Kein Intereſſe gab mir einen natürlichen oder unvermeidlichen Hang zur Demokratie, aber ich hatte perſönlich auch keine Kränkung von ihr erlitten. Ich hatte keine beſonderen Gründe, ſie zu lieben oder ſie zu haſſen, ausgenommen jene, die mir der Verſtand an die Hand gab. Kurz ich ſtand in vollkommener Unabhängigkeit zwiſchen der Vergangenheit und der Zukunft, weder von der einen noch von der anderen inſtinktiv angezogen, und brauchte ſo keine großen Anſtrengungen zu machen, beide mit ruhigen Blicken zu betrachten".

Tocqueville war etwa ein Jahr nach der Thronbeſteigung Karls X. in die Magiſtratur eingetreten und hatte eine Stellung am Gerichtshofe zu Verſailles gefunden. Aber ſo gewiß er ſchon jetzt die angedeuteten politiſchen Anſchauungen ausgebildet hat, ebenſo unzweifelhaft betrieb er in eben dieſer Zeit eifrig das Studium der Geſchichte, teils weil er überzeugt war, daß dieſe die Grundlage aller politiſchen Bildung iſt, teils weil er eingeſtandenermaßen in ſich ſelbſt den Beruf zum Geſchichtſchreiber verſpürte. Und in beiden Richtungen war es die neuere Geſchichte, die ihn vornehmlich anzog. Es wäre demnach in der That ein Irrtum, anzunehmen, Tocqueville ſei aus Zufall Geſchichtſchreiber geworden, weil er verhältnismäßig ſo ſpät dazu kam, ein größeres rein geſchichtliches Werk zu unternehmen. Wir werden überdies bald genug ſehen, daß die Keime gerade dieſes Werkes in eine verhältnismäßig ſehr frühe Zeit zurückreichen. Bei dieſer auf das Praktiſche gerichteten Stimmung ſeines Geiſtes konnte es nicht anders ſein, als daß er den Gang der Dinge in Frankreich, die eben jetzt im Begriff waren in ein verhängnisvolles Stadium einzutreten, mit unverwandter Aufmerkſamkeit verfolgte. Bei ſeinem ungewöhnlichen politiſchen Scharfblick hat er die heraufziehende Verwickelung früher als mancher gewiegte

Politiker erkannt. Er gehörte zu denen, die, nicht aus romantiſcher Schwärmerei, ſondern aus Verſtandesgründen und aus Patriotismus die Erhaltung der Monarchie aufrichtig wünſchten. Mit um ſo lebhafterer Beſorgnis verfolgte er die falſchen Schritte der herrſchenden Partei.

Tocqueville war von Haus aus ein tief religiöſer Menſch, der unerſchütterlich an dem Glauben ſeiner Väter hing; es war dies eine der bleibenden Wirkungen ſeiner Erziehung. Aber er trug zugleich eine ſo hohe Vorſtellung von der Religion in ſich, daß es ihm nicht zweifelhaft war, ſie dürfe nie zu einer Sache des Zwanges gemacht werden und dürfe ſich ebenſowenig der politiſchen Freiheit feindlich entgegenſtellen. Religiöſe und politiſche Freiheit für die ganze Welt: dieſer Wahlſpruch Cannings iſt in der That auch dem Sinne nach der ſeinige geweſen. Er hat es einige Jahre ſpäter als den ſchwerſten Fehler erklärt, den die Kirche in ihrem eigenen Intereſſe begehen konnte, daß ſie ſich zumal während der Regierung Karls X. mit dem Abſolutismus verbündete, und die politiſche Macht, welche die Bourbonen dem Klerus überließen, hat er geradezu als die wirkſamſte Urſache ihres Sturzes bezeichnet. „Sich ſelbſt überlaſſen würde die ältere Linie Mühe gehabt haben, ſich zu behaupten," fügt er hinzu, „aber verbündet dem Klerus und ausgeſetzt dem glühenden Haſſe, den die politiſche Macht der Prieſter erregte, mußte ſie unfehlbar unterliegen." So hat er ſich denn über die Bedeutung des Rücktritts des Miniſteriums Martignac und deſſen Erſetzung durch eine Verwaltung Polignac vom erſten Augenblick an nicht getäuſcht. Er ſprach es ſofort aus, daß ein ſolches Miniſterium ſich zu Gewaltſtreichen und Verfaſſungsverletzungen werde gedrängt ſehen, daß aber mit einem ſo verblendeten Beginnen der König ſeine Krone aufs Spiel ſetze. So kam denn die Julirevolution für ihn nicht unerwartet und vollführte, was er vorausgeſehen hatte.

Tocqueville beklagte dieſe Wendung der Dinge, ſo deutlich er ſie hatte kommen ſehen, weil er ſich für überzeugt hielt, daß ſie nicht zum Heile Frankreichs ausſchlagen könne. Aber er beugte ſich zugleich vor ihr und erkannte die neue, durch die Erhebung der Orleans geſchaffene Ordnung an und leiſtete den Eid. Es wurde ihm dies nicht leicht, nicht weil etwa ſein Gewiſſen dagegen ſprach, ſondern weil er die Nachrede fürchtete, als habe er aus unreinen Motiven ſich zu dieſem Schritte entſchloſſen. Entſcheidungsvoll war dieſer Schritt gewiß für ihn: er brach damit für immer mit der royaliſtiſchen Partei, der nach wie vor ſeine Familie angehörte, und mußte ſich nun vollends auf eigene Füße ſtellen. Er war dabei ja in einer ganz anderen Lage als die liberale Partei, welche die Revolution mitgemacht hatte und nun triumphierend in den Beſitz der

Herrschaft eintrat. Er hatte eines Teils zu den neuen Ergebnissen nichts beigetragen; er gab sich nur sehr vorübergehend dem Glauben hin, den jene Partei wirklich und in der besten Meinung hegte, daß mit dem Sturze der alten Linie die revolutionäre Epoche Frankreichs endgültig abgeschlossen sei. Er war scharfblickend genug, zu erkennen, daß die Julirevolution das demokratische Element entfesselt habe und daß dieses sich auf die Dauer nicht würde zurückhalten lassen. Jene Revolution hatte in seinen Augen bald genug keinen Sinn und kein Recht mehr, wenn hierdurch wieder nur ein Bruchteil der Nation zur Macht, beziehungsweise zur gesetzlichen Teilnahme an der Regierung gelangte, und wenn die Sieger sich nicht die hohe Aufgabe stellten, das Reich der Volksherrschaft, das nun einmal im unvermeidlichen Herannahen begriffen sei und dem wohl oder übel die Zukunft gehöre, mit weiser, bedächtiger Hand anzubahnen, und so eine Bewegung gesetzlich zu regeln und zu leiten, die außerdem auf gewaltsame und unheilvolle Weise sich Bahn brechen würde. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob diese Aufgabe so leicht und so sicher zu lösen war, wie Tocqueville geglaubt zu haben scheint: gewiß ist, die Juliregierung hat mit vollem Bewußtsein einen entgegengesetzten Weg eingeschlagen und sich begnügt, die Herrschaft der Bourgeoisie zu begründen. So kam es, daß Tocqueville sich schon in der nächsten Zeit verstimmt und nicht ohne Geringschätzung von der neuen Ordnung der Dinge abwandte und sogar in Gegensatz zu ihr trat. „Wenn das Ministerium Polignac gesiegt hätte", schreibt er schon am 18. August 1830, „so würde ich wegen meines Widerstandes gegen die Ordonnanzen kassiert worden sein. Nun ist es unterlegen, und ich werde vielleicht von seinen Besiegern beseitigt; denn ich kann nicht alles billigen, was da geschieht."

Im Zusammenhange mit dieser Verstimmung entstand in Tocqueville der Gedanke, der neuen Welt einen Besuch abzustatten und die Demokratie der nordamerikanischen Freistaaten, ihre Einrichtungen, ihre Sitten zu studieren, eben weil er die Herrschaft der Demokratie auch für Frankreich für unvermeidlich hielt und ihm mit Recht unendlich viel daran lag, sich an einem großen und konkreten Beispiele über ihre Natur und ihre Wirkungen zu unterrichten und die gesammelten Erfahrungen dann für sein Vaterland zu verwerten. Diese Reise ist bekanntlich für die ganze Zukunft Tocquevilles entscheidend geworden. Die Frucht derselben war sein berühmtes Werk „über die Demokratie in Amerika", dessen erste Abteilung drei Jahre nach seiner Rückkehr aus der neuen Welt (1835) erschien. Der Eindruck, der Erfolg war ein ganz außerordentlicher, wie man ihn in Frankreich seit Montesquieu nicht erlebt hatte, und wie er in der Geschichte der Litteratur überhaupt nur selten vorgekommen ist. Tocqueville war

mit einem Schlage ein berühmter Mann, nicht bloß in Frankreich, sondern in der alten und neuen Welt zugleich: die Wirkung war eine universelle, zunächst aus dem Grunde, weil der behandelte Gegenstand universeller Natur war und weil man sich des Gefühls nicht erwehren konnte, daß bei dieser Frage alle Welt beteiligt sei. Das Buch Tocquevilles traf, sozusagen, mitten in das Herz der europäischen Gesellschaft. In Frankreich, wie das nicht anders sein konnte, ging der Eindruck zunächst am tiefsten, für Frankreich war es ja ausdrücklich auch geschrieben. Frankreich begrüßte in freudiger Überraschung auf Grund dieses Werkes einen Schriftsteller ersten Ranges, der gar keine Vorgeschichte, keine Entwickelung hinter sich hatte und nun mit einem Wurfe als ein vollendeter Meister vor ein erstauntes Volk trat. Des Weiteren glauben wir für unsere Zwecke uns mit wenigen Bemerkungen über das Werk begnügen zu dürfen. Der Grundgedanke desselben ist bekannt. Es ist immer die Frage nach der Verbindung zwischen Freiheit und Gleichheit — Selbstregierung, die den Autor unter allen möglichen Formen beschäftigt, und die er im wesentlichen in den amerikanischen Einrichtungen, die er zu diesem Zwecke analysiert, gelöst findet. „Meine Absicht", sagt er gelegentlich, „war, an diesem Beispiele zu zeigen, daß die Gesetze, und vor allem die Sitten, einem demokratischen Volke gestatten, frei zu bleiben. Im übrigen bin ich weit entfernt, zu glauben, daß wir dem Beispiele folgen müssen, das die amerikanische Demokratie gegeben, und daß wir die Mittel nachahmen müssen, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient hat ... Aber ich bin der Meinung, daß, wenn man bei uns nicht dazu gelangt, allmählich demokratische Einrichtungen einzuführen und zu begründen, und wenn man es unterläßt, allen die Ideen und Gefühle einzuflößen, die sie von vornherein auf die Freiheit vorbereiten und in der Folge zum Gebrauch derselben befähigen, es für niemanden, weder für den Bürger, noch für die Vornehmen, nicht für den Reichen und nicht für den Armen eine Unabhängigkeit, sondern für alle eine und dieselbe Tyrannei geben wird; und", setzt er mit prophetischem Blicke hinzu, „ich sehe es voraus, daß, wenn es uns nicht gelingt, unter uns die friedliche Herrschaft der größtmöglichen Mehrheit zu begründen, wir früher oder später bei der unbeschränkten Herrschaft eines Einzigen anlangen werden".

Das Werk ist in der That ein ebenso geniales als originelles, von einer politischen Beobachtungsgabe und einem Scharfblick, die mit Recht allgemeine Bewunderung hervorgerufen haben, von einer Sicherheit und Präcision in der Durchführung, wie sie nur von einem Meister zu verlangen ist, von einer Wärme und einem Schwung der sittlichen Voraussetzungen und Anschauungen, denen ein guter Teil des Erfolges zugeschrieben werden muß. Die außerordentliche litterarische Leistung, die hier gegeben

war, ist oft genug besprochen worden. Daß in dem Werke ein seltenes publizistisches Talent sich offenbarte, konnte jeder, der für dergleichen Dinge ein Auge hatte, auch damals schon entdecken, wo die ahnungsvollen und bangen Prophezeihungen noch nicht eingetroffen waren. Daß aber dem Verfasser zugleich eine entschiedene Anlage zum Geschichtschreiber innewohnte, mußte sich jeder sagen, der nur den ersten und zweiten Abschnitt des ersten Teils mit Verstand gelesen hatte.

Es ist uns daher höchst wahrscheinlich, daß Tocqueville seine litterarische Laufbahn mit einem Werke geschichtlicher statt politischer Natur begonnen hätte, wenn nicht die Julirevolution ihm zunächst eine andere Richtung gegeben hätte. Ebenso gewiß aber würde er auch als Geschichtschreiber ähnliche praktische Zwecke verfolgt haben, wie als Politiker, und er hat später, als er sich zur Historie wendete, das ja wirklich gethan. Vor der Hand war jedoch nicht daran zu denken, daß er an die Ausführung eines solchen Unternehmens ging, wenn er auch solchen Gedanken niemals so fern gestanden, als man vielleicht glaubt. Der erste Teil seines Werkes war, wie gesagt, 1835 erschienen, der zweite trat erst über vier Jahre später ans Licht. Dazwischen liegen verschiedene für ihn und seine Zukunft wichtige Vorgänge. Schon im Jahre 1833 hatte er dem Staatsdienste gänzlich entsagt. In demselben Jahre hatte er einen Ausflug nach England unternommen, den er zwei Jahre später wiederholte. Nach diesem Lande hat er sich von früh an hingezogen gefühlt; es hat ihn wegen seiner politischen Einrichtungen in besonders hohem Grade sympathisch berührt. Der aristokratische Charakter der englischen Institutionen und Sitten machte auf ihn einen gleich tiefen Eindruck als der demokratische in Amerika, weil er nach beiden Seiten die Freiheit gewahrt sah. Seine zweite Reise, die er bald nach Veröffentlichung seines ersten Werkes antrat, hatte für ihn höchst schmeichelhafte und lehrreiche Folgen. Trat er doch auf Grund seines Werkes zu einer Reihe der ausgezeichnetsten und hervorragendsten Persönlichkeiten des damaligen England in die herzlichsten Beziehungen, die wir angesichts der nun wenigstens teilweise veröffentlichten Korrespondenz nicht näher zu schildern brauchen. Wenn er gerade in diesen Erfolg seinen Stolz setzte, so wird man das begreifen. Im allgemeinen kann man sagen, daß auch Tocqueville so recht die alte Erfahrung bestätigte, daß mit Montesquieu kein politisch denkender Franzose sich den Einflüssen des englischen Geistes entziehen konnte. Ein Ergebnis dieser in England angeknüpften Verbindungen war auch ein Versuch rein geschichtlicher Art, den er auf John Stuart Mills Anregung für die London and Westminster review schrieb, und der im Jahre 1836, von Mill selbst übersetzt, erschien. Im französischen Original ist derselbe erst im 8. Bande

der Gesamtausgabe veröffentlicht worden. Der Aufsatz führt den Titel: „État social et politique de la France avant et depuis 1789.“ Indes nur die erste Hälfte ist ausgeführt worden. Aber auch das Bruchstück ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig, voll Scharfsinn und feiner Beobachtungsgabe. Die Analyse politischer und socialer Zustände eines Volkes war ja das rechte Feld für den Geist des Verfassers der „Demokratie in Amerika“. Was Tocqueville hier über die Lage des Grundbesitzes in Frankreich und seine Teilung vor der Revolution sagt, verdient volle Aufmerksamkeit. Es trifft mit dem zusammen, was Sybel, unabhängig von ihm, zumal in Bezug auf den Kleinbesitz, beigebracht hat. Am wichtigsten ist aber der Zusammenhang, in dem dieser Versuch mit dem beinahe 20 Jahre später geschriebenen historischen Hauptwerke Tocquevilles steht. Der Grundgedanke des letzteren ist nämlich bereits unverkennbar in dem ersteren enthalten. Es verhält sich das eine zu dem andern wie der Keim zur Vollendung: Beweis genug, wie früh die Studien und die Betrachtungsweise Tocquevilles die so spät zu Tage getretene Richtung genommen haben. „Niemals ohne Zweifel“, sagt er am Schluß des Aufsatzes, „gab es eine gewaltigere, ungestümere, zerstörendere und schöpferischere Revolution als die französische. Und gleichwohl würde man sich schwer täuschen, wollte man glauben, daß ein vollständig neues französisches Volk aus derselben hervorgegangen sei, und daß sie ein Gebäude errichtet habe, dessen Grundlagen vor ihr nicht vorhanden waren. Die französische Revolution hat eine Menge von beiläufigen und untergeordneten Dingen geschaffen, aber in den hauptsächlichen Einrichtungen hat sie lediglich bereits gegebene Keime, die also vor ihr existierten, entwickelt. Sie hat mehr die Wirkungen einer großen Ursache geregelt, geordnet, legalisiert, als daß sie die Ursache selbst gewesen wäre.“

In eben diese Zeit fällt in Folge zufälliger äußerer Veranlassung die Entstehung einer anderen kleinen Schrift Tocquevilles, die unter dem Titel „Notice sur Cherbourg“ im 9. Bande der Gesamtausgabe Platz gefunden. Er war nämlich aufgefordert worden, für das Sammelwerk „die Städte Frankreichs“ den Artikel über Cherbourg zu liefern, in dessen Nähe das Stammschloß seiner Ahnen sich erhob und das später in seinen Besitz übergegangen ist. Mit richtigem Takte hat Tocqueville dieser Aufgabe den höheren Gesichtspunkt abgewonnen. Die Geschichte der Stadt wird ganz kurz abgemacht, dagegen die Geschichte des berühmten Hafens mit um so hingebenderer Vorliebe und mit fruchtbarer Sachkunde, die zum guten Teil auf der Benutzung unbekannter Archivalien beruht, behandelt. Nach der Vollendung des zweiten Teiles der „Demokratie in Amerika“ dachte Tocqueville wohl an ein größeres historisches Werk. So hat ihn eine Zeit lang die Absicht beschäftigt, die Biographie seines mütter-

lichen Großvaters, des Reformministers König Ludwigs XVI., des edlen Malesherbes, zu schreiben. Wer wäre berufener zu einer solchen Arbeit gewesen, als er? Daß es nicht geschah, kann man sicher nur bedauern: war er sich doch auch geistiger Verwandtschaft mit Malesherbes bewußt. Dann hielt er ferner in diesen Jahren längere Zeit an der Idee fest, eine Geschichte der englischen Herrschaft in Indien zu schreiben und machte hiezu bereits große Vorstudien. Gewiß eine großartige Idee, wie denn die Wahl Tocquevilles nur auf große Gegenstände gefallen ist! Indes die Teilnahme, die er, seit sein litterarischer Erfolg die Augen seiner Nation auf ihn gelenkt hatte, dem öffentlichen Leben widmete, ließ alle diese Absichten unausgeführt, und erst zehn Jahre später, nachdem die Geschicke Frankreichs eine ihm durchaus unsympathische Wendung genommen, kehrte er wieder zur litterarischen Thätigkeit zurück.

Tocqueville besaß politischen Ehrgeiz, er empfand zugleich in sich den Trieb, für seine politischen Grundsätze einen praktischen Wirkungskreis zu suchen, den er nach Lage der Dinge am sichersten auf dem Boden parlamentarischer Thätigkeit finden konnte. Die nun beginnende Teilnahme Tocquevilles am öffentlichen Leben seines Vaterlandes in der Zeit von 1839 bis 1851 ist wichtig genug und wird in einer parlamentarischen und politischen Geschichte Frankreichs sicher ihren Platz finden. Eine ministerielle Kandidatur, die ihm 1837 durch das Ministerium Molé angeboten wurde, wies er mit zuversichtlichem Stolze zurück; er wollte nicht auf dem Wege einer Empfehlung durch die Regierung einen Sitz in der Kammer gewinnen, da er seinen Grundsätzen gemäß nicht mit derselben gehen konnte. So erfüllte sich erst im Jahre 1839, aber durch freiwilligen unbeeinflußten Akt seiner Wähler dieser Wunsch.

Seinen politischen Standpunkt haben wir bereits angedeutet. Es war ein durchaus freier, hoher, idealer, weitherziger, in die Zukunft schauender. Er begriff nicht, wie man Sittlichkeit, Religion und Ordnung der Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz gegenüberstellen oder sich ihrer als Parteibegriffe bedienen konnte. Er war überzeugt, daß alle diese Dinge vor Gott untrennbar eins seien: heilige Dinge, von deren Verbindung die Größe und das Glück der Menschen abhänge. Er hielt es für eine der rühmlichsten Aufgaben, zu zeigen, daß jene Dinge nicht unverträglich miteinander verbunden seien, daß jedes von ihnen sich schwäche, sobald es sich von den übrigen loslöse. „Man muß die Menschen überzeugen, daß die Achtung vor den göttlichen und menschlichen Gesetzen das beste Mittel ist, frei zu bleiben, und daß die Freiheit das sicherste Mittel, rechtschaffen und religiös zu bleiben." Allerdings ein idealer Standpunkt, für den mit seiner Kraft in der Wirklichkeit einzutreten, es ihm wenigstens unbedingter Ernst

war. Dasselbe gilt von seiner uns schon bekannten Auffassung des demokratischen Elements. Er hielt es nach wie vor für dringliche Pflicht eines französischen Staatsmannes, das Volk, dessen Herrschaft nicht aufzuhalten sei, in den Besitz politischer Rechte zu setzen und so die Freiheit vor den Gefahren zu schützen, welche die Herrschaft der Gleichheit sonst unfehlbar über sie bringen würde. Unter diesen Umständen konnte das System der Juliregierung vor Tocquevilles Augen keine Gnade finden. Aber gleichwohl war er weit davon entfernt, direkt feindselig gegen dieselbe zu handeln und sich mit Restaurationsgedanken zu befreunden, die ihm von einer Seite her, wo man ihn hätte besser kennen sollen, nahe gelegt wurden. Er wußte zu gut, daß eine solche die große Majorität des französischen Volkes gegen sich habe, und war verständig genug, sich zu sagen, daß sie im besten Falle nichts Besseres sein, nichts Dauerhafteres bringen würde. Dagegen war er fest entschlossen, der Juliregierung gegenüber seine volle Selbständigkeit zu wahren und, wo ihm ein Unrecht erschien, sie nicht zu schonen. So kam es, daß er bis zum Sturze derselben auf Seite der Opposition stand und namentlich ein unerbittlicher und nicht ungefährlicher Gegner des Ministeriums Guizot (Oktober 1840 bis Februar 1848) war. Es liegen uns eine Anzahl von Kammerreden vor, die seinen Standpunkt in voller Deutlichkeit aussprechen. Ehe wir aber seine oppositionelle Haltung etwas näher beleuchten, mag es uns gestattet sein, den Standpunkt zu berühren, den er in dem bekannten Streite zwischen dem Klerus und der Universität in Sachen des Unterrichts einnahm. Es betrifft das einen prinzipiellen Zug in Tocquevilles Charakter, über den keine Unklarheit zurückbleiben darf. Wir haben schon früher davon gesprochen, daß Tocqueville ein tief religiös gestimmter Geist und für seine Person dem Katholizismus unbedingt ergeben war. Er stimmte in dieser Rücksicht mit der Partei, mit der er sonst in der Kammer ging, und die bekanntlich in der kirchlichen Frage sich im Durchschnitt sehr nüchtern und vielfach offensiv hielt, durchaus nicht überein. Das religiöse Element nimmt überhaupt in seinem gesamten Gedankenkreise einen hervorragenden Platz ein, und wer sein Werk über die Demokratie in Amerika kennt, wird wissen, wie ungemein hoch er die politische Bedeutung desselben anschlägt. Und er hätte auch ein schlechter Politiker sein müssen, wenn er das nicht gethan hätte. Aber es wäre ein großer Irrtum, wenn man ihn etwa mit der theokratischen Partei der „Restauration der Kirche" irgendwie zusammenwerfen wollte. Er war ein viel zu positiver politischer Kopf, als daß er sich ihr ergeben hätte. Es war ihm auch mit der wahren Freiheit, der Freiheit für alle viel zu aufrichtiger Ernst, als daß er sich an eine Partei hätte anschließen können, die nur die Freiheit für sich suchte und sucht. Allerdings, als

er die öffentliche Laufbahn betrat, war es sein schönster Traum, so viel in seinen Kräften stand, die Versöhnung des Geistes der Freiheit und der Religion, der neuen Gesellschaft und des Klerus herbeiführen zu helfen. Die Julirevolution hatte in seinen Augen gerade das Verdienst, daß sie den „unnatürlichen" Bund zwischen dem Absolutismus und der Kirche löste und die letztere wieder sich selbst zurückgab. Es hatte ihm geschienen, als sei infolge dieser Wendung der religiöse Geist bei den Franzosen wieder erwacht und die tiefe Abneigung, welche die freiheitsfeindliche Haltung des Klerus in der Zeit der Restauration gegen diese hervorgerufen hatte, im Erlöschen begriffen. „Da kam dieser unselige Streit", fährt er fort, „und rief den kaum erloschenen Haß wieder wach." Tocqueville ist billig genug, zuzugestehen, daß das maßlose Benehmen der französischen Geistlichkeit an dieser Wendung vorzugsweise Schuld trage. Sie war im Rechte, meint er, so lange sie allgemeine Unterrichtsfreiheit verlangte, sie geriet ins Unrecht, als sie sofort für sich die Leitung alles Unterrichtes als ein der Kirche inhärierendes Recht forderte und sogar der Universität das Recht zu lehren absprach. Ein solch unsinniges Verfahren, schließt er, läßt sich nur dem vergleichen, welches 1830 die legitime Monarchie zu Falle gebracht hat. Als im Januar 1844 diese Frage in der Kammer zur Verhandlung gelangte, hat er offen seinen Standpunkt vertreten, und wir bedauern es nur, daß gerade diese Rede nicht in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen worden ist. Brieflich hat sich Tocqueville ein paar Wochen später mit Bezugnahme auf jene Rede folgendermaßen geäußert: „Es ist mir eine ausgemachte Sache, daß die Erziehung durch Laien (l'éducation laique) die Bürgschaft der Denkfreiheit ist. Ich glaube fest, daß die Universität der vornehmliche Herd der Studien bleiben und daß der Staat die Überwachung auch der Schule, die er nicht selbst leitet, fest halten müsse. Nur eines will ich und habe des niemals ein Hehl gehabt: ich will, daß neben der Universität sich eine wirkliche Konkurrenz gestalten könne. Ich will es, weil das der allgemeine Charakter unserer Einrichtungen ist; ich will es ferner, weil ich überzeugt bin, daß der Unterricht, wie alles auf der Welt, zu seiner Vervollkommnung, Belebung und Erneuerung des Stachels der Konkurrenz bedarf. Das ist es, was ich will, nicht mehr, nicht weniger." Unter Religionsfreiheit, die er die erste aller menschlichen Freiheiten nennt, verstand er gewiß ganz richtig Bekenntnis- und Kultusfreiheit, und das Ministerium Guizot erfuhr von ihm einen sehr heftigen Angriff, als es im Jahre 1845 einer protestantischen Sekte eben die Kultusfreiheit in Frage stellte. Nach allem dem wird wohl kein Zweifel übrig bleiben, auf welche Seite Tocqueville in Beziehung auf die kirchliche Frage zu stellen ist. Gewiß darf man ihm auch nicht etwa

einen Platz neben einem Manne wie Montalembert anweisen, zu dem er doch erst nach Wiederherstellung des Kaiserreichs nähere Beziehungen gewann. Tocqueville war es mit dem Grundsatze der bürgerlichen und noch mehr der religiösen Freiheit doch größerer Ernst als Montalembert; er war viel weniger einseitig und phantastisch als dieser, er war ein viel klarerer und ruhigerer Beobachter der menschlichen Dinge und der Geschichte, er stand der modernen Gesellschaft verständnisvoller und sympathischer gegenüber; er hat eben auch eine andere politische Schule durchgemacht. Er wird unzweifelhaft in der Geschichte des französischen Geistes eine viel sichtbarere und bleibendere Stellung einnehmen als jener.

Tocqueville gehörte in der Kammer zu der sogenannten dynastischen Opposition und saß auf der linken Seite. Damit ist sein prinzipieller politischer Standpunkt bereits angedeutet. Wenn man aber sein parlamentarisches Auftreten in den letzten acht Jahren der Juliregierung näher verfolgt, so wird man sich überzeugen, daß die Freiheit seiner Anschauung auch hier nicht fehlt, und daß er seinen Standpunkt auf eine originelle und schwungvolle Weise vertrat. Wir fügen hinzu, daß er seinen schon öfters hervorgehobenen Scharf- und Seherblick in politischen Dingen bei vielen Gelegenheiten bekundete. Er sah in den kritischen Fragen in der That unendlich tiefer und weiter als die Regierungspartei; an den bloßen äußeren Thatsachen ist er niemals hängen geblieben. Es würde uns besonders an dieser Stelle zu weit abführen, wollten wir seine Haltung gegenüber den wichtigsten Ereignissen der äußeren Politik jener Jahre, wie der orientalischen Verwickelung, den Beziehungen zu England und dergleichen nachweisen. Aber seine Äußerungen und Urteile über die inneren Zustände dürfen wir im Interesse seiner Charakteristik nicht schlechthin übergehen. Eines ist klar, er hat die Gefahren, die gegen die Ordnungen der Julimonarchie heranwuchsen, bei Zeiten erkannt und namhaft gemacht; er sprach es wiederholt aus, daß nach seiner Ansicht das verkehrte, engherzige System derselben, wie es Guizot ebenso geistvoll als verblendet vertrat, vorzugsweise dafür verantwortlich gemacht werden müsse. Er hielt die exklusive Herrschaft der Bourgeoisie für nicht minder verderblich als die contrerevolutionären Bestrebungen der Restaurationspolitik. In dieser Hinsicht sind seine beiden Reden bei Gelegenheit der Adreßdebatte vom 18. Januar 1842 und vom 27. Januar 1848 von besonderer Bedeutung. Er sprach es in der einen mit nackten Worten aus, indem er auf die allgemeine Lage des Landes dunkle Schatten fallen ließ, daß das Hauptübel nicht außerhalb, sondern innerhalb der Kammer zu suchen sei. Als das Hauptübel bezeichnete er die Abwendung der Kammermajorität, dieses fälschlich so genannte „pays

legale“ von den großen Interessen des Landes und die Hingabe an eine blinde und isolierende Selbstsucht. So sei man auf dem sichersten Wege, das Repräsentativsystem überhaupt und mit ihm die Freiheit selbst zu verderben. An dieser Gefahr trage die Regierung mit ihren großen Fehlern Schuld, da sie die Menschen bei ihren kleinen Interessen, statt bei ihren Überzeugungen fasse, und kein Mittel verschmähe, sich eine stets ergebene Majorität zu erhalten. Das habe aber zum Verderben der öffentlichen Sitte geführt und eine tief politische Demoralisation, die der Grund alles Übels sei, zur Folge gehabt. Eine Stellenjägerei, wie man sie noch nie in Frankreich erlebt, sei eingerissen; als der eigentliche Zweck einer Wahl in die Kammer werde die Erlangung eines öffentlichen Amtes betrachtet, die so leicht gemacht werde. Und fernerhin sei nicht das engherzige Wahlgesetz das Schlimmste, sondern die Art und Weise, wie es der politischen Korruption dienstbar gemacht werde, indem man das Reich in eine unendliche Anzahl von kleinen Wahldistrikten zerlege, wonach der Abgeordnete nur einen solchen kleinen Bezirk vertrete und im besten Falle für die lokalen Interessen derselben sorge und darüber die großen nationalen Aufgaben und Pflichten preisgebe. Im Verlaufe dieser Rede hat Tocqueville auch sein Urteil über die Koalition abgegeben, durch welche im Jahre 1839 das Ministerium Molé gestürzt wurde: er macht sie für die Verwirrung der öffentlichen Meinung, die zur Zeit in Frankreich herrsche, verantwortlich. Hat ja doch selbst Guizot, der sich sonst so gerne in den Mantel seiner starren Tugend hüllt, in neuester Zeit zugegeben, daß seine Beteiligung an jener parlamentarischen Intrigue nicht frei von persönlicher Leidenschaft gewesen sei. Über die Gefahr einer drohenden socialistischen Revolution hat Tocqueville sich nicht lange getäuscht. Es liegt (Bd. 9, 514) das Fragment eines Manifestes, vom Oktober 1847 stammend, vor uns, in welchem dieselbe mit klaren Worten signalisiert und zugleich die Mittel angedeutet werden, sie zu beschwören. Es ist dies die Zeit, in der die Wahlreformbewegung bereits im Gange war, welcher Louis Philipp und sein Minister einen so unbeugsamen und unverständigen Widerstand entgegensetzten; die Zeit, in der die unausbleiblichen Folgen der Herrschaft einer privilegierten Klasse, wie die damalige Bourgeoisie war, in einer Reihe von Ärgernissen und Übelständen zu Tage traten. Guizot sieht bekanntlich auch jetzt noch nicht ein, von wie engen Gesichtspunkten er sich damals hat leiten lassen; er kann sich jedoch nicht damit entschuldigen, daß er ungewarnt geblieben sei. Und kaum ist dies von irgend einer Seite her dringlicher und lauter geschehen, als es Tocqueville in seiner Rede vom 28. Januar 1848 gethan. Die politische Demoralisation sei in der bedenklichsten Weise gewachsen, die Kammer sei ihrer natürlichen Bestimmung, der Vertretung der großen und allgemeinen Interessen des Landes, mit

jedem Jahre mehr entfremdet; die Verderbnis der öffentlichen Sitten habe auch auf den Zustand der Privatmoral ungünstig zurückgewirkt. Die äußere Stellung Frankreichs, die großen regeneratorischen Prinzipien seiner glorreichen Revolution hätten unter dieser verkehrten Politik gelitten. Man glaube zwar an keine Gefahr, weil die Oberfläche ruhig sei; jedoch die Unordnung, wenn sie auch noch nicht in den Thatsachen walte, sei um so tiefer in die Geister gedrungen. Und diese seien in den unteren Schichten des Volkes zwar nicht von politischer, aber um so mehr von socialer Leidenschaft aufgeregt. Kennt man denn nicht die verwirrende Sprache, die vor und von den Massen geführt wird? Weiß man denn nicht, daß solche Grundsätze, wie sie da gepredigt und geglaubt werden, früher oder später zu den furchtbarsten Umwälzungen führen müssen? „Das ist", fügt er hinzu, „meine feste Überzeugung; ich glaube, daß wir zur Stunde auf einem Vulkan schlafen, ich bin fest davon überzeugt." An dieser erschreckenden Wendung, heißt es weiter, ist die Regierung nicht ohne Schuld. Die Macht der Regierung ist seit Jahren gesunken, das Prinzip der Freiheit hat nicht die mit Recht erwartete Richtung erfahren. Die Regierung hat sich zu ihren engherzigen Zwecken nicht immer loyaler, sehr oft depravierender und unrechtmäßiger Mittel bedient, und selbst dann, wenn ihre Absichten vielleicht gute waren, hat sie solches demoralisierendes Verfahren eingeschlagen. Der Redner wiederholt hier die Vorwürfe, die er schon in seiner berühmten Rede des Jahres 1842 in Beziehung auf die Korrumpierung des öffentlichen Geistes ausgesprochen hatte, und belegt sie mit einigen Beispielen, die gerade jetzt schweres Ärgernis erweckten. Zum Schlusse kommt er auf seine Prophezeihung einer nahen, schweren Gefahr eindringlicher zurück. „Wenn ich in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern untersuche, welches die Ursache war, die das Verderben der herrschenden Klasse herbeigeführt hat, treten mir mancherlei Wahrnehmungen entgegen. Aber glauben Sie nur, der wahre, der wirkliche Grund, durch den herrschende Gewalten ihre Macht verlieren, ist, daß sie ihrer unwürdig geworden sind. Aus diesem Grunde und aus keinem andern ist die alte Monarchie gefallen. — Fühlt Ihr nicht instinktmäßig, daß der Boden von Europa aufs neue zittert? Verspürt Ihr nicht, daß der Wind der Revolution in den Lüften weht und Ihr bleibt ruhig sitzen angesichts der öffentlichen Entsittlichung? Denn diese Entsittlichung besteht und wird Euch in kurzer, vielleicht in nächster Zeit zu neuen Revolutionen führen. Seid Ihr des kommenden Tages sicher? Wißt Ihr, was in Frankreich geschehen kann binnen eines Jahres, eines Monats, ja vielleicht im Laufe eines Tages? Ihr wißt es nicht! Aber was Ihr wissen könnt, ist, daß der Sturm am Horizonte aufgezogen ist, daß er sich gegen Euch in Bewegung gesetzt hat; wollt Ihr Euch davon überraschen lassen?"

Es entſpricht ganz der idealen und auf die letzten Gründe zurückdringenden Anſchauung Tocquevilles, daß er auf die Änderung des Syſtems des Geiſtes der Regierung das Hauptgewicht legte; die Reform des Wahlgeſetzes und der Kammer, d. h. die Ausſchließung der Beamten, erſchienen ihm allerdings gleichfalls wünſchenswert und heilſam, und ſpäter hat er dieſes Verſäumnis ſogar als den Hauptgrund des Sturzes der Juliregierung bezeichnet. Jetzt aber betonte er doch vor allem, daß dieſe Reformen allein, ohne den rechten Geiſt, dem Übel nicht gründlich abhelfen würden. Daher hat er ſich auch, ſoviel wir ſehen, an der bekannten Bewegung für die Wahlgeſetzreform, die dann im Zuſammenwirken mit der höchſt unzeitigen Hartnäckigkeit der Regierung die nächſte Veranlaſſung des Ausbruches der Februarrevolution wurde, nicht in aktiver Weiſe beteiligt, er ſcheint ſogar das Vorgehen Odilon Barrots, mit dem er übrigens in nahen Beziehungen ſtand, nicht ganz gebilligt zu haben. Wie dem aber ſei, ſeine warnenden Vorausſagungen ſind bekanntlich nur allzubald eingetroffen: die Julimonarchie, überraſcht, wie ſie war, mußte der improviſierten Republik weichen. Dieſe Kataſtrophe war nun freilich nicht, was Tocqueville gewollt, ſondern was er befürchtet hatte, und es war ein ſchlechter Troſt für ihn, ſie nur allzu treffend angekündigt zu haben. Daß die Menſchlichkeit und die Freiheit auf dieſem Wege nichts gewinnen, vielleicht vieles verlieren würden, war ihm von Anfang an unzweifelhaft. Wohl oder übel aber glaubte er auch jetzt, ſeine Dienſte dem Vaterlande nicht entziehen zu dürfen. Er trat zunächſt in die verfaſſunggebende, das Jahr darauf in die geſetzgebende Verſammlung ein. Nachdem die Republik einmal, wenn auch gegen ſeinen Wunſch und über Nacht gekommen war, erſchien es ihm doch wünſchenswert, daß ſie erhalten bleibe. Aber gerade auf dieſem Wege lag die große Gefahr, und Tocqueville hat ſie keinen Augenblick verkannt. Es war nicht ſeine Schuld, daß die neue Verfaſſung, an deren Vorbereitung er im Ausſchuſſe thätigen Anteil nahm, dieſer Gefahr in die Hände arbeitete. Er ſelbſt iſt ſeinen politiſchen Grundſätzen auch bei der weiteren Entwickelung der Dinge treu geblieben. Das Unterliegen Cavaignacs, den Sieg Louis Napoleons bei der Präſidentenwahl bedauerte er. Er hat ſich über die Bedeutung des Ereigniſſes keinen Täuſchungen hingegeben. Er war im Oktober 1848 beſtimmt geweſen, an der Konferenz in Brüſſel die Republik zu vertreten. Sowie er aber von der Wahl Louis Napoleons Kunde erhalten hatte, gab er das erhaltene Mandat zurück. Gerade in dieſer Zeit aber macht ſich die Lücke in ſeiner Korreſpondenz, von der wir weiter oben geſprochen haben, beſonders empfindlich geltend. Denn ein halbes Jahr nach jenem demonſtrativen Schritt trat er, freilich ſcheinbar wider Erwarten in be-

sonders bedeutende Verhältnisse ein. Er wurde am 2. Juni 1849 als Minister des Auswärtigen in das Ministerium Odilon Barrot berufen und er folgte dem Rufe. Er trat mit diesem Entschluß in keinen Widerspruch zu seinen Grundsätzen, denn das Ministerium war ganz im Sinne der Mehrheit der Nationalversammlung und aus lauter unzweifelhaften Anhängern der Verfassung gebildet. Es hätte ja als ein herausforderndes Unrecht, als ein Mangel an Patriotismus erscheinen müssen, das verfassungsmäßige Entgegenkommen des Präsidenten durch eine Ablehnung zurückzuweisen. Der Verlauf entsprach nun freilich nicht den optimistischen Voraussetzungen. Jene konstitutionelle Wendung Napoleons war nur ein augenblicklicher Notbehelf und auf eine Irreführung der öffentlichen Meinung berechnet gewesen. Die Haltung Tocquevilles gegenüber den brennenden äußeren Fragen war eine ganz korrekte, aber zu einem lohnenden Genuß seiner Stellung ist er nicht gelangt. Auf der einen Seite erhoben die destruktiven Parteien Schwierigkeiten, auf der anderen schuf ihm die zweideutige Haltung des Präsidenten Verlegenheiten. In Betreff der römischen Expedition, die er allerdings als eine fertige Thatsache übernahm, täuschte sich Tocqueville wohl selbst und wurde jedenfalls von den beiden anderen hier konkurrierenden Gewalten getäuscht. Die Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt war wohl nach seinem Sinn, aber er wagte zu hoffen, daß sich zugleich die Begründung einer freien Ordnung der Dinge im Kirchenstaate damit verbinden ließe. Eine solche Voraussetzung war unter den obwaltenden Umständen zumal ein offenbarer Irrtum, den Louis Napoleon trotz seines verrufenen Briefes an Edgar Ney in seinem Inneren schwerlich geteilt hat. Genug, der Präsident, welcher der Verlängerung seiner Stellung entgegenstrebte, und das Ministerium, das schützend vor der Verfassung stand, vertrugen sich nicht. So kam es zum Bruch, das Ministerium Odilon Barrot erhielt seine Entlassung und wurde am 31. Oktober 1849 durch ein gefügigeres ersetzt.

Mit dieser ministeriellen Episode schließt im Grunde Tocquevilles öffentliche Laufbahn; das Nachspiel, auf das wir gleich zu sprechen kommen werden, war zwar kurz, aber von einschneidender Natur. So kann man leider nicht sagen, daß das große staatsmännische Talent dieses Mannes seinem Vaterlande zu gute gekommen sei. Schlimm genug für die Julimonarchie, daß sie keinen anderen Gebrauch von ihm zu machen wußte, als ihn zu der Rolle einer unfruchtbaren Opposition zu verurteilen. Daß der unerschütterliche Freund der Freiheit von dem sich wiederherstellenden Bonapartismus eine Zeit lang mißbraucht werden konnte, verstand sich im Grunde von selbst. So gewöhnte sich Tocqueville, mit niederschlagendem Scharfblick die weitere Entwickelung der Dinge sich vollziehen zu sehen. In

Spätjahr 1850 begab er ſich nach Italien, um ſeine angegriffene Geſundheit wieder herzuſtellen. In Sorrent nahm er den Winter über ſeinen Aufenthalt. Die Zuſtände in Italien haben gerade keinen wohlthuenden Eindruck auf ihn gemacht. Die Vorgänge des Jahres 1848 erſchienen ihm als eine Überſtürzung, welche die nationale Bewegung zu ihrem tiefen Schaden aus den Händen der Liberalen in die Hände der Revolutionäre geliefert hätte. Noch ſtrenger aber beurteilte er die alten Regierungen, und man erwäge, was ein ſolches Urteil im Munde eines ſo unbefangenen und überlegenden Mannes bedeuten will. „Ich finde", ſchreibt er, „in dem geſammelten Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache nicht die Worte, die das Mitleid und die Verachtung hinreichend ausdrücken, welches mir dieſe erbärmlichen Regierungen Italiens einflößen, die ſich nicht einmal des Deſpotismus, dem ſie huldigen, zu bedienen wiſſen, welche die Hülfsmittel des Landes nur verwenden, um Soldaten anzuſchaffen, und ihre Soldaten, um dummer Weiſe die guten Leidenſchaften wie die ſchlimmen, die rechtmäßigen Intereſſen wie die Unordnungen, und die Civiliſation wie die Freiheit zu unterdrücken. Unterhaltend wäre, wenn die großen Unfälle der Menſchheit es jemals ſein könnten, das Vorgeben der hieſigen neapolitaniſchen Regierung, ganz beſonders ſanft und milde zu ſein, weil ſie den Menſchen nicht geradezu ans Leben geht, und ſich darauf beſchränkt, in den Staatsgefängniſſen ſechs oder ſieben Tauſend Gefangene verſchmachten zu laſſen. Ich bin geneigt, zu glauben, daß der König von Neapel von Natur gütig und ſanftmütig iſt; aber er fürchtet ſich und die ſchlimmſte aller Tyranneien iſt die der Feiglinge." In Sorrent erwachten auch Tocquevilles litterariſche Neigungen wieder, die nur durch ſeine aktive Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurückgedrängt worden waren. Schon vorher war in ihm die Abſicht entſtanden, ſeine Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849 niederzuſchreiben. Er ging aber ſchließlich doch wieder davon ab, weil er ſich ſagte, daß die Veröffentlichung ſolcher, nach ſeiner ganzen Art freimütig gehaltener Aufzeichnungen in der nächſten Zeit doch nicht wohl thunlich ſei. Wir können dieſe Unterlaſſung nur bedauern, zumal über jene verhängnisvollen Vorgänge von den Mithandelnden noch wenige geſprochen haben. Dagegen hielt er den Gedanken, der ihn ſchon ſeit längerer Zeit beſchäftigte, ein umfaſſendes Werk in Angriff zu nehmen, um ſo feſter. Es kam ihm jetzt vor, als ſei Schriftſtellerei doch ſein wahrer Beruf und ſei er jetzt reif, etwas wirklich Bedeutendes zu leiſten. „Es ſcheint mir, daß ich mehr auf dem Gebiete der Gedanken, als des Handelns vermag, und daß, wenn je etwas von mir auf dieſer Welt übrig bleibt, es mehr die Spuren meiner Schriften als meiner Thaten ſein werden. Die letzten zehn Jahre, die in mannigfacher Rück-

ſicht unfruchtbar für mich geweſen ſind, haben mir gleichwohl eine tiefere Einſicht in die menſchlichen Dinge und einen mehr praktiſchen Sinn für das Individuelle (des détails) eingebracht, ohne die Gewohnheit zu beeinträchtigen, die mein Geiſt angenommen hatte, die Angelegenheiten der Menſchen im Großen (par masses) zu betrachten. Ich halte mich daher jetzt mehr als damals, als ich die Demokratie ſchrieb, einem großen litterariſchen Gegenſtand politiſcher Natur gewachſen.“ Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob Tocqueville mehr zu der einen als zu der anderen Art von Wirkſamkeit geſchaffen war; iſt es doch erfahrungsgemäß gewiß, daß beide Arten neben einander recht gut beſtehen können, und bei den Franzoſen und Engländern wenigſtens hat ſich dieſe Kombination bewährt, wenn ſie auch aus guten Gründen bei uns Deutſchen bisher ſelten vorgekommen iſt. Genug: in dieſen Monaten hat die Idee zu dem geſchichtlichen Werke, das ſeinem Urheber neuen und weitreichenden Ruhm eingetragen hat und leider unvollendet geblieben iſt, allmählich die grundlegende Geſtalt gewonnen. Käme es darauf an, ſo ließe ſich aus Tocquevilles eigenen Äußerungen die Geneſis desſelben leicht verfolgen. Wenn Tocqueville in der oben angeführten Stelle von einem Werke politiſcher Natur ſpricht, ſo wollte er damit nicht ſagen, daß der Stoff nicht geſchichtlicher, ſondern daß er vor allem zeitgenöſſiſcher Natur ſein müſſe. Eine bloß gelehrte Arbeit war es, die er dabei von vornherein ausſchloß. Er folgte eben hiebei der praktiſchen Richtung, die ihn ſein ganzes Leben hindurch bei jeder Art von Thätigkeit geleitet hatte. „Es ſind am Ende doch nur die Angelegenheiten unſerer Zeit, die das Publikum und mich ſelbſt intereſſieren. Die Größe und Eigentümlichkeit des Schauſpiels, das die Gegenwart bietet, nimmt zu ſehr die Aufmerkſamkeit in Anſpruch, als daß man auf hiſtoriſche Seltenheiten, die mäßigen und gelehrten Geſellſchaften genügen, viel Wert beilegen könnte. Aber welch einen zeitgenöſſiſchen Stoff ſoll man wählen? Am originellſten und meiner Natur und meinen Neigungen am zuſagendſten wäre ein Geſamtbild von Betrachtungen und kurzen Überſichten über die Gegenwart, eine freimütige Beurteilung unſerer modernen Geſellſchaft und die Andeutung ihrer wahrſcheinlichen Zukunft. Aber wenn ich den Mittelpunkt eines ſolchen Stoffes ſuche, den Punkt, wo alle Ideen, die dieſer erweckt, ſich begegnen und vereinigen, ſo finde ich ihn nicht. Ich ſehe wohl die Teile eines ſolchen Werkes, aber das Ganze kann ich nicht finden; ich habe wohl die Fäden, aber der Einſchlag fehlt mir, um das Gewebe herzuſtellen. Ich muß irgendwie für meine Gedanken die feſte und zuſammenhängende Grundlage der Thatſachen gewinnen. Und das iſt nur möglich, indem ich Geſchichte ſchreibe, indem ich mich an eine Epoche anlehne, deren Erzählung mir Gelegenheit giebt, die Menſchen

und die Zustände der Zeit zu schildern, und mir erlaubt, aus all' diesen einzelnen Schilderungen ein Gemälde zu machen. Und nur das lange Drama der französischen Revolution kann mir eine solche Epoche liefern." Und zwar faßte er dabei zunächst die zehn Jahre des Kaiserreichs ins Auge; „sie sind nicht bloß groß, eigentümlich und selbst einzig, sondern auch bisher nur mit falschen oder doch gemeinen Farben dargestellt worden." Darüber war er sich bald klar, daß solch ein Werk nicht allzu lang werden, aber zugleich nicht einen erzählenden, sondern mehr geschichtsphilosophischen Charakter erhalten dürfe, der seinem Genius eben am meisten zusagt, mit so vielen Schwierigkeiten es auch verknüpft war. Das Beispiel von Montesquieus Werk über das römische Reich schwebte ihm dabei vor. Eine wesentliche Eigenschaft, setzt er hinzu, bringe er zu solch einem Unternehmen mit, die nötige Freiheit des Geistes, um ohne Leidenschaft und ohne Hartnäckigkeit über Menschen und Dinge zu reden. „Ich bin von keinen Überlieferungen, von keiner Partei abhängig, außer von der der Freiheit und der menschlichen Würde." Bekanntlich hat Tocqueville diesen ursprünglichen Plan später erweitert und die Genesis des Kaiserreichs und der Revolution in denselben aufgenommen. Es scheint uns aber klar, daß die sich vorbereitende Katastrophe der Republik und der Freiheit in Frankreich auf die Entstehung dieses Planes von entscheidendem Einfluß gewesen ist. Tocqueville hatte auch von Sorrent aus die Entwickelung der Dinge in Frankreich, die Schachzüge zwischen der Nationalversammlung und dem Präsidenten aufmerksam, aber auch mit wachsender Besorgnis verfolgt. Er täuschte sich jetzt weniger als je, daß der Widerstand vergeblich sein und daß die Nation durch ihre Haltung die Freiheit zu Falle bringen werde. Im Frühjahr 1851, als sich die Verhältnisse in Paris drohender gestalteten, kehrte er dahin zurück, um bei der bevorstehenden Entscheidung seinen Freunden und Parteigenossen nicht zu fehlen, und nahm seinen Platz in der Nationalversammlung wieder ein. Noch einmal trat eine relativ große Frage an ihn heran und forderte seine Mitwirkung: die der Verfassungsrevision. Bekanntlich handelte es sich hiebei im wesentlichen um die Abänderung des Artikels 45 in der Verfassung der Republik, kraft dessen der Präsident erst nach einer Zwischenzeit von vier Jahren wieder gewählt werden konnte. Die Revision, beziehungsweise Aufhebung jener Bestimmung wurde nun teils von der bonapartistischen Partei, teils von Männern einer ganz anderen Richtung, die auf diesem Wege einer verfassungswidrigen Wiederwahl Louis Napoleons oder einem gewaltsamen Verfassungsbruch von seiten des letzteren vorbeugen und zugleich die unvermeidliche und endgültige Entscheidung über die Zukunft des Landes vorläufig vertagen wollten. Tocqueville wurde von dem betreffenden Ausschuß, der sich in

seiner Mehrheit für die Revision ausgesprochen hatte, zum Berichterstatter ernannt. Er stand einer bitteren Alternative gegenüber. Zwanzig Jahre früher, in seinem Werke über die Demokratie in Amerika, hatte er bereits diese Frage berührt und sich gegen die Wiederwählbarkeit des abtretenden Präsidenten ausgesprochen. „Intrigue und Korruption sind die natürlichen Gebrechen einer gewählten Regierung. Aber wenn das Oberhaupt des Staates wiedergewählt werden kann, so wachsen diese Gebrechen ins Unendliche und gefährden selbst die Existenz des Landes. Wenn ein einfacher Bewerber durch Intriguen dahin gelangen will, so werden seine Manipulationen sich nur innerhalb eines begrenzten Raumes geltend machen können. Wenn aber das Staatsoberhaupt selbst als Kandidat auftritt, so verwendet es zu seinen persönlichen Zwecken die Macht der Regierung. Im ersten Fall ist es ein Privatmann mit seinen schwachen Hilfsmitteln; im zweiten ist es der Staat selbst mit seinen unermeßlichen Hilfsquellen, der intriguiert und korrumpiert." Die augenblickliche und in Wahrheit verhängnisvolle Gestalt der Dinge war aber so, daß Tocqueville seine Theorie verlassen zu müssen glaubte. Es war eine in der That tragische Lage, in die er sich versetzt sah. Er gab seinen Rat zu Gunsten der Revision, weil ihm diese das geringere Übel erschien, dem man sich nicht entziehen könne, ohne in die Gefahr entweder der Anarchie oder der Usurpation zu verfallen. Die Rede, in welcher Tocqueville diesen seinen Standpunkt empfahl, ist als solche wohl nicht die bedeutendste, die er gehalten hat, sie machte auch weder innerhalb noch außerhalb der Kammer den überzeugenden Eindruck, den er in der That beabsichtigt hatte. Es schien manchem, als glaube er selbst nicht recht das, was er empfahl, und andere wieder verargten es ihm, daß er überhaupt nicht unbedingt für das Festhalten an der Verfassung eingetreten sei. Tocqueville hat unzweifelhaft, so schwer es ihm auch wurde, aus seiner tiefsten Überzeugung gesprochen; er hat dies auch nachträglich mehrfach bestätigt und begründet. Bei ruhiger Überlegung wird man ihm auch kaum Unrecht geben können. Die ermüdete gleichgültige Haltung der Masse des französischen Volkes ließ kaum einen anderen gesetzlichen Ausweg offen. Bekanntlich hat die Nationalversammlung den Antrag auf Revision verworfen, und nach einem Zwischenraume von vier Monaten vollzog sich das Unvermeidliche. Frankreich erhielt einen unbeschränkten Herrn, den Tocqueville seit lange als die unausbleibliche Folge einer falschen Politik vorausgesagt hatte. Die Volksfreiheit ging schmählich und in rächender Vergeltung mit einem Schlage für alle Parteien zugleich unter.

Von diesem Augenblicke des Staatsstreichs an — der auch ihn in der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember vorübergehend nach Vincennes

führte — lag zwiſchen ihm und dem offiziellen Frankreich ein Abgrund. Der Schlag traf ihn um ſo ſchwerer, als er nicht zu jenen zahlreichen Thoren zählte, die da meinten, dieſe neue Gewaltherrſchaft wäre nur eine raſch vorübergehende Erſcheinung. „Er wird nichts Dauerhaftes begründen," ſchreibt er einige Wochen ſpäter, „aber er wird ſich lange Zeit behaupten." Ebenſo klar war ſich Tocqueville darüber, daß er ſich an der nächſten Geſtaltung der Dinge in Frankreich in keiner Weiſe zu beteiligen habe. „Uns bleibt nichts übrig, als uns der Politik unbedingt fernzuhalten und ein anderes Feld für die Thätigkeit unſeres Geiſtes zu ſuchen. Frankreich iſt jetzt in einer Stimmung, wo es nur Ruhe will und man ſich hüten muß, es zu ſtören, wenn man nicht übel aufgenommen ſein will. Die Nation befindet ſich jetzt in einem Zuſtand, und zwar nicht zum erſtenmale, in dem man den Machthabern dankbar ſein muß für alles Schlimme, das ſie nicht thun; denn ſie könnten ſchlechterdings alles thun, ohne daß ein Hahn danach kräht." So ſuchte er denn ſeinen Troſt und ſeine Zerſtreuung in litterariſchen Beſchäftigungen, zu denen er zurückkehrte. Er ging jetzt mit dem ganzen Ernſt, der ihm eigen war, an die Ausführung des hiſtoriſchen Werkes, zu dem er in Sorrent den grundlegenden Gedanken gefaßt hatte. Fünf Jahre vergingen über den umfaſſenden Vorſtudien und der Ausarbeitung des erſten und einzigen Teiles über „das alte Staatsweſen und die Revolution". In dieſer Zwiſchenzeit war er von peinlichen Stimmungen und Aufregungen mancher Art heimgeſucht. Die Haltung der neuen Regierung in Frankreich, die brutale Unterdrückung aller Freiheit rief ſeinen fortgeſetzten, oft verzweifelnden Unmut hervor. Die rechtloſe Beraubung der Orleans empörte ihn aufs tiefſte. Er wollte dem Kaiſerreiche nicht einmal die Gunſt der Benützung der Archive für ſeine geſchichtlichen Arbeiten verdanken. Am ſchwerſten trug er das Verhältnis, in welches die Kirche, der Klerus Frankreichs zu dem Zwingherrn trat. Hatte ja doch ſelbſt ein Mann wie Kardinal Wiſeman bereits in dem neuen Kaiſer ein auserwähltes Werkzeug der Vorſehung erkannt. Der unleugbar zu große Optimismus, mit dem Tocqueville von dieſen Faktoren von Jugend auf zu denken gewohnt war, erfuhr jetzt eine herbe, eine beſchämende Enttäuſchung. „Wirklich niedergeſchlagen fühlte ich mich," ſchreibt er, „ſeit ich ſah, wie die Religion ſich zum Mitſchuldigen deſſen, was da vorgeht, machte. Wenn gewiſſe Politiker ſich zu den Knieen oder vielmehr zu den Füßen des Herrſchers niederwerfen, ſo hat das nichts Überraſchendes oder Drückendes. Aber einen ſo ſchwarzen und ſo plötzlichen Undank gegen die Freiheit, einen ſo ſchmählichen Abfall, ſo niedrige Schmeicheleien von ſeiten der Lehrer der Moral, der Wächter der Würde und wahren menſchlichen Größe, das war zu viel: ich konnte mich nicht

faſſen.“ So kam er ſich wie verraten und verkauft vor mitten unter ſeinen Zeitgenoſſen. Das peinigende Gefühl der Vereinſamung kam über ihn. „Wir gehören einem anderen Weltalter an. Wir ſind eine Art von jenen antediluvianiſchen Tieren, die man bald in den Kabinetten der Geſchichte wird aufbewahren müſſen, um ſpäter zu wiſſen, wie die Menſchen organiſiert waren, die in dieſer Zeit die Freiheit, die Religion, die Aufrichtigkeit liebten: ganz abſonderliche Neigungen, die völlig verſchiedene Organe vorausſetzen, als ſie die Bewohner der wirklichen Welt beſitzen. Das gegenwärtige Geſchlecht ſelbſt wird vorübergehen und, ich bin feſt überzeugt, von einem anderen erſetzt werden, das uns gleicht. Aber werden wir dieſe Neubildung noch erleben? Ich bezweifle es: es wird lange Zeit brauchen, um die beklagenswerten Eindrücke zu verwiſchen, welche die letzten Jahre hinterlaſſen haben, und bis die Franzoſen zurückkommen, ich ſage nicht zu der leidenſchaftlichen Vorliebe für die Freiheit, ſondern zu dem Stolz auf ſich ſelbſt, zu der Gewohnheit frei zu ſprechen und zu ſchreiben . . . Wenn ich an die Prüfungen denke, die eine Handvoll politiſcher Abenteurer über dieſes unglückliche Land verhängt hat, wenn ich denke, daß man inmitten dieſer reichen und thätigen Geſellſchaft dahin gekommen iſt, mit einem gewiſſen Schein das Recht des Eigentums in Zweifel zu ziehen, wenn ich mich an all' das erinnere und mir vorſtelle, daß wie es ſich ja in Wahrheit auch verhält, die menſchliche Gattung in der Mehrzahl aus ſchwachen, ehrlichen und gewöhnlichen Seelen beſteht, ſo fühle ich mich verſucht, dieſe außerordentliche ſittliche Entartung, wovon wir Zeugen ſind, zu entſchuldigen und meine ganze Erbitterung und alle meine Verachtung für die Intriguanten und Thoren aufzuſparen, die unſer Land in dieſen Zuſtand äußerſter Entartung verſetzt haben.“ Ein anderes Mal ſchreibt er: „Haben Sie auf der Reiſe nie auf den Eindruck geachtet, den man erhält, wenn man am Morgen in einer fremden Stadt ankommt, wo einem alles neu und unbekannt iſt, die Menſchen, die Sprache, die Sitten? Man befindet ſich inmitten einer Menge und doch fühlt man ſich durch das Gefühl der Einſamkeit wie mitten in einem Walde bedrückt. Gerade ſo ergeht es mir oft mitten unter meinen Landsleuten und Zeitgenoſſen: ich bemerke, daß es faſt keinen Berührungspunkt mehr giebt zwiſchen ihrer Art und Weiſe zu empfinden und zu denken und der meinigen. Ich habe lebhafte Neigungen bewahrt, die ſie nicht mehr haben; ich verſpüre einen immer mehr unüberwindlichen Widerwillen gegen das, was ihnen immer mehr zu gefallen ſcheint. Nicht bloß die Zeit hat ſich verändert, ſondern das ganze Geſchlecht ſcheint ſich verwandelt zu haben. Ich finde mich als einen alten Menſchen inmitten eines neuen Volks.“ Und dieſe Empfindung ſteigerte ſich: „Die Welt verengert ſich

immer mehr für mich," ſchreibt er im September 1853, „und zählt kaum noch fünf oder ſechs Menſchen, deren Umgang mir behagt, mich beſänftigt und tröſtet." Gerade die geſchichtliche Arbeit, welcher er in dieſer Zeit ſeine ganze Kraft widmete, trug ihrer Natur nach dazu bei, dieſe Stimmung zu nähren. „Je weiter ich in dem Werke vorrücke, umſomehr ſehe ich mich in einen Strom von Gefühlen und Gedanken hineingezogen, der dem unmittelbar entgegengeſetzt läuft, der ſo viele meiner Zeitgenoſſen mit fortreißt . . . Ich betrachte die Freiheit wie immer als das erſte aller Güter, ich ſehe nach wie vor in ihr eine der fruchtbarſten Quellen menſchlicher Tugenden und großer Thaten; nichts kann mich ihr entfremden. Dagegen ſehe ich den größten Teil meiner Landsleute, und zwar den anſtändigſten unter ihnen — denn was die übrigen thun, würde mich wenig kümmern — nur daran denken, ſich ſo gut es angeht mit dem neuen Regime zu ſtellen und, was meinen Geiſt vollends verwirrt und erſchreckt, einen Geſchmack an der Knechtſchaft, als einem Beſtandteil der Tugend, finden. Ich vermöchte es nicht, zu denken und zu fühlen wie ſie, wenn ich es auch wollte: meine Natur widerſtrebt dem noch mehr als mein Wille. Ein unbezähmbarer Inſtinkt zwingt mich in dieſem Punkte zu ſein, was ich immer geweſen bin. Sie können ſich nicht vorſtellen, was es Peinliches und Grauſames für mich hat, in dieſer moraliſchen Vereinzelung zu leben, mich außerhalb der intellektuellen Gemeinſchaft mit meiner Zeit und mit meinem Lande zu wiſſen. Die Einſamkeit in einer Wüſte würde mir weniger ſchwer erſcheinen, als dieſe Art der Vereinſamung inmitten der Menſchen." Umſomehr Ruhm für Tocqueville, daß er ſich und ſeinen Grundſätzen unter ſo peinlichen Verhältniſſen treu blieb! Es gab übrigens doch auch wieder Augenblicke, die ihn aus ſeiner tiefen Trauer wieder emporriſſen. So namentlich der Krimkrieg, der ſeine volle Teilnahme in Anſpruch nahm, und den er im letzten Grunde doch nur als Franzoſe betrachtete. Allerdings, meinte er, darf man deswegen und vor der Hand ſich nicht dem Gewaltherrſcher in die Arme werfen — was vielleicht manche um des guten Vorwandes willen gerne thäten —; wenn aber die Unabhängigkeit der Nation oder die Unverſehrtheit des Gebietes in Frage käme, dann, aber allerdings nur dann, müſſe der innere Streit vor dem äußeren ſchweigen. Dann würde der Fall eintreten, von dem Thiers mit Recht ſpricht, daß die Nationalität der Freiheit vorgeht. Und bald ſchrieb er: „Ich tadle wie Sie diejenigen, die in dieſem Augenblicke die äußere Politik zum Boden für ihre Oppoſition machen. Man muß ſtets zuerſt zu ſeinem Lande und nicht zu ſeinen Parteien ſtehen, und wie ſehr ich auch Gegner der gegenwärtigen Regierung bin, ich werde gegenüber dem Auslande ſtets auf ihrer Seite

ſtehen." Den Zweck des Krieges ſelbſt anlangend, war er freilich der Meinung, daß derſelbe keinen Sinn habe, wenn er nicht mit einer bleibenden Schwächung Rußlands, des Hortes aller Unfreiheit, endige. Und Tocqueville hätte nicht Franzoſe ſein müſſen, wenn er nicht die Wiederherſtellung Polens als eines der geeignetſten Mittel zu dieſem Zwecke angeſehen hätte. Schade nur, daß gerade die franzöſiſche Politik ganz andere Abſichten bei dieſem Kriege verfolgte, als jene bleibende Schwächung Rußlands! Übrigens war Tocqueville ein viel zu ſcharfblickender Kenner des Bonapartismus, um ſich nicht zu ſagen, daß dies nicht der letzte Krieg des Kaiſerreichs ſein werde. „Das Kaiſerreich iſt der Krieg aus tauſend Gründen," ſchreibt er ſchon Anfangs 1855, „vor allem aus denen, die man nicht ausſpricht: weil in dem Augenblicke, wo in Frankreich die Freiheit vernichtet iſt, das Band zerreißt, welches die alten Monarchien trotz der Verſchiedenheit ihrer Intereſſen untereinander verband, das vierzig Jahre hindurch den Krieg unmöglich gemacht hatte, und jeder an die Stelle der Erhaltungspolitik die alte Vergrößerungspolitik ſetzt . . . Man hat geſagt, daß der Krieg aus dem Geiſte der Freiheit und der Revolution hervorgehen kann. Das iſt wahr. Aber noch ſicherer iſt, daß die, wie es ſcheint, dauerhafte Unterdrückung der Freiheit und der Revolution binnen einer gegebenen Zeit unfehlbar den Krieg zurückführen und daraus ein öfter wiederkehrendes Ereignis machen würde." Der Fall von Sebaſtopol lockte ihm folgende Betrachtung ab, die aus dieſem Munde immerhin beherzigenswert iſt: „Sie wiſſen, daß der Krieg ſtets unſere glänzendſte Seite geweſen iſt. Gliche bei uns der Bürger dem Soldaten, wir wären ſchon längſt die Herren in Europa. Dieſer Krieg war nie populär und iſt es nicht geworden; indes iſt man bereit, ſeine Laſten mit einer Entſchloſſenheit zu tragen, die ich bewundere in Anbetracht der Leiden, die er für die einzelnen im Gefolge hat, und der Not, welche infolge erhöhter Getreidepreiſe ſich geltend macht. Wenn der Krieg ſtatt in der Krim am Rheine wäre und man den Zweck begriffe, ſo glaube ich, daß man die ganze Nation auf die Beine bringen könnte, wie das ſchon früher geſchehen iſt."

Mittlerweile waren die Vorbereitungen zu ſeinem geſchichtlichen Werke ſo weit gediehen, daß der erſte Teil (l'ancien régime et la révolution) noch im Jahre 1856 erſcheinen konnte. An den nötigen Vorſtudien hatte er es ſelbſtverſtändlich nicht fehlen laſſen. Das Archiv zu Tours hatte er am gründlichſten dazu ausgebeutet. Zugleich hatte er angefangen, die deutſche Sprache zu lernen — was ihm nicht leichter als anderen Franzoſen erſchien — und hatte zu dem Zwecke einen längeren Aufenthalt in Bonn genommen, weil er bald erkannt hatte, daß für ſeine Zwecke die Kenntnis

der deutschen Litteratur und der deutschen Zustände vor und nach der Revolution unentbehrlich sei. Die Aufnahme, die das Buch fand, übertraf alle seine Erwartungen und ließ nichts zu wünschen übrig. Sie blieb nicht hinter derjenigen zurück, die seiner Zeit sein Werk über die Demokratie in Amerika gefunden hatte; sie ging so tief, sie war so allgemein wie jene. Gleichwohl gab er sich über die Bedeutung dieses Erfolges keinen Täuschungen hin; dazu kannte er seine Zeit und sein Volk zu gut. „Wir haben gänzlich aufgehört, ein litterarisches Volk zu sein, was wir zwei Jahrzehnte hindurch in eminentem Grade gewesen sind. Noch mehr, der Schwerpunkt ist vollständig verschoben. Ein Buch, wie groß auch sein Erfolg sein mag, erschüttert daher nicht den öffentlichen Geist und vermag nicht einmal, wenigstens nicht bei der Mehrzahl, die Aufmerksamkeit auf den Verfasser zu lenken. Indessen, da selbst bei den Völkern, die am wenigsten lesen, doch immer gewisse Ideen, oft sehr abstrakte Ideen im letzten Grunde die Gesellschaft lenken, so kann es immerhin einen entfernten Nutzen haben, solche in die Luft zu streuen. Übrigens sehe ich in unseren Tagen keine ehrenvollere und angenehmere Lebensaufgabe, als wahre und anständige Sachen zu schreiben, die den Namen des Autors der gebildeten Welt empfehlen und zugleich, wenn auch in beschränktem Maße, der guten Sache zu dienen vermögen." Und an Odilon Barrot schreibt er in ähnlichem Zusammenhange: „Ich überschätze den Einfluß nicht, den ein Buch zur Zeit üben kann: er ist beinahe gleich null. Das ist ein Samenkorn, das, wenn es jemals Frucht bringt, nur lange nach der Aussaat reifen kann. Die politische Klasse in Frankreich ist eine andere geworden. Jene, die heutzutage Regierungen erhebt oder stürzt, liest keine Bücher und kümmert sich wenig um das, was die denken, die sie schreiben, und vernimmt nicht einmal das schwache Gemurmel, das diese über ihrem Haupte machen. Das ist der große Unterschied zwischen der Epoche der Revolution, die 1789 begonnen und noch fortdauert, und allen übrigen. Das Volk hat bis jetzt die zweite Rolle gespielt, jetzt ist ihm die erste zugefallen und das ändert den ganzen Geist und alle Motive des Stücks. Nichtsdestoweniger ist es nützlich, solche Ideen in Umlauf zu setzen, in der Hoffnung, daß sie, wenn sie richtig sind, sich endlich in Leidenschaften und Thaten umwandeln werden; denn die Bewegungen der Massen, selbst der rohesten, nehmen in den Ideen und oftmals in sehr metaphysischen und vielfach abstrakten Ideen ihren Ursprung, wovon man sich bei aufmerksamer und nachdenkender Lektüre der Weltgeschichte leicht überzeugen kann. Ich bitte Gott, mich diese Zeit der Umwandlung noch erleben zu lassen, obwohl ich, die Wahrheit zu sagen, es nicht glaube. Inzwischen habe ich

wenigstens den Trost gewonnen, meine vollen Gedanken auszusprechen ohne irgendwelche Rücksicht auf andere und ohne jegliche Vermischung mit rein persönlichen Gesichtspunkten und Interessen. Dieser Trost war so wirksam, daß ich nicht weiß — freilich schäme ich mich, es auszusprechen — ob ich in meinem ganzen Leben eine glücklichere Zeit verlebt habe als die, in welcher ich dieses Buch geschrieben, das nicht ohne Verdienst, da es einer so edlen und freien Seele gefallen hat wie die Eurige." Was nun die Bedeutung des in Rede stehenden Werkes anlangt, so sei der Vollständigkeit halber folgendes bemerkt. Die Franzosen nehmen in der Geschichte der Historiographie bekanntlich eine hervorragende Stellung ein. Erheblich früher als wir Deutsche haben sie klassische Werke auf diesem Gebiete hervorgebracht. Daß diese Anlage der Behandlung der Revolutionsgeschichte zu gute gekommen, hätte man aber keineswegs behaupten können, gerade weil man sich von allen Seiten und Parteien her des Stoffes vielfach mit Leidenschaft bemächtigt hat. Auch das berühmte Werk von Thiers hatte, trotz mancher glänzenden Eigenschaften, das Rätsel nicht gelöst. Von verschiedenen anderen, sehr gewichtigen Bedenken zu schweigen, stand es auf einem viel zu engherzigen, ja selbstsüchtigen Standpunkt. Überdies haben die früheren Teile notorisch nicht den Wert, den die späteren haben. Da bezeichnet denn das Werk Tocquevilles einen außerordentlichen Fortschritt und man kann es nicht tief genug bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, dasselbe zu vollenden. Er brachte zu allen anderen die in diesem Falle unschätzbare Fähigkeit mit, sich über die nahezu unüberwindlichen Vorurteile seiner Nation hinwegzusetzen und selbst der modernen Selbstvergötterung entgegenzutreten. Er begriff mehr, als dies sonst selbst bei ausgezeichneten Franzosen der Fall zu sein pflegt, daß auch andere Nationen eine höhere Bestimmung haben, als ihrer eigenen zur Folie ihrer Gloire und zum Gegenstand ihrer Zerstreuung zu dienen. Hätte Tocqueville sein Werk fortsetzen können, so würde diese Eigenschaft in ihrer vollen Unschätzbarkeit erst recht deutlich geworden sein. Man weiß, das Buch zeichnet sich durch hohe Originalität aus. Die Auffassung der Vorgeschichte der Revolution hat hier in wesentlichen Gesichtspunkten eine Umgestaltung erfahren, der sich kaum noch jemand zu entziehen vermag. Tocqueville ist für seine Zwecke zu Quellen hinabgestiegen, die vor ihm noch niemals in Betracht gezogen waren. Er hat wohl einmal (Bd. 6, S. 233) den Gedanken hingeworfen, daß die Revolution nicht schlechterdings notwendig gewesen wäre, daß mit etwas Geduld und Kraftanstrengung (vertu) die bereits eingetretene Neubildung des alten Staatswesens sich hätte durchführen lassen. Nicht aus dem Übermaß des Schlimmen, sondern aus dem Fortschritt sei man in die Revolution gefallen. „Angekommen auf der Mitte der Treppe

ſpringt man zum Fenſter hinaus, um raſcher unten anzukommen.“ Dieſe Frage iſt bekanntlich ſchon oft genug erörtert worden. Doch können wir hier nicht verſchweigen, daß Tocquevilles eigene Darſtellung mit jener Anſicht doch nicht ſo recht im Einklange ſteht, die ſich überhaupt ſchwerlich halten läßt. Iſt es doch eine Thatſache, daß der Geiſt der Weltgeſchichte, wohl oder übel, der ſogenannten organiſchen Entwickelung nicht beſonders hold iſt. Von den poſitiven Ergebniſſen der Unterſuchungen Tocquevilles genügt es, die zwei bedeutendſten hervorzuheben: einmal die überzeugende Nachweiſung, daß die adminiſtrative Centraliſation Frankreichs vorrevolutionären Urſprungs iſt und mit dem Wachstum des Königtums und der Hauptſtadt aufs engſte zuſammenhängt, daß ſonach die Revolution und Napoleon ſie nicht erfunden, ſondern nur ausgebildet und zur möglichſten Vollendung geführt haben, und dann die einleuchtende Ausführung, daß Frankreich für die Reformen, die die Revolution brachte, vollſtändig vorbereitet, daß ſie in dieſer Beziehung nur vollzog, was als dringliche Forderung in den Köpfen der Franzoſen längſt Geſtalt gewonnen hatte. Daß das Buch überhaupt voll der treffendſten Analogien, der fruchtbarſten Geſichtspunkte, der ſcharfſinnigſten Beobachtungen, der tiefſten Einblicke in den Charakter der franzöſiſchen Nation und ihrer Geſchichte iſt, ſoll hier nur angedeutet werden. Und ſchon weiter oben haben wir auf den Umſtand hingewieſen, daß dasſelbe im ausgeſprochenen und fortgeſetzten Hinblick auf die neueſte Wendung der franzöſiſchen Geſchichte geſchrieben iſt, wie es ihr im Grunde, wenn nicht ſeinen Urſprung, ſo doch ſeine wirkliche Ausführung verdankt. Die leitenden Grundſätze und Anſchauungen des Verfaſſers über das Verhältnis der Demokratie zur Freiheit, der Freiheit zur Gleichheit, der Centraliſation zum Selfgovernement kehren hier immer und überall wieder. Die Methode des Buches iſt, wie man weiß, nicht die rein erzählende, ſondern mehr betrachtender, räſonnierender Natur, geſchichtsphiloſophiſch, wie ſie in Frankreich gerade nichts Neues war. Sie iſt nicht ohne Anfechtung geblieben, aber ſie iſt diejenige, die dem Geiſte Tocquevilles am meiſten zuſagte, und deren Schwierigkeiten er ſich nicht verhehlte. Sie hat aber ſicher auch ihre Berechtigung und unterſcheidet ſich von den anderen dadurch, daß ſie in Wahrheit ſtets nur von der Hand des Meiſters angewendet werden kann.

Der Erfolg des Werkes alſo war ſo außerordentlich, daß Tocqueville ſchon durch ihn allein zur Fortſetzung desſelben hätte ermuntert werden müſſen. Es war auch in der That ſeine Abſicht, die ganze Geſchichte der Revolution und des Kaiſerreichs in ähnlicher Weiſe zu behandeln. Er ging auch ſofort an die Vorarbeiten. „Was ich darſtellen will, ſind die

aufeinanderfolgenden Veränderungen in dem socialen Zustand, in den Einrichtungen, in dem Geiste und den Sitten der Franzosen während der Fortschritte der Revolution. Um das richtig zu erkennen, habe ich bisher nur ein Mittel gefunden: nämlich in gewisser Art in jedem Augenblicke mit den Zeitgenossen der Revolution zu leben, indem man nicht bloß liest, was über sie gesagt ist, oder was sie später über sich selbst gesagt haben, sondern was sie damals gesagt und, soweit dies möglich, über sich gedacht haben. Die kleinen Schriften der Zeit, die Privatkorrespondenzen u. s. w., sind zu diesem Zwecke wirksamer als die Verhandlungen der Versammlungen. Auf diesem Wege erreiche ich allerdings das Ziel, das ich mir gestellt habe, nämlich mich mitten in die Zeit hineinzuversetzen. Aber das Verfahren ist so langwierig, daß ich oft darüber verzweifle." Bekanntlich hat aber nicht dieser Umstand, sondern der schon im Jahre 1859 eingetretene Tod Tocquevilles die Ausführung verhindert. Herr von Beaumont hat aus dem litterarischen Nachlaß seines Freundes all das mitgeteilt, was sich in betreff der Fortsetzung des Werkes überhaupt Mitteilbares gefunden hat. Wirklich vollendet erscheinen nur zwei Abschnitte, die beide sich auf die Vorgänge des Sturzes des Direktoriums und der Erhebung Bonapartes beziehen. Sie verraten beide die Meisterhand ihres Urhebers. Das Unvermeidliche und das Notwendige dieser tragischen Wendung tritt dem Leser hierbei mit erschreckender Deutlichkeit entgegen. Unter den übrigen, oft ganz oder teilweise nur skizzierten Bruchstücken heben wir zunächst die Abschnitte über die Notabeln und die Parlamente hervor. Es sind teils neue Thatsachen, teils neue Gesichtspunkte, die uns hier geboten werden. Die „Notes et Pensées" (Bd. 9) erstrecken sich auch auf die Zeit des Kaiserreichs. Auf eine umfassende Charakteristik und Erörterung Napoleons war es überhaupt abgesehen. Er sprach es geradezu aus, daß, was bisher in Frankreich über diese außerordentliche Erscheinung gesagt worden sei, nicht genüge. Gewiß, er würde manchen Wahn zerstört, er würde aber ebenso gewiß Gerechtigkeit geübt haben. Wir haben schon Veranlassung genommen, zu erwähnen, daß Tocqueville zum Zwecke dieses Werkes die deutsche Sprache erlernt hat und selbst nach Deutschland gegangen ist. In den vorliegenden Bruchstücken und Notizen sind die Früchte dieser deutschen Studien zu erkennen. Es war noch kein Franzose vor ihm auf diesen Wegen gewandelt, und Thiers hat uns bewiesen, daß es nicht genug ist, bloß die deutschen Schlachtfelder zu besuchen. Wenn je ein Franzose die Fähigkeit besaß, über die strittige Frage geschichtlicher Natur zwischen Franzosen und Deutschen eine Verständigung anzubahnen, so besaß sie Tocqueville. Auffallenderweise findet sich in den berührten Skizzen und Noten keine Spur, daß er Sybels Geschichte der Revolutionszeit gekannt habe.

Es muß das wohl aus dem Umstande erklärt werden, daß Tocqueville seine deutschen Studien zunächst auf die der Revolution gleichzeitige Litteratur beschränkt hat. Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts hat er allerdings benutzt, nachdem sie ihm von einem englischen Freunde empfohlen worden war; doch scheint er derselben nur nach der stofflichen Seite hin ein Interesse abgewonnen zu haben. Um so gewisser ist ihm unser größter deutscher Geschichtsschreiber unbekannt geblieben, obwohl er einmal in mittelbare Berührung mit ihm kam.

Diese angestrengten Studien und Arbeiten haben indes Tocqueville nicht abgehalten, den Vorgängen in und außerhalb Frankreichs angespannte Aufmerksamkeit zu schenken. So nahm die indische Revolution und noch mehr der amerikanische Bürgerkrieg, wie das nicht anders sein konnte, seine Teilnahme in hohem Grade in Anspruch. Die Möglichkeit einer Secession hatte er seiner Zeit erwogen und konnte daher jetzt von dem Kriege nur insofern überrascht sein, als er an das Recht der Secession geglaubt zu haben scheint. Sein Verhältnis zu der Regierung Frankreichs und seine Beurteilung derselben blieb unverändert; gleichwohl gab er den Glauben an die Freiheit und an die Zukunft seiner Nation nicht auf. „Wir schlafen nur", schreibt er, „aber wir sind nicht tot." Daher ließ er auch den Vergleich des heutigen Frankreich mit den sinkenden Römern nicht zu. Er glaubte das Wiedererwachen des scheintoten Freiheitsgeistes unter gewissen Voraussetzungen, wenn auch in unbestimmter Zeit vorhersagen zu dürfen. Je mehr sich die absolute Gewalt festgründe, meinte er, desto sicherer werde jener Geist wieder erwachen. „Betrachten Sie den Mechanismus unserer Revolutionen; man kann ihn jetzt sehr genau beschreiben. Die Erfahrung der letzten 60 Jahre hat bewiesen, daß das Volk allein keine Revolution machen kann; so lange dieses notwendige Element der Revolutionen isoliert bleibt, ist es ohnmächtig. Es wird erst von dem Augenblicke an unwiderstehlich, wo ein Teil der gebildeten Klassen sich mit ihm verbindet, und diese nähern sich ihm erst, wenn sie keine Furcht mehr vor ihm haben. So kommt es, daß jede unserer Regierungen seit 60 Jahren gerade dann, wenn sie am stärksten geschienen hat, von der Krankheit ergriffen wurde, die für sie tödlich geendet hat. Die Restauration hat angefangen zu sterben an dem Tage, wo niemand mehr davon sprach, sie zu töten, und ähnlich die Julimonarchie. Nicht anders wird es der gegenwärtigen Regierung ergehen." Es war ihm nicht bestimmt, die weiteren Evolutionen des Neubonapartismus zu erfahren. An seinem edlen Leben nagte schon längst der Wurm eines unbesiegbaren Übels, zu dessen Heilung er im Winter 1858/59 Cannes aufsuchte. Es war zu spät. Bereits am 16. April ereilte ihn dort der Tod.

Die Teilnahme, die dieſes Ereignis in weiten Kreiſen hervorgerufen, entſprach der Bedeutung des ſeltenen Mannes. Die Trauer galt dem liebenswürdigen Menſchen, dem treuen Freunde, dem unerſchrockenen Patrioten, dem großen Schriftſteller, ſie galt vor allem auch den Ideen der Humanität und der Freiheit, denen er ſein Leben geweiht hatte und deren umgeſtürzten Altar er in ſeinem Vaterlande ſo gerne wieder aufgerichtet hätte.

Die Töchter des Hauses Wittelsbach.

(1881.)

Die siebenhundertjährige Jubelfeier der Herrschaft des Hauses Wittelsbach in Bayern, welche im vergangenen Jahr in allen Gauen des Landes unter allgemeiner Teilnahme begangen worden ist, hat der Natur der Sache nach nicht verfehlt, eine Reihe von Schriften hervorzurufen, deren Bestimmung es war, dem lebenden Geschlechte vor allem die Schicksale der Dynastie und deren geschichtliche Bedeutung in das Gedächtnis zurückzurufen. Wie löblich die Absicht und wie groß oft der Wert dieser Schriften auch war, eines und das andere haben sie doch unberührt gelassen, woran man bei dieser Gelegenheit gern erinnert worden wäre. Wir denken dabei zunächst an jene Söhne des Hauses Wittelsbach, die außerhalb der Heimat eine hervorragende Stellung errungen oder merkwürdige Schicksale erlebt haben. Es liegt auf der Hand, daß, wenn es gilt die Bedeutung einer Dynastie im ganzen Umfange zur Anschauung zu bringen, eine solche Betrachtung nicht wohl umgangen werden kann. Man denke nur an einen Fürsten wie Karl XII. von Schweden, um an einem Beispiele zu erkennen, auf was wir zielen. Gleichwohl ist es nicht dieses, was hier nachgeholt werden soll. Ein Fürstengeschlecht greift auch noch auf einem anderen Weg in die Geschichte ein, indem es nämlich seine Töchter nach den verschiedensten Seiten entsendet und diese wieder ihrerseits auf fremdem Boden die Mütter neuer Fürstenreihen werden. Von diesem Gesichtspunkt aus möchten wir einen Blick auf die wechselnden Geschlechterfolgen der Wittelsbacher werfen und die eine oder andere der Frauengestalten, die durch ihren Charakter und ihr Schicksal hervorragt, einen Augenblick festhalten. Wir zweifeln nicht, daß manches der Erinnerung werte und doch wie entschwundene Bild bei diesem Versuche wieder lebendig und in den Kreis unserer Teilnahme zurückgeführt wird. Eine Dynastie selbst wird durch einen

solchen Rückblick, der über den nächsten Kreis ihres Daseins hinausgreift, sich ihres Zusammenhangs mit dem allgemeinen erst wieder recht bewußt, sie erinnert sich alter, oft verschollener Beziehungen und erfreut sich daran. Bekanntlich hat aber in den früheren Zeiten die Politik bei der Herbeiführung von Familienverbindungen erlauchter Geschlechter die rauhe Hand oft sichtbarer im Spiel gehabt als später oder heutzutage. Aus diesen und anderen Gründen wird eine Betrachtung dieser Art auch ernste Gedanken erwecken: so manche feine Berechnung sieht man ins Gegenteil umschlagen, die frohesten Hoffnungen in bitterer Enttäuschung ersterben. Manch edles Fürstenkind wird weit hinweg an unwirtliche Stätten verschlagen und geht einem unbeneideten Dasein oder einem glänzenden Elend entgegen, andere hinwiederum erwartet warmes Glück und echter Glanz; einzelne greifen sogar wohlthätig oder verhängnisvoll in die Geschichte ein.

Überblicken wir die lange Reihe der Töchter des Wittelsbachschen Gesammthauses, wie sie seit sieben Jahrhunderten vorüberziehen, so finden wir kaum eine deutsche Dynastie, die sich nicht wiederholt mit einer derselben verbunden, und nur wenige europäische, die nicht mindestens einmal aus jenem Kreise die Herrin sich geholt hätten. Die Habsburger und Hohenzollern, die Welfen und Wettiner, die Luxemburger und Lothringer, die von Mecklenburg und Pommern, von Württemberg und Hessen, bis zu den Hohenlohe und Öttingen hin, sie alle zählen Wittelsbacherinnen unter ihren Ältermüttern. Im Mittelalter war der Kreis der Ebenbürtigkeit bekanntlich weiter gezogen und hat sich erst in unserem Jahrhundert sichtlich verengert. Das deutsche Mittelalter kannte zugleich die Konfessionsverschiedenheit nicht, die seitdem hohe Verbindungen oft erschwert, und doch ist gerade damals so manche, vielleicht in Jugend und Schönheit prangende Fürstentochter hinter stummen Klostermauern klanglos verschwunden. Unter den außerdeutschen Fürstenhöfen haben die meisten, von Frankreich und Spanien angefangen bis Polen und Siebenbürgen herunter, einmal ihre Kronen auf die Stirne von Enkeltöchtern des ersten Otto gesetzt. Man weiß, wie nahe es daran war, daß eine Tochter der kurpfälzischen Linie als herrschende Königin den englischen Thron bestieg, den sie dann wenigstens ihrem Sohn vererbte. Nur von dem Throne Dänemarks und Rußlands sind die Wittelsbacher in ihren Töchtern ausgeschlossen gewesen — eine Thatsache, zu welcher außer zufälligen Gründen die Bekenntnisfrage ohne Zweifel einen guten Teil beigetragen hat.

Treten wir nun einzelnen greifbaren Gestalten näher, so begegnet uns gleich an der Schwelle die älteste Tochter des ersten Wittelsbachischen Herzogs, mit welcher sich die Forschung auch in unserer Zeit gelegentlich

beschäftigt hat, jene Sophie, die im Jahre 1196 die zweite Gemahlin des Landgrafen Hermann I. von Thüringen geworden ist, der sich als Schutzherr der deutschen Dichter jener Tage einen besseren Namen gemacht hat als durch seine politische Haltung. Ob die Landgräfin Sophie auf die Politik ihres Gemahls irgend einen Einfluß ausgeübt hat, davon ist uns nichts überliefert, wohl aber, daß sie in dem glänzenden Kreise, der sich auf der Wartburg zu versammeln pflegte, eine tonangebende Stellung zu nehmen verstand. Sie war offenbar eine Frau von Selbstgefühl und festem Willen. Noch am Sarge ihres Gemahls wußte sie den Mönchen des Klosters Reinhardsbrunn gegenüber ihren Willen durchzusetzen. Den Idealismus ihres herrlichen Sohnes, des Landgrafen Ludwig IV., und noch mehr des ungarischen Königskindes, seiner Gemahlin Elisabeth, hat sie nicht geteilt; die Überlieferung stellt sie ohne weiteres auf die Seite der Gegner ihrer asketischen und freigebigen Schwiegertochter. Sophie hat lange genug gelebt, um zu sehen, wie das Wunder der Heiligkeit, das sich über dem Grabe Elisabeths enthüllte, die Welt mit Staunen erfüllte. Erst im Sommer 1238 ist sie gestorben und erhielt im Katharinenkloster zu Eisenach an der Seite ihres Gemahls ihre Ruhestätte. Nach ihrem Tod eilte ihr Geschlecht dem raschen Ende entgegen. Ihr ältester Sohn war ihr vorausgegangen, den Enkel Hermann II. hat ein dunkles Los hinweggerafft, ihr dritter, höchst tüchtiger Sohn, Konrad, zuletzt Hochmeister des deutschen Ordens, folgte ihr selbst zwei Jahre nachher in das Grab; Heinrich Raspe endlich, ihr Zweitgeborener, auf welchen die politische Charakterlosigkeit des Vaters übergegangen war, Kaiser Friedrichs II. Gegenkönig traurigen Angedenkens, starb 1247 kinderlos wie ruhmlos dahin. Mit ihm erlosch der Mannesstamm Ludwigs des Bärtigen und ging die Landgrafschaft samt dem Hausgut in Thüringen an den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen über, der ein Sohn der Jutta, der Tochter des Landgrafen Hermann aus seiner zweiten Ehe war, durch welche Sophie die Stammmutter der Wettiner geworden ist. Auch im nächsten Jahrhundert hat das Haus Wittelsbach noch zwei seiner Töchter an das Wettinische abgetreten. So jene Katharina, eine Tochter des Herzogs Heinrich von Niederbayern, die mit dem Markgrafen Friedrich Tuto, einem Enkel Heinrichs des Erlauchten, vermählt wurde, und weiterhin eine Tochter Kaiser Ludwigs des Bayern, Mechtilde, die der Kaiser dem Erben Friedrichs des Freidigen zur Gemahlin gab, und so den Übertritt der Wettiner auf seine Seite sicherte. Im 15. Jahrhundert endlich hat Herzog Albrecht III. von Bayern seine Tochter Elisabeth mit dem Kurfürsten von Sachsen verbunden, der 1482 sich mit seinem Bruder Albert zu jener Teilung der Wettinischen Ländermasse vereinigte, aus welcher die beiden

noch blühenden Wettinischen Hauptlinien, die Ernestiner und Albertiner, hervorgegangen, und deren einer, der Ernestiner, Stammmutter jene Elisabeth geworden ist.

Schon lange vorher aber war jene Familienverbindung des Staufischen und Wittelsbachischen Hauses geschlossen worden, die durch ihr freilich unwillkürliches tragisches Ergebnis zu allen Zeiten die allgemeine Teilnahme jedes guten Deutschen erweckt hat. Elisabeth, die Tochter des Herzogs Otto des Erlauchten, war 1246 dem Sohne des gebannten Kaisers Friedrich II., König Konrad IV., angetraut worden, zu einer Zeit also, in welcher der Stern der Staufer sich schon seinem Untergange zuneigte. Diese Verbindung bedeutete den Übertritt des bisher schwankenden Bayernfürsten auf die Seite des Kaisers; sie ist von römischer Seite zuerst mit der Bannung des Herzogs und weiterhin mit der Verhängung des Interdikts über sein Land erwidert worden. Für Elisabeth selbst entwickelten sich erst allmählich die freilich nicht gerade vorauszusehenden Folgen dieses Bundes; jedoch das bitterste, was ein Frauenherz treffen kann, sollte ihr daraus erwachsen. Ihr Gemahl, dem Meuchelmorde, den der Fanatismus gegen ihn angestiftet, kaum entronnen, zog nach des Kaisers Tode nach Italien, um dort von dem väterlichen Erbreiche Besitz zu ergreifen, wurde aber bald von dem tückischen Klima des südlichen Himmels hinweggerafft (1254). In der Abwesenheit Konrads hatte Elisabeth auf der Burg Wolfstein bei Landshut den letzten Sprossen der Staufer, Konradin, geboren; mehrere Jahre später (1258) hat sie dem Grafen Meinhard von Graz und Tirol zu neuer Ehe die Hand gereicht. Wer wüßte es nicht, als ihr herrlicher Sohn erster Ehe zu Jahren kam, rüstete er, nach Italien zu ziehen und sein sizilisches Erbreich zurückzufordern. Es ist zwar nicht gewiß, daß Elisabeth versucht hat, ihn von der gefahrvollen Unternehmung zurückzuhalten, aber kaum wird es noch eines Zeugnisses bedürfen für die Vermutung, daß der Ausgang derselben unendliches Herzeleid über sie gebracht. Statt die ersehnte Krone sich auf das Haupt zu setzen, endet der Sechzehnjährige auf dem Blutgerüst, das welsche List und Unmenschlichkeit gezimmert. Nach fünf Jahren folgt die beklagenswerte Mutter dem gemordeten Sohne, dessen Geschick uns allen, die wir nicht stumpf an nationalem Ehrgefühl geworden sind, bis zur Stunde das Blut in die Wangen jagt. Elisabeth ruht im Kloster Stams bei Innsbruck, das sich über ihren Gebeinen erhoben hat. Auch den Nachkommen aus ihrer zweiten Ehe blieb das Glück nicht hold. Der Mannesstamm starb schon mit der ersten Generation aus, und ihre Enkelin Margarethe lieferte schließlich die mütterliche Erbschaft in die Hände der Habsburger.

Auch die Zeit blieb nicht aus, in welcher die Wittelsbacher in eine nähere Verbindung mit den Hohenzollern traten. Schon eine Tochter des Herzogs Ludwig II. von Bayern, Agnes, hatte einen Markgrafen von Brandenburg aus dem askaniſchen Hauſe, Heinrich I., geheiratet. Bald darauf ſchien es, als ſollte, dank der Hauspolitik Kaiſer Ludwigs des Bayern, die Nordmark dauernd für die Wittelsbacher ſelbſt gewonnen werden. Aber dieſer Erwerb ging faſt ebenſo ſchnell — an die Luxemburger — verloren, als er gemacht worden war. Als dann die Luxemburger die halb erſchlichene Erbſchaft an die Hohenzollern abzutreten ſich veranlaßt ſahen, geſchah es, daß an der Seite des erſten Hohenzollernſchen Kurfürſten eine Wittelsbacherin in der Mark den Einzug hielt. Eliſabeth, die Tochter des Herzogs Friedrich von Bayern-Landshut, war dem Kurfürſten Friedrich I. noch als Burggrafen von Nürnberg angetraut worden. Ihr Vater war früh, 1393, dahingeſtorben. Man vermutet, daß ſie die Jahre ihrer Jugend bei ihrer Mutter, die dem Hauſe der Visconti in Mailand entſtammte, in Landshut zugebracht hat; ihre Verbindung mit dem Burggrafen ſoll König Ruprecht von der Pfalz, auch ein Wittelsbacher, angeregt haben. Zu Schongau am Lech, am 18. September 1401, iſt die Vermählung gefeiert worden. Die „ſchöne Elſe", wie man ſie in der Mark zu nennen pflegte, iſt die Stammmutter der Hohenzollern fränkiſcher Linie geworden; unter ihren Söhnen leuchtet Albrecht Achilles, Markgraf und Kurfürſt, voran. Nach allen Nachrichten war Eliſabeth eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau. Männlichen Geiſtes, wie ſie uns erſcheint, hat ſie in Franken, wie ſpäter in der nordiſchen Mark, für den abweſenden Gemahl mit ſicherer Hand das Regiment geführt, mit benachbarten Fürſten unterhandelt, ja ſogar kriegeriſche Unternehmungen geleitet, bis ihre Söhne herangewachſen waren. Beinahe vierzig Jahre hat die glückliche Ehe gedauert, nicht lange hat die Kurfürſtin den Gemahl überlebt, und endlich 1442 an ſeiner Seite in der Kloſterkirche von Heilsbronn ihre Ruheſtätte gefunden.

So manche Wittelsbacherin iſt aber durch ihr Geſchick über die Grenze des Reiches hinausgeführt worden. Während das immerhin tragiſche Schickſal der unglücklichen Jakobäa, die ſelbſt einmal für den franzöſiſchen Thron beſtimmt geweſen war, ſich in Holland vorbereitete und erfüllte, treffen wir im benachbarten Frankreich und in einer der kritiſchſten Epochen ſeiner Geſchichte zwei Töchter dieſes Hauſes, die eine auf dem Throne, die andere in der unmittelbaren Nähe desſelben. Die eine, Margarethe, Enkelin König Ludwigs IV., eine Tochter des Herzogs Albrecht I. von Straubing-Holland, wurde 1385 mit dem Herzog Johann von Burgund, dem „Unerſchrockenen", vermählt und iſt die Großmutter

Karls des Kühnen geworden; sie tritt in den Kämpfen jener Tage mehr zurück, doch hat die Verwirrung der Zeit auch sie mit in den Strudel gezogen. Ihr Gemahl war das Haupt der sogenannten burgundischen Partei, die den Orleans gegenüberstand, mit der Mutter König Karls VII., für den Jeanne d'Arc die Fahne erhob, eng verbunden, bis ihn schließlich unter den Augen des Dauphin (1419) auf der Brücke von Monterau der Mordstahl traf. Vier Jahre später ist Margarethe gestorben.

Jene Mutter König Karls VII. war die vielberufene Isabeau, Tochter des Herzogs Stephan III. von Bayern-Ingolstadt. Sie ist im Jahr 1385 mit König Karl VI. vermählt worden, fast in derselben Zeit, in welcher ihre Base dem Herzog von Burgund die Hand gereicht hat. Die Macht ihrer seltenen Schönheit, wie Froissart erzählt, eine kleine Intrigue des Vaters der Margarethe und nebenher auch politische Erwägungen haben diesen Ehebund geschlossen, der zwar reich an Nachkommen war, aber nicht zum Heile Frankreichs ausgeschlagen ist. Das Gedächtnis, das Isabeau hier hinterlassen, ist — und man muß sagen, mit Recht — kein gesegnetes, wenn man billigerweise auch nicht vergessen darf, daß nur dieser Boden und eine solche Umgebung sie zu der Unholdin machen konnten, die sie geworden ist. Aber leugnen kann man nicht: ihr sittlicher wie ihr politischer Charakter haben vollständig Schiffbruch gelitten; haben doch ihre Leidenschaften und ihr Ehrgeiz sie gegen den eigenen Sohn bewaffnet und auf die Seite der Engländer getrieben. Sie war wohl die leidenschaftlichste Frau, die das Wittelsbachische Haus überhaupt hervorgebracht hat. Schiller hat sie in seiner „Jungfrau von Orleans" bei aller poetischen Freiheit ziemlich richtig gezeichnet. Shakespeare läßt sie in „König Heinrich V." zwar auftreten, ohne jedoch mehr, als der Plan seines Stückes unbedingt erfordert, aus ihr zu machen, vielleicht auch darum, weil die Engländer sie mit anderen Augen betrachteten; gleichwohl war sie dazu angethan, den Dichter herauszufordern, mit geringen Zuthaten eine Gestalt aus ihr zu schaffen, die den gewaltigsten seiner Frauencharaktere hätte Trotz bieten können. Wie bekannt, ist Isabeaus Bruder, Herzog Ludwig der Bärtige von Bayern-Ingolstadt, durch sie tief genug in die französischen Verhältnisse verwickelt worden; seine beiden Frauen waren Französinnen, und er selbst — dank der Gunst seiner Schwester mit einer französischen Grafschaft ausgestattet — hat in ihrem Sinn in die bösen Händel jener Zeit eingegriffen. Isabeau hat ihren Gemahl um dreizehn Jahre überlebt († 1433) und wurde zu St. Denis an seiner Seite beerdigt. Die französischen Könige bis auf Heinrich III. stammen von ihr und Karl VI. ab.

Von einem so dunkeln Bilde wendet sich das Auge gern wieder auf

den deutschen Boden zurück. Hier beginnt mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts eine neue Zeit; die Zustände werden freier, reicher, aber in mancher Beziehung auch schwieriger. Das Gemälde, dessen anspruchslose Skizze wir hier zu entwerfen versuchen, verschiebt sich in einer Richtung. Die Trennung der mittelalterlichen Kircheneinheit, das siegreiche Auftreten eines oder mehrerer abweichender Bekenntnisse wirken auf das Schicksal der deutschen Fürstentöchter mit unvermeidlicher Gewalt zurück. Der Kreis ihrer Zukunft verengert und erweitert sich zu gleicher Zeit und aus gleichen Gründen. Soweit es sich um die Töchter des Wittelsbachischen Hauses handelt, ist es des Überblickes wegen ratsam, die Hauptgruppen, in welche dasselbe fortan sich scheidet, bei unserer Betrachtung auseinander zu halten.

Von Bayern-München aus sind in der in Frage stehenden Epoche Familienverbindungen in unserem Sinne vor allem mit dem Hause Habsburg und mit den Wettinischen Albertinern seit ihrem Übertritt ruhmlosen Angedenkens geschlossen worden. Wie die Ahnfrau der Hohenzollern entstammt auch die Ältermutter der Habsburger den Wittelsbachern. Seit der Mutter Kaiser Ferdinands II. ist eine gute Anzahl bayrischer Prinzessinnen von Habsburgern gefreit worden. In erster Reihe die Gemahlinnen Kaiser Leopolds I., Kaiser Josephs II., Kaiser Franz' II., Franz Josephs I. Man weiß, die beiden Häuser haben sich die längste Zeit ebenso abgestoßen als angezogen: die bewegende Kraft jener Verbindungen war, wenigstens im 17. und 18. Jahrhundert, nicht minder die Konfession als die Politik, die erstere oft noch mehr als die zweite. Die interessanteste unter diesen Fürstentöchtern, die bereits der Geschichte angehören, ist doch wohl die Mutter Kaiser Ferdinands II., deren Andenken in unserer Zeit Hurter, allerdings in seiner Weise, erneuert hat. Ihr Gemahl war ein Sohn Kaiser Ferdinands I., jener Erzherzog Karl von Steiermark, der eine Zeit lang um die jungfräuliche Königin Elisabeth von England geworben, und welchem weiterhin die schnell vorübergehende Aussicht eröffnet worden war, die Hand der Maria Stuart zu gewinnen. Der Erzherzog war nicht gerade eine bedeutende Persönlichkeit, seine Gemahlin Maria, eine Tochter des Herzogs Albrecht V. von Bayern-München, erscheint ihm nach allen Seiten hin überlegen. Von ausgeprägtem Familiensinn, voll Schwung und Kraft der Seele, lebt sie ganz im Geiste des sich erneuernden Katholizismus: sie hat mit den Grund gelegt zur Verdrängung des bereits fast allmächtig gewordenen Protestantismus aus Steiermark. Ihren Sohn Ferdinand hat sie mit Überlegung in dieser ausschließlichen Richtung erzogen und auf diesem Wege nachdrücklich in das Schicksal unseres Vaterlandes eingegriffen. Ohne Zweifel hat die Erzherzogin zufrieden auf ihr Leben zurückgeblickt, als sie dasselbe schloß. Eine ihrer

zahlreichen Töchter hat als Gemahlin König Philipps III. den spanischen Thron bestiegen, eine andere ist mit dem König Sigismund III. von Polen und Schweden, dem wenig glücklichen Nebenbuhler Gustav Adolfs, vermählt worden.

Wie verschieden doch die Schicksale der Menschen überall sind! Das nächste Jahrhundert hat wieder eine bayrische Fürstin, die Tochter des Kurfürsten Karl Albert, Maria Josepha, als zweite Gemahlin Kaiser Josephs II., am Wiener Hofe gesehen; ohne aber glücklich zu werden oder glücklich zu machen, ist sie schon zwei Jahre nach ihrer Vermählung dahingestorben (1767). Es war ihr nicht gelungen, den Zauber, den Isabella von Parma noch von jenseit des Grabes auf den jungen Fürsten übte, aus seinem Herzen zu verdrängen.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts begegnen wir wieder einer bayerischen Prinzessin am kursächsischen Hof. Es ist dies Marie Antonie; auch sie ist eine Tochter des Kurfürsten Karl Albert, der nach dem österreichischen Erbe die Hand ausgestreckt und sich eine Dornenkrone auf das Haupt gesetzt hat. Einem gebrechlichen Königsgemahl verbunden, von dem Ehrgeiz ihres Vaters erfüllt, geistvoll, hochgebildet und energisch zugleich, hat sich Marie Antonie um die Wiederherstellung des durch eine verfehlte Politik gründlich zerrütteten sächsischen Staates wohl verdient gemacht. Noch während des siebenjährigen Krieges hat sie in ausgesprochenem Gegensatze zu dem berüchtigten Grafen Brühl, an der Seite und im Namen ihres Gemahls, als Kurprinzessin wohlthätig in die Regierung eingegriffen, an den den Hubertsburger Frieden vorbereitenden Verhandlungen entscheidenden Anteil genommen, die vermittelnde Korrespondenz mit Maria Theresia geführt und weiterhin mit Friedrich dem Großen wieder ein freundliches Verhältnis angebahnt. Als Kurfürstin, seit Oktober 1763 zunächst in diesem konstruktiven Sinne fortarbeitend, ist sie schon im Dezember desselben Jahres Wittwe geworden. Es darf indes nicht verschwiegen werden, daß ihr Ehrgeiz sie zugleich, trotz naheliegender warnender Lehren, der Versuchung nicht widerstehen ließ, nach der von dem Vater ihres Gemahls so teuer erkauften polnischen Krone die Hand auszustrecken: ein Glück, daß der Tod Friedrich Christians mitten in den Anfängen dieser Bestrebungen dazwischen trat und so ihm wie ihr bittere Erfahrungen, dem sächsischen Lande aber schwere und unverantwortliche Opfer ersparte, die selbst im Falle des Gelingens unausbleiblich gewesen wären. Antoniens ältester Sohn, Friedrich August, wurde der erste König von Sachsen, und von ihrem dritten Sohne, Maximilian, stammen die heutigen Albertiner ab.

Einen Schauplatz ganz anderer Art betreten wir mit der Betrachtung

der ſogenannten mittleren pfälziſchen Kurlinie oder des Hauſes Simmern, das mit Friedrich III. (1557) beginnt und mit dem Kurfürſten Karl, Karl Ludwigs Sohn, (1685) ſchließt. Dieſelbe gehörte bekanntlich ebenſo entſchieden dem Proteſtantismus als Bayern-München dem Katholizismus an, und dies zu einer Zeit, in welcher das Bekenntnis mit der Politik im engſten und oft verhängnisvollen Zuſammenhange ſtand. Eine große Zahl durch Schickſal und Charakter ausgezeichneter Fürſtinnen ſind aus dieſem Hauſe hervorgegangen. An die Schweſter Friedrichs III., Sabine, ſei nur im Vorbeigehen erinnert; ihr Los war, mit Lamoral Grafen von Egmont, dem Schlachtopfer Philipps II. und Albas, vermählt und durch eine der reizendſten Schöpfungen Goethes — wer kennte jenes Clärchen nicht? — aus der Teilnahme unſeres Jahrhunderts verdrängt zu werden. Dagegen nehmen zwei Töchter Friedrichs, Eliſabeth und Dorothea, unſere nähere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die jüngere wurde die Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Sachſen und durch ihn die Ahnfrau aller ſpäteren Erneſtiner bis auf den heutigen Tag: die ältere, Eliſabeth, hat dem Bruder desſelben, Johann Friedrich II. dem Mittleren, die Hand gereicht und ging ſo einem tragiſchen Geſchick entgegen. Ihr Ehebund war — kein günſtiges Vorzeichen — unter der Mitwirkung Wilhelms von Grumbach zu ſtande gekommen. Ihr Gemahl, in deſſen Seele Ehrgeiz und Beſchränktheit um den Vorrang ſtritten, wollte der Rächer ſeines Vaters, des Kurfürſten Johann Friedrich des Großmütigen, werden und unterlag in einem Beginnen der kopfloſeſten Art, bei welchem ihn alle Vorausſetzungen in Stich ließen. Unter dem dämoniſchen Einfluſſe Grumbachs ſtehend, trotzte er Kaiſer und Reich, und büßte ſeine Verblendung in einer Gefangenſchaft, aus welcher ihn erſt nach 27 Jahren der Tod erlöſte. Seiner Gemahlin unermüdliche Verſuche, ihm die Freiheit von Kaiſer Maximilian II. zu erbitten, ſcheiterten an den Rückſichten, welche die Habsburgiſche Hauspolitik leider gegenüber dem herzloſen Kurfürſten Auguſt von Sachſen beobachten zu müſſen glaubte. So teilte denn Eliſabeth in rührender Treue das Schickſal ihres Gemahls und ſchloß ein Jahr vor ihm in der Haft zu Wieneriſch-Neuſtadt (1594) die müden Augen. Ihre beiden Söhne, Johann Caſimir und Johann Ernſt, für welche aus der Kataſtrophe der Eiſenacher und Koburger Kreis gerettet worden waren, haben keine Nachkommen hinterlaſſen, aber Eliſabeths Andenken hat fortgelebt und iſt in neueſter Zeit mit Recht in gebührender Weiſe erneuert worden.

Und nun naht die Zeit, in welcher ein ſchweres Verhängnis über das kurpfälziſche Haus hereinbricht, und zwar in dem Augenblicke, in welchem des Ehrgeizes vermeſſenſte Wünſche ſich hatten erfüllen ſollen. Eine

Schweſter des Kurfürſten Friedrich V. wird zwar dem Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg vermählt und ſo die Mutter des großen Kurfürſten und die Ahnfrau der ſpäteren Könige von Preußen, bis herab auf den erſten Kaiſer des wiederhergeſtellten Deutſchen Reiches. Aber ihr Bruder Friedrich ſelber, der Gemahl der ſtolzen Eliſabeth Stuart, greift nach der böhmiſchen Krone und ruft ſo das Unglück auf das pfälziſche Haus herab. Dem mächtigen Haß eines unverſöhnlichen Gegners preisgegeben, ſeiner Hauslande beraubt, irrte er, ein Geächteter und Flüchtiger, umher, das bitter ſchmeckende Brot der Verbannung eſſend. Erſt ſo manches Jahr nach ſeinem Tode richtet ſich ſein gefallenes Haus wieder aufs neue empor. Das wechſelvolle Schickſal der vielen und hochbegabten Kinder des Winterkönigs iſt bekannt; an dieſer Stelle darf nur an ſeine vier Töchter des näheren erinnert werden. Während die dritte in der Reihe als Gemahlin Sigismund Racoczys nach Siebenbürgen verſchlagen wurde und dort raſch hinwegſtarb, ſchwor die zweitgeborene, Louiſe, zum ſchweren Kummer ihrer Mutter das Bekenntnis ab, für das doch ihr Vater alles mit aufs Spiel geſetzt hatte, und wurde Äbtiſſin in Monbuſſon, ohne darum den Freuden der Welt zu entſagen, der ſie durch ihr heiteres und frivoles Gebahren Stoff genug zum Spott und zur Nachrede lieferte. Aber unſer volles Intereſſe nehmen die älteſte und die jüngſte der Schweſtern in Anſpruch. Die eine, „die philoſophiſche Prinzeſſin", die den Namen der Mutter führte, hatte in der Blüte ihrer Jugend die Hand Wladislaws IV. von Polen ausgeſchlagen, weil ſie dem Glauben ihrer Väter nicht untreu werden wollte. Einige Zeit darauf iſt ſie durch die Gunſt ihres Vetters, des Großen Kurfürſten, als Äbtiſſin an die Spitze des reformierten, reichsfreien Stiftes Herford geſtellt worden. Ihre Bedeutung liegt in der originalen Richtung ihrer geiſtigen und beſonders auch ihrer religiöſen Tendenzen. Sie war des Carteſius begeiſterte Schülerin und treue Freundin, mit dem Leydener Theologen Johannes Coccejus wie mit der Dichterin und Denkerin Anna v. Schönemann ſtand ſie in engſter Verbindung. William Penn fand bei ihr die offenſte Aufnahme und Labadie mit ſeinen Anhängern nachdrücklichen Schutz; man kann ihrer großen, freien und dabei reinen Seele die Bewunderung nicht verſagen. Mit Recht iſt in neueſter Zeit ihr Gedächtnis wiederholt aufgefriſcht worden.

Menſchlich anziehend und zugleich politiſch bedeutend, tritt uns die jüngſte der Schweſtern, Sophie, entgegen. Ihr war in ihren Nachkommen das glänzendſte Los oder doch eine große Beſtimmung vorbehalten. Urſprünglich zur Gemahlin des Königs Karl II. von England auserſehen, dann mit Herzog Georg Wilhelm von Celle verlobt, iſt ſie ſchließlich die Frau des Herzogs Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg, nachmaligen

ersten Kurfürsten von Hannover (1658), geworden. Sie war eine hochbedeutende Frau und Fürstin. Ihr naher anregender Verkehr mit Leibniz ist bekannt und oft genug geschildert worden. All die großen Ideen ihres unvergleichlichen Freundes erfüllten auch sie, so der Gedanke von der Wiedervereinigung der Konfessionen, von dem zugleich ihre eben erwähnte Schwester, die Äbtissin von Herford, in hohem Grad ergriffen war. In neuester Zeit erst sind ihre Denkwürdigkeiten veröffentlicht worden, deren Dasein zwar kein Geheimnis war, die sie aber keineswegs für die Veröffentlichung bestimmt hatte. Sie beschreibt darin in anziehender Weise ihre Jugendjahre in Holland, ihre Übersiedelung nach Heidelberg, die verschiedenen Bewerbungen um ihre Hand und ihre Heirat mit Ernst August. Weiterhin erzählt sie von ihrem Ehestand, ihren Reisen nach Frankreich, Italien, Dänemark und von den Irrungen, die im braunschweigischen Haus aus der Verbindung ihres Schwagers Georg Wilhelm mit Eleonore d'Olbreuse hervorgegangen sind, und schließt mit der Schilderung der unbehaglichen Stimmung, welcher der Entschluß, diese Aufzeichnungen niederzuschreiben, entsprungen ist. Sophie hatte einst geglaubt, daß ihr Gemahl sie liebe, konnte sich aber am Ende der Überzeugung nicht entziehen, daß dem wenigstens nicht mehr so sei. In diesem Gefühl ihrer Verlassenheit griff sie in ihrem 52. Jahre zur Feder und suchte Trost, indem sie die Bilder einer glücklicheren Vergangenheit wachrief und festhielt. Schon Leibniz hat den Stil dieser Aufzeichnungen gebührend ausgezeichnet. Er bewundert ihre Kunst, auch den gewöhnlichsten Dingen eine anregende Seite abzugewinnen, die Schärfe ihrer Beobachtungsgabe, den sprudelnden Witz und die Leichtigkeit der Darstellung. Neben den sanften Zügen des weiblichen Gemüts machen sich aber, wie der Herausgeber mit Recht hervorhebt, doch die scharfe Zunge und eine stolze, skeptische Sinnesweise geltend, die in dem Bewußtsein königlicher Abstammung und einer überlegenen Bildung wurzeln. Bekanntlich hat sich der Kurfürstin noch für den Abend ihres Lebens eine hohe außerordentliche Bestimmung eröffnet: das englische Parlament dekretierte ihr als einer Enkelin König Jakobs I. und als einer Protestantin zugleich die erbliche Nachfolge auf den Thron von England nach dem Tode der Königin Anna. Sie selber hat allerdings diese Eventualität nicht mehr erlebt, dagegen nahm nach ihrem Tode das welfische Haus in der Person ihres Sohnes Georg I. Besitz von dem englischen Thron. Aber damit waren die Ehren, die ihrer Nachkommen harrten, noch keineswegs abgeschlossen. Ihre gleichnamige hochgebildete Tochter wurde die Gemahlin des ersten Königs von Preußen und so die Ältermutter aller Nachfolger desselben. Die Königin Viktoria von England und der heutige deutsche Kaiser stammen von dieser ausgezeichneten Tochter des Wittelsbachschen Hauses ab.

Die Kurfürſtin Sophie hat ſich vor allem auch durch ein äußerſt lebhaftes Familiengefühl hervorgethan. Zu ihrem Bruder, dem Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, ſtand ſie in den engſten treueſten Beziehungen, und beſonders warm war ihr Verkehr mit der Tochter desſelben, der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans. Dieſe ſteht unter den originellen und populären Töchtern des pfälziſchen Hauſes unzweifelhaft obenan. Ihr Gedächtnis iſt ſeit Schütz durch die verſchiedenen Publikationen einzelner Teile ihrer faſt unüberſehbaren Korreſpondenz bis in die neueſte Zeit wiederholt erneuert worden; Paul Heyſe hat ſie ſogar zur Heldin eines Dramas gemacht, das in München mit Erfolg über die Bretter gegangen iſt.

Auf Grund dieſer authentiſchen Mitteilungen liegt das Weſen der Prinzeſſin klar vor uns und iſt wiederholt geſchildert worden, wie von Ludwig Häuſſer u. a. Um ſo kürzer dürfen wir uns über ſie faſſen. Das echte Pfälzerkind, die heitere „Liſelotte", wurde bekanntlich infolge einer verfehlten Spekulation ihres Vaters einem ihrer nicht würdigen Gemahl, dem Herzog Philipp von Orleans, dem jüngeren Bruder König Ludwigs XIV., vermählt — eine Ehe, der ſie von vornherein das ihr angeborene reformierte Bekenntnis zum Opfer bringen mußte. Es iſt oft genug erzählt, wie ſie durch ihre Geradheit, Derbheit und zugleich Unverdorbenheit von der ſchmutzigen franzöſiſchen Umgebung, in welche ſie ſich mitten hinein verſetzt ſah, abſtach! Obwohl ſie die Gunſt der Frau von Maintenon, nicht gewinnen konnte, ſchon weil ſie in ihrer Ehrlichkeit dies nicht wollte, hat Ludwig XIV. ſelbſt ihr ſeine aufrichtige Hochachtung nicht verſagt und, zumal nach dem Tod ihres Gemahls ſeine ſchützende Hand über ſie gehalten. Trotz alledem iſt ihr das Bitterſte nicht erſpart geblieben. So jener berüchtigte pfälziſche Krieg der Jahre 1688 und 1689, mit welchem Ludwig nach dem Tode ihres Bruders ihre Heimat auf Grund von Anſprüchen heimſuchte, die er gerade an ihre Verbindung mit dem franzöſiſchen Königshauſe knüpfte, und deſſen wohlüberlegte barbariſche Führung die Pfalz zu einer Wüſte machte und das Schloß ihrer Väter zum Teil in Trümmer legte. Ebenſowenig hat ſie es verhindern können, daß ihr Sohn, der ſpätere „Regent" von Frankreich, tief in die vergiftende Atmoſphäre des Verſailler Hofes niedertauchte und ſich zu einem Virtuoſen der Sinnlichkeit entwickelte, allerdings ohne je die Pietät gegen die Mutter zu verletzen. So zog ſie ſich am liebſten in ihre Einſamkeit zurück und ſuchte Entſchädigung und Troſt in der Erinnerung an ihre deutſche Heimat und in jener maſſenhaften Korreſpondenz, in welcher ihre prächtige, originelle und geſunde Natur ſo ganz zum Ausdruck gelangt. Bei dieſer Gelegenheit ſei auch noch das eine erwähnt: Zu Eliſabeth Charlottens Zeit lebte noch eine

andere Wittelsbachische Prinzessin der Münchener Linie am französischen Hofe als Gemahlin des Dauphin, Marie, eine Tochter des Kurfürsten Ferdinand Maria. Sie wird in den Briefen Elisabeths öfter mit Teilnahme erwähnt; die Ehre, die Schwiegertochter Ludwigs XIV. geworden zu sein, hat sie, scheint es, mit dem Glück ihres Lebens bezahlen müssen: sie ist schon in ihrem 30. Jahre dahingestorben. Die Herzogin von Orleans dagegen hat ein hohes Alter erreicht und noch den Niedergang der Macht und des Ansehens ihres stolzen Schwagers und die Regentschaft ihres Sohnes erlebt. Sie starb im Jahr 1722 und liegt in St. Denis begraben. Elisabeth Charlotte ist durch ihren Sohn nicht bloß die Stammmutter aller Orleaniden, sondern durch ihre Tochter auch die Ahnfrau des Hauses Habsburg-Lothringen geworden; der Gemahl Maria Theresias war ein Enkelsohn der pfälzischen „Liselotte".

Der Charakter der Geschichte des kurpfälzischen Hauses ändert sich übrigens mit dem Aussterben der Simmernschen Linie vollständig. Die Linie Pfalz-Neuburg, die 1585 mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm in der Rheinpfalz zur Herrschaft gelangte, bekannte sich seit dem Übertritt Wolfgang Wilhelms (1614) zum Katholizismus, und darnach regelten sich selbstverständlich alle übrigen Beziehungen der Dynastie, darunter auch die Verbindungen derselben mit anderen Fürstenhäusern. Drei Töchter Philipp Wilhelms sind, offenbar unter der Mitwirkung des angedeuteten Verhältnisses, zu hohen Ehren berufen worden. Die älteste, Eleonore, wurde vom Wiener Hofe nach langer Überlegung zur zweiten Gemahlin Kaiser Leopolds I. ausersehen, dessen erste Ehe mit Margarete von Spanien an Söhnen unfruchtbar geblieben war. Eleonore erfüllte die auf sie gesetzten Hoffnungen: die drohende Gefahr, daß der Habsburgische Mannesstamm aussterben würde, zog noch einmal vorüber. Es gingen aus dieser Ehe Kaiser Joseph I. und Karl VI. hervor, mit welchen das Gefürchtete aber doch unabänderlich sich vollzog. Die Habsburgische Dynastie erlosch, und das Haus Lothringen trat an seine Stelle. Eine andere Tochter des Kurfürsten Philipp Wilhelm, Elisabeth, führte ihr Geschick auf den portugiesischen Königsthron. Ihr Gemahl war König Pedro aus dem Hause Braganza, das seit 1640 die von Philipp II. von Spanien vergewaltigte Selbständigkeit des Königreichs wiederhergestellt hatte. Elisabeth ist die Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden. Die dritte endlich, Maria Anna, wurde 1690 die zweite Gemahlin König Karls II. von Spanien, mit dessen kinderlosem Tode im Jahr 1700 jenes lang voraus befürchtete Ereignis eintrat, welches das Gleichgewicht Europas umzustoßen drohte und eine lange dauernde Erschütterung der Ruhe desselben zur Folge hatte. Maria Anna selbst hat den Krieg lange überlebt, und fand im Jahr

1740, streng der Etikette gemäß, in einer Seitengruft der Kirche von San Lorenzo im Escorial ihre Ruhestätte, nicht im Pantheon und an der Seite ihres Gemahls, weil sie ihm keinen Erben geboren!

Die Kurlinie Pfalz-Neuburg erlosch mit dem Sohne Philipp Wilhelms (1742) und machte den Pfalzgrafen von Sulzbach Platz, die sich am Anfang des 17. Jahrhunderts von jener abgezweigt hatten. Dem ersten pfälzischen Kurfürsten aus dieser Linie, Karl Theodor, war es bekanntlich vorbehalten, nach dem Erlöschen von Bayern-München (1777) sämtliche Hauptländer der Wittelsbacher in seiner Hand zu vereinigen, um sie 22 Jahre später bei seinem Tode halb wider seinen Willen der Linie Zweibrücken-Birkenfeld zu vererben. Mit dieser Wendung beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Wittelsbacher und ihrer Länder. Auch unser Rückblick ist damit an seinem Schlußpunkt angelangt. Es hat sich seitdem vieles verändert in der Welt, so mancher Gegensatz sich ausgeglichen, so manches Vorurteil sich abgeschwächt. Auch unsere Betrachtung, wollten wir sie fortsetzen, würde dafür Zeugnis ablegen. An das eine wenigstens erinnern wir zum guten Ende gern, daß in diesem Jahrhundert, wie in den früheren, Töchter der Wittelsbacher von den Häusern der Hohenzollern und der Habsburger auf ihre Throne erbeten worden sind. Mögen Verbindungen dieser Art unter glücklichen Vorzeichen zum Heile aller auch in Zukunft wiederkehren!

König Max II. von Bayern und Leopold von Ranke*).

(1890.)

Es ist eine Publikation köstlichsten Inhalts, die uns zu nachfolgenden Betrachtungen Gelegenheit giebt. Sie bildet den Schluß der seinerzeit von Ranke selbst unternommenen Gesamtausgabe seiner Werke und wird gewiß von allen seinen Verehrern mit Dank und Freude begrüßt werden. Es sind fast durchaus Beiträge zur Biographie des großen Geschichtsschreibers. Ranke hatte sich lange Zeit mit der Abfassung von Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens getragen und sich zuletzt nur durch das Unternehmen der „Weltgeschichte" von der Ausführung jenes Gedankens abhalten lassen. Um so willkommener sind die vorliegenden Mitteilungen, die uns wenigstens einen annähernden Ersatz für das Unterlassene bieten. Die Herausgabe war zugleich in die besten Hände gelegt; Alfred Dove hatte bereits durch die Redaktion der letzten Bände der sämtlichen Werke und auch der Weltgeschichte und im besonderen auch durch seinen Artikel über Ranke in der „Allgemeinen deutschen Biographie" seinen Beruf zur gegenwärtigen Publikation erwiesen; hatte ihm doch ihr Inhalt bereits zur Herstellung jenes Artikels vorgelegen. Die mitgeteilten Stücke sind mannigfacher Art. Zunächst Anläufe, die Ranke in verschiedenen Zeiten zu einer Autobiographie genommen hat, von welchen das eine „Diktat" schon früher veröffentlicht war, dem man aber an dieser Stelle gerne wieder begegnet. Ferner Tagebuchblätter, überwiegend aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens stammend, vielartigen Inhalts, darunter der überaus wichtige Be-

*) Zur eigenen Lebensgeschichte. Von Leopold v. Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig 1890. XII und 731 S.

richt über des Geschichtsschreibers Begegnung mit Thiers im November 1870 zu Wien; weiterhin als „Nachlese" außer der Erwiderung auf Heinrich Leos Angriff (1829) eine Anzahl Denkschriften und Entwürfe, die bisher noch nicht alle bekannt geworden waren. Die Hauptmasse bilden aber die Briefe, 329 an der Zahl und zum größten Teile bisher ungedruckt. Die Mehrzahl derselben sind an Mitglieder seiner Familie gerichtet — ein ausgeprägter Familiensinn gehört ja zu den hervorragenden Charakterzügen Rankes — und unter diesen überwiegend die an seinen Bruder Heinrich, der den Rankeschen Zweig nach Bayern verpflanzt hat und (1876) als Oberkonsistorialrat in München gestorben ist. Wer dessen anmutige und lehrreiche „Jugenderinnerungen" kennt, wird sich bei der Lektüre der vorliegenden Briefe seines ältesten Bruders lebhaft an dieselben erinnert finden. Von den übrigen Briefen sollen die an seine Gemahlin, an seinen jüngsten Bruder Ernst, den Theologen, der vor einigen Jahren heimgegangen ist, an den Philosophen Heinrich Ritter, an seine ältesten und ausgezeichneten Schüler Waitz, Giesebrecht und Sybel, und endlich — zuletzt, jedoch nicht die letzten — die an seinen erlauchten Freund und Gönner, den König Max II. von Bayern, ausdrücklich hervorgehoben werden. Der Zeit ihrer Entstehung nach fallen sie in die verschiedenen Epochen, zum guten Teil aber in die erste Hälfte seines Lebens; lehrreich und gehaltvoll sind sie alle und nach den mannigfachsten Gesichtspunkten, im besondern aber für die Geschichte der innern Entwickelung des Geschichtsschreibers, und zeichnen sich zugleich durch den Umstand aus, daß sie uns ihn menschlich näher bringen und in der vollen, oft hinreißenden Liebenswürdigkeit seines Wesens erkennen lassen.

Ein Verhältnis aber, das die mitgeteilten Briefe beleuchten, soll im Nachstehenden festgehalten und des näheren ausgeführt werden, nämlich die engen Beziehungen, die sich im Laufe der Jahre zwischen dem König und dem Geschichtsschreiber gebildet und bis zum Tode des erhabenen Fürsten mit wachsender Innigkeit fortgedauert haben. Diese Beziehungen sind in der Hauptsache ja wohl bekannt, aber sie treten doch erst jetzt in vollem Umfange und in ganzer Deutlichkeit vor unsere Augen und verdienen unzweifelhaft in das Gedächtnis der Mitlebenden zurückgerufen zu werden.

Rankes Aufmerksamkeit auf Bayern ist nachdrücklich zuerst durch die Niederlassung seines bereits genannten Bruders Heinrich in Nürnberg geweckt worden, wo er (1823) in die von dem bekannten Schulmann Heinrich Dittmar geleitete Erziehungsanstalt als Lehrer eintrat. Nach der Auflösung dieser Anstalt wurde derselbe (1826) Pfarrer in Rückersdorf (Bezirksamt Hersbruck) und einige Jahre darauf Dekan in Thurnau (Be-

zirksamt Kulmbach), dem Sitze des Grafen von Giech, dem kraft des ihm zustehenden Patronatsrechtes über beide genannten Pfründen die Verfügung zustand. Noch während seines Aufenthaltes in Nürnberg hatte Heinrich sich mit Selma, der Tochter Heinrich von Schuberts, vermählt, der zur Zeit eine Professur in Erlangen bekleidete. Leopold Ranke, der damals noch als Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O. lebte, hatte der in Schuberts Heimatsdorfe Bärenwalde im Erzgebirge vollzogenen Trauung beigewohnt und bei dieser Gelegenheit Schuberts Freundschaft gewonnen. Inzwischen eröffnete sich aber Ranke, dessen erste vielversprechende historische Schrift „Geschichte der romanisch-germanischen Völker" (1. Bd.), im Jahre 1825 erschienen und ihm die Berufung als außerordentlicher Professor nach Berlin gebracht hatte, die unerwartete Aussicht, in Bayern, beziehungsweise in München, eine feste und wohl auch wünschenswerte Stellung zu erhalten. Bald nach seiner Thronbesteigung hatte König Ludwig I. die Universität von Ingolstadt nach München verlegt, und es war im Ernste die Rede davon, einen hervorragenden Historiker zu berufen. In diesem Zusammenhange wurden in erster Linie Friedrich von Raumer, der durch die ersten Teile seiner Geschichte der Hohenstaufen in der gelehrten Welt Aufsehen erregt hatte, und Ranke genannt. Der König nahm zunächst keinen Anstand daran, daß beide Genannten dem protestantischen Bekenntnisse zugehörten. Er hatte allerdings das Jahr zuvor auch Görres berufen, aber offenbar war er nicht der Meinung, daß damit dem in Rede stehenden Bedürfnisse auch schon genügt sei, denn Raumer erhielt im Verlaufe des Jahres 1827 wirklich den Ruf nach München, lehnte ihn jedoch ab. Nun hätte man denken sollen, würde die Reihe an Ranke kommen: dieses ist aber aus unbekannt gebliebenen Gründen nicht geschehen, und das ganze Projekt verschwand endgültig von der Bildfläche. Wenn aber Ranke in einem Briefe an seinen Bruder Heinrich die Meinung ausspricht, der König habe ihm Görres vorgezogen, so beruht das offenbar auf einem Mißverständnisse, denn die Frage war von vornherein nicht so gestellt; seine betreffende Äußerung verdient aber aus einem anderen Grunde mitgeteilt zu werden. Er schreibt aus Wien, wohin er in der Zwischenzeit zum Zwecke seiner archivalischen Forschungen gegangen war, im Februar 1828 folgendes: „An München denke ich nicht mehr. Daß der König mir einen Mann wie Görres vorgezogen, finde ich sogar billig und höchst vernünftig. Ein solcher Mann soll, wie mir scheint, weder im Ausland leben, noch Not leiden. Ich kann nicht fürchten, daß er phantastisch oder fanatisch werden sollte." Hierbei erscheint das Eine gewiß, daß Görres, wenn es sich um die Förderung der historischen Wissenschaft handelte, nicht Raumer und noch weniger Ranke ersetzen konnte. Inwiefern freilich die von Ranke

ausgesprochene Zuversicht sich erfüllt hat oder nicht, soll an dieser Stelle nicht weiter untersucht werden. Wie dem aber sein möge, mit München war es für Ranke für das erste vorbei, und es dauerte gerade ein volles Vierteljahrhundert, bis, freilich unter vollständig veränderten Verhältnissen, ein Ruf nach München in der lockendsten Gestalt an ihn herantrat, — worauf wir aber weiter unten noch zurückkommen werden. Mit König Ludwig I. ist er jedoch mehrere Jahre nach diesem Vorgang, wenn auch nur aus der Entfernung, noch in freundliche Berührung gekommen. Er hatte (1835), wie er schreibt auf Rat des bayerischen Gesandten in Berlin, dem König, dessen philhellenische Gesinnung er vollkommen teilte, einen Separatabdruck seines Aufsatzes über „Morea" zugeschickt. Hierauf erhielt er ein sehr gnädiges eigenhändiges Schreiben, worin ihn der König versicherte, daß er auch in seinem anderen Werke gelesen und hohen Genuß daraus geschöpft habe.

Nun tritt der Kronprinz unmittelbar auf den Plan. Von seiner Persönlichkeit und seinem edlen Streben schon in seinen jungen Tagen sind alle, die Gelegenheit hatten, ihm näher zu treten, erfüllt. Ich erinnere nur an das Urteil Schuberts, der zu seinen Lehrern zählte. „Der königliche Jüngling," schreibt er in seinen Erinnerungen, „in dessen Nähe ich jetzt öfters kommen darf, würde auch in jedem andern Stande eine Lust und Freude des Lehrers. Das ist ein lichtsuchender Geist, der bald seinen Weg über die Wolken finden wird, und welcher dabei auch äußerlich mit reichen Gaben geziert ist, welche Liebe gewinnen und festhalten." Ähnliche Urteile würden sich, wenn es dessen bedürfte, leicht mehrere anführen lassen. Sein Verhältnis zu Schelling ist bekannt; von nicht geringerer Bedeutung aber haben sich seine Beziehungen zu Ranke entwickelt. Ehe sich jedoch diese anknüpften, führte ihn die Wahl seines Vaters nach Göttingen, welche hohe Schule dieser sechsundzwanzig Jahre früher selbst besucht hatte. Hier fand der Kronprinz Gelegenheit, seine bereits sehr lebhafte Vorliebe für das Studium der Geschichte nach Wunsch zu befriedigen. Er fand hier zwei Geschichtslehrer, die in jenen Tagen mit zu den ersten ihres Faches zählten, Heeren und Dahlmann. Die Vorlesungen Heerens über das Zeitalter der Reformation machten auf den Prinzen einen um so tieferen Eindruck, je unzulänglicher der Unterricht, den er in seinen früheren Jahren über diese so wichtige Epoche erhalten hatte, gewesen war. Am engsten schloß er sich an Dahlmann an, dessen kräftige und ernste Natur ihn mächtig anzog. Dahlmann war einige Jahre vorher von Kiel nach Göttingen gekommen und stand jetzt in der Blüte seines Wirkens. Nicht bloß Geschichte, sondern auch Politik und Staatswissenschaften überhaupt bildeten den Gegenstand seiner Vorlesungen.

Welchen Eindruck er auf den jugendlichen Fürstensohn gemacht hat, geht schon daraus hervor, daß dieser sich damals im Ernste mit dem Gedanken beschäftigte, seinerzeit den verehrten Lehrer nach München in eine ihm genehme Stellung zu ziehen. Diese innigen Beziehungen haben bis zur Thronbesteigung des Kronprinzen fortbestanden, sind aber dann infolge der verschiedenartigen Auffassung der deutschen Verfassungsfrage in die Brüche gegangen.

Im Jahre 1830 begab sich der Kronprinz zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin. Und hier geschah es nun, daß das enge Verhältnis zwischen ihm und Ranke begründet wurde, das alle Wechsel der Zeiten überdauert und sich immer fruchtbarer und inniger gestaltet hat. Ranke war im Frühjahr 1831 eben von seiner Studienreise aus Italien über München nach Berlin zurückgekehrt, als ihm die Einladung zukam, dem Kronprinzen historische Vorträge zu halten, der solche auch bereits bei Raumer gehört hatte. In so nahe Berührung kam der Prinz jetzt in Berlin mit den beiden Geschichtsschreibern, die einige Jahre vorher für die Münchener Hochschule ins Auge gefaßt worden waren, und es besteht kein Zweifel, daß er bei der Wahl des einen und des andern der Zustimmung seines Vaters sicher sein durfte. Daß sich die Naturen des Kronprinzen und Rankes in besonders hohem Grade voneinander angezogen fühlten, kann uns nicht verwundern. Die geistvolle und maßvolle Art der Rankeschen Geschichtsbetrachtung mußte seinen erlauchten Schüler wie kaum eine andere fesseln und festhalten. So gewannen ihm diese Vorträge, deren es nicht gerade viele waren, „seinen Beifall und seine Gunst für das Leben". Nach des Königs Tode äußerte sich Ranke in dem Nachruf, den er ihm in der ersten darauf folgenden Sitzung der historischen Kommission widmete, mit Bezug darauf in folgender Weise: „Ich darf wohl sagen, unter allen fürstlichen Personen, denen ich näher treten konnte, ist keine gewesen, der ich durch wissenschaftliche Studien der Historie näher verbunden gewesen wäre." Und weiterhin heißt es: „In seinen Jünglingsjahren, wo ich das Glück hatte, ihm zu begegnen, machte ihm nichts größeres Vergnügen, als wenn er an der Hand eines Führers die Länder und Städte der alten Welt gleichsam durchwandern konnte. Er suchte nicht allein in den vornehmsten Sitzen des geistigen und politischen Lebens der alten Welt, in Athen und Rom, einheimisch zu werden; er liebte es, sich auch andere, wie Alexandria, Antiochia, das alte Konstantinopolis, zu vergegenwärtigen. Die Umbildung des Orients durch die Griechen war die Weltbegebenheit, die er besonders kennen zu lernen und zu verstehen trachtete."

So war denn der Bund zwischen dem Fürsten und dem Historiker fürs erste fest begründet. Scheinbar tritt nun für die nächsten zwanzig Jahre eine Art von Stillstand des Verkehrs zwischen beiden ein. Der Kronprinz besah sich die Welt, baute sein reizendes Hohenschwangau, führte die liebliche Braut aus der preußischen Hauptstadt in das geliebte Bayernland. Ranke arbeitete mit ununterbrochenem und unermüdlichem Eifer zu dieser Zeit gerade an den Geschichtswerken, die wie die „Päpste" ihm einen europäischen Ruf eintrugen, oder seiner Deutschen Geschichte in der Epoche der Reformation, mit welcher er eine Ehrenschuld an die eigene Nation abtrug. Es wird nicht bezweifelt werden dürfen, daß der Kronprinz von diesen ausgezeichneten Schöpfungen seines verehrten Lehrers mehr als oberflächliche Kenntnis nahm, obwohl unmittelbare Zeugnisse für die naheliegende Annahme nicht vorliegen. Dann kamen die Jahre der stürmischen Bewegung, die Deutschland überflutete und den Prinzen auf den Thron seiner Väter rief. Da war für den königlichen Herrn zunächst keine Zeit übrig, seiner Vorliebe für die Wissenschaft nachzugeben: schwere Fragen und Sorgen politischer Natur hielten ihn in Atem. Erst als sich der Sturm legte, kehrte er wieder zu den Neigungen seiner Jugend, und zwar mit verstärkter Kraft, zurück: und so eröffnete er jene Zeit der Pflege der Wissenschaften, die in Bayern und nahezu in Deutschland ohne Beispiel dasteht. Daß dabei die Muse der Geschichte in die vorderste Reihe zu stehen kam, ließ sich nach allem nicht anders erwarten. Im Jahre 1852 gründete der König den Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst, und Ranke war einer der ersten, der mit dieser Auszeichnung bedacht wurde, ja, der Stifter teilte ihm die geschehene Ernennung in einem eigenhändigen Schreiben mit, das dieser mit folgenden charakteristischen Zeilen erwiderte: „Ew. Königliche Majestät haben mir durch Verleihung eines Ihrer hohen Orden und die überaus gütigen Zeilen, mit denen Sie dieselbe zu begleiten geruhten, ein unschätzbares Zeichen von der fortdauernden Gnade gegeben. Ich bin sehr glücklich darüber und bringe Ew. Majestät meinen tiefgefühlten Dank dar. In Zeiten religiöser und politischer Parteiungen hat die Historie ein besonders schweres Amt. Worin besteht ihr wissenschaftlicher Beruf, als darin, sich von denselben nicht ergreifen zu lassen und doch in keinerlei Indifferenz zu verfallen; mitten in der Afterrede und Schmeichelei, welche noch die alten Zeiten verdunkeln, die Wahrheit zu suchen; nur dem Großen und Würdigen ihre Anerkennung zu widmen; die ewigen Ideen, die das geistige Leben der Menschheit bedingen, nie aus den Augen zu verlieren? Auch in der Historie soll das Heilige, wie das Sinnbild des Ordens wahr und künstlerisch schön es dar-

ſtellt, den Sieg über das Gemeine und Böſe erfechten. Ew. Majeſtät billigen in meinen unvollkommenen Leiſtungen doch das Beſtreben. Möge es Ew. Majeſtät gelingen, wovon ich wohl weiß, daß es Allerhöchſtdero Gedanken iſt, der Wiſſenſchaft, die ſich der Wahrheit widmet, in Ihren Staaten weitere Bahn zu machen." Man darf annehmen, daß der König bereits beſchloſſen hatte, in dieſer Richtung etwas Entſcheidendes zu thun. Es war klar, wenn das bisher zurückgebliebene Studium der Geſchichte in Bayern mit Erfolg belebt werden ſollte, ſo war die erſte Bedingung dafür, daß zunächſt wenigſtens ein Meiſter des Faches in der Reihe der Lehrer der erſten Hochſchule des Landes einen Platz erhielt, und daß ſo eine Schule für die Ausbildung junger Talente ins Leben gerufen wurde. Es wird nicht unpaſſend erſcheinen, gerade an dieſer Stelle die treffende Schilderung, die Ranke bei Erwähnung dieſes Vorganges von dem König entwirft, zu wiederholen, obwohl ſie erſt aus dem Jahre 1855 ſtammt. „In Genialität des Weſens und Umfang der Vorbildung ließ ſich Maximilian nicht mit Friedrich Wilhelm IV. vergleichen, aber er war ruhig, ſtill, nachdenkend und dann ſehr feſt. Alle ſeine Beſtrebungen waren auf die Erhebung Bayerns zu einer hohen Kulturſtufe gerichtet, er liebte die Wiſſenſchaft an ſich und in Beziehung auf das Land." Indem der König alſo 1853 zur Ausführung des Gedankens ſchritt, der Hiſtorie eine wohnliche Stätte in ſeinem Staate zu bereiten, verſtand es ſich ganz von ſelbſt, daß er zuerſt an die Berufung Rankes dachte. Dieſer lehnte aber ab, er war doch bereits zu ſehr mit Preußen und Berlin verwachſen und ſtand überdies ſchon in vorgeſchritteneren Jahren: war er doch im Jahre 1795 geboren. Der König hat aber darum die Abſicht, einen hervorragenden Hiſtoriker zu gewinnen, nicht aufgegeben und nicht geruht, bis ſich dieſelbe verwirklichte.

Es braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden, daß trotz jener Ablehnung die Gunſt des Königs für Ranke keine Minderung erfahren hat. Schon im Herbſte des darauffolgenden Jahres lud er den gelehrten Freund zu ſich nach Berchtesgaden ein und dieſe Einladungen haben ſich weiterhin von Zeit zu Zeit wiederholt. Der wichtigſte und fruchtbarſte dieſer Beſuche Rankes im Alpenlande war der des Jahres 1854 und hat zugleich am längſten gedauert. Die Schilderungen, die Ranke davon in den Briefen an ſeine Frau entwirft, ſind von der feſſelndſten und der anmutendſten Art. Der König hatte ihn aufs herzlichſte aufgenommen und mit der zuvorkommendſten Aufmerkſamkeit behandelt. Das Gleiche weiß Ranke von der Königin Marie zu melden. Er ſchreibt einmal: „Die Königin iſt die Einfachheit und Lieblichkeit ſelbſt; ſie wandert mit Leidenſchaft auf die Berge und dieſer Gewohnheit mag ſie die vortreffliche Geſundheit, deren ſie ſich erfreut, verdanken. Sie ſucht dem König ſeine Wünſche an

den Augen abzusehen." In hohem Grade bedeutend waren aber die Unterhaltungen zwischen dem König und dem Geschichtsschreiber. So manches, was in den folgenden Jahren seine Ausführung erlebt hat, ist in diesen Wochen eingehend besprochen worden. Das wichtigste sind aber die neunzehn Vorträge, die Ranke bei dieser Gelegenheit dem Könige auf dessen Wunsch über „den großen Gang der weltgeschichtlichen Bewegung", hauptsächlich seit dem Auftreten der Germanen und des Christentums gehalten hat*). Ranke selbst bezeichnet sie als einen Versuch, die „welthistorischen" Epochen der neueren Zeit zu bestimmen und zu charakterisieren. Sie sind ohne alle litterarischen Hülfsmittel gehalten worden, gleichsam eine Improvisation und ein großartiges Zeugnis für die Sicherheit und den Umfang, in welchem der geschichtliche Stoff dem Vortragenden gegenwärtig war. Der Wert dieser Vorträge ist bekannt, sie sind des Meisters würdig. Auf den König haben sie den nachhaltigsten Eindruck gemacht: er hat seiner Teilnahme daran wiederholt gleich nach Abhaltung der einzelnen Vorträge durch daran geknüpfte Gespräche Ausdruck gegeben. Ranke schreibt daher: „Meiner Historie habe ich mich, glaube ich, noch nie so ganz von Herzen gefreut, wie hier am Ort." Einen aufmerksameren und dankbareren Schüler hättte er freilich nicht finden können. Abgesehen von dem wertvollen Geschenk, das der König ihm nach seiner Heimkehr nach Berlin übersandte, schreibt er ihm am 1. Dezember aus Hohenschwangau: „Zugleich erneuerte Ihr Brief die Erinnerung an die schönen mit Ihnen verlebten Tage in jenen trauten Bergen, die Zeugen so mancher mir lieben, unvergeßlichen Unterredung mit Ihnen, mein verehrter Lehrer! . . . In der Stille des hiesigen Aufenthaltes beschäftige ich mich täglich und aufmerksamst mit dem Studium Ihrer trefflichen Vorträge, die nun seit Wochen in Reinschrift vor mir liegen; dasselbe zu vollenden, verlängerte ich meinen hiesigen Aufenthalt um einige Tage. . . . Diese wertvolle Arbeit muß in succum et sanguinem übergehen, so ganz zu meinem bleibenden Eigentum werden. Ich trage mich schon mit der Hoffnung, deren Verwirklichung ich von Ihrer Freundlichkeit zuversichtlich glaube erwarten zu können, einmal auch die alte Geschichte auf gleiche Weise vortragen zu hören, und zwar je eher, je lieber, vielleicht wieder in den trauten Bergen."

Dazu ist es nun freilich nicht gekommen. Dagegen war bald nach der Rückkehr Rankes nach Berlin die Korrespondenz mit dem König wieder in Fluß geraten. Eines seiner Schreiben vom 30. Dezember 1854 beschäftigt sich mit der politischen Lage, auch in Beziehung auf Bayern,

*) Sie sind als 2. Teil des 9. Bandes d[illegible]ie gedruckt.

wie sie der Krimkrieg zu gestalten im Begriffe war. In einem weiteren Schreiben vom 30. April 1855 kommt er auf diesen Gegenstand mit Worten zurück, die jedenfalls lesenswert sind, und worin er einerseits seine Abneigung gegen das Übergewicht, das Napoleon III. inzwischen gewann, Ausdruck giebt, und andrerseits den Standpunkt der preußischen Neutralität verteidigt. Offenbar hatte der König ihm gegenüber seine Befürchtung ausgesprochen, daß die wachsende Komplikation auch Bayern in Mitleidenschaft ziehen könnte. Jedoch Erörterungen dieser ernsthaften Art vermochten nicht, den Ausdruck persönlicher Gefühle zurückzudrängen. Ranke hatte die Gewohnheit, dem König zu dessen Geburts- und Namensfest seine Glückwünsche darzubringen. In dieser Beziehung ist namentlich ein Schreiben vom 10. Oktober 1855 charakteristisch, worin er an die früheren Träger seines Namens erinnert, an die Kaiser Maximilian I. und II., an Kurfürst Max I. von Bayern und Max Emanuel und Kurfürst Max Joseph III., unter welchem Bayern „die übrigen deutschen Stämme in den Künsten des Friedens einzuholen suchte. Dann" — fährt er fort — „ist der Name mit dem Anspruch an das Land auf die ältere pfalzgräfliche Linie übergegangen, die Ew. Königliche Majestät jetzt vornehmlich repräsentieren." So wünscht er ihm „den guten Ruf", welchen die rühmlichen Eigenschaften der früheren Träger dieses Namens demselben verschafft haben; die Standhaftigkeit und Mäßigung der einen, die Thatkraft und hohe Bildung der anderen: „vor allem das Glück und die Popularität Ihres erlauchten Großvaters. Von allen kann man wohl sagen, daß sie in die erste Reihe der Zeitgenossen gehört haben, die in ihre Epoche fielen. Ich bin dessen gewiß, daß dies das Urteil der Mit- und Nachwelt auch über Ew. Majestät sein wird".

In diesen Jahren kam auch ein Unternehmen zum Abschluß, das einen Lieblingsgedanken des Königs in die Reihe der Thatsachen übersetzte: die Gründung der historischen Kommission. Sie ging zunächst aus einer Verbindung der Vorliebe des Königs für die Wissenschaft der Geschichte und den von Ranke angegebenen Direktiven hervor. Die Bedeutung, welche diese Stiftung im besonderen für Bayern, dessen Hauptstadt dadurch nicht bloß vorübergehend zu einem Mittelpunkt des historischen Studiums wurde, gewonnen hat, ist bekannt, und die Anfechtungen, die sie in der ersten Zeit zu bestehen hatte, sind angesichts des rühmlichen Erfolges längst verstummt. Der König selbst hat sich durch Angriffe dieser Art niemals irre machen lassen, und im besonderen hat auch sein Verhältnis zu Ranke durch das Gelingen des Unternehmens geradezu eine Verstärkung erfahren. Im September 1859 war dieser wieder der Gast des Königs in Berchtesgaden. Mit gesteigerter Liebenswürdigkeit hatte

ihn der König empfangen. Mit begreiflicher Genugthuung berichtet Ranke an seine Frau, wie der König bei einem Ausflug in die Berge eine Alpenrose entdeckte und ihn damit beschenkte. „Ich habe sie an meinem grauen Hut befestigt und werde sie mit nach Berlin bringen." „König Max", fährt er fort, „war immer voll von Zuvorkommenheit und Güte für mich, aber niemals mehr als jetzt, ebenso zutrauensvoll als liebenswürdig." Der König war nach den Sitzungen der historischen Kommission ebenfalls nach München gekommen, Ranke hatte Gelegenheit, ihn noch einmal zu sehen und hielt ihm einen „langen Vortrag", ohne daß wir jedoch erfahren, worüber. Nach Berlin zurückgekehrt, übersandte er seinem erlauchten Gönner seine herkömmlichen Glückwünsche zu dessen Geburtstag und berührte in einem bezüglichen Schreiben mehrere interessante Gegenstände und Fragen, durch welche in erster Linie der tief greifende ernste Sinn des Königs, aber auch Rankes eigene Denkweise beleuchtet werden. Unter anderem heißt es: „In Bezug auf eine einst in einem Gespräche zu Berchtesgaden erörterte Frage, inwiefern der Historiker nach Objektivität streben müsse, war meine Meinung, daß er sich dieses Ziel um so mehr setzen muß, da persönliche Beschränktheit ihn doch hindert, es zu erreichen: das Subjektive giebt sich von selbst. Das Ideal historischer Bildung würde darin liegen, daß das Subjekt sich rein zum Organ des Objektes, nämlich der Wissenschaft selbst, machen könnte, ohne durch die natürlichen oder zufälligen Schranken des menschlichen Denkens daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen. Wenn man aber dann, wie Ew. Majestät befehlen, seine Meinung über Dinge der Gegenwart oder Zukunft äußern soll, so muß die Subjektivität noch mehr in den Vordergrund treten. Über die Frage z. B., ob die Kulturvölker wieder sinken werden, ob Europa seinem Verfall entgegengeht, kann man nur eine mehr oder minder persönlich motivierte Ansicht haben. Ich bin nicht der Meinuug, daß dem so sei. Ich sehe so viel Lebenselemente und großartig frisches Bestreben, daß ich einen Verfall einzelner Zweige des Lebens oder auch einzelner Völker für möglich halte, nicht eine Dekadenz des Ganzen oder einen Ruin desselben. Der Gegensatz selbst zwischen den konservativen und liberalen Tendenzen der Welt scheint mir mehr Leben in sich zu schließen als Gefahr . . . Bisher ist in den abendländischen Nationen die geistige Entwicklung immer fortgeschritten, selbst den größten Hindernissen und widerwärtigsten Einwirkungen zum Trotz: warum sollte das nicht noch andauern? Denn das Ziel ist bei weitem nicht erreicht, und die geistige Bahn vielleicht unendlich."

Im Sommer 1860 besuchte der König die preußische Hauptstadt und sah, wie nicht anders zu erwarten, auch seinen so hochgeschätzten gelehrten

Freund. Zwischen beiden bestand außer dem allgemeinen noch ein besonderes persönliches Verhältnis. Der König hatte seinerzeit Patenstelle bei der Tochter Rankes übernommen und hat diese Beziehung zur Familie seines Lehrers niemals vergessen. Der Herbst desselben Jahres brachte eine nicht vorausgesehene Begegnung zwischen beiden eng Verbundenen: eine Anzahl Mitglieder der historischen Kommission, Ranke an der Spitze, benutzten einen freien Sonntag zu einem Ausflug nach Oberammergau, um das Passionsspiel daselbst mitanzusehen; auch der König erschien zufällig, und als nach Vollendung der Aufführung die Historiker zu Fuß die Rückwanderung nach Oberau antraten, begegnete ihnen außerhalb des Dorfes Oberammergau der König in seinem Wagen und lud Ranke, den er sofort erkannte, ein, ihn nach Partenkirchen zu begleiten, von wo derselbe erst wieder nach München zurückkehrte. An diesen fortgesetzt innigen Verhältnissen vermochten nach wie vor Vorkommnisse, wie z. B. der Weggang Sybels, der seinerzeit auf Rankes Vorschlag nach München berufen worden war, nichts zu ändern. Als Ranke im Herbst 1861 wieder in Berchtesgaden erschien, wurden die herkömmlichen Erörterungen fortgesetzt, seine inzwischen erschienenen Schriften, darunter die englische Geschichte, besprochen, und vor allem ein Lieblingsgedanke des Königs, zu dessen Ausführung ihm freilich keine Zeit geblieben ist, die Gründung einer Akademie für deutsche Sprache und Schrift, in Überlegung genommen. Der Entwurf, den Ranke zu diesem Zweck auf Wunsch des Königs ausgearbeitet hat, liegt nun gedruckt vor. Bei Gelegenheit der Zusammenkunft im nächstfolgenden Jahre erwies der König Ranke die Aufmerksamkeit, mit ihm einen Ausflug nach Hohenschwangau zu unternehmen. „Wie hätte mich nicht", schreibt Ranke darüber, „die kleine Reise nach Hohenschwangau, die Ew. Majestät unternahmen, um mir die Schöpfung Ihrer Jugend zu zeigen, und der Anblick dieses herrlich gelungenen Werkes in tiefster Seele erquicken sollen? Es ist zugleich der Ausdruck des Mitgefühls für die deutsche Poesie, welches eine Ader im geistigen Leben Ew. Majestät bildet." Im unmittelbaren Anschluß daran berührt Ranke die Nachricht von der Verdrängung König Ottos von Griechenland aus seinem Reiche, und fällt ein strenges Urteil über die englische Politik, die er in erster Linie für diese Katastrophe verantwortlich macht. Zum Schlusse kommt er auf die Agitation, die damals Preußen wegen der Militärorganisation in Aufregung erhielt. „Möchten sich nur auch", setzt er hinzu, „in den gemein-deutschen Fragen haltbare Grundsätze darbieten. Ich bin überzeugt, Ew. Majestät würden sich solchen mit Freuden anschließen."

Zu dieser Aufregung in Preußen, an welcher bekanntlich auch das übrige Deutschland für oder wider Partei nahm, gesellte sich dann die

schleswig-holsteinische Verwicklung, welche in der vorliegenden Korrespondenz jedoch nicht mehr berührt wird und die so verhängnisvoll in das Leben des Königs eingegriffen hat. Er war nach Italien gegangen, um für seine leidende Gesundheit eine Linderung zu suchen, die hochgehende Bewegung, die über jenen Vorgängen vor allem auch Bayern und in erster Linie die Hauptstadt seines Landes erfaßt hatte, rief ihn aber zurück, und drei Monate später am 10. März 1864 ereilte ihn mitten in den eifrigsten Anstrengungen für die brennende Frage, das Schicksal der Sterblichen.

Es sei uns gestattet, aus der Tiefe der Trauer, die sein getreues Volk um den allzu früh Hingeschiedenen erfüllte, einen Blick auf seinen ihm so eng verbündeten Freund zu werfen. Es bedarf nicht vieler Worte, um den Schmerz, der die Seele desselben bei der unerwarteten Todesnachricht ergriff, anzudeuten. Wer von des Königs Vertrauten hätte durch seinen Hingang mehr verloren, als gerade er und die deutsche Wissenschaft mit ihm? Doch wir gönnen am besten ihm selbst das Wort. In einem Kondolenzschreiben an die Königin-Wittwe Marie hat er schon am Tage darauf seinen Empfindungen den treffenden Ausdruck gegeben. Man erlaube uns mit der Wiederholung seiner Worte diesen unsern Bericht zu schließen. „Ew. Königliche Majestät," heißt es, „vergeben mir, wenn ich bei dem trostlosen Ereignis, das uns traf wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, meine Gedanken auf Ew. Majestät hinwende: die holde und vertraute Gefährtin seines Lebens, die ihn glücklich machte, wie er in vertrauten Momenten, deren er mich würdigte, mir gesagt hat. Noch lebe ich in Erinnerung an Partenkirchen, wo die Bevölkerung der Umgegend seinen Namenstag mit abendlichem Festgesang begrüßte, wo Ew. Majestät mit ihm auf den Balkon heraustraten, dem ländlichen lichthellen Aufzug gegenüber; und dann an jene Wiesenufer des Staffelsees, an dem zur Feier des 18. Oktober ein Zelt mit symbolischen Farben errichtet war. Jeder freute sich der Beweise zärtlicher Freundschaft und Liebe, die zwischen Ihren Majestäten gewechselt wurden — bis Ew. Majestät mir die Hand zum Abschiede reichten und die Hoffnung auf ein ähnliches Zusammentreffen ein andermal aussprachen. Und es sollte das letzte Geburtstagsfest sein, das Ew. Majestät mit ihm feierten, sein letzter Namenstag! Ich bin glücklich, daß ich Zeuge davon war, sowie früher von dem Landleben in Berchtesgaden und von all den herrlichen Exkursionen auf die Berge und nach dem See. Da war sein Geist in vollem Schwunge: ein durchaus reiner, auf das Große und Gute gerichteter Geist, immer strebend, lebendig, bei der Sache; und mit den Besten seines Landes, mit der Förderung deutscher Wissenschaft beschäftigt. Ich hatte das Glück, ihn zu kennen, zu verehren, zu lieben; es wird eine Lücke in meinem Leben sein, ihn zu entbehren. In Wahrheit, ich wäre

unglücklich, wenn ich nicht hoffte, ihn dort wiederzusehen, wo die ewigen Anschauungen allem Zweifel ein Ende machen" *). — —

*) Damit zu vergleichen der Nachruf, welchen Ranke dem geschiedenen König in der Rede zur Eröffnung der VI. Plenarversammlung der historischen Kommission am 28. September 1864 gehalten hat (S. W. 51, 52 S. 507 ff.). — Dagegen können wir es uns nicht versagen, eine Stelle aus einem Schreiben Rankes an Giesebrecht d. d. Berlin, 28. August 1866 über die deutsche Krisis des genannten Jahres anzuführen, die für jeden Fall merkwürdig genug ist. („Zur eigenen Lebensgeschichte" S. 478.) „Wie viel hängt doch von dem Leben eines einzigen Mannes ab! Ich bin überzeugt, wäre König Maximilian im Jahre 1866 am Leben gewesen, so würde alles anders gekommen sein. Denn über den zwischen Österreich und Preußen bevorstehenden Konflikt und die alsdann von Bayern zu befolgende Politik habe ich oft mit ihm gesprochen; noch als ich im Herbst 1862 in Partenkirchen bei ihm war; noch in Hohenschwangau, wo ich damals von ihm Abschied nahm. So viel kann ich mit Bestimmtheit sagen: mit Österreich wäre er nicht gegangen: wie die Dinge im Frühjahre 1866 standen, würde er neutral geblieben sein, und sich durch keine Aufwallung eines vermeinten, doch nur lokalen Patriotismus haben davon abbringen lassen. Dann aber würden auch andere sich nicht haben fortreißen lassen. Nicht allein die Bayern, sondern die Deutschen haben in ihm einen Fürsten, wie sie ihn an dieser Stelle brauchten, verloren. Sein Häsitieren war gerade notwendig; vor dem drängenden Beust hatte er eine Art von Abscheu; nach allen Vacillationen neigte seine Seele in letzter Instanz zu Preußen, vorausgesetzt, daß er dabei in seiner Unabhängigkeit bestehen blieb."

Zur Kritik der neueſten Litteratur über den Raſtadter Geſandtenmord.

(1881.)

Das in Frage ſtehende Ereignis hat bekanntlich vom erſten Augenblicke an bis zur Stunde die Geiſter beſchäftigt. Dank dem Geheimniſſe, das fortgeſetzt darüber ſchweben blieb, und dem Umſtande, daß zugleich die politiſchen und nationalen Leidenſchaften ſich der Sache bemächtigten, hat ſich eine ziemlich beträchtliche Litteratur darüber angeſammelt. Die widerſprechendſten Vermutungen über den Zweck und die Urheberſchaft der That ſind der Reihe nach vorgetragen worden. Das öſterreichiſche Kabinett, franzöſiſche Emigranten, das Direktorium, die Engländer, die Königin Karoline von Neapel, das öſterreichiſche Hauptquartier und wen ſonſt noch alles hat man mit guten oder mit ſchlechten Gründen dafür verantwortlich gemacht. Gerade in dem letzten Jahrzehnt iſt die Unterſuchung mit erhöhtem Eifer aufgenommen worden: ich erinnere nur an die Erörterungen von Vivenot, Helfert, Sybel, Hüffer, und das unbefangene Urteil muß in der That das Zugeſtändnis machen, daß die Löſung des Rätſels durch dieſe Anſtrengungen um ein weſentliches dem Ziele näher gerückt erſcheint.

Nun aber hat die jüngſte Zeit faſt wider Erwarten eine Hypotheſe über dieſen Vorgang zu Tage gefördert, die mit der Behauptung auftritt, niemand anders als die Bonapartiſten, ja Bonaparte ſelbſt ſei der intellektuelle Urheber des Mordes, und Jean Debry, derjenige der drei franzöſiſchen Kongreßgeſandten, der bei dem Überfalle mit dem Leben davongekommen, habe ihm dabei als Werkzeug gedient und ſei der eigentliche Regiſſeur des blutigen Dramas geweſen. Das Neue an der Sache iſt nun nicht, daß Jean Debry mit dem Morde in Verbindung gebracht wird,

ſondern daß man ihn dabei als dienendes Organ Bonapartes erſcheinen läßt; und wenn ſelbſt dieſe Vermutung ſchon einmal ausgeſprochen ſein ſollte, ſo muß doch für jeden Fall zugegeben werden, daß ſie bisher nicht mit ſolcher Zuverſicht vorgetragen und noch weniger eine ſo eingehende Begründung derſelben verſucht worden iſt: und inſofern kann und darf ſie als eine neue gelten. Der Forſcher, dem dieſes in unſeren Augen zweifelhafte Verdienſt zukommt, iſt Arthur Böhtlingk, der im Jahre 1878 den erſten Teil einer Geſchichte Napoleons veröffentlicht hat, welche mit Beifall aufgenommen worden iſt. Der vor kurzem erſchienene zweite Teil behandelt die Zeit vom 13. Vendémiaire (1795) bis zum 18. Brumaire (1799) und beſchäftigt ſich daher auch mit dem Geſandtenmord. Im allgemeinen betrachtet trägt dieſer zweite Teil das Gepräge ſeines Vorgängers, doch tritt der Verfaſſer hier, wenn wir richtig ſehen, mit größerer Selbſtändigkeit auf. Hat er es doch an löblicher Mühewaltung nicht fehlen laſſen, und man wird nicht in Abrede ſtellen wollen, daß unſere Kenntnis der Geſchichte Napoleons in der behandelten Zeit durch ſeine Arbeit mannigfache Förderung erfahren hat.

Böhtlingk iſt nun, um das hervorzuheben, für ſeinen Helden nicht unbillig eingenommen, und ſo ſchlägt er die maßgebende Einwirkung desſelben auf die franzöſiſche und europäiſche Politik ſchon vor dem ägyptiſchen Unternehmen ſo hoch als möglich an: er mag auch damit vielfach im Rechte ſein. Mit dieſer Anſchauungsweiſe aber hängt nun offenbar auch der Gedanke zuſammen, in Bonaparte den intellektuellen Urheber des Geſandtenmordes zu erblicken. Böhtlingk legt offenbar ein großes Gewicht auf dieſe Hypotheſe und erörtert ſie mitten im Texte ſeiner Erzählung mit einer Zuverſicht, die nur dem Gefühl der Unwiderlegbarkeit entſprungen ſein kann. Wir befürchten aber, daß er ſich in dieſem Falle von der verführeriſchen Gewalt, die in einer ſolchen vermeinten Entdeckung liegen mag, zur Unzeit hat mit fortreißen laſſen. Wie aufmerkſam und vorurteilslos wir nun auch dieſe Erörterungen uns von allen Seiten beſehen haben, es wollte uns nicht gelingen, uns davon überzeugen zu laſſen; das ganze Beweisverfahren machte vielmehr auf uns bald genug den Eindruck des Willkürlichen und Übereilten, und es ſei uns daher im Intereſſe der Sache erlaubt, im folgenden der fraglichen Hypotheſe entgegenzutreten und unſere Zweifel an der Haltbarkeit derſelben zu entwickeln und zu begründen.

Selbſtverſtändlich handelt es ſich hier nicht um die Perſon Napoleons als ſolche, und nicht um das Unrecht, das ihm etwa durch jene Vermutung widerfährt. Dieſes Mannes Sündenregiſter iſt, was mitleidsloſen Ehrgeiz und gewiſſenloſe Gewaltthätigkeit betrifft, ſo überreich beſetzt, daß in der That

wenig mehr darauf ankommt, ob auch jene Unthat auf ſeine Rechnung geſchrieben werden muß oder nicht. Und in keiner Weiſe kann es unſere Meinung ſein, daß er eines ſolchen Frevels nicht fähig geweſen wäre; ſtehen doch notoriſch noch viel ſchlimmere Dinge in ſeinem Schuldbuch verzeichnet: ein Akt der blutigen Gewalt, wie jener Geſandtenmord war, wäre für ihn unzweifelhaft eine Kleinigkeit geweſen, wenn einer ſeiner Zwecke ihn gefordert hätte. Dem Manne, der vor einer Blut- und Gewaltthat, wie die gegen den Herzog von Enghien war, nicht zurückſchreckte, hätte unter gleicher Vorausſetzung auch dieſer Frevel, wie verſchieden auch die Verhältniſſe liegen mochten, gewiß keine Überwindung gekoſtet. Alſo nicht darauf kommt es uns an, ſondern ob jene Anklage vor der prüfenden Kritik beſtehen kann, und dies vermögen wir nicht zuzugeben. Was Jean Debry anlangt, dem die Hypotheſe Böhtlingks am ſchlimmſten mitſpielt, ſo brauchen wir kaum zu verſichern, daß wir für ſeine Perſon als ſolche nicht die mindeſte Teilnahme empfinden; wenn wir uns gleichwohl entſchließen, für ihn eine Lanze zu brechen, ſo geſchieht das weniger darum, weil ihm, wie wir feſt glauben, durch Böhtlingk Unrecht widerfährt, als deshalb, weil, wenn uns nicht alles täuſcht, jene Anklage mit den Thatſachen gar zu wenig übereinſtimmt. Und dieſe Überzeugung allein fordert in dem einen wie in dem anderen Falle unſeren Widerſpruch heraus.

Indem wir nun zur Sache ſelbſt übergehen, halten wir uns bei den älteren Meinungen über den Geſandtenmord nicht länger auf. Böhtlingk thut das auch nicht. Anders ſteht es dagegen mit den Ergebniſſen der Unterſuchungen, die ſeit etwa einem Jahrzehnt darüber zu Tage gefördert worden. Böhtlingk ſpricht zwar auch von dieſen nur im Vorübergehen und flüchtig, wir ſind aber der Anſicht, daß er damit Unrecht thut; vielmehr hätte er vor allem ſich mit dieſen auseinanderſetzen ſollen, ehe er ſeine eigene Hypotheſe vortrug, und wohl oder übel zu begründen unternahm. Denn jene Ergebniſſe ſind nicht derart, daß man ſie ſo leichthin beiſeite ſchieben dürfte. Sie ſind bekanntlich aus der Verwertung des koſtbarſten Materials in den öſterreichiſchen Archiven erſten Ranges hervorgegangen. Wir haben hierbei die ſchon erwähnten Unterſuchungen von Vivenot*), und noch mehr von Heinrich von Sybel**) und Hermann Hüffer***) im Auge. Die beiden letzteren ſtimmen ungefähr darin überein, daß ſie als den offiziellen Zweck des Überfalles vor den Thoren von Raſtadt die zunächſt vom öſterreichiſchen Hauptquartier anbefohlene Be-

*) Zur Geſchichte des Raſtadter Kongreſſes. Wien 1871.

**) Sybel, Kleine hiſtoriſche Schriften. Stuttgart 1880. II, 269 ff.

***) H. Hüffer, Der Raſtatter Congreß und die zweite Coalition. 2 Teile. Bonn 1878 und 1879.

ſchlagnahme des franzöſiſchen Geſandtſchaftsarchivs durch die Szekler Huſaren bezeichnen, daß ſie ferner erklären, der Geſandtenmord ſei von denſelben Szekler Huſaren bei Gelegenheit der Ausführung jenes Befehls verübt, aber nicht von oben her gewollt oder befohlen worden, ſondern als eine Überſchreitung des urſprünglichen Auftrages, als ein Akt militäriſcher Lynchjuſtiz und vielleicht auch als das Ergebnis eines unglücklichen Mißverſtändniſſes anzuſehen.

Wenn uns nicht alles täuſcht, ſo ſind jene Forſcher mit dieſer Annahme auf dem richtigen Wege. So wie unwiderſprechliche Zeugniſſe darthun, daß die Beſchlagnahme des Geſandtſchaftsarchivs vom öſterreichiſchen Hauptquartier aus anbefohlen worden iſt, ſo ſprechen nicht weniger glaubwürdige Nachrichten und Zeugniſſe dafür, daß dieſelben Szekler Huſaren, welchen jener Auftrag geworden, bei der Ausführung desſelben auch den Mord vollbracht haben, der ihnen ſchwerlich anbefohlen war. Wir verweiſen, um Zeit und Raum zu ſparen, zu dieſem Zwecke auf die Ausführungen der genannten Schriftſteller. Eines ſcheint uns aber gewiß: wenn ſich angeſichts dieſes nun jemand erhebt und zugiebt, daß die Beſchlagnahme des Geſandtſchaftsarchivs auf gedachten höheren Befehl geſchehen, dagegen der bei Gelegenheit der Ausführung dieſes Befehls durch dieſelben Werkzeuge verübte Mord nicht infolge der Überſchreitung des urſprünglichen Auftrages, ſondern kraft des von einer ganz anderen und entgegengeſetzten Seite her erfolgten Anſtoßes bewirkt worden ſei, ſo ſollte das nur in dem Falle geſchehen, wenn dieſe Behauptung nicht mit bloßen Vermutungen, ſondern mit beglaubigten Thatſachen und authentiſchen Zeugniſſen unterſtützt werden kann. In dieſer Richtung liegt unſerem Ermeſſen zufolge die primäre Schwäche der Böhtlingkſchen Hypotheſe. Er giebt (S. 416), wenn auch nicht gern zu, daß die Beſchlagnahme des Geſandtſchaftsarchivs „höheren Orts“ beabſichtigt war, beſtreitet auch nicht, daß Szekler Huſaren bei dem Überfalle beteiligt waren, behauptet aber zugleich, daß der Geſandtenmord, was die intellektuelle Urheberſchaft desſelben anlangt, von franzöſiſcher Seite, genauer ausgedrückt von den Bonapartiſten, ja von Bonaparte ſelbſt veranlaßt worden ſei, und daß Jean Debry alles übrige beſorgt habe. Seite 416, wo der Verfaſſer die Schlüſſe ſeiner Prämiſſen zieht, leſen wir: „. . . ſo viel dürfte . . . jeder Vorurteilsfreie einräumen, daß der derzeitige Stand der Forſchung es als höchſt wahrſcheinlich erſcheinen läßt, daß der Raſtadter Geſandtenmord nur ein Schachzug geweſen iſt in dem Plane Bonapartes, ſich mit Hülfe eines zweiten europäiſchen Krieges des Scepters in Frankreich zu bemächtigen.“ Und S. 412 heißt es: „Bonaparte kann die verruchte That ſehr wohl perſönlich angeordnet haben, ſei es vor dem Aufbruche nach

Ägypten, ſei es während ſeines Aufenthaltes daſelbſt, indem er ſeinen zurückgebliebenen Helfershelfern aufgab, das vorauszuſehende Vorrücken der Öſterreicher bis nach Raſtadt dazu zu benutzen, um die franzöſiſche Nation in ihrer Geſandtſchaft zu beleidigen und herauszufordern." Mit anderen Worten, Bonaparte hat, wenn Böhtlingk Recht behält, entweder vor der Abreiſe nach Ägypten oder von dort aus die Ermordung der Kongreßgeſandten unter den Auſpicien von Jean Debry angeordnet, um im Intereſſe ſeiner ehrgeizigen Pläne dadurch einen neuen kriegeriſchen Konflikt zwiſchen Öſterreich und Frankreich hervorzurufen.

Dieſen Sätzen gegenüber müſſen wir vor allem dagegen Einſpruch erheben, daß Böhtlingk bei der letzten Formulierung ſeiner Hypotheſe ſie als ein Ergebnis des „derzeitigen Standes der Forſchung" darbietet: der derzeitige Stand der Forſchung in dieſer Frage ſagt, wie wir gehört haben, etwas ganz anderes, und wir halten es für ein Mißverſtändnis von Böhtlingks Seite, wenn er den „derzeitigen Stand der Forſchung" mit ſeiner Hypotheſe verwechſelt. Davon abgeſehen, geben wir von Herzen gern zu, daß Bonaparte ſich von Anfang darüber klar war, daß nur eine fortgeſetzte Kriegspolitik ihn an das Ziel ſeiner kühnſten Wünſche führen könne, und nicht minder bereitwillig räumen wir ein, daß er vor ſeiner Abreiſe nach Ägypten, ſoviel an ihm lag, den Verhältniſſen, die er verließ, die Geſtalt zu geben befliſſen war, die einen Konflikt zunächſt zwiſchen Öſterreich und Frankreich herbeiführen konnte oder mußte. Aber allen übrigen betreffenden Aufſtellungen Böhtlingks können wir nur den aufrichtigſten Widerſpruch entgegenſetzen. Da nun der Verfaſſer S. 413 ſelber ſagt: „Dieſe ganze Vorausſetzung einer franzöſiſchen, näher bonapartiſtiſchen Urheberſchaft ſteht und fällt freilich mit der Annahme, daß durch den Überfall die Ermordung von Bonnier und Roberjot bezweckt wurde, und daß Jean Debry nicht nur entkam, ſondern die geringen Wunden, die er aufzuweiſen hatte, ſich ſelbſt beigebracht hat; allein dieſes ſcheint wirklich erwieſen zu ſein" — ſo brauchten wir uns von Rechts wegen bloß auf die Beſprechung, beziehungsweiſe die Widerlegung dieſer Annahme zu beſchränken und dürften von allem übrigen, was Böhtlingk zur Begründung der Vermutung, daß Bonaparte die Ermordung veranlaßt habe, beibringt, abſehen: wir halten es aber doch für ſachgemäß und zweckentſprechend, ein übriges zu thun und vorher wenigſtens einige der Argumente, mit welchen Böhtlingk ſeine Bonaparte unmittelbar betreffende Hypotheſe zu unterſtützen verſucht, auf ihren Wert und ihre Haltbarkeit hin zu prüfen.

Unbefangene werden mit uns einverſtanden ſein, wenn wir entgegenhalten, daß es mit einer Beweisführung, die damit endet, „Bonaparte kann die verruchte That ſehr wohl angeordnet haben", überhaupt nicht

viel auf ſich hat. Böhtlingk will damit ſagen — wenn wir ihn recht verſtehen —, daß eine ſolche Maßregel im Einklange mit den übrigen Einwirkungen und Einwirkungsverſuchen Bonapartes auf die politiſchen Verhältniſſe Frankreichs und Deutſchlands ſteht. Darüber wollen wir ſchon deshalb nicht ſtreiten, weil, auch wenn alles ſich ſo verhielte, für unſere Frage blutwenig damit gewonnen wäre. Indes erlauben wir uns doch, nur des Beiſpiels wegen, dem Verfaſſer zu bedenken zu geben, ob er (S. 412) nicht zu viel ſagt, wenn er kurzweg behauptet, die „Affaire Bernadotte" in Wien im Frühjahr 1798 ſei jedenfalls „mittelbar von Bonaparte veranlaßt." Es muß Böhtlingk doch bekannt ſein, daß andere und gewiß auch in ſeinem Auge ſtimmfähige Forſcher, wie Heinrich von Sybel, den bezüglichen Fall ganz anders und als etwas Bonaparte eher Unerwünſchtes darſtellen *).

Es gehört aber zu den auffälligſten Schwächen des in Rede ſtehenden Beweisverfahrens, daß ſich der Verfaſſer um entgegenſtehende Meinungen, die in ſein Syſtem nicht paſſen, gar zu wenig bekümmert. Dabei iſt uns aufgefallen, daß Böhtlingk an der angezogenen Stelle (S. 412), wo er ſagt, daß Bonaparte „die verruchte That ſehr wohl perſönlich angeordnet haben kann", andeutet, derſelbe habe zugleich das Vorrücken der Öſterreicher „bis nach Raſtadt" vorausſehen können. Alſo im April oder Mai 1798 hätte danach Bonaparte, deſſen Scharfblick wir ſonſt hoch genug anſchlagen, vorausgeſehen oder vorausſehen können, daß die franzöſiſchen Kongreßgeſandten ungefähr das Jahr darauf noch in Raſtadt ſitzen und daß die Öſterreicher — nach Ausbruch des Krieges — gerade bis Raſtadt vorgehen würden. Wer zuviel beweiſen will, pflegt bekanntlich nichts zu beweiſen. Wir dagegen behaupten, ſelbſt wenn Bonaparte eine That wie den Geſandtenmord vor ſeiner Abreiſe oder von Ägypten aus angeordnet hätte — was wir aber nicht zugeben —: ſo konnte ein Jahr oder auch ein halbes Jahr vorher überhaupt niemand vorausſehen, daß die Öſterreicher nach dem Ausbruche des Krieges gerade bis Raſtadt vorrücken würden. Denn wenn Bonaparte ſelbſt darauf gerechnet hätte, daß die Öſterreicher das ungewöhnlich lange Aushalten der franzöſiſchen Kongreßgeſandten in Raſtadt — und dieſes hätte er dann ebenfalls vorauswiſſen müſſen — nicht gelaſſen dulden würden, ſo brauchten doch dieſe, um ſie zur Abreiſe zu nötigen, ihre Armee, beziehungsweiſe den Vortrab derſelben nicht gerade dieſe Richtung einſchlagen zu laſſen? Und ſo ſei denn gleich an dieſer Stelle bemerkt, daß Bonaparte von Ägypten oder Syrien her aus ſozuſagen bloß mechaniſchen Gründen eine ſolche Anordnung ſchwerlich

*) Geſchichte der Revolutionszeit. 3. Aufl. 5, 110.

hat treffen können, schon weil seit der Vernichtung der französischen Flotte in der Bucht von Abukir seine Verbindung mit Frankreich doch notorisch auf ein Minimum beschränkt war. Böhtlingk, der (S. 368 im Texte und in der Anm. 2) diesen Punkt im allgemeinen berührt, nimmt zwar auch diese Schwierigkeit ziemlich leicht, wie er denn an einer anderen, schon angeführten Stelle ausdrücklich seine Meinung dahin ausspricht, daß Bonaparte auch von Ägypten aus jene Anordnung getroffen haben könne, wobei er freilich zunächst weniger die Frage nach der mechanischen Möglichkeit im Auge hat, ohne deren Überwindung aber doch sicher eine solche Anordnung nicht nach Frankreich gelangen konnte. Hält aber Böhtlingk den schlauen Korsen für so unüberlegt, daß er einen so delikaten Auftrag dem Zufalle preisgegeben hätte? Und mit diesem mußte er in diesem Falle unbedingt rechnen, selbst wenn er ihn in die Hände eines ganz zuverlässigen Boten legte. Im übrigen ist die Frage nach dieser Möglichkeit für uns von untergeordneter Bedeutung; wir hätten nur gewünscht, Böhtlingk hätte sie nicht so leicht genommen. Wir haben in diesem Zusammenhange aber noch eine andere Frage aufzuwerfen.

Wenn wir den Verfasser recht verstehen, ist seine Meinung, daß Bonaparte mit dem Wunsche und der Zuversicht die Expedition nach Ägypten antrat, daß hinter ihm der Krieg zwischen Österreich und Frankreich recht bald ausbrechen möge und werde. Wir wissen, aus welchem Grunde dieser das möglichst lebhaft wünschen mußte, und es ist zugleich bekannt, daß er eine solche Hoffnung mit Fug und Recht hegen durfte. Und nicht minder gewiß ist, daß Österreich schon im Juli 1798 fest entschlossen war, lieber heute als morgen wieder zum Schwerte zu greifen, und daß es ein paar Monate später seinen Bund mit dem Zaren schloß. Im März 1799 brach dann der Krieg, trotz der Rastadter Friedensverhandlungen, wirklich aus; in Italien und Deutschland floß Blut und wurden Schlachten geschlagen. Wenn nun, und das ist doch auch Böhtlingks Meinung, Bonaparte weiter nichts als den Wiederausbruch des Krieges zwischen Österreich und Frankreich wollte und dieser seit Mitte März 1799 im besten Zuge war, wozu dann zu einem so bedenklichen Mittel greifen, wie der Gesandtenmord doch unstreitig war? Wenn der Mord vor dem Ausbruche des Krieges vollbracht oder der Ausbruch durch denselben, wenn nicht herbeigeführt, so doch beschleunigt worden wäre, dann ließe sich von einer Vermutung wie die des Verfassers mit einiger Selbstüberwindung und Anstrengung allenfalls reden: aber daß ein so schlauer Rechner wie Bonaparte eine solche Gewaltthat sozusagen post festum und zum Nachtische gewollt habe, das vermögen wir nimmermehr zu glauben. Das war nicht Bonapartes und nicht Napoleons Art! Was auch alles für Frevel

auf ihm laſten, eine offenbar zweckloſe Blut- und Gewaltthat, wie die in Rede ſtehende unter jener Vorausſetzung unzweifelhaft geweſen wäre, ging vielleicht nicht gegen ſein Gewiſſen, aber ſicher gegen ſein Syſtem. Einen ſolchen Luxus geſtattete auch er ſich nicht. Bonaparte ſelbſt hat bekanntlich nach ſeiner Rückkehr Lafayette gegenüber Lehrbach als Urheber des Geſandtenmords bezeichnet; ſein Bruder Joſeph hat gelegentlich der Friedensverhandlungen in Luneville auf die Engländer (Pitt) als die mutmaßlich Schuldigen wirklich hingewieſen; und wenn er endlich auf St. Helena das Direktorium dafür verantwortlich gemacht hat, ſo war das nach dem oben Bemerkten weder ſeine urſprüngliche Meinung, noch war ſie originell, und noch viel weniger darf ein Verdachtsgrund für ſeine angeblich eigene Urheberſchaft daraus gefolgert werden. Was konnte es denn einem Manne wie ihm, der das Direktorium geſtürzt hat, verſchlagen, auch dieſen Stein auf dasſelbe zu werfen, ohne daß er darum einen Verdacht, der noch gar nicht ausgeſprochen war, von ſich abwälzen zu wollen brauchte? Der Verfaſſer will freilich für ſeine Hypotheſe in dem Umſtande eine Stütze finden, daß Napoleon, ſo oft er auch die „Schandthaten des Hauſes Habsburg" aufzuzählen liebte, demſelben niemals den Geſandtenmord vorgeworfen hat. Bonaparte hat offenbar für dieſes Ereignis niemals ein beſonderes Intereſſe gezeigt, und im übrigen wird, wer ihn auch nur ein wenig näher kennt, zugeben, daß, wenn er wirklich der Schuldige geweſen wäre, ihn dieſer Umſtand am allerwenigſten abgehalten hätte, eventuell die Schuld dem Gegner zuzuſchieben. Im Gegenteil! Und wenn er im Frieden von Luneville für die in jenem Morde liegende ſchreiende Verletzung des Völkerrechts keine Genugthuung verlangte, ſo erklärt ſich das zur Genüge zunächſt wieder aus dem Umſtande, daß er an dem Vorgange niemals ein näheres Intereſſe genommen, daß ferner zwiſchen jener That und den Friedensverhandlungen ein ſchwerer und blutiger Krieg mitteninne lag, und endlich, daß er notoriſch die Herſtellung des Friedens, an welcher ihm zur Zeit ſehr viel lag, durch ein Zurückgreifen auf jenen Vorfall und die Forderung einer beſonderen Genugthuung nicht erſchweren wollte. Bekanntlich hatte Jean Debry, im Angeſichte der in Ausſicht genommenen Friedensverhandlungen, den Geſandtenmord, den er vorbehaltlos den Öſterreichern zuſchrieb, amtlich wieder in Erinnerung bringen wollen; aber der erſte Konſul fuhr dazwiſchen und legte ihm die Hand auf den Mund. Wir bitten unſere Leſer, dieſe Thatſache im Gedächtnis zu behalten. Böhtlingk erinnert, um auch davon zu reden, an den Satz: is fecit, cui prodest, den übrigens ſchon andere in ſeinem Sinne angezogen haben. Dieſes Argument iſt bekanntlich nicht ohne Bedenken, wir wollen es aber in unſerem Falle gelten laſſen. Von dem Direktorium und der Vermutung

der durch dasselbe veranstalteten Unthat und den daran geknüpften Schlüssen reden wir weiter nicht, denn das ist nicht die Frage, die uns beschäftigt; und auch Böhtlingk berührt sie mehr nur nebenher, verwirrt aber doch seinen eigenen Standpunkt dabei; denn die Interessen des Direktoriums und Bonapartes fielen ja durchaus nicht zusammen, wie er selbst ausdrücklich genug betont. Das Direktorium hat den Gesandtenmord ausnützen wollen, ohne sich jedoch hierin einer entsprechenden Wirkung zu erfreuen. Ob man darum ein Recht hat, aus jenem Bestreben einen Schluß auf seine Schuld zu ziehen, lassen wir daher auf sich beruhen, ohne es darum irgendwie zuzugeben. Der Vorteil aber, den Bonaparte aus dem Gesandtenmord gezogen, muß erst noch nachgewiesen werden. Nach einem Nachweise, der über allgemeine Behauptungen hinausgeht, haben wir uns bei Böhtlingk wenigstens vergeblich umgesehen. Der Krieg war bereits ohnedem in vollem Gange, dem Direktorium hat die Unthat keinen erkennbaren erheblichen Schaden gebracht; also wo liegt der Nutzen, den Bonaparte und seine Partei davon gezogen und der von dieser Seite her einen Rückschluß auf seine Urheberschaft gestattete? —

Nun kommen wir aber erst zur Hauptsache, und bitten daher um Entschuldigung, daß wir uns bei den Vorfragen so lange aufgehalten haben. Nachdem wir uns aber einmal zur Bekämpfung der fraglichen Hypothese entschlossen, hielten wir es zugleich für angezeigt, nichts wesentliches hinter uns zu lassen.

Wir erinnern uns: Jean Debry, derjenige der drei französischen Kongreßgesandten, der bei dem Überfalle zwar verwundet wurde, aber mit dem Leben davonkam, soll nach Böhtlingks mit voller Sicherheit vorgetragener Vermutung zugleich derjenige sein, der den Mord seiner beiden Kollegen, und zwar dem Wunsche Bonapartes und seiner Helfershelfer entsprechend, angeordnet hat.

Wir können nicht umhin, es auszusprechen: diese Anschuldigung klingt so ungeheuerlich, daß man meinen möchte, es würde jedermann es sich zehnmal überlegen, ehe er in einem Werke von wissenschaftlichem Werte etwas dergleichen vorbrächte, ohne sich auf unumstößliche Thatsachen stützen zu können.

Wenn eine ähnliche Vermutung bald nach der That und mitten im Getriebe der faktiösen Leidenschaften in Paris ausgesprochen wurde, so begreift sich das, so gut als es gewiß ist, daß man dieselbe im Ernst niemals festgehalten hat; aber wenn das acht Decennien nach dem Vorfalle und bei kaltem Blute geschieht, hat man ein Recht, einen strengeren Maßstab anzulegen. Und um es gleich und offen zu sagen, wir verstehen es nicht, wie, von den neueren Forschungen ganz abgesehen, nur angesichts

der Zeugniſſe, die ſchon bald nach der That veröffentlicht wurden und wie ſie in dem von Dohm redigierten ſogenannten „Authentiſchen Bericht“ *) und in den protokollariſchen und notariellen Ausſagen der Beteiligten im 7. Band des Staatsarchivs von Häberlin **) vorliegen, eine Hypotheſe der Art noch im Ernſte vorgebracht werden mochte. Der Verfaſſer arbeitet dabei, wir können das nur wiederholen, doch gar zu wenig mit Thatſachen; indem er ſeine Hypotheſe beweiſen will, weiß er faſt nichts als wieder nur neue Hypotheſen ins Feld zu führen. Die betreffenden Blätter des Buches, die ſich mit der Begründung derſelben beſchäftigen, bedienen ſich gar zu oft der Ausdrücke „es ſcheint“, „es wäre denkbar“, „wahrſcheinlich“, „er kann“, „ſie konnten“, u. dgl., und der Leſer wird, wo er direkte Beweiſe erwartet, fortgeſetzt mit Möglichkeiten und, wenn es ja einmal gut geht, mit zweifelhaften Wahrſcheinlichkeiten abgeſpeiſt. Auch das kommt vor, daß, wenn eine Nachricht oder ein Zeugnis nicht zu den beliebten Annahmen paßt, der Verfaſſer die eine für falſch erklärt oder die andere übergeht; beruft er ſich auf ſeine Funde in den Archiven, ſo ſind es meiſt nur Berichte oder Ausſagen royaliſtiſcher Agenten, die man vermöge der ihnen anklebenden Einſeitigkeit doch gewiß mit höchſter Vorſicht und nicht ſo ohne weiteres zu Hülfe rufen darf. —

Da gegen Jean Debry eine ſo ſchwere Anklage erhoben wird, erfordert es die Billigkeit und die Deutlichkeit, ſeine Perſönlichkeit und ſeinen Lebensgang näher ins Auge zu faſſen. Es wird dieſe Betrachtung für unſeren Hauptzweck nicht ergebnislos bleiben. Die ausführlichſten Nachrichten über ihn finden ſich zunächſt in der neuen Ausgabe der Biographie universelle ancienne et moderne (10, 241—245), die hie und da noch mancher Ergänzung fähig ſind.

Debry war im Jahre 1760 zu Verviers geboren, alſo zur Zeit des kritiſchen Ereigniſſes ein vergleichungsweiſe noch ziemlich junger Mann. Als Lebensberuf hatte er den eines Advokaten erwählt; litterariſch war er nicht ungebildet; er hat ſich in ſeinen jüngeren Tagen gern als Dichter und weiterhin als Schriftſteller in ernſteren Dingen verſucht. Die Revolution riß auch ihn wie tauſend andere widerſtandslos mit fort: er kam 1791 in die Legislative, ſpäter in den Konvent. Debry war nach allem ein zu Extremen geneigter, excentriſcher und dabei doch wieder von der Umgebung und den augenblicklichen Zeitſtrömungen nicht unabhängiger Mann. Sein Antrag auf die Bildung eines Corps von Tyrannenmördern, das gegen alle Fürſten, mit welchen ſich Frankreich im Kriege befinde, in Bewegung geſetzt werden ſollte, iſt bekannt. Überhaupt in

*) Neu aufgelegt zu Karlsruhe 1869.

**) Helmſtadt und Leipzig 1802.

Anträgen und Anregungen, oft verständiger, der Mehrzahl nach extremer Art, war er unerschöpflich; aber was man einen schlechten Menschen oder einen Ränkeschmied nennt, oder eine hinterlistige, verschlagene Natur, die aus der Ferne ihr Opfer ins Auge faßt und ans Messer liefert, wie z. B. Robespierre, ist er mitnichten gewesen. Während seiner ganzen revolutionären Laufbahn hat er oft genug recht tolle Einfälle und maßlose Absichten kundgegeben, aber stets hat er sie vor aller Welt angekündigt und vertreten. Ob er gerade viel persönlichen Mut besaß, darf man bezweifeln; bei Menschen seiner Art bildet der selten eine hervorstechende Eigenschaft. Im Verlauf der Revolution hat er sich aber doch gemäßigt, wenn auch sein Ankläger davon nicht spricht. Er hat z. B. für den Tod Ludwigs XVI., aber zugleich für den Aufschub des Urteils und die Bestätigung desselben durch die Nation gesprochen, freilich ohne seinem Antrag treu zu bleiben. Daß er sich den Girondisten genähert hat, ist Thatsache. In dem ausbrechenden Kampfe zwischen ihnen und der Bergpartei hat er sich aber seitab gehalten und erst nach dem Sturze Robespierres erscheint er wieder auf dem Schauplatze. Man nimmt übrigens an, daß der 9. Thermidor auch für ihn ein rettender Tag gewesen ist. Von nun an tritt er wieder in den Vordergrund und wird er zum Mitglied des Rates der 500 gewählt. Wie früher, beteiligt er sich auch jetzt äußerst lebhaft an den öffentlichen Dingen, wird Mitglied des Sicherheits-, ja später sogar des Wohlfahrtsausschusses.

Nach Böhtlingk soll Debry bereits in dieser Zeit als „dienstwilliges Werkzeug" Bonapartes sich haben brauchen lassen. Der Verfasser verweist zu dem Zwecke dieser Anschuldigung auf den ersten Teil seines Werkes, wo er (S. 325) erzählt, daß der junge General einer Eingabe an den Wohlfahrtsausschuß, durch welchen er eine Entscheidung in Betreff der ihm bekanntlich zugedachten Mission nach Konstantinopel herbeiführen wollte, außer einem Gutachten Pontécoulants auch ein solches von Jean Debry beigeschlossen habe. Ganz richtig. In diesem Gutachten sagt Debry aber weiter nichts, als daß es ihm nach der Lage der Dinge zweckmäßig erscheine, den General Bonaparte nicht an den Bosporus zu entsenden, also ihn in Frankreich zurückzuhalten und in seiner Waffengattung zu befördern. Wie nun dieser Empfehlung gegenüber die Deutung berechtigt ist, die ihr Böhtlingk giebt, will uns nicht einleuchten; genug, wir halten es nicht für statthaft, mit Bezug auf sie die harten Ausdrücke zu gebrauchen, welcher sich der Verfasser bei dieser Gelegenheit bedient. Warum soll Debry nicht den Wunsch aussprechen, man möge den jungen General, der schon damals nicht ihm allein imponierte, in so kritischer Zeit nicht außer Landes gehen lassen oder schicken? Selbst wenn Debry sich von

Bonaparte hätte täuſchen laſſen, ſo würde das vielleicht ſeinen pſychologiſchen Scharfblick, aber kaum ſeinen Charakter in Frage ſtellen. Und daß in dem jungen General ein ſo gefährlicher Feind der Republik verborgen lauerte, das haben damals, nämlich vor dem 13. Vendémiaire, auch geſcheidtere Leute als Jean Debry war, nicht geahnt, viele ſogar viel ſpäter nicht.

Was von der politiſchen Laufbahn Debrys bis zu ſeiner Entſendung nach Raſtadt noch zu ſagen bleibt, iſt wenig. Er erſcheint nach wie vor als entſchloſſener Anhänger der Republik und geht mit der herrſchenden Partei. Es kann uns daher nicht wundern zu hören, daß er für den 18. Fructidor eintritt. Von weiteren Beziehungen Debrys zu Bonaparte in dieſen Jahren wiſſen wir nichts. Im Mai 1798 wurde er als Erſatzmann Treilhards, den das Los in das Direktorium berief, als Geſandter zum Friedenskongreſſe nach Raſtadt geſchickt, wo er Bonnier vorfand, der von Anfang an dabei war, und wo ihm kurze Zeit darauf Roberjot als dritter im Bunde beigeſellt wurde. Böhtlingk vermutet nun allerdings den Einfluß der Bonapartiſten oder Bonapartes ſelbſt, dem Debry wahrſcheinlich dieſe Ernennung zu verdanken gehabt habe; und allerdings, wenn der General nach Böhtlingk ſchon vor der Abreiſe nach Ägypten ſich mit der Idee des Geſandtenmordes trug, ſo war es kaum zu umgehen, daß er für die Entſendung eines dazu brauchbaren Mannes bei Zeiten Sorge trug; aber da der Verfaſſer für dieſe ſeine Vermutung wieder nur einige Vermutungen hinzuzufügen weiß, kann es nicht unſere Aufgabe ſein, uns bei der Erörterung der Suppoſitionen und Möglichkeiten, die er daran knüpft, weiter aufzuhalten*).

Aus der Epoche des Raſtadter Aufenthaltes Debrys, vom Juni 1798 bis Ende April 1799, liegen gleichfalls keine Anzeichen irgend eines Verkehrs zwiſchen Bonaparte und ihm vor; ein ſolcher wäre aus den ſchon oben berührten Gründen auch ziemlich ſchwer geworden. Und ebenſowenig ſind Spuren eines Verkehrs Debrys mit den in Frankreich „zurückgebliebenen Helfershelfern" des Obergenerals vorhanden. Einem ſolchen Verkehr ſtanden allerdings keine äußeren Hinderniſſe entgegen, aber wer auf ſie pocht, muß ſie zugleich nachweiſen; mit der bloßen objektiven Möglichkeit derſelben kann niemandem etwas gedient ſein. In den zu Raſtadt mit bekannter Langwierigkeit geführten Friedensverhandlungen, für welche die franzöſiſchen

*) Des Beiſpiels wegen ſei übrigens folgendes angeführt. S. 376 Anm. 2 heißt es: „Das Ernennungsdekret (Debrys für Raſtadt) iſt vom 18. Mai. Seine Ernennung iſt daher höchſtwahrſcheinlich noch während Bonapartes Anweſenheit in Paris in Ausſicht genommen worden. Wenn auch Treilhard nicht ins Direktorium gewählt wurde, dann konnte Jean Debry doch als Erſatzmann für Bonaparte ſelbſt abgeordnet werden".

Kongreßgesandten die Direktiven aus Paris erhielten, war übrigens doch nicht Debry derjenige, der die meisten Schwierigkeiten machte, sondern Bonnier; nur den Vertretern Österreichs gegenüber kehrte er systematisch die rauhe Seite heraus, dagegen mit der Mehrzahl der Mitglieder der Reichsfriedensdeputation stand er sogar auf einem sehr guten Fuße, was freilich seine wohlerwogenen Gründe hatte. Nach der Rückkehr nach Paris nahm Debry wieder seinen Platz in den Reihen der 500 ein, ohne jedoch sich auffallend hervorzuthun, mit Ausnahme der Verhandlungen und Scenen, die mit der Rastadter Katastrophe zusammenhingen und auf welche wir noch zurückkommen werden. An dem Staatsstreiche des 9. und 10. Brumaire erscheint er nicht beteiligt, auch sein Ankläger weiß nichts davon zu erzählen. Wir zweifeln aber nicht, daß er sich denselben ruhig gefallen ließ. Gewiß ist, daß er sich hinterher dem ersten Konsul anschloß, woraus man jedoch speciell ihm nicht gerade ein Verbrechen machen darf. Als die Konsularregierung ins Leben trat, wies ihm deren Urheber zuerst einen Platz im Tribunate an, und am 29. April 1801*) versetzte er ihn als Präfekten nach Besançon, — nicht in Dijon, sondern in Besançon besuchte ihn 1805 Hans von Gagern, wie es in dessen politischen Denkwürdigkeiten, auf die sich Böhtlingk doch selbst beruft, ausdrücklich heißt**). Diese Verpflanzung Debrys in die Provinz legen einige sogar als ein Zeichen der Ungnade Bonapartes gegen ihn aus, der ihn auf diese Weise aus Paris habe entfernen und mattsetzen wollen: eine Auslegung, die wir jedoch nicht unterschreiben möchten. Pontécoulant z. B., dem der erste Konsul von früher her wirklich verbunden war, hat eine ähnliche Verwendung erfahren. Das Amt eines Präfekten war in der napoleonischen Staatsmaschinerie doch gewiß kein so unwichtiges, wenn man in dieser Ernennung auch nicht eine ganz besondere Auszeichnung zu erblicken braucht. Als Präfekt zu Besançon und in einer nicht ganz leichten Stellung hat sich Debry im Sinne seines Herrn durchaus brauchbar und tüchtig erwiesen; zu den verschiedenen Auszeichnungen, die im Verlauf der Jahre ihm zu Teil wurden, gehört auch, daß ihn Napoleon zum „Baron" erhob und mit einem Majorat bedachte; wir heben das nur hervor, weil Böhtlingk gelegentlich (S. 408) sagt, Napoleon habe ihn „sogar zum Grafen gemacht", aber mit dieser Auszeichnung ist derselbe bekanntlich viel sparsamer umgegangen. — Durch die erste Restauration, welcher Debry sich anzuschließen bereit war, verlor er sein Amt in Besançon, und nahm er zunächst seinen Aufenthalt in Paris; bei der Wiederkehr Napoleons von Elba trat er auf seine Seite und wurde als

*) Nicht erst als „Kaiser", wie Böhtlingk S. 376 sagt.

**) (H. v. Gagern) Mein Antheil an der Politik 1, 91.

Präfekt des Oberrheins nach Straßburg geſchickt, wo er jedoch während der 100 Tage ſich höchſt rückſichtsvoll gegen die Royaliſten benahm. Gleichwohl verzieh ihm die zweite Reſtauration wenn auch ſeine revolutionäre Vergangenheit, ſo doch nicht ſeinen neueſten Abfall zu Napoleon und ſprach über ihn ſogar die Verbannung aus Frankreich aus (12. Januar 1816). Während der nächſten vierzehn Jahre hat Debry in Belgien bei ſeiner in Mons verheirateten Tochter in Zurückgezogenheit gelebt; erſt die Julirevolution öffnete ihm die Thore von Frankreich und Paris wieder; hier, wo er die letzten drei Jahre ſeines Lebens zubrachte, iſt er am 6. Januar 1834 geſtorben. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge hat ſich Debry, der eifrige Schüler Rouſſeaus und Voltaires, in ſeiner ſpäteren Lebenszeit dem Chriſtentum und der Kirche zugewendet. Ein ſolcher Umſchwung begreift ſich bei einer Natur wie der ſeinigen recht gut, und nicht er allein unter den Genoſſen ſeiner Jugend und den Männern der Revolution hat ihn an ſich erfahren. Das iſt das Charakteriſtiſche ſolcher hoch aufgeregten Zeiten, daß die ſchwächeren Charaktere gar zu leicht von einem Extrem zum andern überſpringen. Wie man aber auch eine ſolche Bekehrung beurteilen mag, es iſt kein Grund gegeben, an der ſubjektiven Aufrichtigkeit derſelben zu zweifeln. Was hätte Debry mit einer Fiktion der Art auch erreichen wollen? Aber Böhtlingk, der (S. 402) in ſeiner Manier von dieſen Thatſachen ſpricht, will offenbar, wenn wir ihn recht verſtehen, aus ihr zu Gunſten ſeiner Hypotheſe Kapital ſchlagen und deutet dunkel an, als habe Debry durch ſeine Bekehrung die Gewiſſensbiſſe, mit welchen die Erinnerung an die ihm zugeſchriebene Unthat vom 28. April 1799 vermutlich ihn peinigte, erſticken, und bei den Gnadenſchätzen der Kirche Troſt ſuchen wollen. Wir wiſſen nicht, wie andere eine derartige Unterſtellung beurteilen; wir halten ſie für unerlaubt und unbillig, wie das ganze Verfahren Böhtlingks gegen Debry von Anfang bis zu Ende. Müſſen denn alle, ſagen wir, ſchwachen Geiſter, die in ihren ſpäteren Jahren fromm werden, eine Unthat wie den Geſandtenmord auf dem Gewiſſen haben? Und wo hat Böhtlingk geleſen, daß der „katholiſche Beichtvater", bei dem Debry ſich Troſt holte, ſein „einziger Freund" geweſen ſei? Es wäre doch anzuempfehlen, daß, wenn man mit einem Menſchen ſo umſpringt, wie Böhtlingk mit Debry, ſich herbeiließe, ſtets auch die Quelle für ſolche Behauptungen anzugeben, die einen kühn ausgeſprochenen Verdacht erhärten oder verſtärken ſollen. Was würde man von einem öffentlichen Ankläger denken, der Anſchuldigungen auf Anſchuldigungen häuft und ſie mit den Haaren herbeizieht und ſo und ſo oft unterläßt, ſeine Zeugen beizubringen? Dieſe Billigkeit ſind wir auch dem erbärmlichſten Wichte, mit dem wir ins Gericht zu gehen uns veranlaßt

ſehen, ſchuldig. Was den in Rede ſtehenden Fall anlangt, kennen wir nur eine Nachricht in der ſchon angezogenen franzöſiſchen Quelle (Biographie universelle 10, 245 Anm. 1), die da von einem armen Prieſter aus Beſançon ſpricht, der Debrys „Beichtvater und Freund", aber nicht ſein „einziger" Freund geworden ſei: wir denken, das iſt ein kleiner Unterſchied. Sollte eine andere glaubwürdige Quelle von dieſem „einzigen Freund" Zeugnis geben, ſo bekennen wir unſere Unkenntnis und bedauern, daß uns dieſelbe vorenthalten worden iſt.

Nach dieſem Rückblick auf den Lebenslauf Jean Debrys, der übrigens nicht zu umgehen war, iſt es nun an der Zeit, den einzelnen Punkten, mit welchen Böhtlingk ſeine Anklage gegen Debry zu begründen verſucht, näher zu treten. Der Leſer, der uns bis hierher gefolgt iſt, braucht nicht zu fürchten, daß wir dabei einer unnötigen Weitläufigkeit huldigen werden. Wir werden uns auf das Nötigſte beſchränken. Es wird genügen, eine Anzahl der Sätze der Anklageſchrift, in erſter Linie die wichtigeren, auszuwählen und zu beleuchten. Wir fügen aber ausdrücklich hinzu, daß wir uns dieſe Beſchränkung nur der Kürze wegen auferlegen; ſollte es gewünſcht werden, ſind wir bereit, auch auf diejenigen Anklagepunkte zurückzukommen, die wir zunächſt übergehen. Eine Frage vor allem drängt ſich auf: wenn Debry, wie Böhtlingk behauptet, die Ermordung ſeiner beiden Kollegen auf der Rückreiſe von Raſtadt nach Selz veranlaſſen wollte oder veranlaßt hat, wie hat er es angefangen, zu dieſem Zwecke gerade die Szekler Huſaren und nebenher auch einige Emigranten zu gewinnen? Debry war ein notoriſcher und leidenſchaftlicher Gegner Öſterreichs und, wie ſchon erwähnt, eben auf dem Raſtadter Kongreſſe hat er dieſer ſeiner Geſinnung in keiner Weiſe Zwang angethan. Daß die Emigranten ihn bitter haßten, war nicht anders zu erwarten; wenn einer, ſo hatte er es um ſie verdient. Man wird zugeben, es gehörte ein eigenes Geheimmittel dazu, jenes Kunſtſtück zuſtande zu bringen, und ſicher haben wir ein Recht, darüber einigen Aufſchluß zu erwarten. Aber leider benimmt ſich Böhtlingk wieder mehr als billig zurückhaltend. S. 406 ſpricht er allerdings davon, daß die „Franzoſen" Mittel und Wege genug gehabt hätten, „ſich der Szekler Huſaren zu bedienen, deren Ankunft ſie in ſo auffallender Weiſe abwarteten."

Welches, frägt man mit Recht, waren denn dieſe „Mittel und Wege?" Und welches waren denn die „Franzoſen", die deren genug hatten? Dabei kann man in erſter Linie vernünftigerweiſe doch nur an die franzöſiſchen Kongreßgeſandten denken, von welchen dann zwei ermordet wurden, indem ſie ſich der Szekler Huſaren „bedienten". Und wenn das gar zu widerſprechend klingt, ſo muß alſo doch wenigſtens Jean Debry

ſich derſelben „bedient“ haben; aber dabei bleibt es nach wie vor unklar, wie er das Kunſtſtück zuwege gebracht hat. Der Verfaſſer geht aber ſogar ſo weit, daß er den Verdacht ausſpricht, die Entſendung des franzöſiſchen Geſandtſchaftskuriers Lemaire von Raſtadt nach Selz am 25. April — den dann die Szekler Huſaren ſamt ſeinen Depeſchen aufgefangen und in das Standquartier nach Gernsbach gebracht haben — ſei von den „Franzoſen“ abſichtlich ins Werk geſetzt worden, um die Öſterreicher herbeizulocken, und die Beſetzung Raſtadts zu beſchleunigen, offenbar um den längſt geplanten Mordanſchlag endlich zur Ausführung bringen zu laſſen? oder zu welchem Zwecke ſonſt?? Und wenn dem ſo war, wer anders als Jean Debry hat auch dabei ſeine Hand im Spiele gehabt? Böhtlingk ſpricht das zwar nicht aus, aber es folgt mit zwingender Notwendigkeit aus ſeinen Vorderſätzen. Bonnier und Roberjot werden doch nicht dabei mitgewirkt haben, wo es ſich um die Einleitung zu ihrer Ermordung handelte? Und was für Zeugen bringt Böhtlingk für dieſes artige Hiſtörchen bei? Nichts als eine Flugſchrift aus jener Zeit, die das Direktorium des Mordes beſchuldigt und über deren Urſprung der Verfaſſer leider Schweigen beobachtet. Aber was er aus dieſer Flugſchrift gegen Lemaire anführt, iſt ſo vag und allgemein gehalten, daß bei dem Mangel aller weiterer Indicien ein ſolcher Verdacht gegen ihn ſamt allen daraus gezogenen Folgerungen bei allen Unbefangenen keinen Glauben finden kann. Aber ſelbſt wenn alles erwieſen wäre, was jene Flugſchrift von Lemaire berichtet, ſo bliebe damit für die koſtbare Vermutung, die „Franzoſen“ hätten ihn zu dem angegebenen Zwecke mit ſeinen Depeſchen den Öſterreichern in die Arme getrieben, doch unbewieſen. Von dem „anderen Werkzeug“, das der Doppelſpion Schuhmacher „geweſen ſein dürfte und deſſen ſich um dieſe Zeit Lehrbach und der Prinz Condé bedient haben ſollen“ (S. 416), wollen wir gar nicht reden. Das eben Angeführte, aber nur dieſes, ſind die angeblichen Mittel und Wege, welche die „Franzoſen“ zur Genüge hatten, „ſich der Szekler Huſaren zu bedienen, deren Ankunft ſie in ſo auffallender Weiſe abwarteten.“ Jean Debry und ſeine Leute hätten demnach, als die durch jenen virtuoſen Kniff herbeigelockten Öſterreicher endlich erſchienen, den (nächtlichen?) Überfall ſeiner Kollegen mit ihnen verabredet. Die Szekler Huſaren hatten, wie das Böhtlingk ſelbſt zugiebt, allerdings den Auftrag, das franzöſiſche Geſandtſchaftsarchiv wegzunehmen, haben aber dieſen Auftrag erſt im Verlaufe des 28. April erhalten, während die Geſandten notoriſch ſchon am frühen Morgen des genannten Tages gepackt hatten und nicht durch ihre Schuld die Abreiſe von Stunde zu Stunde zu verſchieben veranlaßt wurden. Nach den Konſequenzen der Ausführungen Böhtlingks hätten die Huſaren aber jenen Auftrag nach-

träglich an Jean Debry verraten, der zwar ſonſt mit den Öſterreichern auf beſonders ſchlechtem Fuße ſtand, und dieſer hätte dann die Ermordung ſeiner Amtsgenoſſen mit ihnen verabredet. Um kurz zu ſein, Böhtlingk iſt den Nachweis, daß und wie zwiſchen Debry und den Szekler Huſaren nebſt den Emigranten im Sinne ſeiner Kombination eine Einigung zu dem gedachten Zwecke je zu ſtande gekommen iſt oder auch nur möglich war, ſchuldig geblieben; damit fällt im Grunde ſchon ſeine ganze Hypotheſe in Trümmer. Wir müſſen ihn gleichwohl noch eine Strecke weit auf ſeinem Gange begleiten. Einer der Verdachtsgründe, die Böhtlingk gegen Debry geltend macht, iſt in ſeinen Augen der Umſtand, daß gerade er noch in ſo ſpäter Stunde zur Abreiſe gedrängt habe, während die Geſandten, und das iſt richtig, noch den nächſten Tag hätten abwarten können. Böhtlingk meint offenbar, wozu denn in nächtlicher Stunde und unter unbehaglichen Umſtänden auf die Abfahrt drängen, wenn nicht irgend ein geheimer Zweck dahinter lauerte? Dem entgegnen wir, daß dieſelben Zeugniſſe, die von Debrys Drängen zur augenblicklichen Abreiſe ſprechen, das gleiche auch von ſeinem Kollegen Bonnier melden, der dann eins der Opfer des Überfalles geworden iſt. Wie kann alſo aus dieſem Umſtande ein Verdachtsgrund gerade gegen Debry gefolgert werden? Und war es etwa gar Debrys Schuld, daß den franzöſiſchen Geſandten die erbetene Eskorte verweigert wurde und daß Oberſt Barbaczy den Beſcheid, der notoriſch ſchon ſeit Mittag erwartet wurde, erſt abends 7 Uhr überbringen ließ? Oder daß, als die Wagen der Geſandten ſich endlich in Bewegung ſetzten, ſie wiederholt aufgehalten wurden, bis es endlich ſtockfinſtere Nacht wurde? Oder glaubt man, die kurze Fahrt von Raſtadt an das Ufer des Rheins hätte nach der Beſetzung der Stadt durch die Szekler Huſaren nicht annehmbarer als das längere Verbleiben daſelbſt erſcheinen können, davon nicht zu reden, daß die Geſandten, als ſie drei Tage vorher ſich zum endlichen Verlaſſen Raſtadts von ſeite der Öſterreicher gedrängt ſahen, ſich ſelbſt dieſe Friſt zu ihrer Abreiſe geſetzt hatten und zwei davon, Debry voran, jetzt davon nicht mehr abweichen wollten? —

Ein anderer Verdachtsgrund Böhtlingks gegen Debry iſt allerdings von ziemlich kleinlicher Beſchaffenheit; wir wollen ihn aber doch erwähnen, um zu zeigen, welches alles die Waffen ſind, die der Ankläger gegen ſein Opfer in Bewegung ſetzt. Böhtlingk macht nämlich Debry aus der Thatſache einen Vorwurf, daß er in der Reihe der acht Wagen —, ſo viele zählte der Zug der abreiſenden Geſandten und ihrer Begleitung — mit ſeinen Damen den Zug eröffnete, während doch Bonnier, der in einer der folgenden Kutſchen fuhr, als der im Dienſt Ältere, am Range ihm vorging. Als wenn bei einer ſolchen Gelegenheit und dem tumultuariſchen

Aufbruche man noch Zeit und Stimmung gefunden hätte, an Etikettefragen zu denken! und als wenn es ſo ausgemacht wäre, daß bei einer Auffahrt von mehreren Wagen der Vornehmere ſtets den Zug eröffnen und nicht eher in der Mitte oder noch weiter rückwärts ſeinen Platz zu nehmen pflegte. Und meint Böhtlingk etwa, daß, wenn Debry wirklich den ihm zugeſchriebenen Verrat mit den Szekler Huſaren geſponnen hatte, er zu einer ſo zweifelhaften Vorſichtsmaßregel Zuflucht genommen hätte, oder daß die Huſaren Bonnier im erſten Wagen nicht ſo gut gefunden hätten als im vierten, und Debry im vierten nicht ſo gut hätten verſchonen können als im erſten — vorausgeſetzt, daß ſie ihn verſchonen wollten. Roberjot fuhr im vorletzten, und ſie haben ihn gleichfalls zu finden und zu treffen gewußt. Alſo auch dieſer Einwand kann nichts beweiſen.

Den ſtärkſten Verdachtsgrund, den Böhtlingk gegen Debry erhebt, bildet der Umſtand, daß derſelbe bei dem Überfalle mit dem Leben davonkam, während Bonnier und Roberjot niedergehauen wurden. Debry iſt allerdings verwundet worden, aber Böhtlingk meint (S. 413), er ſelbſt habe ſich dieſe Wunden beigebracht, um den Verdacht der Urheberſchaft des Mordes dadurch von ſich abzulenken; der Verfaſſer ſpricht es ſelbſt in dem Satze, den wir ſchon weiter oben angeführt haben, aus, daß in dieſer Frage der Schwerpunkt der ganzen Streitfrage liege, und wir haben ihm darin ſelbſtverſtändlich Recht gegeben: denn wenn Debry bei dem Überfalle abſichtlich verſchont wurde und er ſich bloß zum Scheine einige unbedeutende Wunden ſelbſt beibrachte, d. h. wenn man dieſes nicht bloß behaupten, ſondern mit greifbaren Zeugniſſen beweiſen kann und zugleich alle entgegenſtehenden Nachrichten und Angaben zu entwerten und zu widerlegen vermag, dann kann man zugeben, daß durch den Überfall die Ermordung Bonniers und Roberjots bezweckt und daß Jean Debry der Anſtifter des Mordes war. Die urkundlich bezeugte Thatſache, daß das öſterreichiſche Hauptquartier ſeit einiger Zeit einen Schlag gegen die franzöſiſchen Kongreßgeſandten vorbereitet hatte und daß es auf die Beſchlagnahme des Geſandtſchaftsarchivs abgeſehen war — die doch Böthlingk ſelbſt nicht geradezu in Abrede zu ſtellen wagt — würde zwar, auch wenn alles wider Erwarten ſo kommen ſollte, beſtehen bleiben und ſich mit dem in Rede ſtehenden Ergebniſſe ſchwer vereinigen laſſen. Aber möchte es darum ſein, wir laſſen mit uns handeln und erklären uns bereit, in jenem Falle von dieſen Thatſachen kein Aufhebens mehr zu machen; mag das öſterreichiſche Hauptquartier oder wer dahinter ſteckt, zuſehen, wie er ſich aus der Klemme zieht. Böhtlingk lebt ja nach den angeführten Worten der Überzeugung, daß er den ihm zukommenden Beweis in der That geführt habe,

vor allem, daß Debry ſich ſeine Wunden ſelbſt beigebracht habe, oder, wie er ſich in ſeiner Weiſe ausdrückt: „dieſes ſcheint wirklich erwieſen zu ſein.“ Darauf kommt es aber gerade an. Nun thut es uns leid, an der Spitze der noch folgenden Erörterung den Vorwurf gegen Böhtlingk wiederholen zu müſſen, daß er es ſich mit ſeinen Argumentationen doch recht bequem zu machen beliebt. Zeugniſſe, die ſeiner aus Hypotheſen zuſammengeſetzten Hypotheſe im Wege ſtehen, ſchiebt er mit einer leichten Handbewegung auf die Seite. Den ſchon erwähnten ſogenannten „Authentiſchen Bericht“, der am Tage nach der Raſtadter Kataſtrophe von den noch anweſenden Mitgliedern der Reichsfriedensdeputation aufgeſetzt und unterzeichnet wurde, behandelt er in der geringſchätzigſten Weiſe, während die Unterzeichner doch lauter ehrenwerte und daneben auch kluge Männer waren und ihre einzelnen Angaben im weſentlichen von den ſpäteren Unterſuchungen zwar noch mannigfach ergänzt, aber doch zugleich beſtätigt wurden. Ich habe hier zunächſt die einzelnen Thatſachen im Auge, die ſie berichten, die an Glaubwürdigkeit nichts verlieren, auch wenn der Schluß, den ſie über die intellektuelle Urheberſchaft des Mordes daraus zogen, nicht ganz zum Ziele getroffen hat. Außerdem war die Meinung über die intellektuelle Urheberſchaft eine Sache des Urteils und des Scharfſinns, die einzelnen Thatſachen aber, die ſie berichten, ſind eine Sache des guten Willens, der Abſicht, das, was ſie als Augenzeugen erlebt, ohne Entſtellung wiederzugeben.

In dem Sinne Böhtlingks aber müſſen jene Männer einesteils Dummköpfe, andernteils ſchlechte, von Leidenſchaft verblendete Menſchen geweſen ſein, die nicht ſahen, was vor ihren Augen geſchah, oder, was ſie ſahen, abſichtlich entſtellten. Und was Dohm anlangt, dem der Verfaſſer eine beſondere Rückſicht angedeihen läßt, weil derſelbe den Bericht redigiert hatte, ſo iſt er, um ihn zu verdächtigen, gleich wieder in ſeiner bedauerlichen Manier bereit, gewiſſe Thatſachen willkürlich auszulegen und umzudeuten. Böhtlingk ſagt nämlich (S. 470), Dohm ſei, als der Verfaſſer des authentiſchen Berichtes, der den Öſterreichern zugleich „voreilig“ die Schuld an dem Geſandtenmorde zuſchob, ſpäter von ſeiner eigenen beſſer unterrichteten Regierung deswegen für einige Zeit aus dem Staatsdienſte entlaſſen worden? Höchſt erſtaunt, als wir dieſe Worte laſen, ſuchten wir vor allem nach der Quelle, auf die ſich Böhtlingk für dieſe Nachricht beruft, und fanden das bekannte Buch von Gronau über „Chriſtian Wilhelm Dohm, nach ſeinem Wollen und Handeln“ angeführt. Gronau behandelt die Vorgänge, denen Böhtlingk die angeführte Deutung angedeihen läßt, S. 364—367 ſeines Buches, aber von einer Dienſtentlaſſung Dohms aus dem preußiſchen Staatsdienſte iſt hier mit keinem Worte die Rede. Dohm hatte ſchon ſeit längerer Zeit einen Urlaub und hoffte nach

Ablauf desſelben in ſeine Stelle im Auswärtigen Amt, mit welcher die Beſorgung der Neutralitätsangelegenheiten verbunden war, wieder einzutreten. Dieſe Geſchäfte wurden in ſeiner Abweſenheit in andere Hände gelegt, und er erblickte darin allerdings ein Zeichen der Ungnade und Zurückſetzung, als er auf der Rückreiſe von Raſtadt von dieſem Hergange erfuhr. Es hat auch nur bis zum November gedauert, und das Geſchehene wurde wieder zurückgenommen und ihm durch ein Handſchreiben des Königs davon Mitteilung gemacht. Alſo, wir wiederholen es, von einer Dienſtentlaſſung war niemals die Rede, und auch Böthlingk hat daher kein Recht, von einer ſolchen zu reden; davon, ob jene vorübergehende Übertragung der Bearbeitung der Neutralitätsangelegenheiten an einen Dritten „deswegen", d. h. wegen Dohms Haltung gegenüber dem Raſtadter Ereigniſſe, beziehungsweiſe wegen des von ihm verfaßten authentiſchen Berichtes und der Hindeutung auf die Öſterreicher als Anſtifter desſelben, erfolgt ſei, ſteht bei Gronau wieder nichts zu leſen; dieſer macht vielmehr nur eine dunkle Andeutung, die ſich allenfalls ſo auslegen läßt, aber keineswegs ſo ausgelegt werden muß*), und Dohm ſelbſt wenigſtens hat, was doch auch nicht unberückſichtigt bleiben darf, an einen ſolchen Zuſammenhang nicht gedacht. Gronaus Worte laſſen ebenſogut eine andere Interpretation zu; wir wiederholen es, aus dem preußiſchen Staatsdienſt, wie Böthlingk behauptet, iſt Dohm nicht entlaſſen worden und ſagt auch Gronau nichts davon.

Nicht anders und beſſer ſteht es mit den abfälligen und verdächtigenden Andeutungen, die Böhtlingk über die eigenen Angaben Debrys und über die notariellen Ausſagen verſchiedener bei dem Überfalle mit betroffenen oder doch anweſenden Perſonen gelegentlich macht. Zwiſchen dem erſten Schreiben Debrys an Talleyrand und dem narré fidèle (bei Häberlin a. a. O. S. 119 ff.) beſteht kein die entſcheidenden Thatſachen betreffender Widerſpruch; daß die formelle Faſſung in beiden Fällen nicht die gleiche und zumal der narré fidèle ausführlicher gehalten iſt, daraus verdächtigende Schlüſſe ziehen zu wollen, wird ſich nur derjenige verſucht fühlen, der ſein Urteil ſchon fertig in der Taſche mitbrachte, ehe er die verſchiedenen Zeugniſſe und Nachrichten ſelbſt kannte, und ſie ſorgſam in ihrem Werte abgewogen hatte. Anlangend die ſogenannten „Declarations", ſo werden

*) S. 365, wo es heißt: „Daß auch vielleicht ganz andere, kleinliche Beweggründe zu dem ihm (Dohm) höchſt unangenehmen Plan (d. h. die genannten Geſchäfte in andere Hände zu legen) mitgewirkt haben könnten, wie jetzt (die Vorrede des Buches datiert vom März 1824) bei der möglichen Überſicht aller Umſtände und Verhältniſſe faſt nicht bezweifelt werden darf, kam dem argloſen, immer auf das Weſentliche zuerſt blickenden Mann nicht in den Sinn".

wir Gelegenheit haben, zu ſehen, wie Böhtlingk verfährt, um einige derſelben zu entwerten, und damit von ſelbſt auch auf die übrigen einen Schatten fallen zu laſſen. —

Anlangend den Hergang bei dem Überfalle, ſoweit er Jean Debry angeht — und damit haben wir es zu thun — ſo geht aus allen Ausſagen und Nachrichten hervor, daß die Szekler Huſaren gegen ihn fürs erſte nicht anders verfuhren, als gegen Bonnier und Roberjot, nur mit dem Unterſchiede, daß die ihm beigebrachten Wunden nicht tödlich waren; daß er bei dem Überfalle aber wirklich Wunden erhalten hat, bezeugen, außer ihm ſelbſt, alle, die irgendwie Gelegenheit hatten, darüber eine Meinung zu haben. Debrys Kutſcher, der aber kein Franzoſe war, ſondern in markgräflichen Dienſten ſtand, hat es bei ſeiner Vernehmung protokollariſch ausgeſagt, daß er es mit anſah, wie die Huſaren auf denſelben einhieben, und daß dieſer dann in den Graben gefallen ſei oder ſich habe fallen laſſen. Böhtlingk will freilich auch die Ausſagen der badiſchen Kutſcher in ihrer Glaubwürdigkeit anfechten, doch giebt er zu (S. 386), daß ſie wenigſtens den Vorgang in der unmittelbaren Nähe je ihres Fuhrwerks ſehen konnten; nun, mehr verlangen wir auch nicht für die Ausſage des badiſchen Kutſchers Debrys, ſo viel aber allerdings. Daß die Huſaren den lebenden Debry für tot liegen ließen und zu der Fortſetzung ihres Mordgeſchäfts eilten, hat ſich bei dem Anfalle auf Roberjot wiederholt; ſie haben ihn zuerſt auch für tot liegen laſſen und ſind weiter geſtürmt, um ſich auf den Wagen des liguriſchen Geſandten zu werfen, der ſich den franzöſiſchen angeſchloſſen hatte, und erſt als ſie dieſen leer fanden, kehrten ſie zurück und vollendeten ihr Mordgeſchäft. Um aber auf Debry zurückzukommen, ſo bezeugte ganz Raſtadt, daß er verwundet war, als er am Morgen des andern Tags dahin zurückkehrte; alle Mitglieder der Reichsfriedensdeputation, die ihn mit Blut bedeckt wiederſahen, die zum Teil in der Nähe waren, als er von dem Raſtadter Wundarzt verbunden wurde. Alle dieſe Männer ſollen ſich haben täuſchen laſſen oder wiſſentlich die Unwahrheit in die Welt hinaus verkündigt haben? Auch der badiſche Major Harrant, ein durchaus achtungswerter Mann, und der auch noch am andern Tage Debry bis zur Überfahrt nach Selz begleitete, ſtimmt mit dieſen Ausſagen überein. Und auch er wäre ein Getäuſchter oder Täuſchender geweſen? Daß Debrys Wunden auch nach ſeiner Ankunft in Straßburg verbunden wurden, davon will ich nicht reden, denn eine derartige Nachricht kann in Böhtlingks Augen von vornherein keinen Glauben verdienen. Und jener ſelbe glaubwürdige Major Harrant ſagte aus, daß der Schulze von Rheinau ihm, als er ausgegangen war, den vermißten Debry zu ſuchen, erzählt habe,

es ſeien Szekler Huſaren zu ihm gekommen und hätten ſich nach einem verwundeten Franzoſen erkundigt, an deſſen Habhaftwerdung ihnen beſonders viel gelegen ſei; falls derſelbe noch nach Rheinau komme, ſolle der Schulze ihn entweder feſthalten und ſofort nach Muggenſturm ſchaffen (wo eine Abteilung der Szekler Huſaren lagerte) oder ihn doch bis auf weiteres dingfeſt machen. Daß dieſer von den Huſaren geſuchte verwundete Franzoſe, an deſſen Habhaftwerdung ihnen beſonders viel gelegen war, niemand anders ſein konnte als Debry, iſt bis jetzt niemals in Zweifel gezogen worden, und konnte es nach allem niemand anders ſein *). Böhtlingk, der an die Verwundung Debrys nicht glaubt, ignoriert leider gerade dieſe unanfechtbare Erzählung vollſtändig. Wir aber fragen, woher wußten denn die Szekler Huſaren, daß Debry verwundet war, wenn er ſich die Wunden ſelbſt beigebracht hatte? Oder war auch dieſes Suchen nach ihm ein Teil der zwiſchen ihnen und Debry angeblich verabredeten Komödie? Und nun fragen wir Böhtlingk, wenn Debry nicht bei Gelegenheit des Überfalles von den Huſaren verwundet wurde und ſich die Wunden ſelbſt beigebracht hat, wo, wie und wann iſt das geſchehen? Dieſe Fragen, die doch bei Böhtlingks Standpunkt ſo nahe als möglich liegen, hat er ſich nicht aufgeworfen und überläßt es der Phantaſie ſeines Leſers, ſie zu beantworten. Jedenfalls müßte das, wenn wir ſtatt ſeiner uns die Laſt auferlegen ſollen, hierauf einzugehen, in dem Gehölze geſchehen ſein, in welches ſich Debry, nachdem es ihm gelungen war, im Getümmel zu entkommen, geflüchtet hat. Aber wie denkt ſich der Verfaſſer das weiter? Führte Debry dazu eine geeignete Waffe bei ſich, denn mit einem Taſchenmeſſer wird er es doch ſchwerlich zuſtande gebracht haben? Allerdings, nach Böhtlingks Inſinuation ſieht man ſich zu einer derartigen Annahme gezwungen. Aber er meint ja, die Wunden waren ſo geringfügig, daß Debry das leicht bewerkſtelligen konnte. Auch die Wunde am linken Handgelenk? und an der Schulter? Uns wundert, daß Böhtlingk nicht auf die Vermutung verfällt, daß irgend ein guter Freund und Mitverſchworener Debry dieſen Liebesdienſt erwieſen hat: es würde damit die eine oder andere Unwahrſcheinlichkeit ſeiner Annahme ſo leicht beſeitigt! — Das eine wollen wir gleich hier hinzufügen: die Übertreibungen, die hinterher in guter und böſer Abſicht über Debrys Verwundung vorgebracht worden ſind, dürfen unmöglich als Verdächtigung gegen ihn und die Thatſache

*) Ähnlich ſagt Bonniers Diener, Vincent Leublin (bei Häberlin a. a. O. S. 154) nach einer Quelle, die er nennt, aus, daß die Szekler Huſaren nach Jean Debry geforſcht; daß ſie nur zwei Geſandte ermordet hätten, wo es doch deren drei ſein ſollten, und daß ſie auf dem Platze, wo dieſer niedergeſtürzt ſei, wohl viel Blut geſehen, aber vergeblich ſeinen Leichnam geſucht hätten.

ſeiner Verwundung durch die Szekler Huſaren herbeigezogen werden. Wir haben uns in erſter Linie an ſeine eigene Ausſage und deren authentiſche Beſtätigung durch die Augenzeugen bei dem Überfalle und nach ſeiner Rückkehr nach Raſtadt zu halten, und dieſe ſind durch die bei den Haaren herbeigezogenen Einwände Böhtlingks in keiner Weiſe erſchüttert. Die Ausſage der Frau Roberjot*) ſpricht ebenfalls zu Gunſten der Ausſagen Debrys. Sie hat dieſen erſt am Tage der Abreiſe nach Selz und bei der Einſchiffung in Plittersdorf wiedergeſehen.

„Ich erblickte", erzählt ſie, „den Bürger Debry, der mich unter Thränen umarmte; er befand ſich in einem bedauernswerten Zuſtande." Aber das paßt ſchon wieder nicht in das Syſtem, und folglich wird dieſe Deklaration ohne die Angabe irgend eines Grundes (S. 398) durchweg für eine Fälſchung erklärt: gewiß ein wohlfeiles Verfahren, bei dem aber in der That alles aufhört. Was dann noch weiterfolgt, ſoll nicht etwa die Stelle ſolcher Gründe erſetzen. Debry habe es ſo einzurichten verſtanden, heißt es, daß er mit Frau Roberjot nicht „konfrontiert" wurde. Wer hätte denn darauf dringen ſollen? Eine Kriminalunterſuchung, bei welcher ſolche Konfrontationen vorgenommen zu werden pflegen, war ja nicht eingeleitet, und ein Verdacht, wie Böhtlingk ihn ſo nachdrücklich vorträgt, war in Raſtadt ja noch gar nicht aufgetaucht. — Als gleich unhaltbar ergiebt ſich, was Böhtlingk von dem ſpäteren Benehmen der Frau Roberjot und dem angeblich in ihr gegen Debry als Mörder ihres Gemahls erwachten Verdachte vorbringt. Welches ſind ſeine Gewährsmänner? Einmal wieder ein royaliſtiſcher Agent und dann wieder der Bericht der preußiſchen Geſandtſchaft, ſo heißt es wenigſtens im Texte (S. 398), aber in der Anmerkung macht Böhtlingk die Mitteilung, daß die von ihm angezogene Depeſche nicht von dem preußiſchen Geſandten (d. h. ſelbſt) herrühre, „ſondern von einem gewiſſen Roux, deſſen Berichte er (der Geſandte) den ſeinigen öfter beigelegt hat und die bisher von denen des Geſandten ſelbſt, mit denen (!) ſie im Archiv zuſammenliegen, nicht unterſchieden worden ſind." Prächtig! Warum unterſcheidet ſie denn aber Böhtlingk, dem, wie er in der Anmerkung ſelbſt ſagt, dieſe Aufklärung durch Paul Bailleu rechtzeitig geworden, ebenfalls nicht? Oder ſoll der Bericht dieſes gewiſſen Herrn Roux, von dem wir aber ſonſt nichts erfahren, dieſelbe Beweiskraft haben wie ein Bericht der Geſandtſchaft ſelbſt? Überhaupt, was wir auf Seite 308 und 309 bei dieſer Gelegenheit alles zu hören bekommen, überſteigt das Maß des Erträglichen. So heißt es unter anderem: In Paris angelangt, erklärte ſie (nämlich Frau Roberjot)

*) Bei Häberlin a. a. O. S. 233—236.

jedem, der es hören wollte, daß Jean Debry und Genossen die Mörder ihres Mannes seien!? Was für eine Quelle hat Böhtlingk für diese Erzählung? Gewiß eine ganz lautere, weil er sie in voller Sicherheit und ohne allen Vorbehalt vorträgt. Gott bewahre, irgend ein ungenannter „royalistischer Agent" drückt sich in seinem Berichte nach London so aus, und Böhtlingk setzt es als eine ausgemachte, unanfechtbare Thatsache in den Text seiner Darstellung. Ganz ähnlich verfährt er mit der Erzählung Ernst Moritz Arndts, der als junger Mann in Paris der offiziellen Totenfeier beiwohnte, die im gesetzgebenden Körper den beiden ermordeten Kongreßgesandten, Bonnier und Roberjot, veranstaltet wurde, und von welcher er eine etwas karikierte Schilderung giebt.

Nun hat bereits Hüffer jenen Bericht Arndts berichtigt und gezeigt, daß Debry gar nicht so renommistisch gesprochen haben kann, ohne seine eigenen früheren Aussagen zu verleugnen, und daß der betreffende Bericht des Moniteur über jene Frage ganz anders und den bewiesenen Thatsachen entsprechend gehalten sei; Hüffer giebt diese Berichtigung gerade auch im Hinblick auf die Wunden, die Debry bei dem Überfalle wirklich erhalten hat*). Böhtlingk kennt das erwähnte Buch von Hüffer recht gut und beruft sich wohl auch sonst darauf, aber in diesem Falle nimmt er keine Notiz davon, während es im Interesse seiner Hypothese und der gegen Debry erhobenen Verdächtigung durchaus nahe gelegen hätte, daß er es that, und jenen Einwand Hüffers gegen die Erzählung Arndts so viel als möglich entkräftete, wenn er ihn gelten lassen wollte. Statt dessen strengt er sich an, Arndt, der in Debry doch nur einen Falstaff sehen wollte, der mit seinen nächtlichen Heldenthaten prahlte, zu überbieten und sich durch den „wahnwitzigen Prahler" zugleich an Macbeth erinnern zu lassen, der einen „zitternden Mörder zu bergen scheint." Um seinen Verdacht gegen Debry weiterhin zu unterstützen, beruft sich Böhtlingk (S. 482) auf einen Brief, den derselbe an den Vater von Hans von Gagern, dem er in Rastadt näher getreten war, geschrieben, und worin er ihn, wie wenigstens der Verfasser hinzufügt, eventuell um eine Zuflucht gegen seine Landsleute, die ihm nach dem Leben trachteten, bat**).

Aus diesem fraglichen Briefe zieht Böhtlingk den Schluß, daß die Überzeugung, „daß Jean Debry selbst bei der Ermordung seiner Kollegen als Werkzeug gedient habe", zur Zeit in Frankreich so verbreitet war, daß er sich dort seines Lebens nicht mehr sicher fühlte. Bei der Raschheit,

*) Hüffer, Der Rastatter Kongreß. 2. Teil S. 332 Anm. 3.

**) S. 403 Anm. 1 wiederholt sich der Irrtum, daß Debry Präfekt in Dijon gewesen sei.

mit welcher der Verfaſſer ſeine Schlüſſe zu ziehen liebt, dürfte es doch ratſam ſein, uns nach dem Briefe, auf den er ſich in dieſem Falle beruft, etwas genauer umzuſehen. Leider aber liegt dieſer Brief nicht vor, weder im Orignal noch in einer Abſchrift! Von dem in Frage ſtehenden Schreiben Debrys an den älteren Gagern haben wir einzig und allein Kunde durch Lehrbach, der Debrys Freund nicht war, ſo wenig als dieſer der ſeinige. Lehrbach berichtet darüber in einem Briefe an Thugut (vom 21. Juli 1799), aber auch dieſer Brief Lehrbachs liegt nicht in ſeinem ganzen Wortlaute vor, und Helfert, der jene angebliche Stelle daraus anführt, hat ihn nicht im Original, ſondern nur im Konzept geſehen. Doch mag dem ſo ſein! Lehrbach ſchreibt alſo: „Dieſer Exbevollmächtigte Frankreichs (nämlich Debry) hat aus Paris an Gagern geſchrieben, daß er vielleicht bald in die Lage verſetzt ſein würde, die Hülfe der Freundſchaft, die er ihm in Raſtadt bezeigt, in Anſpruch zu nehmen; daß er in Gefahr ſei, das Opfer der zur Zeit in Paris thatſächlich herrſchenden Faktion zu werden, und daß er in dieſem Falle zu entkommen verſuchen und mit ſeiner Familie bei ihm eine Zufluchtsſtätte ſuchen werde“ *).

Wir wollen nun annehmen, daß der von Lehrbach angeführte Brief Debrys an Gagern wirklich das ſagt, was ihn Lehrbach ſagen läßt: liegt darin wirklich das, was Böhtlingk herausliest oder hineinlegt? Hat man ein Recht oder liegt die Notwendigkeit vor, die betreffende Stelle ſo zu interpretieren, wie letzterer thut? Gewiß, Debry ſagt, wenn Lehrbach ſeine Worte richtig wiedergiebt, daß ſeine Stellung in Frankreich durch die zur Zeit in Paris herrſchende Faktion bedroht ſei. Von einer Bezugnahme auf den Raſtadter Geſandtenmord iſt aber mit keiner Silbe die Rede. Der fragliche Brief Debrys wird etwa Anfang Juli (1799) geſchrieben ſein, da Lehrbach am 21. Juli desſelben Jahres ihn erwähnt. Es käme nun vor allem darauf an, zu beſtimmen, was wir unter der zur Zeit herrſchenden Faktion zu verſtehen haben, ehe wir weitere Schlüſſe aus jenen Worten ziehen. Böhtlingk hat nicht für notwendig gehalten, uns darüber aufzuklären oder ſeine Meinung zu ſagen, ehe er jenen Schluß aus jenen Worten zog. Seit dem 30. Prairial war aber die Partei Sieyes' am Ruder, die mit den Bonapartiſten, wie der Verfaſſer ſelbſt vermutet, Fühlung hatte. Da nun, nach Böhtlingk, Debry im Ein-

*) Helfert a. a. O. S. 328 Anm. 142: „Cet explénipotentiaire français vient d'écrire de Paris au Baron de Gagern ... qu'il sera peut-être bientôt dans le cas de reclamer les secours de l'amitié qu'il lui avait temoignée à Rastadt; qu'il était exposé à devenir la victime de la faction actuellement dominante à Paris, et qu'alors il tâcherait de s'échapper et de venir lui demander un asile avec sa famille.“

vernehmen mit dieſen und ihrem Haupte den Geſandtenmord in Raſtadt beſorgt hat, ſo werden ſie ihm doch jetzt nicht ſchnöderweiſe die guten Dienſte mit Undank gelohnt haben? So müßte jener Brief, den wir nur durch Lehrbachs Vermittlung kennen, vor dem Sturze Treilhards und Genoſſen geſchrieben ſein. Das will aber auch nicht recht ſtimmen, denn gerade noch unter der Herrſchaft dieſer Faktion (am 8. Juni) iſt jene offizielle Totenfeier ſeiner beiden Kollegen begangen worden, bei welcher Debry eine Hauptrolle ſpielte und mit gefeiert wurde, und ſo ſchnell kann doch die Stimmung in den zur Zeit „herrſchenden" Kreiſen nicht umgeſchlagen haben. Wir bedauern daher aufrichtig, daß Böhtlingk uns ſeine Anſicht über das, was er unter der damals „herrſchenden Faktion" verſteht, nicht mitgeteilt hat, ferner daß wir das Datum des Schreibens Debrys an Gagern nicht kennen und endlich und vor allem, daß das Schreiben ſelbſt nicht vorliegt. Wie jetzt die Akten liegen, können wir nicht umhin, dem Verfaſſer das Recht zu beſtreiten, das durch Helfert mitgeteilte Fragment des Lehrbachſchen Briefes zu interpretieren, wie er es gethan hat.

Böhtlingk will ferner auch den Angaben Debrys über ſeine durch die Szekler Huſaren erlittene Ausplünderung die Glaubwürdigkeit abſprechen. „Er (Debry) ſelbſt", heißt es S. 397, „erzählt bald, wie ihm Ringe und Ohrgehänge abgezogen worden ſeien, bald wie er ſie ſelbſt in Sicherheit gebracht hatte." Wo, fragen wir, erzählt Debry, daß ihm „Ringe und Ohrgehänge" abgezogen worden ſeien? In dem Schreiben an Talleyrand (d. Straßburg 12. Floreal, bei Häberlin a. a. O. S. 119) ſagt er in Betreff ſeiner Ausplünderung bei Gelegenheit des Überfalles weiter nichts, als daß die angreifenden Szekler Huſaren ihn „durchſucht und gründlich ausgeplündert" hätten (je suis fouillé et depouillé de tout ce que je portais); und ebendasſelbe iſt Bonnier und Roberjot vor ihrer Niedermetzelung widerfahren. Davon, daß ihm auch „Ringe und Ohrgehänge abgezogen" worden ſeien, ſpricht Debry mit keiner Silbe; dazu wäre ein vorausgehendes „Durchſuchen" ja auch nicht nötig geweſen. In dem narré fidèle (ebd. a. a. O. S. 123 ff.), wo Debry ebenfalls von der widerfahrenen Ausplünderung redet, iſt wieder nichts von den ihm abgezogenen „Ringen und Ohrgehängen" zu leſen. Dagegen erzählt Debry eben hier (S. 93*), daß er in dem Gehölze, in das er vom Schauplatz des Überfalles aus geflüchtet war, als es zu tagen begann, ſich ſelbſt der Ohrringe und des Ringes am Finger entäußert habe, weil er befürchtet, die umherſtreifenden Szekler Huſaren möchten ihn finden und,

*) Je retirai mes boucles d'oreilles et l'anneau que j'avais au doigt etc. Ohrgehänge wird Debry ſchwerlich getragen haben.

indem ſie ihm dann gewaltſam abnahmen, was er noch Wertvolles an ſich trug, verſtümmeln: eine Befürchtung, die nach allem Vorausgegangenen nahe genug lag. Böhtlingk mag dieſer Korrektur ſeiner Darſtellung gegenüber ſelbſt entſcheiden, ob er ein Recht hatte, der Angabe Debrys über die ihm widerfahrene Ausplünderung die Glaubwürdigkeit abzuſprechen. Was er weiter noch hinzufügt, macht ſeine Sache nicht beſſer. Der „Authentiſche Bericht" erzählt (S. 19 der Ausgabe von 1869), die Frau Debry habe bei der definitiven Abreiſe von Raſtadt — am Tage nach dem Überfalle — dem badiſchen Miniſter von Edelsheim eine Rolle mit 100 Louisd'or für die Armen der Stadt eingehändigt. Dagegen berichtet Böhtlingk, Debry ſelbſt habe das gethan. Wenn nun auch wenig darauf ankommen mag, ob Debry oder ſeine Frau jenes Geſchenk gemacht, warum dem Manne zuſchreiben, was eben doch die Frau gethan. Freilich, die Verdächtigung der Ausſage Debrys über die ihm widerfahrene Ausplünderung wird glaubwürdiger, wenn man hört, daß er nachträglich noch eine ſo große Summe für einen bloßen Akt der Großmut übrig hatte. Aber gerade darum halten wir an den Worten des authentiſchen Berichtes feſt, daß Frau Debry jenes Geſchenk gemacht hat. Es hat niemand ein Recht, die in Rede ſtehende Ausſage des authentiſchen Berichtes in dieſer Weiſe abzuändern. Schade daher, daß Böhtlingk, der ſonſt den Angaben des „Authentiſchen Berichtes" in viel wichtigeren Fragen, z. B. von der Verwundung Debrys keinen Glauben ſchenkt, gerade in dem Falle, in welchem er ſich auf ihn beruft, ihn ſo flüchtig geleſen hat! Er will aber ſelbſt in der weiteren Erzählung des „Authentiſchen Berichtes", daß Debry, ehe er am 29. April in Plittersdorf den Nachen beſtieg, der ihn und die Seinigen nach Selz hinüberführte, die ſie geleitende militäriſche Eskorte mit einem „Douceur" bedachte, einen Beweis für ſeinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit der ihm widerfahrenen Ausplünderung finden, als wenn ſelbſt für den Fall, daß auch ſeine Frau ebenfalls ausgeplündert worden war, Debry in Raſtadt ſich nicht die Mittel für die Rückreiſe bis Selz oder Straßburg hätte verſchaffen können. Und nun gar eine ſolche Lumperei wie jenes „gute Trinkgeld"!

Debry erzählt ferner in ſeinem narré fidèle, als er ſich morgens endlich entſchloſſen habe, nach Raſtadt zurückzugehen — er konnte doch nicht nach wie vor im Gehölze verbleiben und mußte irgend einen Entſchluß faſſen — ſeien ihm im offenen Felde zwei Bauern begegnet, die von ſeinem Ausſehen betroffen, ihn teilnehmend in die Mitte nahmen und nach Raſtadt geleiteten. Dieſe zwei Bauern, ſetzt er hinzu, ſeien hinterdrein, als die von ihnen ihm bezeigte Teilnahme ruchbar geworden, ergriffen und in das Standquartier der Szekler Huſaren abgeführt worden.

Böhtlingk macht ſich über dieſe in der That höchſt ſimple Erzählung als über eine Erfindung Debrys luſtig und und ſpricht von den „unauffindbaren“ Bauern. Wozu ſolche ſcherzhafte Verdächtigungen in einer ſchließlich doch ernſthaften Sache? Warum erſcheinen dieſe zwei Bauern Böhtlingk „unauffindbar“? Wer hat denn überhaupt nach ihnen geſucht und ſie nicht gefunden? In Muggenſturm oder Gernsbach wären ſie ſicher zu finden geweſen, wenn ſie jemand geſucht hätte. Erzählt doch auch ein anderer Zeuge, daß ein Raſtadter Bürger, der Debry nach ſeiner Rückkehr nach Raſtadt eine ähnliche Gefälligkeit erwies, eine ähnliche Behandlung erfahren hat*). Der Verfaſſer wird freilich folgerecht auch dieſe Nachricht für eine Erfindung erklären, indes wird nun wohl klar geſtellt ſein, mit welchem Rechte er alles, was nicht zu ſeinem Vorderſatze ſtimmt, für Fiktionen und Schwindeleien erklärt.

Böhtlingk findet ferner auffällig, daß Debry bei ſeiner Rückkehr nach Raſtadt unerkannt, beziehungsweiſe ungehindert die Thorwache, die aus Szekler und badiſchen Huſaren beſtand, habe paſſieren können. Er will, fürchten wir, andeuten, daß das nur unter der Vorausſetzung eines Einverſtändniſſes zwiſchen Debry und den Szekler Huſaren denkbar ſei. Die Widerlegung dieſer Vorausſetzung dürfen wir nach unſeren früheren bezüglichen Erörterungen uns wohl erſparen; wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir annehmen, daß von allen, die ſich mit dem Raſtadter Ereigniſſe näher beſchäftigt haben, heutzutage außer Böhtlingk, die wenigſten ein ſolches Einverſtändnis für möglich halten. Daß Debry die Thorwache unaufgehalten paſſieren konnte, läßt ſich aus der Menſchenmenge, die auf den Beinen war, und aus der Thatſache, daß er nach ſeinem damaligen Ausſehen eher einem Bauern als dem vermißten franzöſiſchen Kongreßgeſandten ähnlich ſah, unſchwer begreifen.

Und nun aber noch ein Einziges, das aber ein für das beſprochene Verfahren in hohem Grade charakteriſtiſch iſt! Der Verfaſſer verſichert (S. 403), Roſenſtiel, der Sekretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft, habe in ſeinen protokollariſchen Ausſagen angegeben, auch er ſei von den Szekler Huſaren aus ſeinem Wagen, in welchem er mit ſeinem Bedienten fuhr, gewaltſam herausgezerrt und ausgeplündert worden, während die übrigen Ausſagen der Beteiligten ausſprechen, daß ihm nichts derart widerfahren und es ihm im Getümmel des Überfalls gelungen ſei, unbehelligt zu entwiſchen und nach Raſtadt zurückzueilen. Alſo ein Mitſchuldiger Debrys, der durch die Unvereinbarkeit ſeiner und der fremden Ausſagen entlarvt iſt! Wir bedauern, dem erwidern zu müſſen, daß Böhtlingk im Eifer des Gefechtes auch in

*) Ausſage des Vincent Leublin bei Häberlin a. a. O. S. 154.

dieſem Falle ſich wieder auf einem recht argen Verſehen betreffen läßt. Die gedachte protokollariſche Ausſage Roſenſtiels (bei Häberlin a. a. O. S. 141 ff.) ſpricht mit keinem Worte davon, was ihn der Verfaſſer ſagen läßt, und ſtimmt mit den Angaben der übrigen Zeugen vollſtändig überein; dagegen erzählt der Sekretär Jean Debrys, Belin, in Bezug auf die ihm widerfahrene Behandlung genau das, was nach Böhtlingk Roſenſtiehl nach ſeiner Ausſage begegnet ſein ſoll*).

Mit anderen Worten, Böhtlingk verwechſelt die beiden Sekretäre, den Geſandtſchaftsſekretär und den Privatſekretär Jean Debrys, zwei, ſoviel wir ſehen können, auch ſonſt recht verſchiedene Perſönlichkeiten. Der von ihm ſo unbillig verdächtigte Geſandtſchaftsſekretair Roſenſtiel war ein durchaus anſtändiger und achtungswerter Mann, und hat es keineswegs verdient, in dieſer Weiſe behandelt zu werden (vgl. über ihn den „Neuen Nekrolog der Deutſchen", Jahrg. 1826, Ilmenau 1827). Wie übereilt er mit einem notoriſch rechtſchaffenen Mann wie Roſenſtiel, der das Unglück hat, in die Schußweite ſeiner Verdächtigungsmanie zu geraten, umzugehen liebt, dafür giebt er uns zum Überfluß noch eine andere Probe. Roſenſtiel hat ausgeſagt, daß vierzehn Tage nach dem Überfalle ein Bündel der bei dieſer Gelegenheit geraubten und von den Franzoſen vermißten Geſandtſchaftspapiere von den öſterreichiſchen Vorpoſten den franzöſiſchen zugeworfen worden ſei. Anſtatt nun zu unterſuchen, ob dieſe Angabe zu dem ſtimmt, was wir ſonſt über das Schickſal des gedachten Geſandtſchaftsarchivs wiſſen — und es ſtimmt — ſetzt Böhtlingk (S. 416 Anm.) unbedenklich hinzu: „Dieſes ſieht zu ſehr nach einer Farce aus, die Jean Debry und er (d. h. Roſenſtiel) ſelbſt inſceniert hatten". Dieſe wenig würdige und höchſt unſchickliche Inſinuation dürfte angeſichts der von uns nachgewieſenen Verwechſelung Roſenſtiels mit Belin, die ſich Böhtlingk zu Schulden kommen läßt, jeden Wert verlieren.

Jedoch, sat prata biberunt! Böhtlingk wirft zwar S. 407 noch die Frage nach den Motiven auf, „die Jean Debry und Genoſſen zu einer ſo unerhörten Greuelthat beſtimmen konnten", und beantwortet ſie zunächſt mit der Hinweiſung auf „Beſtechung mittels Geld und Parteileidenſchaft". Es iſt nicht unſere Abſicht, Böhtlingk auf dieſem Wege zu folgen. Da wir vorläufig der Hoffnung leben, den Nachweis erbracht zu haben, daß Debry den ihm zugeſchriebenen Frevel nicht begangen hat, ſo wäre eine Erörterung der Motive, die ihn dazu beſtimmt haben können, ein überflüſſiges Beginnen; über ſeinen angeblichen „Genoſſen" hat ſich der Ver-

*) Die Stelle über Roſenſtiels bezügliches Erlebnis ſ. bei Häberlin a. a. O. S. 142; die Belin betreffende S. 147—158.

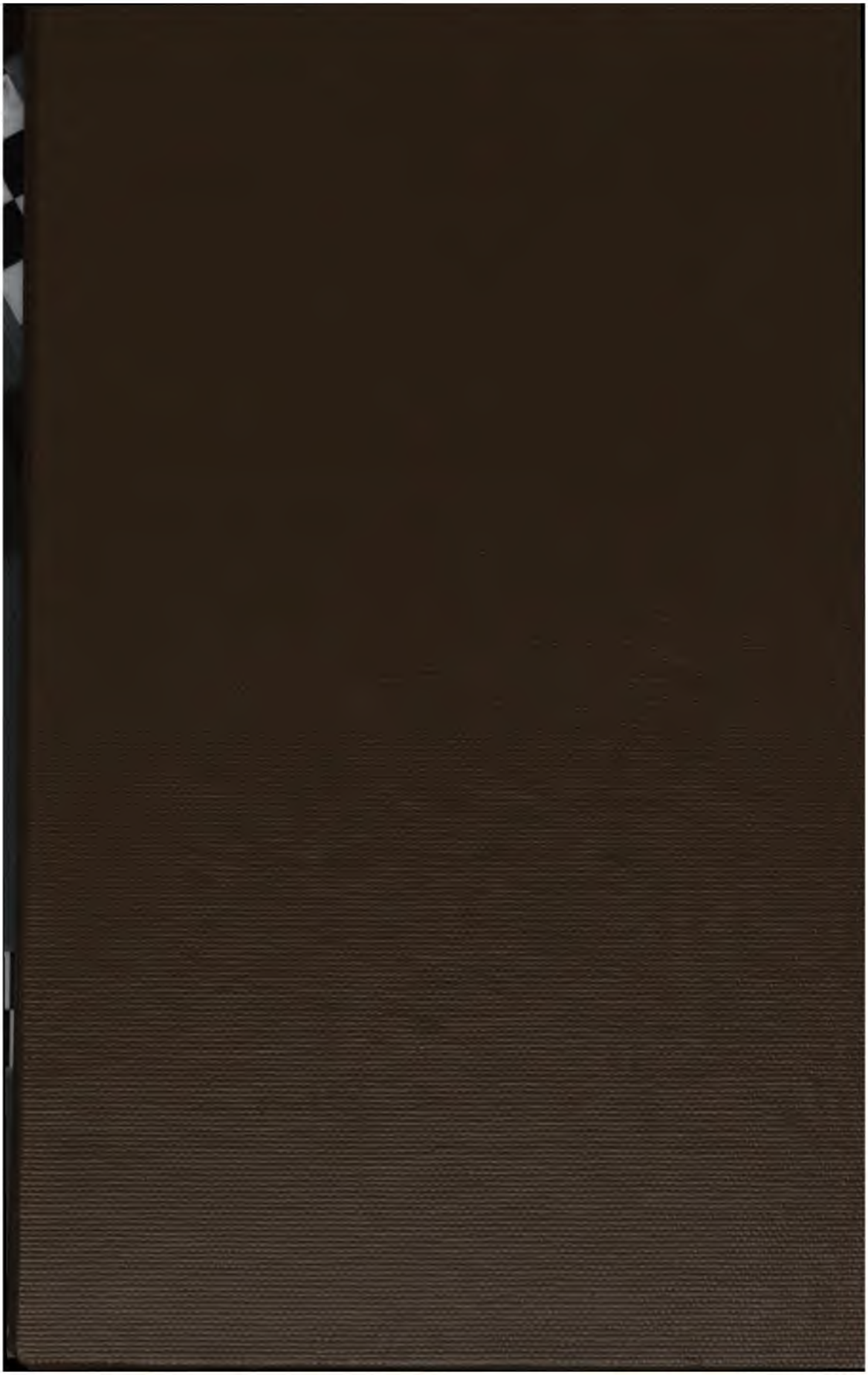
faſſer, wenn wir von Roſenſtiel abſehen, ohnedem niemals näher ausgeſprochen. Doch wollen wir nicht unterlaſſen hervorzuheben, daß Böhtlingk auch in dieſem Falle wieder in durchaus unſtatthafter Weiſe mit Redensarten wie „wahrſcheinlich", „wie es ſcheint", „es iſt ſehr wohl denkbar", „wenn auch zur Zeit urkundlich nicht erweisbar" operiert, wo wir auf geſicherte Thatſachen geſtützte Beweiſe zu erwarten ein Recht haben. —

Nach allem hätte der Verfaſſer wohl beſſer gethan, den Verſuch, Bonaparte für den Geſandtenmord verantwortlich zu machen, den Franzoſen zu überlaſſen. Hüffer hat in ſeinem erwähnten Buche vor nicht langer Zeit vor einem ſolchen Beginnen nachdrücklich genug gewarnt. Wenn ein Mann wie Lanfrey in ſeiner berühmten Anklageſchrift gegen Napoleon — denn dieſe Bezeichnung dürfte man ſeinem bekannten Werke nicht mit Unrecht geben — nicht auf jenen Verdacht verfallen iſt, wie mochte ein deutſcher Forſcher mit ſo unzureichendem Beweismaterial ein ſolches Experiment auf ſich nehmen und ſeinen Scharfſinn für eine Hypotheſe einſetzen, die er, ſtatt mit glaubwürdigen Zeugniſſen und unumſtößlichen Thatſachen, meiſt mit nur immer wieder neuen Hypotheſen zu ſtützen ſich genötigt ſah? Der Vorwurf, den Böhtlingk (S. 410) auf den „Authentiſchen Bericht" ſchleudert, daß er „auf Grund völlig unzureichender Thatſachen dem Urteil vorgriff", ließe ſich, fürchten wir, gar leicht auf ſeine eigene Ausführung anwenden, wenn gegenüber den Ergebniſſen der bezüglichen neueſten Unterſuchungen deutſcher Forſcher von einem „Vorgreifen" noch die Rede ſein könnte. Dieſe neueſten Unterſuchungen und der authentiſche Bericht, zwiſchen welchen acht Jahrzehnte liegen, ſtehen ſich aber in den Endergebniſſen immerhin beträchtlich näher als Böhtlingk mit ſeiner Hypotheſe. Und haben wir Deutſche nach Böhtlingk bis zum heutigen Tage den Geſandtenmord als einen Schandfleck in unſerer Geſchichte verzeichnet, ſo fürchten wir, daß ſein Experiment uns von dieſem Makel ſchwerlich befreien wird. Aber vielleicht ſteht es trotz alledem nicht ſo ſchlimm um uns Eine Greuelthat, die Szekler Huſaren verübt haben, kann unſerer nationalen Ehre kaum etwas anhaben; und ſtanden ja, was wir nicht zu entſcheiden wagen, noch andere rechtsrheiniſche Kräfte hinter ihnen, ſo müßte ihr deutſcher Charakter vor allem erſt feſtgeſtellt ſein. Und ſelbſt in dieſem Falle hätte der geſchichtliche Forſcher ſich an einen anderen noch höheren Grundſatz zu erinnern: Die Wahrheit über Alles!

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

59 329ST2 53 005 BR 3 7029

CT 1053 .W43 1898 C.1
Vortrage und Abhandlungen /
Stanford University Libraries
3 6105 040 912 045

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004